# Historisch-politische Blätter

für das

# katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1891

Erster Band.

# Historisch-politische

# Blätter

für das

## katholische Deutschland

herausgegeben

von

**Edmund Jörg** und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

**Hundertundsiebenter Band.**

München 1891.
in Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

# Inhaltsverzeichniß.

## I.

# Neujahr 1891

eröffnet das letzte Jahrzehnt des Jahrhunderts, was wird das Jahr uns bringen? Alle Welt seufzt im Stillen nach endlichen Entscheidungen, denn je später, desto schlimmer. Soll erst das nächste Jahrtausend sie bringen, dann wäre das bekannte Wort „republikanisch oder kossakisch" noch viel zu wenig gesagt. Es lastet ein dumpfes Gefühl auf allen Parteien, außer der des Umsturzes. Wer hätte vor zwanzig Jahren geglaubt, daß heute schon selbst der National-liberalismus den Kopf hängen lassen würde? „Damals lag es über Deutschland wie heller Sonnenschein, und alle Strömungen des öffentlichen Lebens rauschten kräftig und laut wie die Bergwasser im Frühling. Das ist aber schon lange her. Bereits breitet sich über jene jugendschöne Lage ein leichter Schleier des Vergessens. Die Todten reiten schnell. Kurz und gut, es sind häßliche Zeiten."[1])

Wohl ist es überall aufgefallen, daß der junge Kaiser selbst in seiner denkwürdigen Rede vom 4. December vor der Berliner Schulconferenz einen ganz ähnlichen Ton angeschlagen hat. „Der letzte Moment, wo unsere Schule noch für unser ganzes vaterländisches Leben und für unsere Entwicklung maßgebend gewesen, ist in den Jahren 1864,

---

1) „Bürgerthum und Socialismus" in der Münchener „Allg. Zeitung", Beilage vom 19. November 1890.

1866 und 1870 gewesen. Mit dem Jahre 1871 hat die Sache aufgehört; das Reich ist geeint, wir haben, was wir erreichen wollten, und dabei ist die Sache stehen geblieben". Gewiß sieht der hohe Herr zu schwarz, wenn er meinte: „jetzt schon, in der kurzen Zeit, seit der das Reich besteht, entwickelten sich centrifugale Tendenzen". Aber so viel ist sicher, daß das Zauberwort „national", mit dem Fürst Bismarck alle seine Geschäfte machte, nicht mehr zieht.

Es muß sich doch Jeder, der eine Zeitung liest, sagen, daß durch das neue Reich zwar Preußen groß geworden, das Deutschthum aber an Boden verloren hat und fortwährend verliert. Von den seitdem mit Gewalt russificirten Ostseeprovinzen, altes Lutherland, gar nicht zu reden, gewinnen die Slaven in Oesterreich mehr und mehr die Oberhand über die acht Millionen deutscher Stammesgenossen. Als wir noch „großdeutsch" waren, sind wir viel „nationaler" gewesen. Unbeabsichtigt war es eine traurige Seite an dem kaiserlichen Worte: „Mit Helgoland sei das letzte Stück deutschen Bodens zurückgewonnen". Aber es liegt auch vor Jedermanns Augen, daß die „nationalen" Thaten jener drei Jahrgänge überhaupt nur neue Krisen hervorgerufen haben, eine Entscheidung aber in keiner Weise endgültig herbeigeführt oder auch nur vorbereitet werden konnte.

„An Stelle des Kanzlerabsolutismus haben wir jetzt wieder ein kaiserliches Regiment": hat vor Kurzem ein rheinischer Centrums-Abgeordneter einer Versammlung in Aachen zugerufen; und selbst ein Mann, wie der ehemalige Hofprediger Stöcker, hat die Zuträger jenes Gewaltherrschers als Leute bezeichnet, „die von der Pflege des Byzantinismus, von geschäftsmäßig betriebener Kriecherei und Heuchelei leben". Einer solchen Gefolgschaft bedurfte aber der entlassene Kanzler, um die rath- und thatlose Klemme zu verbergen, in der er sich Angesichts aller der großen Krisen befand, der politischen, der volkswirthschaftlichen und der socialen, die alle drei wie Ursache und Folge miteinander

verbunden sind und auch miteinander ihre Entscheidung finden müssen.

Thatsächlich stand der Kanzler längst am Ende seines Lateins, als er sich noch zu einer That aufraffen wollte, indem das Socialistengesetz durch Einfügung eines Expatriirungs-Paragraphen dem Jesuitengesetz ebenbürtig gemacht werden sollte. Die conservative Partei wäre auch so weit noch mitgegangen; als der junge Kaiser es aber vorzog, das Gesetz nach 12jähriger Wirksamkeit erlöschen zu lassen, da brach ihr Hauptorgan in hellen Jubel aus. „Dreißig kostbare Jahre sind mit der politischen Behandlungsweise einer Frage, die in ihrer Eigenart gewürdigt seyn will, nutz- und erfolglos vollbracht. Nunmehr ist die Aera der einseitigen Politiker definitiv abgeschlossen; für politische Experimente und Schachspielereien ist kein Raum mehr. Ist der Altmeister dabei mattgesetzt worden, so wird Pfuschern und Bönhasen wohl kein anderes Loos beschieden seyn“. [1])

Das hochpolitische Schachbrett hatte ebenso den Dienst versagt. Bei allen seinen Wagehalsigkeiten war der Kanzler von der Zuversicht getragen, daß ihm Rußland stets zu Willen seyn würde. Solange ihm nicht ein kaiserliches Patentschloß vor den Mund gelegt war, hat er noch in seinen Friedrichsruher Redereien dargelegt, daß und warum ihm die große Orientfrage „Hekuba“ war. Als er sich in Rußland unwiderruflich getäuscht sah, da war der gepriesene Diplomat ein hülfloser Mann. Der Kriegsminister trat ausschließlich in die Bresche, auf wie lange?

„Die auswärtige Politik ist langweilig geworden“: hat Hr. Richter kürzlich im Reichstag gesagt. Ja, freilich, weil ihre Leitung längst nichts mehr zu offenbaren vermag; aber ihre Folgen sind um so unterhaltlicher, namentlich für die Socialdemokraten. Sie muß man hören, wie sie zu den Bauern reden von den Hunderttausenden, die ihnen vom

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 1. Oktober 1890.

Acker weg in die Kasernen commandirt werden, und zu den Arbeitern, wofür ihnen das Brod vertheuert werde. „Zuerst der Milliardensegen und die Schutzzölle und Erhöhungen der Verbrauchssteuern haben unsere Kriegsminister an den Gedanken gewöhnt, daß wir heidenmäßig viel Geld haben. Unsere Armee, und im Wetteifer damit die unserer Nachbarn, sind riesenhaft ausgedehnt worden, so daß, selbst wenn man von jeder ferneren Erweiterung absähe, schon die bloßen Aenderungen, die jeder Umschwung der Kriegstechnik nothwendig macht, jetzt in dem größten, kostspieligsten Maßstabe erfolgen müssen. Die enormen Geldmassen, die jahraus jahrein dem Kriegswesen zugewendet werden, haben aber auch das Großcapital und die Wissenschaft in einem ehedem unerhörten Maße der Kriegstechnik zugewendet und an deren steter Umwälzung interessirt. Die Regierungen selbst helfen noch mit zu Bestrebungen, das jetzt angeschaffte Material veraltet und immer wieder die Anschaffung von neuem nothwendig zu machen".[1])

Je furchtbarer die Rüstungen angewachsen sind, desto kleinlauter wurden die Thronreden über den „gesicherten Frieden". Lord Salisbury meinte heuer bloß noch: „wenigstens auf ein Jahr"; fragt man Berliner Berichterstatter, so heißt es: „Friede für den Augenblick", „sich vorbereitende Ereignisse", „jählings heranbrechende Stunde ernstester Entscheidungen". Rußland fahre fort in seinen kriegerischen Vorbereitungen gegen den Westen „in aller Stille, aber mit fast fieberhafter Eile", es „führe die weitere militärische Aufstellung mit auffallender Energie und Rücksichtslosigkeit durch". Es verfüge bereits über zwei Millionen ausgebildeter Krieger, und in 5 bis 6 Jahren werde diese Kriegslawine auf das Doppelte angewachsen seyn. So bleibe nur mehr der Trost, daß „die Frage der Umbewaffnung (mit den neuen Gewehren)

---

1) Stuttgarter „Neue Zeit. Revue des geistigen und öffentlichen Lebens". 1890. Nr. 6. S. 169.

noch viel Zeit in Anspruch nehme, so daß an eine Aktion im Augenblick, oder auch nur im nächsten Frühjahre, nicht gedacht werden könne".[1]) Bis dahin dürfte sich in Berlin wohl auch die Entscheidung darüber verzögern, ob der deutsche Vertreter in Sophia, der zugleich die russische Stellvertretung versieht, auf der Straße den erwählten Fürsten der Bulgaren durch Hutabnehmen begrüßen darf.

Genau mit der Regierungszeit des Fürsten Bismarck fällt auch der fabelhafte Aufschwung des Capitalismus und Börsianismus zusammen. Seit dem Panamacanal-Krach in Frankreich ist aber auch auf diesem Gebiete eine höchst bedenkliche Unruhe eingekehrt. Ueber eine Milliarde hat das Volk, meist kleine Leute, schon bei jenem Zusammenbruch verloren, Hunderte von Millionen hatten die Geschäftemacher gewonnen. Jüngst hat der Sturz des mehr als hundertjährigen Welthauses Baring Brothers in London den capitalistischen Todtentanz fortgesetzt. „Sie allein vermochten noch Rothschild Concurrenz zu machen; jetzt sind auch sie hinabgestiegen in die Unterwelt, und frei und ungehindert gebietet der Leviathan über die Lande."[2])

Es ist wahr: seit 50 Jahren haben die neuen Verkehrs- und Produktionsmittel das Antlitz der Erde umgestaltet, und der aus dem Credit geborne Capitalismus hat dabei seine Dienste gethan. Aber die Tausende von Millionen, welche der Militarismus verschlungen hat, haben die Staatsschulden in's Ungeheuerliche gesteigert, ohne irgend etwas dafür zu leisten und Dauerndes zu gründen, außer den dauernden Lasten kommender Geschlechter. Je mehr der Capitalismus wuchs, desto begehrlicher griff er um sich. Es ist berechnet worden, daß während jener 28 Jahre in England über 30,000 Aktiengesellschaften mit einem Nominal-

---

1) Citate aus der Münchener „Allg. Zeitung", namentlich aus der Nummer vom 27. November 1890.

2) „Berliner Volkstribüne" vom 22. Novbr. 1890.

capital von fast 75 Milliarden M. gegründet wurden, und verhältnißmäßig ebenso auf dem Festlande, von welchen die große Mehrzahl verkrachen und die Ersparnisse zahlloser Familien mit in den Abgrund reißen mußte. „Man wird es nicht begreifen, daß es der Börse gestattet werden konnte, in dieser Weise und in diesem Umfange mit dem Wohl und Wehe ganzer Völker zu spielen; freilich aber wird die volle Erkenntniß des Uebels erst nach einer Katastrophe kommen, die ihres Gleichen nicht gehabt." [1]) Heuer schon, oder erst mit dem nächsten Weltkrieg?

Und die Gesellschaft, welcher die Profite der neuen Verhältnisse zu Gute gekommen sind! „Damals lag es wie heller Sonnenschein über Deutschland", und jetzt klagte in öffentlicher Ansprache ein preußischer Militär-Oberpfarrer: „Ja, nur die Binde von den Augen! Das vaterländische Gesammtleben stellt kein schönes Bild dar. Die Religion flieht von Tag zu Tag mehr; der Unglaube führt ein entsetzliches Regiment; es weicht die gute alte fromme Art des Lebens. Die leidige Selbstsucht ist fast überall das treibende Rad der großen Volksmaschine; das herzlose Geld hat die Welt in zwei große, sich heftig befehdende Lager getheilt; Millionen von Deutschen sehen lieber heute als morgen Deutschland in Trümmer zerfallen." Kurz darauf gab Hr. de Lagarde, der ernsteste Mann, der auf einem protestantischen Katheder steht, auch einen Beitrag zur Schulreform, wieder aus den Blüthen der Bismarck'schen Aera. „Wir sind mindestens durch die letzten dreißig Jahre entwöhnt worden, ethische Fragen vom Gesichtspunkt der Ethik aus zu beantworten. Wir in Deutschland leben mitten im Bürgerkriege, der nur vorläufig noch ohne Pulver und Blei, aber dafür mit größester Gemeinheit, durch Schweigen und Verläumden, seinen Verlauf nimmt. Alles ist bei uns morsch, mit Ausnahme (vorläufig noch) des Heeres und einer sehr

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 14. Oktober 1890.

stattlichen Reihe Einzelner, die aber als einzelne nichts ausrichten können." So habe man „alle ethischen Mächte ohne eine einzige Ausnahme, auch die Monarchie, geflissentlich geknickt".[1])

Nach demselben Organe stehen sich die zwei socialen Parteiungen gegenüber einerseits „eine Kriegsgestalt mit vor Leidenschaft sprühenden Flammenaugen, eingehüllt in den Arbeitskittel des armen Mannes, zugleich mit dem Philosophenmantel einer trunkenen Wissenschaft angethan", andererseits „die naturalistische Epikuräer-Bourgeoisie aus der sogenannten guten Gesellschaft". Ende September v. Js. ereigneten sich auch in hochadeligen Kreisen zu Berlin fast gleichzeitig arge Skandale, so daß die „Germania" (24. September) Ansichts der schrecklich sich häufenden Gräuel in der Hauptstadt ausrief: „Heute verdirbt die sittliche Pest alle Volksclassen!" Nichtsdestoweniger wurde nur wenige Wochen darauf wieder eines jener „naturalistischen", allerdings mit vollen Händen in das intime Leben dieser Gesellschaft hineingreifenden Theaterstücke aufgeführt. Es trug den bezeichnenden Namen „Sodoms Ende", und fand den reichsten Beifall der Berliner Bourgeoisie. „Von dieser Gesellschaft," sagte das socialdemokratische Centralblatt, „gilt wahrlich das Wort: Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie. Sie fühlen sich in ihrer ganzen Hohlheit und Nichtswürdigkeit, in ihrer geistigen und sittlichen Misere treffend charakterisirt und carrikirt, und dazu jubeln sie noch." Das Wochenblatt der Partei bemerkte dazu: „Recht belehrend," und druckte alle die Jammerartikel der christlich-conservativen Presse ab,[2]) wie denn überhaupt das Thun und Treiben dieser höheren Schichten für die socialdemokratische Propaganda die reichlichsten Handlangerdienste versieht.

Der junge Kaiser ruft nach allen Seiten zum „Gefecht

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 6. August, 17. Oktober und 9. Nov. 1890.

2) Berliner „Volkstribüne" vom 29. Novbr. 1890.



gegen die Socialdemokratie". Aber wo ist das „gebildete Bürgerthum", das mit seiner geistigen Gesammtrichtung, der liberalen nämlich, die social-politische Entwicklung der letzten Jahrzehnte beherrscht hat, im Kampfe zu finden? Nirgends trägt es seine Haut zu Markt, aber um so sehnsüchtiger blinzelt es nach dem Polizeigesetz des alten Kanzlers, und um so entrüsteter wirft es sich für die Erhaltung des Jesuitengesetzes in die Schanzen. Diesem „gebildeten Bürgerthum" müßte ja doch die Bekehrung der Verirrten am leichtesten sein, da beiden dieselbe Weltanschauung gemeinsam ist. Warum sollte denn jene „Wissenschaft", die nach wie vor als Sturmbock gegen die Kirche in Thätigkeit ist, gerade gegen die Socialdemokratie nicht um so mehr ihren Dienst thun müssen? Und wenn nicht, warum trifft man an entscheidender Stelle nicht endgültig seine Wahl? Das neue Jahr wird's zeigen!

Das alte schließt unter dem Gewühle eines Kampfes angeblich um den „confessionellen Frieden". Aber durch wen und seit wann ist dieser Friede denn gestört? Seit wann hat man es gewagt, deutschen Staatsbürgern die verfassungsmäßig verbrieften Rechte zu entziehen? „Erst mußte das Reich unter Dach seyn": hat Lasker damals in öffentlicher Reichstagssitzung gesagt. Es ist jetzt am König von Preußen zu befehlen: Nein, dazu ist das Reich nicht geworden! Aufzuschieben ist die Entscheidung nicht, und daß sie so erfolge, ist nicht nur ein Gebot der Gerechtigkeit, sondern auch der staatsmännischen Klugheit. „Solche Streitigkeiten, und dazu noch eine Umsturzpartei von der Stärke unserer Socialdemokratie, das hält kein Staat und keine Nation auf die Dauer aus." [1])

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 17. Decbr. 1890.

## II.

# Der russische Markt.

Eine weltwirthschaftliche Umschau.

Der Ruhm des Fürsten Bismarck ist schon bei dessen Lebzeiten so groß gewesen — nicht ganz ohne seine eigene Mitwirkung bei dessen Proklamirung — daß der Nachwelt wenig hinzuzufügen bleiben wird. Doch will ich dem gestürzten Staatsmanne keine Steine nachwerfen, wenn ich auch das letzte Verdienst, welches er sich durch seine Lobredner anrühmen ließ, Europa einen zwanzigjährigen Frieden erhalten und dessen weitere Dauer vorbereitet zu haben, auf die Bedeutung dieser Thatsache für uns prüfen muß: Nutzt ein solcher Friede uns wirklich oder macht er unsere Kraft im Vergleich mit Anderen schwächer? Ich werde durchaus ohne Voreingenommenheit unsere Lage im Verhältniß zu unseren Nachbarn prüfen, um zu ermitteln, ob wir relativ stärker oder schwächer durch diesen zwanzigjährigen Frieden geworden sind, und werde dabei die rein äußerlichen Machtverhältnisse zwar voranstellen, doch nur leicht berühren, um länger bei der Würdigung volkswirthschaftlicher Evolutionen zu verweilen, welche sich ziemlich regelmäßig nach eigenen Gesetzen entwickeln und also ein Urtheil auf ihre Wirkung eher gestatten, als politische Ereignisse, in denen das persönliche Element und das, was die Welt Glück und Zufall nennt, mehr in's Gewicht fällt.

Das ruhigste, von keinerlei Chauvinismus getrübte Urtheil über die Weltpolitik habe ich um das Jahr 1880, als die Wunden von Sedan doch daselbst noch nicht vernarbt waren, in Frankreich bei einem damals fast achtzigjährigen großen Gelehrten, Ingenieur und hohen Staatsbeamten, Herrn F. Le Play, gefunden. Er beklagte auf's Tiefste die Spaltungen, an denen Europa noch damals in Folge der Kriege von 1859 bis 1871 litt und die man an die Namen Bismarck-Napoleon III.-Cavour knüpfen kann. „Denn," pflegte er zu sagen, „es gibt nur vier große Reiche in der Welt, und wenn die übrigen kleinen Nationen Europas nicht einen sehr festen Bund gegen diese vier großen Reiche schließen, sondern noch weiter fortfahren sollten, sich, wie ehedem die Indianerstämme Amerikas, zu bekämpfen, so werden sie, wie diese der Weißen, eine Beute einer oder mehrerer der vier großen Nationen werden. Diese vier großen Nationen sind die chinesische, die der Vereinigten Staaten von Nordamerika, von England, so lange es Indien beherrscht, und von Rußland".

Le Play, ein großer Mathematiker, hatte auch in der Politik den Respekt vor der „großen Zahl", die sich, seiner Ansicht nach, auch hier zur Geltung bringe: die große Volkszahl. In der That sind jene vier Reiche entweder bereits Hundertmillionenreiche oder bestimmt, es bald zu werden, und dadurch allein schon den „kleinen" Staaten, wie Frankreich, Neudeutschland, Oesterreich, überlegen. Die Idee eines Bündnisses der kleinen Staaten ist übrigens eine französische und ihre Durchführung wurde zu Anfang des Jahrhunderts von Napoleon I. im Continentalsystem durch sieben Jahre versucht, damals mit seiner Spitze gegen die derzeitig einzige Weltmacht, England. Le Play meinte, das von ihm vorgeschlagene Bündniß der europäischen Continentalstaaten solle zunächst deren politischen und ökonomischen Schutz gegen Rußland, England und die Vereinigten Staaten zum Zwecke haben. Die Gerüchte, welche jetzt über eine geplante Zoll-

union in Mitteleuropa umlaufen, bezeichnen eine kläglich-kleinliche Conception, verglichen mit dem von Napoleon I. ausgeführten, von Le Play empfohlenen Bündnisse, und selbst in dieser beschränkten Form wird es zuletzt an dem Antagonismus zwischen Frankreich und Deutschland scheitern.

Deutschland und Oesterreich sind zunächst von den drei anderen Weltmächten nicht bedroht, von Rußland aber in erster Linie, und diese Bedrohung wächst in jedem Friedensjahre, so daß durch die Fortdauer des Friedens, in dem sich diese drei Mächte zu einander und zu anderen befinden, die Uebermacht Rußlands über die beiden ersteren fortwährend wächst. Dieses Wachsen der russischen Ueberlegenheit geht sogar noch schneller vor sich als das überlegene Wachsen seiner Bevölkerung, auf welches, als einen besonders markanten Beleg für diese Behauptung, ich doch hinweisen muß:

Durch Berührung mit den zwei Meeren, der Ostsee und dem Schwarzen Meere, war Rußland wirklich zu einer europäischen Macht geworden. Als nach Napoleon's I. Sturz das europäische Staatensystem auf dem Wiener Congreß 1815 neu geordnet worden war, hatte Rußland nur 45 Millionen Einwohner, der deutsche Bund mit den außerdeutschen Theilen von Oesterreich und Preußen aber 57 Millionen. Da der letztere Staatencomplex aber einer politischen Einheit entbehrte, so war Rußlands Einfluß auf dem Congreß und in den folgenden 45 Jahren, bis zur wirksamen Anfechtung des auf dem Wiener Congreß geschaffenen Staatensystems, auf letzteres selbst ein sehr viel größerer, als der von Deutschland, Oesterreich und Preußen zusammengenommen ausgeübte.

Die zwölf Jahre 1859—71 sind kriegerisch und bringen uns eine Revolution des Werkes des Wiener Congresses. Bis zu ihrem Beginne hat sich Rußlands Bevölkerung, die 1815 nur 80% der vereinigten deutsch-österreichisch-preußischen betrug, bereits zu gleicher Höhe mit dieser, auf 75 Millionen, gehoben. Trotz des Krimkrieges und des polnischen Aufstandes hatte sich bisher und von da ab Rußlands Macht

so gehoben, daß die Umgestaltungen der Karte Europa's sich nur mit seiner Zustimmung vollziehen konnten, so daß der jemalige Sieger in diesen zwölf kriegerischen Jahren die Bewilligung des Czaren für jeden Friedensschluß einholen mußte. Diese Friedensschlüsse erhöhten alle die Macht Rußlands: jene von 1859 und 1866, indem sie Oesterreich, den widerstandsfähigsten Gegner Rußlands, schwächten, der von 1871, indem die Annektirung von Elsaß-Lothringen Frankreich zum bedingungslosen Verbündeten Rußlands in eventuellen Kriegen gegen seine westlichen Nachbarn machte.

Bezüglich dessen, was Deutschland in zwei Jahren erworben, Elsaß-Lothringen, sagte Marschall Graf Moltke, es werde fünfzig Jahre lang mit den Waffen vertheidigt werden müssen. Zwanzig Jahre ist es nun schon durch einen bewaffneten Frieden mit solchem Erfolge geschützt worden, daß, wenn die Sachen sich in den nächsten dreißig Jahren so weiter entwickeln, nach jenen fünfzig Moltke'schen Jahren wir vollständig unfähig sein werden, den Versuch seiner, unserer Vertheidigung gegen die vereinigten Mächte Frankreich und Rußland zu unternehmen!

Als die Belagerung von Paris begann, hat sich Fürst Bismarck über ihre Dauer sehr getäuscht, indem er darauf rechnete, daß Zwistigkeiten der Belagerten eine baldige Uebergabe der Stadt veranlassen würden. „Es bedurfte dazu der Ueberredung des knurrenden Magens." So hat er sich darin getäuscht, daß das republikanische Regierungssystem Frankreich schwach und bündnißunfähig machen werde. Die Republik hält sich aber nun schon länger als bisher irgend eine Regierung seit dem Tode Ludwig's XVI. und ihr Ende ist durchaus noch nicht abzusehen. Alle früheren Regierungen sind durch Putsche, Revolten und Verschwörungen erschüttert worden, diese nicht. In dem Rüstungswetteifer mit Deutschland ist Frankreich nicht zurückgeblieben, und wenn berücksichtigt wird, daß der genossene Schulunterricht der Soldaten im Kriege eine wichtige Rolle spielt, so hat in dieser Hinsicht

die französische Armee vielleicht die deutsche noch nicht erreicht, aber in den letzten zwanzig Jahren relativ mehr Fortschritte gemacht als diese. Die Staatsschulden und -Ausgaben haben sich in Frankreich mehr gesteigert als in Deutschland, jetzt aber scheint das Umgekehrte einzutreten. Dennoch hat sich der Wohlstand in Deutschland schneller vermindert, als in Frankreich, und ist der Reichthum hier schneller gewachsen als dort. Dergleichen läßt sich nur indirekt beweisen. Wie die Concurrenzfähigkeit der Industrie eines Landes mit der eines anderen auf dem neutralen Markt, nach dem Export der Waaren, erscheint, so erscheint die sociale Stellung der Menschen in einem Staate, verglichen mit der in anderen, darin, wie sie sich zum Auslande verhalten: die Leute wandern dorthin dauernd aus, „wo es ihnen besser geht, als in der Heimath“.

Nun, nur polnische Juden und polnische Landarbeiter suchen in Deutschland eine neue Heimath, nur diese elendesten Mitglieder der europäischen Bevölkerung hoffen durch Ansiedelung in Deutschland ihre Lage zu verbessern. Nach Frankreich aber wandern jährlich viele Tausend Belgier, Deutsche, Schweizer, Italiener und Spanier aus, heute noch so gut wie vor dreißig und zwanzig Jahren, und sie bleiben gern da. Dieß ist ein vollgültiger Beweis dafür, daß die materielle Lage, nicht nur der Arbeiter, sondern auch der Geschäftsleute — denn auch solche etabliren sich viele alljährlich in Frankreich — trotz des Rüstungswettkampfes zwischen Frankreich und Deutschland in Frankreich nach wie vor besser ist, als in Deutschland, wozu noch kommt, daß die Verwaltung und Polizei in Frankreich eine viel freiere Bewegung gestattet, als in Deutschland Presse, Vereine, Versammlungen und Coalitionen der Arbeiter sind vollkommen frei, so lange nicht Umsturz wirklich versucht wird, was selten geschah und dann stets leicht unterdrückt wurde, ohne daß die Regierung gezwungen worden wäre, plötzlich ein vom Socialismus weniger angefressenes Armeecorps nach der Haupt-

stadt kommen zu lassen, aus Besorgniß vor Arbeiteraufständen. Es scheint festzustehen, daß Frankreich den Rüstungswettkampf mit uns auch in den nächsten dreißig Jahren mit mindestens gleichem Erfolge wie wir fortsetzen und daraus nach dreißig weiteren Friedensjahren relativ ebenso stark hervorgehen wird, als es jetzt uns gegenübersteht. Da nun Rußland relativ mehr wächst, als wir, so müssen wir natürlich nach neuen dreißig Friedensjahren gegen diese beiden Feinde schwächer sein, als jetzt, ich fürchte sogar, dann bereits widerstandsunfähig, so daß also alle bis dahin gebrachten Rüstungsopfer vergebliche sein werden.

Fürst Bismarck hat gegen Frankreich stets die rauhe Seite hervorgekehrt, es mit „kalten Wasserstrahlen" überschüttet, den Marschall Manteuffel, der ihm zu versöhnlich Elsaß-Lothringen verwaltete, von da fortdrangsalirt und, wenn ich den Grafen Harry Arnim im gemeinsamen Exil recht verstanden habe, diesen Staatsmann durch ein unerhörtes Verfahren vernichtet und in ein vorzeitiges Grab gebracht, weil Arnim der Ansicht war, „wir könnten nicht nach zwei Seiten gleichzeitig ausschlagen, ohne auf den Rücken zu fallen; der Moment aber, in dem wir gegen Rußland ausschlagen müssen, werde gewiß kommen, und dann müßten wir den Rücken frei haben".

Graf Arnim war zu sehr Realpolitiker, als daß er nicht eingesehen hätte, daß man die Freundschaft der Franzosen nicht mit Redensarten oder der billigen Erlaubniß, in Tonking Fieberland zu erobern, gewinnen könne, und daß man auch nicht den deutschen Großen Generalstab zur Herausgabe von Elsaß-Lothringen bewegen, ohne dessen Zustimmung aber sich auch nicht als Kanzler in Berlin halten könne. Es müssen ihm also wohl Combinationen vorgeschwebt haben, die geeignet gewesen wären, in Frankreich eine monarchische Regierung sich etabliren zu lassen, die dem verletzten Nationalgefühl der Franzosen eine eklatante Genugthuung — unter deutscher Beihülfe — gewährt hätte, ohne daß doch Elsaß-

Lothringen an Frankreich rückcedirt worden wäre. Wenn meine Vermuthungen richtig sein sollten, so würde sich der Haß Bismarcks gegen einen Staatsmann, der in Frankreich eine monarchische Regierungsform, schon wegen der Ansteckungsgefahr der Republik, für vortheilhafter für Deutschland hielt als eine republikanische, und der hoffte, mit Frankreich zu Frieden und Freundschaft zu gelangen, während Bismarck bei seinem System im günstigsten Falle nur auf eine abermalige Besiegung und dann Theilung Frankreichs hoffen durfte — dann, sage ich, würde sich der todbringende Haß Bismarcks gegen Arnim freilich erklären, aber noch nicht, weßhalb man den irreführenden „alten Curs" auch jetzt noch weiter verfolgt.

Doch Bismarck hat ja etwas gethan, um die von Frankreich drohende Gefahr theilweise zu beschwören. Zunächst suchte er die russische Freundschaft zu bewahren. Als das nicht mehr möglich war, weil man in Petersburg und mehr noch in Moskau unter gar keinen Umständen mehr mit ihm etwas zu thun haben wollte, weil er dort jedes Vertrauen verloren hatte, so schloß er zunächst das Bündniß mit Oesterreich-Ungarn und dann mit Italien, und zwar angeblich zur Erhaltung des Friedens.

Dieses Bündniß ist zur Zeit wahrscheinlich noch stark genug, um Rußland und Frankreich vor einem Kriege zurückzuschrecken, es hat aber nicht die Garantie der Dauer, wegen der Schwäche Italiens und dessen Unzuverlässigkeit, die zum Theil wieder auf der Schwäche beruht.

Italiens Handelsbilanz war stets passiv, seine Zahlungsbilanz ist es heute noch. Sie ist im alten Römerreich aktiv gewesen durch den Tribut der unterworfenen Völker, im Mittelalter bezog es Zwischenhandelsgewinn als Entrepot des Waarenverkehrs von Europa mit der Levante; von Karl dem Großen ab kamen dazu die jährlichen Geldsendungen aus der ganzen Christenheit an den Papst in Rom. Die ersteren beiden Quellen fließen längst nicht mehr, die letztere

tröpfelt nur noch und kann, in Folge der kirchenfeindlichen Politik Italiens, ganz versiegen. Während so Handels- und Zahlungsbilanz Italiens passiv sind, die Staatsschuld und Steuerlast wächst, der Wohlstand ab- und die Auswanderung zunimmt, ist Italien dieses kostspielige Bündniß augenscheinlich nicht eingegangen, um seinen unhaltbaren Zustand, den Niemand von seinen Nachbarn bedroht, aufrecht zu erhalten, sondern um durch Siege seiner Bundesgenossen neue und einträgliche Eroberungen zu machen und zwar das bald; denn lange kann das junge Reich die Last des hohen Kriegsbudgets nicht ertragen. Die wachsende Noth erregt ohnehin dem Bündnisse viele Feinde im Volke, und da dieß auf die Regierung großen Einfluß besitzt, so ist das Bündniß doch auch ein recht unsicheres. Unter allen Umständen ist das Bündniß mit Italien keine vollgültige Compensation für die dauernd gesicherte Feindschaft Frankreichs, die uns Fürst Bismarck als Erbe seiner auswärtigen Politik hinterlassen hat.

Das Bündniß Deutschlands mit Oesterreich hat allerdings eine solidere Basis. Denn wenn eine dieser beiden Mächte durch irgend ein Unglück leistungsunfähig würde, so wüchse dadurch die Uebermacht Rußlands über den anderen jener zwei Staaten so sehr, daß er ohne Kampf in ein Vasallenverhältniß zu Rußland herabsinken würde. Indeß hat Fürst Bismarck, nachdem er schon nicht mehr Beamter war und nicht mehr das Recht hatte, die Geheimnisse des Deutschen auswärtigen Amtes preiszugeben, wenn er sich nicht einem Verfahren aussetzen wollte, wie er es gegen den Grafen Harry Arnim geübt hatte, erklärt, seiner, doch zur Zeit des Bündnißabschlusses maßgebenden Ansicht nach, decke Deutschlands Verpflichtung nur Oesterreichs Besitzstand, nicht aber dessen, sagen wir einmal „Balkanposition". Unter das Denkmal Andrassy's, der jenes Bündniß mit Bismarck schloß, das am unangefochtensten populär auch nur in Ungarn ist, wollten, sagt man, die Ungarn schreiben: „Andrassy le Grand"; jetzt soll man als zweite Zeile darunter zu

setzen vorschlagen: „Dupe de Bismarck". Man weiß in Oesterreich sehr gut, daß Rußland einen Angriff auf die „Erblande" nicht plant, und wenn Oesterreich, trotz der Kosten, die ihm jenes kostspielige Bündniß auferlegt, daran festhält, so muß das Bündniß allerdings auch die „Balkanposition" Oesterreichs schützen. Die nachamtliche Enthüllung des Fürsten Bismarck wird also wohl einen Zusatzparagraphen in dem Bündnißvertrage zur Folge haben, was im Interesse der Ehrlichkeit und also der Dauer auch recht wünschenswerth wäre.

Das Bündniß vernichtet zum größten Theile das Werk von 1866. Schon oft hat die Hegemonie in Deutschland gewechselt. Zwischen Franken, Sachsen und Schwaben, dann zwischen den uralten Stämmen der schwäbisch-alemannischen Süddeutschen und der sächsisch-wendischen Norddeutschen. Heinrichs des Löwen Versuch, sie auf den Norden zu übertragen, scheiterte. Wilhelm I. schien es gelungen zu sein, den Knoten bei Sadowa zu zerhauen: die starke süddeutsche habsburgische Macht sollte aus Deutschland ausgeschlossen, das übrige Deutschland an den deutsch-slavischen Nordstaat, Preußen, angeschlossen werden. Beide Staaten sollten, eben so unabhängig von einander, als jeder von ihnen etwa neben Schweden oder Portugal, bestehen. Keine Hegemonie mehr, wie früher, sondern Alleinherrschaft neben Ausschluß. Mir scheint, der historische Zug der Deutschen nach Zwiespalt in der Einheit ist größer, mächtiger als das „Gebild aus Bismarcks Hand" von 1866. Die Bedrohung durch östliche und westliche Nachbaren zwang zur Ersetzung des 1866 zerschlagenen B u n d e s durch das neue, hoffentlich zweckentsprechendere B ü n d n i ß. Was von Bismarcks Werk in 1866 übrig blieb, ist die Beseitigung einiger Reichsfürsten. . . .

Doch immerhin: nehmen wir an, Italien bleibe dem Bündnisse treu, es lege Frankreich lahm, Deutschland und Oesterreich hätten von Frankreich und Italien nichts zu fürchten, sie blieben beide treu vereint und der Friede bliebe

durch die etwas auf Stelzen stehende Combination gesichert, welche Fürst Bismarck uns als Resultat seiner zwanzigjährigen Friedensdiktatur hinterlassen hat; nehmen wir einmal diesen, nach Ansicht selbst der Verehrer des gestürzten Bismarck günstigsten Fall an — wie würde sich voraussichtlich in zwanzig oder dreißig Jahren das Verhältniß von Deutschland + Oesterreich: Rußland gestalten?

Aus Gründen, auf die ich weiterhin kommen werde, noch ungünstiger, als es die Veränderung in der relativen Bevölkerung annehmen läßt, die ich durch einige Zahlen andeuten muß.

Zu Beginn der revolutionär-kriegerischen Periode 1859/71, welche das Werk des Wiener Congresses von 1815 umstieß, hatte sich Rußlands Bevölkerung schon zur gleichen Höhe jener von Oesterreich-Deutschland-Preußen, zu 75 Millionen, erhoben, während doch 1815 das Verhältniß noch war wie 45:57 oder wie 80 zu 100 gewesen war. Heute hat Rußland 113, Deutschland und Oesterreich haben zusammen 89 Millionen Einwohner, und in 30 weiteren Friedensjahren würden, bei ihrem jetzigen Vermehrungscoefficienten, Oesterreich und Deutschland zusammen 110 Millionen, Rußland aber 157 Millionen Einwohner haben. Das Sachverhältniß, welches war:

| | |
|---|---|
| 1815 Rußland zu Deutschland u. Oesterreich | wie 80:100 |
| war 1859/60 | wie 100:100 |
| ist 1890 | wie 100:80 |
| wird sein 1920 | wie 100:70 |

Wahrscheinlich ist nach dreißig Jahren das Mißverhältniß noch größer, quantitativ und qualitativ. Der Vermehrungscoefficient der russischen Bevölkerung ist jährlich noch größer, als ich oben annahm, etwa $1^1/_3$ %, der Oesterreichs nur noch wenig über 0,9 und Deutschlands 0,7 %. Auswanderung, welche in die Hunderttausende jährlich Deutschland und Oesterreich verlassen, und das auch hier schon vielfach eingedrungene Einkindsystem haben den Volks-

vermehrungscoefficienten herabgedrückt und werden das höchst wahrscheinlich in steigendem Maße thun. Indem ich die religiösen Momente in dieser Sache Berufenen überlasse, beschränke ich mich auf die ökonomischen Ursachen dieser für uns betrübenden Erscheinung: Abnahme des Wohlstandes, wenn auch der Reichthum gleichzeitig wachsen sollte, relative Abnahme der selbständigen oder auskömmlich entlohnten Mittelstandspositionen bewirken das Sinken des Volksvermehrungscoefficienten, sei es, daß Auswanderung oder „Enthaltsamkeit“ allein oder beide zusammen wirken. Frankreich leidet bekanntlich schon länger an dieser Krankheit, welche die uns aus dem heidnischen Alterthum her bekannte Kinderaussetzung, die der germanische wie der römische Vater übte, ersetzt.

Das Mittelalter hatte als Corrigens Manches: nicht einziehbare Bauernstellen, neue Ansiedlungen und Rodungen, gesicherte Handwerker- und Kaufmannsstellungen und zur Abrundung die Klöster. Wir, wie gesagt, haben Auswanderung und Enthaltsamkeit in der Kindererzeugung, und werden bald auf die letztere Praxis beschränkt sein, da Amerika es müde wird, unseren Proletariern eine Erbdotation zu geben; es wird sehr bald von den Einwanderern einen Vermögensnachweis, wahrscheinlich mindestens von 100 Dollars, verlangen. Rußland dagegen hat ein Feld für seine zunehmende Bevölkerung in jenem Sibirien, das es erst kürzlich anfängt, durch Eisenbahnen dem Verkehr zu eröffnen und *also ansiedelungsfähig zu machen*. Für gewiß hundert Jahre kann Rußland alle sich in den europäischen Theilen des Reiches bildende proletarische, besitzlose Bevölkerung in seinem asiatischen Besitze colonisiren, die dort eine stärkere Vermehrung haben wird, als ihre Eltern in dem europäischen Rußland.

Nun bin ich von der mir doch eigentlich fremden und auch an sich ziemlich unberechenbaren Politik auf den sicheren Boden der *ökonomischen* Verhältnisse gelangt und hoffe hier zu einigermaßen sicheren Schlüssen zu kommen. (Schluß folgt.)

## III.

## Die Frage des Vorranges zwischen Tilly und Wallenstein im Beginne des dänischen Krieges, Ende 1625.

Wir sehen vom Herbste 1625 an Tilly und Wallenstein als zwei von einander unabhängige Feldherren wirken. Dieß betrifft nicht bloß den äußeren Rang, sondern geradezu den Charakter des Krieges. Gemäß den Klagen aller Reichsfürsten, ob katholisch, ob nicht katholisch, im Jahre 1630 vor dem Kaiser zu Regensburg, ist Wallenstein der Verderber des Vaterlandes. Er konnte dies nur werden in seiner völlig unabhängigen Stellung. Es fragt sich also, wie es ihm gelingen konnte, eine solche Stellung sich zu schaffen neben dem älteren, bewährten Tilly, auf dessen Namen die lange Reihe der Siege gebucht war bis 1625, wo Wallenstein erst begann.

Nachdem das Schwert des alten Tilly den deutschen Boden rein gefegt hatte von den Verderbern, war das Jahr 1624 verhältnißmäßig ein Friedensjahr. Jedoch noch vor dem Schlusse desselben täuschten sich weder Tilly, noch Maximilian, noch auch der Kaiser darüber, daß im Haag, in London, in Paris geschürt werde für einen Universalkrieg. Zuerst bot an diesen Orten der Schwede Gustav Adolf sich an. Aber Christan IV. von Dänemark verlangte weniger und versprach mehr. Er trug die Subsidien dieser Mächte davon, und verstand es zugleich, eine Reihe von Fürsten in Niedersachsen seinen Zwecken dienstbar zu machen.

Obwohl Christian IV. seine Rüstungen und die Absicht derselben noch lange geheim zu halten versuchte, ergingen doch von Tilly an Maximilian und von diesem an den Kaiser im April 1625 wiederholte Vorstellungen, daß es für die Bundes-Armada eine pur lautere Unmöglichkeit sei, noch eine weitere Bürde auf sich zu nehmen. In seinem Berichte vom 11. April erklärt Tilly ausdrücklich, daß „er bei solchen unterschiedlichen und entlegenen Feinden, denen er mit seiner unterhabenden einzigen Armee nicht begegnen könne, mehrere Heere zu formieren für nothwendig erachte“.[1]) Maximilian machte sich dieses Gutachten zu eigen und stellte demgemäß an den Kaiser dieß Verlangen.

Das Verhältniß, in welchem Tilly zu dem Kaiser stand, war damals wie folgt. Der Kurfürst Maximilian hatte die kaiserliche Commission, wie auch zuvor im Jahre 1620, mit der Vollmacht, einen Subdelegirten zu ernennen. Als solchen hatte er Tilly ernannt. Der Kaiser hatte dieß anerkannt, und erneuerte nun bei der Gefahr des neuen Krieges diese Ernennung durch eine ausdrückliche Vollmacht vom 26. April direkt an Tilly. Der Kaiser begnügte sich damit nicht. Er erließ am 3. Juni eine abermalige — man dürfte sagen — unbedingte Bestätigung dieser Vollmacht, zu verfahren „mit allem Fleiße, nach deiner uns in viele Wege bekannten Kriegserfahrenheit und Dexterität und unserem gnädigst zu dir gestellten Vertrauen“. — Die Kurfürsten von Bayern und von Sachsen erhielten Abschriften dieser Vollmacht. Indem dieselben eines anderen Kriegeshauptes nicht erwähnt, läßt sie an sich selber keine andere Deutung zu, als daß Tilly der kaiserliche Oberfeldherr sei.

Dann entschloß sich der Kaiser zur Entsendung des Wallenstein mit einem von diesem zu werbenden Heere. In

---

1) Von hier an K. K. Archiv. Filiale am Josephsplatze. Kriegesakten F. 62 u. f., und Friedensakten F. 5 u. f. Aus diesen Akten ist noch Vieles nicht benutzt.

Bezug auf Tilly finden sich in der Instruktion[1]) vom 23. Juni für Wallenstein die Worte:

Da es sich auch zutrüge und begäbe, daß dieses unser Kriegsvolk mit (demjenigen) der gehorsamen Kur- und Fürsten sich conjungiren und dem Feinde mit einträchtiger Hülfe begegnen oder sonst ein Feldlager dem anderen die Hand reichen müsse, wird (es) Dr. Lbd. nicht entgegen sein, unabbrüchlich unserer kaiserlichen Präeminenz und Respectes, auch Nutzen und Frommen, sich (des) gedachten Grafen von Tilly, dessen vortrefflicher Valor und vor Gott dem Allmächtigen gehabtes Glück aller Cavaglier Lieb, Affection und Vertrauen erzündet, guten Rathes zu gebrauchen und sich demselben in allem was er gemeinnützlich finden wird, zu accommodiren.

Diese Instruktion für Wallenstein stimmt offenbar nicht völlig zu der vorher gegebenen Vollmacht für Tilly. Während diese Vollmacht nur auf ihn allein gestellt ist, ohne eines anderen Namens zu gedenken, macht jene Instruktion bei aller Anerkennung für Tilly, wie sie dem Sinne des Kaisers entsprach, die Unterordnung Wallensteins unter ihn von dem guten Willen des ersteren abhängig.

Man darf indessen darin auch nicht zu weit gehen. Der Gedanke, alle Truppen, die dem Kaiser dienten, zu einer einheitlichen Armee zu vereinigen, war sicherlich niemals aufgekommen. Tilly hatte die Bildung mehrerer Armeen verlangt. Nach den militärischen Anschauungen jener Zeit war eine Armee von 25,000 Mann ein exercitus formatus, über welches Maß man nicht hinausgehen dürfe, weil dann die Uebersicht nicht mehr möglich. Im Sinne dieser Anschauung schreibt Wallenstein bei dieser seiner ersten Werbung, am 23. Juli, an Collalto: „Mein Herr Bruder darf nicht sorgen: ich will die Armada nicht über 24000 Mann stark machen.“ [2])

Es konnte sich also nur um die Frage handeln, wie

---

1) Abgedruckt bei Gindely, Waldstein II, 387 f.

2) Chlumecky, Briefe Waldsteins 13.



Wallenstein mit seiner für sich bestehenden Armee sich zu der Direktion Tillys zu verhalten habe.

Ueber diese Frage sprach sich eine militärische Autorität jener Tag, der in der Sache selber unbetheiligte Ambrosius Spinola in Brüssel, für den Fall einer Vereinigung der Gegner, also Christians IV., Christians von Halberstadt, Mansfelds, Fuchs, aus wie folgt: „Alsdann müsse auch der Herzog von Friedland mit seinem ganzen Heere sich entweder mit Herrn von Tilly conjungiren oder doch sonst mit ihm (einen) einhelligen Angriff gegen den Feind dergestalt thun, wie solches der Herr General von Tilly am verständigsten und rathsamsten erachten würde, also daß der Herzog von Friedland hierin von dem von Tilly dependiren und gehörige Ordinanzen unweigerlich annehmen müßte. Auf welches dann der Herr Marchese Spinola sonderbar dringen thut, wolle man anders den erwünschten guten Effect erlangen.“ 1)

Diese Unterordnung Wallensteins unter Tilly, welche Spinola als erforderlich ansieht, war durch die Instruktion für Wallenstein von vornherein dem guten Willen desselben anheim gegeben. Spinola also würde diese Stelle der Instruktion, wenn sie ihm vorgelegen, als den Cardinalfehler derselben bezeichnet haben.

Dazu enthält jene Stelle der Instruktion noch weitere Worte, die zu Steinen des Anstoßes werden konnten. Sie unterscheidet zwischen dem kaiserlichen Heere und demjenigen der Liga, wo doch Tilly vermöge seiner unmittelbaren Vollmachten, zuletzt noch derjenigen vom 26. April und 3. Juni, als kaiserlicher Feldherr auftreten durfte und sogar mußte. — Endlich wird gar die kaiserliche Präeminenz erwähnt, in solcher Weise, daß die Erwähnung zu Gunsten des kaiserlichen Feldherrn Wallenstein gegenüber dem bayerischen Feldherrn Tilly aufgefaßt werden konnte.

Entweder also, wenn der Concipient dieser Instruktion

1) Aretin, Bayerns a. B. Urkunden u. s. w. 189. Vom 31. Mai 1626.

im Rathe des Kaisers urtheilte wie Spinola in Brüssel, ist die Fassung der Instruktion für Wallenstein ungeschickt zu nennen; oder aber, wenn er diesem letzteren den Weg der Selbständigkeit bahnen wollte, ist die Fassung eine sehr geschickte, weil sie diesen Weg vor dem Kaiser unter den Ausdrücken des Lobes für Tilly zu verhüllen strebte.

Die Genehmigung dieser Instruktion durch den Kaiser Ferdinand II. gereichte weder dem Reiche, noch ihm selber zum Heile.

Unterdessen erfüllte der Dänenkönig mit seinen für englisches, holländisches, französisches Geld geworbenen Truppen den Kreis Niedersachsen. Zugleich erhoben er und mit ihm diejenigen Fürsten, die sich von ihm hatten bethören lassen, vor dem armen Volke den schauerlichen Ruf des Religionskrieges. Christian IV. nannte die Armee Tillys die bayerische und diejenige der katholischen Bischöfe. Er erreichte seinen Zweck. Das Landvolk im Braunschweigischen widersetzte sich dem Einmarsche Tillys im Juli 1625 und rief dadurch die furchtbaren Repressalien der Soldaten hervor, welche der Eifer von Halbkundigen bis herab auf unsere Tage dem Willen des Feldherrn zur Last zu legen pflegt.

Im Beginne des Monates Oktober nahete Wallenstein von Eger aus durch Hessen in weitem Bogen dem Kriegsschauplatze in Niedersachsen. Er fühlte sich noch nicht als unabhängigen Kriegsfürsten. „Ich will meinen Fleiß anwenden, schrieb er von Göttingen aus, am 6. Oktober, seinem Schwiegervater Harrach, daß ich in den Stiftern Magdeburg und Halberstadt meine Winterquartiere haben könne.“ [1]) Zu Alfeld traf er mit Tilly zusammen. Wallenstein setzte seinen Wunsch durch, indem er sich darauf berief, daß er dem Kaiser zu Hülfe kommen müsse, wenn etwa Bethlen Gabor etwas anfange. [2]) Tilly blieb dem Dänenkönige gegenüber in dem

1) Tadra, Briefe Waldsteins an Harrach 299.

2) A. a. O. 303.



vom Kriege bereits hart mitgenommenen Lande, und Wallenstein wendete sich rechts ab in jene bis dahin vom Kriege noch nicht berührten Stifter.

Unterdessen bot der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, dem sich nachher Georg Wilhelm von Brandenburg anschloß, seine Vermittelung zum Frieden an. Zu diesem Zwecke wurden Bevollmächtigte nach Braunschweig entsendet. Tilly schickte dahin den Grafen Fürstenberg, welchen er besonders hochschätzte, so daß, nach dem in solchen Fällen damals häufigen Brauche, Tilly ihn als Sohn benannte, Fürstenberg den Tilly als Vater — und mit ihm den Obersten Ruepp.

Da sie bei ihrer Ankunft in Braunschweig Bevollmächtigte von Seiten Wallensteins noch nicht vorfanden, so entschlossen sie sich, direkt bei diesem selbst, und ohne Vorwissen Tillys, einen Schritt zu thun, der, nach ihrer Ansicht, im Interesse der gemeinsamen Sache das Verhältniß klären würde. Sie entsandten einen höheren Officier nach Halberstadt, wo sich Wallenstein befand, mit der folgenden Instruktion.

Braunschweig, 1. December 1625.

(Zuerst eine Uebersicht der früheren Laufbahn Tillys. Dann weiter:)

Als abermals in diesem niedersächsischen Kreis eine mächtige Kriegsverfassung bei dessen Fürsten und Ständen und dem erkiesten Kreis-Obersten sich erregt, haben, damit solche Unruhe abermals bei Zeiten gedämpft würde, Ihre K. Majestät die churfürstliche Durchlaucht in Bayern, unseren gn. Herrn, zu Ihrem kaiserlichen Commissarium und Exekutor, desgleichen hochermeldete Excellenz zu ihrem kaiserlichen Subdelegirten gleich anfangs agdst. verordnet und dazu Ihrer K. M. Plenipotenz sowol höchstermelter Ihrer Ch. D. in B., als Sr. Excellenz absonderlich ertheilen und zuschicken lassen, wie hochgemeltes H. Herzogs zu Friedland Fürstlicher Gnaden von Sr. Excellenz dessen noch gar unlängst sind vermittelst copeilicher Communication, auf Begehren, verständigt und berichtet worden: daß also vorhöchstermelte Ihre Ch. D. in Bayern, wie imgleichen Se. Excellenz, in Dämpfung und Stillung dieser niedersächsischen

Unruhe und Kriegsempörung gleich von Anfang an bis auf gegenwärtige Stunde, vermöge obgemelter Plenipotenz, vor kaiserliche Commissarien, Exekutoren und Generale sich zu geriren und zu tragen gehabt, wie sie sich dann auch beständig tragen.

Ob aber wol Se. Excellenz aus sonderbarer ihr beiwohnender heroischer Discretion und Freundlichkeit und Verstand vor viel hochgedachter Ihrer F. G. sich einiges Vorzugs und Prärogative wegen obermelter Umstände und Ursachen, für ihre eigene Privatperson anzumaßen nicht begehren:

Demnach aber diese Seiner Exc. von der Römisch K. M. und der Ch. D. in Bayern, wie auch der gesammten katholischen Chur-, Fürsten und Ständen, zu Ihrer K. M. Devotion und des H. R. Reiches Protection unterhabende Armada mit heftigem Haß und Neid von einem Theile der Fürsten und Stände des niedersächsischen Kreises, und anderen widerwärtigen friedhässigen Leuten hoch beschwert, hätten Ihre F. Gnaden die große merkliche Gefahr und Consequenz, so daraus entstehen möchte, umständiglich und gnädig zu beherzigen, da man sich obangezogener Prärogative diesseits begeben sollte, welches auch bei Ihrer K. M. und Ihrer Ch. D. in B. als gevollmächtigtem kaiserlichem Exekutor unserer Verantwortung besorglich anheim wachsen würde.

Wollen also wir zu oftgedachter Seiner F. G. uns gehorsamlich und unterthänig im besten versehen und keineswegs zweifeln: Sie werden auch ohne dies und einige weitere Erinnerung Sr. Exc. die Priorität in procedendo (die wir sonst an unserem Ort und für unsere Personen nit prätendiren würden) in diesem Compositions-Falle gutwillig und gern einräumen und gönnen.

In der ferneren reiflichen Betrachtung nit allein, wie hoch beschwerlich und schädlich es dieser Friedenshandlung, in contrario casu, und da es anders hergehen würde, fallen möchte, sondern auch, daß man durch solchen wohlmeinenden, hoch nothwendigen actum praeeminentiae die widrigen Gemüther dergestalt gewinnen kann, daß hinfüro die löbliche Armada, so von den Widerwärtigen bisher nur für bayerisch, aus sonderbarem Hasse und Abgunst, gehalten worden, der Name des Kriegsvolkes der kaiserlichen M., der ihr ohne das in Wahr-

heitsgrund obverstandener Maßen gebührt, auch bei den Widerwärtigen erlangen mag.

Solches würde sonder Zweifel zu der Ehre göttlichen Namens, Fortpflanzung der Kaiserlichen Hoheit und Respektes, des gemeinen Wesens und Nutzens Ersprießlichkeit, zur Wiederbringung des löblichen Friedens, zur Furcht und zum Schrecken der Feinde, auch dieser Interposition fruchtbarlichem Effect gereichen. Es werden es auch nicht allein Ihre K. M., sondern auch die höchst ansehnlichen Herren Interponenten, wie Ihre F. G. zu Friedland selbst außer allem Zweifel aus obgehörten beweglichen Ursachen sämmtlich Agbst, gbst und gnädig ihnen belieben lassen, und mit allen Gnaden erkennen und aufnehmen, auch unseren beiden Personen diesfalls in einiger Ungnad verhoffentlich nicht verdenken, darum wir auch inständig, gebührlich und unterthänigen Fleißes wollen gebeten haben.

Am nächsten Tage, dem 2. December, berichteten Fürstenberg und Ruepp den geschehenen Schritt an Tilly, der sich in Liebenhall bei Salzgitter befand. Sie heben in diesem Berichte noch stärker hervor, wie sehr die Anerkennung des kaiserlichen Namens auch für das ligistische Heer demselben zum Vortheile gereichen und die Kriegslist des dänischen Königs und seiner Anhänger durchkreuzen würde. Sie sagen, daß die kursächsischen und brandenburgischen Vermittler, namentlich die ersteren, Tilly als den Principal und Direktor nennen und erkennen. Sie schließen mit den Worten:

Und bitten demnach Ew. Excellenz wir gehorsamst und unterthänig, Sie wollen dies unser treueifriges und wohlmeinendes negotium im Besten und Gnaden von uns verstehen und aufnehmen, und diesfalls das bonum publicum Ihrer angeborenen heroischen Demuth vorziehen, auch dasjenige, so Ihre Kaiserliche M. und die Churfürstliche D. in B. Ewr. Excellenz aus sonderbarer hoher Consideration gönnen und geben, um des gemeinen Besten willen nit ausschlagen, auf den widrigen Fall aber, da es Ew. E. anders befehlen — wie uns dann nit zweifelt, Sie es besser als wir verantworten können — sein wir entschuldigt, und schuldig, darin sowol als in allem zu gehorsamen und Dero Befehl zu vollziehen. Solches u. s. w

Tilly antwortete, daß er sofort den Bericht durch eigene Staffette nach München geschickt, um das Gutachten und den Befehl des Kurfürsten zu erbitten. Er fügt hinzu:

Meines Theils hätte ich dieses Passus halb, wenn nur auch J. Ch. D. damit content und zufrieden sein werden, durchaus kein Bedenken, sondern möchte solche Präeminenz dem H. Herzog zu Friedland herzlich gern gönnen, ihm cediren und die Ehre geben, alles zu dem Intent und Ende, damit nur diese bevorwesende Friedens-Tractation nit infringirt oder gestört, sondern zu ihrem meines Ortes hoch desiderirenden Succeß und Effect gebracht werden möge.

Besonderen Nachdruck legt Tilly auf die Besorgniß, daß, da Christian IV. zum Frieden ohnedies keine oder geringe Lust habe, er das zu Tage Treten einer Differenz zwischen den kaiserlichen Generalen für sich ausbeuten werde. —

Anders lautete die Antwort Wallensteins, vom 2. December:

Wie uns die Werbung des Abgeordneten seltsam und verwunderlich fürkommen: Als werden die Herren solches von ihm neben unserer hierüber eröffneten Erklärung mehrers vernehmen, verhoffen aber, Sie aus Ihrer bekannten Discretion werden uns in dem Stande verbleiben lassen, in welchen uns Gott und der Kaiser gesetzt hat. —

Fürstenberg und Ruepp schickten diese Antwort dem Grafen Tilly ein. Sie fügten aus der Meldung ihres Abgeordneten hinzu: Wallenstein habe diesem erklärt, Tilly selber habe den Vorrang vor ihm nie begehrt. Dazu „sei er ein Fürst, kein Graf, und was dergleichen auf den in das Recreditiv gesetzten Schlag mehr gewesen". — Endlich bitten sie Tilly dringend, diesen sehr wichtigen Punkt reiflich zu erwägen und sich dessen nicht zu begeben, weil was darin einmal verloren, nicht wieder zu bringen sei.

In seiner Antwort, vom 8. December, erkennt Tilly den guten Willen seiner Delegirten an.

Es erscheint, daß Sie einzig und allein auf des gemeinen Wesens Wohlfahrt Ihr Absehen gehabt. So wäre zwar dem

gemeinen Wesen aus Ihren angeführten Ursachen und Motiven ersprießlich gewesen, da bei dem H. Herzog die ermeldete Strebung etwas Fruchtbarliches hätte verfangen mögen. Dieweil aber solches Suchen ungleich und nit in dem Gemüthe wie es gemeint, aufgenommen werden will, bin ich nit gedacht, mit J. G. in einiger Weise zu competiren, alldieweil J. K. M. uns beiden einerlei Commission aufgetragen, und also wir beide in dieser Sache von gleicher Condition und nur Diener sind.

Jedoch läßt Tilly die Gegenüberstellung des Fürsten und des Grafen nicht ungerügt. Er sagt:

Ihre Gnaden als eine fürstliche Person hätten mir in gegenwärtiger Occasion nit als einem Grafen, sondern als einem von J. K. M. und J. Ch. D[t] von B. gevollmächtigten Commissar zu weichen.

Es fragte sich nun, wie in München und in Wien die Sache angesehen wurde. Tilly hatte nach München sofort seinen Bericht mit allen Schriftstücken gesandt. Wallenstein wartete mit seinem Berichte bis dahin, daß seine Delegirten, Graf Wratislaw und der Oberst Wahl, in Braunschweig eingetroffen und zwischen diesen und den Delegirten Tillys die Sache zur Sprache gekommen war. Der Bericht Wallensteins lautet wie folgt.

Halberstadt, 11. December 1625.

A. K. und H. Ewr. K. M. habe ich vorher berichtet, daß ich meine Gesandten bereits nach Braunschweig abgeordnet. Nun habe ich denselben besonders hoch eingebunden, daß sie vorderst dahin bedacht sein sollten, wo es nur möglich und mit Ewr. K. M. geziemendem Respecte und ersprießlichem Nutzen beschehen könne, allen äußersten Fleiß zum Frieden anzuwenden. So werde ich anjetzo von ermelten meinen Abgeordneten berichtet, daß der Buckhelte (so steht es da!) Graf von Fürstenberg, so von dem General Grafen Tilly auch dahin nach Braunschweig abgesandt worden, mit ihnen Competenzen praetendiren will und anfangt, dadurch unfehlbarlich Ewr. K. M. Dienst und des gemeinen Wesens Wohlfahrt anders nit als merklich leiden werden, daß er sich auch angemaßt, von

meinen Gesandten zu begehren, (daß) sie ihm (als) von des G. G. Tilly Abgeordnetem die (erste) Stelle geben sollten. Vermein aber nicht, daß aus desselben Grafen von Fürstenberg unnöthigen Vanitäten ich mich aus dem statu bringen lasse, in welchen mich Gott und Ew. M. gesetzt haben. Doch dem ungeachtet habe ich nichts desto weniger gemelten meinen Abgeordneten ferners anbefohlen, daß sie einen Weg als den anderen, was dem gemeinen Wesen zum Besten gereichen mag, so viel ihnen möglich, befördern und zu dem Frieden trachten sollen. Weiß nit, was ihn dazu bewegt, da er doch selbst gesehen, wie mich sein Principal, dessen Abgeordneter er ist, tractirt, den ich dann auch nicht allein als meinen Freund ehre, sondern auch als Vater respectire, und unter uns dergleichen wohlmeinende Correspondenz passirt, daß sie nit besser sein könnte, weilen er alles, so er gegen den Feind zu tentiren willens, mir communicirt, und ich desgleichen auch ihm, so was fürzunehmen fürfällt, alles berichte, und gewis, was zu Ewr. K. M. Dienst gereichen thut, so wohl der G. G. von Tilly als ich allezeit Einer Meinung sein, auch einander zu erfordernder Notturft treulich assistiren.

Ewr. K. M. u. s. w.

Dies Schreiben Wallensteins an den Kaiser entspricht, wie man sieht, in mehr als einer Beziehung nicht der Wahrheit. Er schweigt darüber, daß beide Delegirten Tillys, Fürstenberg und Ruepp, ihre Forderung direkt an ihn persönlich gebracht haben, und zwar zu einer Zeit, am 1. December, wo seine Delegirten noch nicht in Braunschweig waren, wo er also nachgeben konnte ohne jegliches Aufsehen. Er verschweigt die sachlichen Gründe, die sie vorgebracht. Er verschweigt seine Antwort an sie, den Unterschied zwischen einem Fürsten und Grafen, geht überhaupt auf die Sache gar nicht ein. Dagegen klagt er den Grafen Fürstenberg persönlich an, bezeichnet die Vanität desselben als den alleinigen Grund der Differenz und seiner Besorgniß, daß dadurch die Friedenshandlung gestört werde. Er rühmt besonders sein gutes Einvernehmen mit Tilly. Wir werden sehen, wie es darum stand.

Aus dem Schreiben Wallensteins konnten also der Kaiser und seine Räthe den wahren Sachverhalt nicht entnehmen. Aber auch der Kurfürst Maximilian trat mit ein. In einem ausführlichen Schreiben, vom 19. December, an den Kaiser entwickelte er den ganzen Sachverhalt, rechtfertigte den Vorschlag von Fürstenberg und Ruepp, und hob namentlich hervor, mit welcher „glimpflichen Bescheidenheit" Tilly sich in der Sache benommen. Er legte die sämmtlichen Schriftstücke bei. Alles also, was Wallenstein in jenem seinem Berichte vom 11. December verschwiegen hatte, wurde durch den Bericht Maximilians vom 19. zum vollen ergänzt. Demnach konnten die kaiserlichen Räthe bei ihrer Antwort an Wallenstein, welche das Datum des 24. December trägt, die Sachlage kennen.

In dieser Antwort[1]) jedoch zeigt sich von einer solchen Kenntniß keine Spur. Sie ist im Ganzen und im Einzelnen der Widerhall des der Wahrheit nicht entsprechenden Schreibens von Wallenstein, vom 11. December, mit zugefügtem Lobe für das „rühmliche und vernünftige Handeln" Wallensteins. Maximilian hatte in seinem Berichte vom 19. mit starkem Nachdrucke die kaiserliche Vollmacht für Tilly hervorgehoben. Die dem Kaiser zur Unterschrift vorgelegte Antwort, vom 24. December, an Wallenstein schweigt von dieser Vollmacht. Sie nennt Tilly als den General L. der Liga. Sie redet also von ihm in dem Sinne, wie einerseits Wallenstein, andererseits aber auch Christian IV. von Dänemark es wollten.

Ueberhaupt konnte das Schreiben allen Wünschen Wallensteins entsprechen. Es nahm seine Anklage für bewiesen, seine Aussagen für wahr an, ohne den anderen Theil zu hören. Der Kaiser mochte in der Mahnung zur ferneren Einigkeit mit Tilly, die man in die Antwort an Wallenstein eingesetzt, seine Zustimmung ausgeprägt finden; aber es waren Worte, nachdem man der Sache ausgewichen war. Der Er=

1) Abgedruckt bei Gindely, Waldstein u. s. w. I, 68.



folg des Schrittes von Fürstenberg und Ruepp war das Gegentheil dessen was sie erstrebt. Das kaiserliche Schreiben vom 24. December 1625 sanktionirte mittelbar die völlige Unabhängigkeit Wallensteins von Tilly, für die jener bisher nur den Grund gefunden, daß er Fürst sei, Tilly nur Graf.

Aber die Sache war damit nicht beendet. Auch der Kurfürst Maximilian mußte eine Antwort haben. Sie erfolgte am 5. Januar 1626. Sie ist gehalten im Sinne derjenigen an Wallenstein. Der Kernpunkt der Sache, daß Fürstenberg und Ruepp die Forderung des Vorranges für Tilly erhoben haben, um dem dänischen Könige den Vorwand zu nehmen, daß er vor Tilly als bayerischem General nicht zu weichen habe — um dagegen die Einmüthigkeit auf kaiserlicher Seite unter der Führung Tillys darzuthun und dadurch die niedersächsischen Fürsten zur Lossagung von dem Dänenkönige zu bewegen — dieser Kernpunkt der Sache wird in dem Schreiben von kaiserlicher Seite nicht berührt. Der in diesem Falle rathgebende Minister des Kaisers schreibt auch an Maximilian genau so, als hätte Wallenstein den Brief diktirt. Er erzählt abermals, daß Wallenstein den Tilly „nicht allein als einen Freund ehre, sondern auch als Vater respectire".

In derselben Richtung erfolgte ein abermaliges kaiserliches Schreiben, vom 10. Januar, an Wallenstein. In völliger Verkennung des Ursprunges der Differenz spricht es zu Wallenstein das Vertrauen aus, daß er das Privatinteresse dem Gemeinwohle nachsetzen, und zugleich die Hoffnung, daß die Differenz nunmehr bereits erledigt sein werde.

In der That war sie bereits erledigt. In welcher Weise dies geschehen war, ersehen wir aus einem Schreiben Maximilians an Tilly, vom 21. December 1625.[1]) Darin heißt es:

Wir finden Eueren Vorschlag nit unrathsam, nämlich daß man hier, da die Präeminenz vom Herzoge von Friedland nit

1) Abgedruckt in Westenrieder, Beiträge u. s. w. VIII, 159.



wollte nachgegeben werden, nit ferner difficultire, und dem allgemeinen Wesen, welches in alleweg dem privato vorzuziehen, hierdurch schaden solle. So viel aber die Direction und das Commando im Felde belangt, wollen wir hoffen, der von Friedland werde sich wie bisher, auch hinfüro mit Euch wohl vergleichen und Eueren guten Vorschlägen deferiren, und weilen Euch sein Humor bekannt, als werdet Ihr Euerer Vorsicht nach dextre mit ihm zu procediren wissen.

In welcher Weise Wallenstein, der dem Kaiser gemeldet, daß er Tilly wie seinen Vater respectire, diese Gesinnung bethätigte, sieht man aus einem Berichte des Nuntius Caraffa in Wien, am 25. März 1626.[1]) Caraffa meldet darin, daß Tilly an Maximilian geschrieben: obwohl es nothwendig sei, daß die Armeen sich vereinigen, so werde er doch lieber sich zurückziehen und um seinen Abschied bitten, als länger mit Wallenstein zusammen zu sein, sowohl aus anderen Ursachen, als wegen der ihm persönlich widerfahrenen Behandlung. Denn als er einmal sich zu Wallenstein begeben, um in einer sehr wichtigen Sache mit ihm zu reden, habe dieser ihn fünf Stunden im Vorzimmer warten lassen. Dennoch habe er um des öffentlichen Dienstes willen Geduld gehabt.

Selbst wenn diese Meldung des Nuntius übertrieben sein sollte — was Niemand bejahen noch verneinen kann —: so ist sie wenigstens ein Zeugniß dessen, was unbetheiligte Persönlichkeiten, die doch in der Stellung waren, Vieles zu wissen, bereits damals, im März 1626, dem Wallenstein zutrauten.

Er stand im Beginne seiner Laufbahn, die von da an frei und offen vor ihm lag.

Onno Klopp.

---

1) Gindely I, 85.

## IV.

# Franz Grillparzer.

Zur Erinnerung an seinen 100. Geburtstag.

## I.

Der Dichter, dessen Centenarium am 15. Januar 1891 gefeiert wird, gehörte trotz seiner äußeren Anspruchslosigkeit zu den starken selbstbewußten Naturen. Er wußte, daß ihm ein großes Talent verliehen worden war, daß er der Welt bewiesen hatte, wie er mit dem ihm anvertrauten Pfunde zu wuchern verstehe, und bekannte mit verblüffender Offenheit, daß er sich trotz allem Abstande für den Besten halte, der nach Goethe und Schiller gekommen, daß er, aus anderen Zeiten gekommen, auch in andere gehen werde. Ein Bekenntniß, in welchem ein ebenso großes Theil Stolz wie Nichtachtung der dichtenden Zeitgenossen liegt. Ob die Literaturgeschichte ähnlich urtheilen wird, steht dahin; das große Publikum hat sein Votum bereits abgegeben und es lautet dahin, daß es den hervorragenden Schöpfungen Grillparzers, wenn sie auch auf der Bühne niemals ihre packende Wirkung verfehlen, nicht das warme Interesse entgegenbringt, welches es den Dramen Schillers andauernd zuwendet. Undenkbar ist geradezu, daß jemals die deutsche Jugend für Grillparzer schwärmen wird, wie sie es immer noch für Schiller thut. Von einem dramatischen Dichter hohen Stils, wie Grillparzer

einer ist, erwarten wir vor allen Dingen ein Eintreten für die heiligsten Güter der Menschheit, seien sie nun rein ideeller — wie die religiösen — oder gleichzeitig irdischer Natur; wir wollen von ihm hingerissen sein zu flammender Begeisterung, zu erhebenden Anschauungen in höhere reinere Regionen. Er soll ein Prediger der Menschheit sein innerhalb der Grenzen, welche seine Kunst ihm zieht; er soll der Welt die Welt zeigen, um sie zu bilden und zu bessern.

Ein solcher Dichter ist Grillparzer nicht. Bei aller Bewunderung für seine Größe vermissen wir schmerzlich bei ihm den Schwung einer idealen Weltanschauung, die ethischen Gesichtspunkte, die religiöse Wärme. In keinem seiner Dramen wird unser Blick nach oben gerichtet, in keinem feiern Kämpfer für die Rechte der Menschheit ihre Triumphe oder leiden für sie, in keinem tritt die Macht der Religion, in welcher Gestalt es auch sei, in die Erscheinung. Er ist der Dichter der Indifferenz, der Vertreter einer Weltanschauung, welche in der Weltgeschichte nicht das Weltgericht und in Gott nicht den Weltenrichter erkennt. Wenn er dichtet, so treibt ihn nicht eigentlich eine Idee, sie im Gewande der Dichtkunst zu schöner Wirklichkeit zu rufen, sondern dieses oder jenes Schicksal, diese oder jene interessante Gestalt. Er würde mit aller Entschiedenheit es als eine arge Zumuthung abgelehnt haben, falls Jemand ihn aufgefordert hätte, nach höheren Gesichtspunkten zu streben; wenn sie in den von ihm gewählten Stoffen nicht schon verborgen waren, so fiel es ihm gewiß nicht ein, sie hineinzulegen. Darum ist er auch nicht und konnte er nicht, wie Schiller, der Dichter der That sein. Seine Helden ziehen nicht aus, große Werke zu vollbringen — daß Jason das goldene Vließ holt, wird Niemand als eine welthistorische That ansehen wollen und der thatendurstige König Ottokar allein kann den Totaleindruck nicht beeinflussen — sondern sie suchen sich in engem Kreise mehr mit ihrem Schicksal abzufinden. Grillparzer hat keinen Don Carlos, keinen Mortimer, keine Jungfrau von Orleans, keinen Wilhelm

Tell geschaffen, sondern Männer, welche über ihrem eigenen Geschick das Voranschreiten der Weltgeschichte vergessen. Grillparzer ist der Dichter der Leidenschaft, wäre es nun die Liebe, die Eifersucht oder Herrsch- und Ehrbegierde. Nur in „Ein treuer Diener seines Herrn" hat er ein Drama geschaffen, das lediglich der Verherrlichung einer idealen Charaktereigenschaft gewidmet ist. Ja, soweit geht der Mangel einer höheren Weltanschauung bei Grillparzer, daß aus seinen Dichtungen kaum ein Bändchen der jetzt wieder so beliebten „Lichtstrahlen" auszuziehen wäre.

Vollends feindlich stand er der Religion und namentlich dem Katholicismus gegenüber. Aber hier müssen wir zu seiner Entschuldigung wohl beachten, daß bei seiner — übrigens mangelhaften — Erziehung auf das religiöse Moment nicht das mindeste Gewicht gelegt wurde, daß er wie ein kleiner Heide aufwuchs und in späteren Lebensjahren natürlich nicht das Bedürfniß fühlte, sich in religiösen Dingen belehren zu lassen. Der Josefinismus, welchem der Vater ganz, die Mutter nach Art der Frauen nur halb huldigte, ging ihm in Fleisch und Blut über und verließ ihn nie mehr. Die Religion betrachtete er kühlen Sinnes als bloßes Menschenwerk und studierte die verschiedenen Formen der Gottesverehrung mit den Augen des Freundes menschlicher Entwicklung. Für das katholische Bekenntniß ging ihm thatsächlich jedes Verständniß ab und er war nicht einmal geneigt, den Angehörigen desselben eine geschützte Stellung im Staate zuzuweisen. Die biblische Lehre von der Schöpfung erscheint ihm als die plumpe Dichtung eines rohen Naturkindes; die katholische von der Erbsünde und Erlösung kommt ihm höchst abgeschmackt vor; das Christenthum ist ihm die Religion der Melancholiker und Hypochondristen; die Religion dagegen die Poesie der unpoetischen Menschen; Menschen, die von Gott reden, kommen ihm vor, wie Lichtenbergs Bauern, die, wenn ein Messer fehlt, dafür ein Stück Holz in die Scheide stecken, damit diese nicht leer bleibt; die Juden aber schufen

sich nach seiner Behauptung einen „bornirten Winkelgott“. An einer anderen Stelle sagt er vom Christenthum:

Das Werk von Weibern und Kindern,
Zum Weinen oder zum Lachen:
Uns in diesem Leben zu plündern
Und im andern uns selig zu machen.

Das Papstthum ist ihm eine widersinnige Institution, es subjektiv vertheidigen, nennt er eine Schändlichkeit oder eine Verrücktheit; er bezeichnet es als eine „brutale und unsinnige Zwangsanstalt“, die freilich für das „rohe, kenntnißlose und alberne“ Mittelalter ein Glück gewesen sei; das Mittelalter charakterisirt er als „abendländische rohe Kraft in Verbindung gebracht mit einer morgenländischen, spitzfindig-ascetischen Religion; Brutalität moderirt durch Absurdität“. Andere Ausdrücke mitzutheilen verbietet sich; vorstehende Aeußerungen genügen auch völlig, um den negativen und religionsfeindlichen Standpunkt des Dichters zu charakterisiren, der in seinen Dramen allerdings nur sehr wenig hervortritt.

Darin reiht sich Grillparzer den Classikern und ihren Epigonen an, welche statt jeder positiven Religion einem verschwommenen Humanitäts-Ideal huldigten. In anderer Beziehung aber ist er ihnen nicht verwandt und diese Eigenthümlichkeit wollen wir als eine höchst werthvolle Eigenschaft an ihm preisen: seine größeren Dichtungen sind durchaus frei von lüsternen Scenen und selbst frivolen Andeutungen. In der „Ahnfrau“ bricht zwar in Jaromir gegen den Schluß eine glühende Sinnlichkeit aus, aber sie beleidigt nicht, und ein paar anstößige Lieder Grillparzers sind nicht mit seinem Zuthun in die Oeffentlichkeit gerathen. Er war eine keusche Natur, welche die Nachtseiten menschlichen Fühlens und Handelns am liebsten dort verborgen ließ, wo göttliches Gebot und sittliches Gefühl sie verwiesen haben. Er hat die Liebe in ihren glühendsten Aeußerungen geschildert, ohne über die Grenze des Anstands und der Sitte hinauszugehen.

Andererseits verflachen sich aber jene glühenden Aeußer-

ungen niemals zur Sentimentalität. Grillparzers ganzer Natur lag nichts ferner als Gefühlsseligkeit in irgend welcher Form. In seinem Wesen finden wir eine seltene Mischung widerstrebender Charaktereigenschaften; er sagt selbst, daß sich in ihm eine überfliegende Phantasie mit dem kältesten Verstande gepaart habe. Den besten Beweis, daß er mit seiner Selbstcharakteristik Recht gehabt, finden wir in seinem Verhalten gegen Katharina Fröhlich, welche durch fünfzig Jahre hindurch seine Braut geblieben. Die beiden hochbegabten Menschenkinder liebten sich mit flammender Leidenschaft und sie waren nahe daran, sich die Hände zum ewigen Bunde zu reichen. Soweit siegte Grillparzers Phantasie. Nun kam aber der Verstand und malte dem Dichter in den grellsten Farben aus, welch' ein großes Opfer er bringe, wenn er sich mit der Geliebten vermähle, daß Katharina mit ihrem energischen und feurigen Naturell ganz gewiß keine bequeme Gattin abgeben werde, daß schließlich auch — was nicht wahr war — das Einkommen Grillparzers nicht ausreichen werde, eine Familie zu ernähren — und der Dichter gab nach und führte, obgleich all' jene Einwendungen bei genauer Prüfung nicht Stich hielten, die Geliebte nicht heim! Auch sonst bemerken wir bei ihm, daß die kühle Ueberlegung eine so große Macht über ihn ausübt, daß nicht selten große Gefühllosigkeit hervortritt.

In seinen Dramen empfinden wir denselben Eindruck. Die Liebe erscheint häufig gepaart mit Strenge und Schroffheit; sie ist keine schmachtend blauäugige Dirne, sondern eine kampflustige verlangende Amazone. Gestalten wie Melitta und Kreusa sind selten in seinen Dichtungen, selbst Sappho's Liebe zu Phaon hat etwas Gewaltthätiges an sich. Solche Gesinnung gab auch der Form eine Herbheit, die sie durchaus unterscheidet von der klassischen Ruhe und geglätteten Form der Goetheschen wie der pathetischen Haltung und der schwungvollen Diktion der Schillerschen Dramen.

Dazu kam noch ein zweiter Grundzug seines Wesens:

die fast hermetische Abgeschlossenheit gegen alles Fremde, gegen Alles, was in sein Inneres einzudringen drohte, verbunden jedoch mit einer glühenden Sehnsucht nach Anerkennung des von ihm Geschaffenen und auch Ermunterung zu ferneren Schöpfungen. Derselbe Mann, der am liebsten mit sich allein war und selbst bekannte, daß er für das Leben zu zweien nicht geschaffen sei, der in tiefster Einsamkeit grimmige Epigramme gegen Kritiker und Publikum schmiedete, war fast körperlich leidend, wenn der Beifall der großen Menge ihm fehlte. Ohne sclavisch nach Anerkennung zu streben und sein Talent in den Dienst des vielköpfigen und vielstimmigen Publikums zu stellen, nahm er beständig Rücksicht auf die Aufführbarkeit seiner Dichtungen und suchte sich, immer im Rahmen der Kunst sich haltend, durch starke, fast gewaltsame Effekte den Beifall eines ausverkauften Hauses zu sichern. Die „Ahnfrau“ zeigt dieß Bestreben in roher Form; „Sappho“ ist veredelter, in allen weiteren Dramen aber drängen sich packende, nicht selten ungewöhnliche Effekte. Das Höchste wagte er in „Medea“, als er unternahm zu zeigen, wie ein wild-leidenschaftliches Weib in der Verzweiflung getäuschter Gatten- und Kindesliebe zur Mörderin der eigenen Kinder und der verhaßten Nebenbuhlerin wird. Aber das Wagniß gelang seinem machtvollen, innerlich reichen Talente und errang sich den geforderten Beifall.

Doch war er selten nachhaltig und dafür haben wir die Gründe bereits dargelegt. Ein Dramatiker, der von seiner Studirstube aus die Menschheit elektrisiren will, deren innerster Drang ihm allmählig fremd geworden, deren Ideale er nicht kennt, kann auf dauernden Erfolg auch in die Zukunft hinaus nicht rechnen. Grillparzer ist einer der größten Dramatiker und doch kein populärer Dichter; die meisten seiner Schauspiele packen auf der Bühne gewaltig, aber die von ihm geschaffenen Gestalten leben nicht in der Anschauung der großen Masse der Gebildeten, wie so viele von Schiller und Goethe. Freilich kommt noch ein anderer Umstand dazu, der ihnen

das öftere Erscheinen auf der Bühne verbietet. Grillparzers Dramen stellen die höchsten Anforderungen an die Schauspieler. Rollen wie die der Sappho und Medea, des Königs Ottokar und des Bancbanus in „Ein treuer Diener seines Herrn", können nur durch genial veranlagte Schauspieler gegeben werden, die Mittelmäßigkeit verdirbt sie ohne Erbarmen und stellt damit den Erfolg der Aufführung in Frage.

Grillparzer mußte schon zu Lebzeiten erfahren, daß er trotz des errungenen Beifalls eine einsame Größe bleiben werde. Das verbitterte ihn und drängte ihn zur Verachtung alles dessen, was in der Literatur Erfolg hatte. Die deutsche Literatur zumal hatte nicht die mindeste Anziehungskraft für ihn. Wenn er sich erfrischen wolle, sagt er, greife er zu fremden Literaturen; die mittelhochdeutsche Poesie kam ihm albern vor, er verglich sie im Gegensatz zu dem Brunnen der modernen Dichtung mit einer Lache in der Wegspur; die neueren Bildungsdichter wie Lessing, Goethe, Schiller achtete er hoch, aber Shakespeare, Calderon und Lope standen ihm höher. Die zeitgenössische Literatur vollends erfüllte ihn mit tiefster Verachtung.

Er war ein Charakter, der es nicht verstand, mit sich und der Welt fertig zu werden; ein Dichter, der den tiefsten Lebensquell aller Poesie nicht zu finden vermochte; ein Dramatiker, der trotz hoher Begabung nicht allgemein beliebt wurde.

## II.

Die Reihe der Dramen Grillparzers zeigt uns eine bunte Mannigfaltigkeit sowohl in den Stoffen wie in der Behandlung. Aus der Romantik sprang er in die Antike, aus der Sage in die Geschichte; hier folgte er dem Einfluß Goethes, dort der spanischen Dramatiker und endlich den Spuren des großen Briten. Letzterer ist denn auch sein eigentliches Vorbild geworden. Er sagt selbst, daß es sein Bestreben gewesen, die Poesie dem Ursprünglichen näher

zu bringen. Er setzte sich vor, allen Aeußerungen der Empfindungen, Gedanken und Leidenschaften den naturgemäßen Ausdruck zu geben. Die Gemessenheit Goethes, das Pathos Schillers mußten ihm als unnatürlich erscheinen. Er haßte die flammende Beredsamkeit auf der Bühne, welche allerdings leicht in leere Jamben-Declamation ausartet. Er verbannte somit aus seinen Dramen, nur zwei ausgenommen, den poetischen Duft, was seine Charakteranlage ihm erleichterte, und setzte an seine Stelle die ganze Kraft und Herbheit der ursprünglichen Natur. Während andere Dichter das höchste Glück und den tiefsten Schmerz lyrisch austönen lassen in vollen Accorden, lauscht er der Natur die einzigen Laute ab, die ihr im Uebermaß des Affektes eigen sind, und setzt sie oder gar tiefstes Schweigen an deren Stelle. So schweigt Melitta, als die Neigung zu Phaon in ihr emporsteigt, in „Sappho"; so redet Medea nur durch wenige Worte und Gebärden, als sie ihr Herz Jason entgegenschlagen fühlt (in „Die Argonauten"), so weiß Bancbanus nur wenig zu sagen, als er sein geliebtes Weib als Todte beklagen muß (in „Ein treuer Diener seines Herrn"), so ist Leander stumm, als die Liebe zu Hero bei ihm einkehrt. Und ganz naturgemäß kehrt das Vermögen, das Wogen der Gefühle äußerlich kund zu geben, zurück, sobald der erste Eindruck innerlich verarbeitet ist. Aber dem Haß und dem Zorn weiß er eine glühende Beredsamkeit zu verleihen. Das ist ganz der Natur entsprechend, die unsere Zunge in den Augenblicken größter Erhebung und tiefsten Leides zu lähmen scheint. Er läßt somit der schauspielerischen Kunst einen weiten Spielraum und stellt dem darstellenden Künstler die schwere Aufgabe, durch Miene und Bewegung den Sturm der Leidenschaft zum Ausdruck zu bringen, welchen der Dichter verschwiegen hat.

Wo Grillparzer aber seiner inneren Gluth einmal gestattet, sich eine Ausflucht zu suchen, da reißt er uns hin, da gewinnt das Wort eine packende Kraft, da ist jedes Bild

an seinem Platze und der ganze Reichthum unserer Sprache scheint in seine Hand gegeben. Hinreißend reden Sappho und Medea, stolzes Selbstbewußtsein tönt aus den Worten Ottokars und Rudolfs von Habsburg und der ganze Wahnsinn einer blinden Leidenschaft klingt aus den Phantasien Otto's von Meran.

Doch wie sich in Grillparzer eine überfliegende Einbildungskraft mit eindringendem Verstande paarte, so finden wir auch in seinen Dichtungen ganz unvermittelt neben den heftigsten leidenschaftlichen Ergüssen die Grübeleien eines philosophirenden Kopfes. Nicht selten begegnet uns an Orten, wo wir es durchaus nicht vermuthen, plötzlich ein Gewirr von tiefsinnig sein sollenden Disputen, die eher alles andere als Natur sind. Jason redet in der Begegnung mit Medea, welche beider Schicksal entscheidet, nach einer Dithyrambe der Leidenschaft auf einmal mit den Lippen eines kalten Vernunftmenschen; in „Libussa" häufen sich sogar die rein abstrakten Betrachtungen so sehr, daß der Leser dem schlimmsten Feinde aller Literatur, der Langeweile, nicht entgeht,

Im Allgemeinen aber arbeitet in Grillparzers Dichtungen der dramatische Nerv in energischer Weise. Die Handlung ist in beständiger Bewegung, und jeder Auftritt bringt sie um ein gutes Stück weiter. Die Charaktere sind voll Leben und Temperament und ihre Seelen sind erfüllt von starken Begierden und Leidenschaften. Wo sie mit anderen zusammenstoßen, da setzt es Funken und entzünden sich die Flammen großartiger seelischer Kämpfe.

Die Dramen Grillparzers unter einen einheitlichen Gesichtspunkt zu bringen, ist nicht schwer, da sie sich nach Stoff und Behandlung leicht in Gruppen theilen lassen. Der romantisch-sagenhaften Stoffsphäre gehören an: Die Ahnfrau, Sappho, Das goldene Vließ, Weh dem der lügt, Libussa, Die Jüdin von Toledo, Des Meeres und der Liebe Wellen und Der Traum ein Leben; der historischen: Ottokars Glück und Ende, Ein treuer Diener seines Herrn, Ein

Bruderzwist im Hause Habsburg. In der Behandlung lassen sich drei Gruppen unterscheiden. Romantisch durch und durch sind Die Ahnfrau, Die Argonauten, Weh dem der lügt, Libussa, Der Traum ein Leben; dem klassischen Stil gehören Sappho, Medea und Des Meeres und der Liebe Wellen an; eine realistische Auffassung mit der ganzen Grillparzer'schen Herbheit macht sich in den übrigen Dramen bemerkbar. Wie sehr seine Kunstrichtung wechselte und wie sein letztes Stück ebenso gut sein erstes sein konnte, zeigt uns die Reihenfolge seiner Dichtungen: Ahnfrau 1817, Sappho 1818, Das goldene Vließ 1821, Ottokar 1825, Treuer Diener 1828, Des Meeres und der Liebe Wellen 1831, Der Traum ein Leben 1834, Weh dem der lügt 1838, Libussa, Ein Bruderzwist, Jüdin, alle drei aus den vierziger Jahren.

Die „Ahnfrau", welche am 31. Januar 1817 zum ersten Male in Wien über die Bretter ging, rauschenden Beifall fand, dort gegen hundert Mal gegeben wurde und einen Siegeszug durch ganz Deutschland antrat, zeigt uns den Dichter noch in den Banden der Schicksalstragödien jener Tage, obgleich er sich gegen eine solche Behauptung wehrte. Die Ahnfrau geht einer schweren Schuld wegen im Schlosse derer von Borotin um, und kann nicht eher zur Ruhe gelangen, als bis der letzte Sproß ihres Hauses die Augen geschlossen. Nur ein Graf Borotin lebt angeblich noch, dessen Tochter Bertha, ohne seinen Stand zu kennen, einen Räuber Jaromir liebt. Im Verlaufe des Stückes kommt an den Tag, welch schändliches Gewerbe er treibt, sowie, daß er der vor Jahren verschwundene Sohn Borotin's ist. Ehe er das erfährt, sticht er den auf der Verfolgung der Räuber befindlichen Grafen nieder, wird also zum Vatermörder. Er tödtet ihn mit demselben Dolche, durch welchen einst die Ahnfrau fiel; Bertha stirbt an Gift und Jaromir tödtet sich selbst. Ein schauriges Gemälde, das lebhaft an die Räuber-, Ritter- und Gespensterromane des vorigen Jahrhunderts und namentlich an Schillers „Räuber" erinnert! Dem Zufall ist eine unheil-

bringende Gewalt zugeschrieben; die Personen unterliegen ihm und nicht den Gesetzen der sittlichen Weltordnung, welche immer in der Tragödie, wenn sie ein echtes Werk der Dichtkunst sein will, herrschen sollen. Aber es steckt trotz aller Absurditäten eine gewaltige dramatische Kraft in dem Schauspiel, das deutlich zeigte, was der Dichter leisten werde.

Die folgenden Werke bewiesen es in hohem Maße. „Sappho" war ein Meisterwerk, ganz im Goethe'schen Geiste geschaffen und des großen Meisters würdig. Der Sprung von der Ahnfrau zu Sappho ist ein größerer als von Schillers Räubern zu Wallenstein, denn zwischen den letzt genannten beiden Dramen liegen viele Jahre langsamer Reife und allmäligen Uebergangs, während Grillparzer den Sprung in einem Jahre machte. „Sappho" ist die erschütternde Tragödie getäuschter Liebe. Sappho, die hochbegabte gefeierte Dichterin liebt Phaon, einen jüngeren Verehrer mit feuriger Leidenschaft und glaubt in seiner scheuen Bewunderung die gleiche Neigung zu finden. Er aber liebt in ihr nur die Dichterin, deren Größe er indessen nur ahnt, nicht begreift, und wendet sein Herz einer jugendfrischen Sklavin Sappho's, Melitta, zu. Zuerst flammt das stolze gekränkte Weib in glühendem Zorn auf, der beide zu vernichten droht — dann aber beugt sie sich in dem demüthigenden Bewußtsein, daß die Sklavin sie besiegt und daß sie selbst vom Leben nicht verlangen dürfe, was ein gefangenes Mädchen frei und heiter genießt. So giebt sie sich den Tod. Der tragische Conflikt liegt hier in dem schneidenden Gegensatz zwischen dem phantasiereichen Fühlen der Dichterin und der schroffen Wirklichkeit. Sie, die allein steht mit ihrer Begabung, deren Lippen Apoll geküßt, soll auch allein bleiben mit ihrem Herzen. Sie schuf sich selbst ihr Schicksal, als sie mit verlangenden Augen auf die glänzenden Bilder von Liebe und gegenseitigen Verstehens blickte, welche ihre schönheitsdurstige Phantasie ihr vorspiegelte, als sie in einem unbedeutenden Manne, wie Phaon, ihr Ideal verwirklicht

glaubte. Das hat der Dichter mit überwältigender Treue zur Anschauung gebracht.

Den schroffsten Gegensatz zu Sappho bilden Phaon und Melitta, heitere, frische Kinder der Natur, denen das Walten des Geistes sehr gleichgültig bleibt, wenn sie nur der gegenseitigen Neigung folgen dürfen. Reizend gezeichnet ist Melitta, eine so duftige Mädchenblüthe, wie sie in unserer Literatur und vollends der dramatischen, nur selten zu finden ist; der Dichter hat ihr Bild noch feiner und reicher ausgestaltet, als das Sappho's. Eine brillante Figur ist endlich Rhamnes, der treue Diener der Dichterin, welcher mit flammenden Worten Phaon zurechtweist und die ideale Bedeutung Sappho's trotz ihrer Verirrung in irdische Leidenschaft hervorhebt.

Eine weit größere Welt thut sich uns auf in der Trilogie: „Das Goldene Vließ", in welcher der Dichter die bekannte griechische Sage von dem entwendeten Heiligthum des delphischen Gottes in den Mittelpunkt stellt, um den die grauenvolle Geschichte Jasons und Medeas sich gruppirt. Das Stück scheidet sich in drei Theile: das einaktige Vorspiel „Der Gastfreund", in das Schauspiel „Die Argonauten" und die Tragödie „Medea". Im ersten kommt das goldene Vließ nach Kolchis und wird, nachdem Vater und Bruder Medeens den Ueberbringer getödtet, geraubt und dort aufgestellt; im zweiten holt Jason das goldene Vließ zurück und führt Medea als die seine heim; im dritten tritt der schneidende Gegensatz zwischen den beiden Gatten schroff in die Erscheinung und zwingt Medea zu entsetzlichen Thaten. Wie der Dichter behauptet, habe er die Verderblichkeit geraubten Gutes an einem Beispiele von seltener Größe beweisen wollen; das hat er gethan, er hat aber gleichzeitig dem goldenen Vließ eine dämonische, an die Schicksalstragödien erinnernde Macht verliehen, da es alle, Schuldige und Unschuldige, vernichtet, denen es in die Hände geräth. Er wollte ferner zeigen, welch' greller Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren bestand, und wie er auf die Herzensbeziehungen zwischen Jason und

Medea verderblich einwirken mußte. Endlich wollte er an einer der grandiosesten griechischen Sagen illustriren, welcher Thaten ein wild geartetes Weib fähig sei, dem durch die schmerzlichsten Enttäuschungen der letzte Halt genommen, der es noch mit der scheinbar sittlich gebildeten Welt verband. Hier ging er auf ein allgemein menschliches Gebiet über, wo er unserer Theilnahme von vorneherein sicher sein konnte. Und in der That hat sich auch der letzte Theil der Trilogie fast allein auf der Bühne erhalten und er ragt um Hauptes-länge über den „Gastfreund“ und „Die Argonauten“ empor. Gewiß ist im zweiten Theil die stürmische Werbung des griechischen Heldenjünglings um die feurige, in dämonisch-wilder Schönheit erstrahlende Tochter des Königs der Kolcher mit hinreißender Farbenpracht geschildert, aber gegen die furchtbare von der Hand eines thatkräftigen Meisters aufgebaute Tragödie des dritten Theiles vermag jenes Schauspiel nicht aufzukommen. Wie Medea, welche sich schon nicht mehr im vollen Besitz ihres Gemahls weiß, sieht, daß er ihr unwiderbringlich verloren ist; wie sie Zeugin wird, daß er in zärtlichem Gespräch mit der jugendschönen Königstochter von Korinth verweilt; wie sie die schmerzlichste aller Erfahrungen machen muß, daß sogar ihre Kinder von der Mutter sich abwenden und in die Arme jenes verhaßten Mädchens eilen; wie nun endlich ihr wildes, elementarisches Temperament zum Ausbruch kommt und nur Ruhe finden kann in den Gräueln der Vernichtung — das alles ist mit einer Naturtreue zur Darstellung gebracht, daß wir auf das tiefste erschüttert das Schauspielhaus verlassen. Der Dichter hat in dieser Trilogie gewagt, das Furchtbarste vor unseren Augen sich abspielen zu lassen — es ist ihm geglückt.

Die Personen sind in großen Zügen gezeichnet — wie Grillparzer es denn überhaupt nicht liebte, bei der Charakterisirung ins Einzelne zu gehen — und bis auf Kleinigkeiten brillant getroffen. Die Riesengestalt einer Medea erdrückt freilich fast die übrigen; vollends Jason erscheint im letzten

Theil als ein allzu großer Schwächling neben ihr, aber die Gruppirung ist eine so geschickte, daß wir das Mißverhältniß nur selten bemerken.

Noch in gleichem Geiste gehalten sind die beiden folgenden Dramen: „König Ottokars Glück und Ende" und „Ein treuer Diener seines Herrn". Im ersteren zeichnet er den böhmischen Napoleon, der in ungemessenem Stolze daran dachte, sich ein Riesenreich gleich dem Karls des Großen zu errichten, bis die mächtige Hand des unerbittlichen Rudolf von Habsburg ihn zu tiefster Demüthigung zwang. Ottokar bietet in den ersten Aufzügen ein meisterhaft entworfenes Bild. Der Größenwahn, der Uebermuth und die Thatkraft des Königs gelangen in packenden Zügen zur Verwirklichung. In seiner Erniedrigung verliert er indessen von seiner auf der Höhe seiner Macht behaupteten Größe und verdient sich nicht einmal unsere Theilnahme. Rudolf von Habsburg ist ein meisterhaft, mit Wärme und Begeisterung geschilderter Charakter, der namentlich in seiner Unterredung mit Ottokar eine Majestät behauptet, die geradezu bewundernswerth ist. Unter den übrigen Personen ragen einige keck gezeichnete Edelleute hervor, die zu den besten Figuren des Dichters gehören. Vorzüglich ist die Composition des Stückes, welche weit auseinander liegende Begebenheiten ungezwungen zu verbinden und dem in der Geschichte Zerfahrenen festen Zusammenhang zu geben weiß.

Das folgende Stück schwankt von der Parteien Haß und Gunst verwirrt in der Literaturgeschichte und gibt zu den entgegengesetztesten Ansichten Veranlassung. Es behandelt einen Stoff aus der ungarischen Geschichte, dem zufolge Bancbanus, der Kanzler des Königs Andreas, die Treue gegen seinen Herrn so schroff auffaßte, daß er einen frivolen Wollüstling, der durch beständige Verfolgungen Erny, die junge Gattin des Kanzlers, in den Tod trieb, sogar vor den Verfolgungen der Verwandten Ernys schützte und ruhig das Urtheil des Königs über den Missethäter abwartete. Die meisten Kritiker sehen in dem Verhalten des Kanzlers eine verächtliche

Schwäche; nur wenige finden in ihm den Ausdruck seltener Seelengröße. Wir glauben, daß die Wahrheit in der Mitte liegt. Ein Charakter, zumal ein von christlichem Geist erfüllter, der ein Gleiches thut, läßt sich sehr wohl denken; es wäre schlimm um die Menschheit bestellt, wenn solche Treue als Schwäche bezeichnet werden müßte. Grillparzer beging aber den großen Fehler, daß er Bancbanus allzugeduldig, ohne schwere Seelenkämpfe, leiden läßt; der Mannesstolz, die tödtlich beleidigte Liebe zu seiner jungen unschuldigen Gattin mußten ihn in bittere Kämpfe mit seiner Ergebenheit für den König verwickeln, aus denen er als Sieger hervorging. Statt dessen macht der Dichter einen fast gleichgültigen Greis aus ihm, der unsere Sympathie nicht erwerben kann. Ebenso wenig Theilnahme zwingen uns die übrigen Personen ab, ausgenommen Erny, die unglückliche Gattin des Bancbanus. Auch die Composition leidet an argen Mängeln, da weder der Tod Ernys noch der Königin hinreichend begründet sind. Sonst aber ist das Stück in Diktion und dramatischem Leben eines der besten des Dichters.

Die Tragödie „Des Meeres und der Liebe Wellen" behandelt die griechische Sage von Hero und Leander, im Geiste der Weltanschauung Grillparzers, die dem jungfräulichen Leben gottgeweihter Jungfrauen die Berechtigung absprach. Das Stück ist durch und durch Poesie; der dritte Aufzug erhebt sich zu dem Schönsten, was je gedichtet worden ist. Die Liebe tritt hier mit derselben unwiderstehlichen Gewalt auf, wie in den „Argonauten"; Hero ist wundervoll gezeichnet in ihrer keuschen Zurückhaltung vor der flammenden Leidenschaft Leanders; Leander selbst ist eine Mischung von Phaon und Jason. Die Sprache erhebt sich zu einer Höhe, wie wir sie nur noch in „Sappho" wiederfinden; sie ist voll Wohllaut, ohne an Kraft einzubüßen.

Das Schauspiel: „Der Traum ein Leben", das Grillparzer schon im Jahre 1817 begonnen, athmet den Geist der „Ahnfrau", ohne deren Schwächen zu besitzen. Es zeigt in einer

ereignißvollen farbenprächtigen Handlung, in welche sittlichen Gefahren der Mensch verstrickt werden kann, wenn er über sich hinausstrebt und äußere Ehren dem stillen Frieden des Hauses vorzieht. Das Stück gehört zu den besten des Dichters und verfehlt bei der Aufführung seine Wirkung nie.

Mit dem 1838 folgenden Lustspiel: „Weh dem, der lügt", erlitt Grillparzer eine schwere, ihn tief niederdrückende Niederlage. Das Stück hat große Schwächen; es entwickelt eine groteske, eigenthümliche Komik, in die der Zuschauer sich nicht leicht hineinlebt. So gehen denn die unläugbaren Vorzüge des Lustspieles, zumal wenn die aufführenden Kräfte nicht genügen, leicht verloren.

Grillparzer nahm sich diesen Mißerfolg sosehr zu Herzen, daß er nur wenig mehr dichtete und das Wenige im Pulte behielt. Er schuf in den vierziger Jahren noch das Trauerspiel: „Die Jüdin von Toledo", eine gluthvolle Tragödie der Leidenschaft, deren Personen indessen die Züge von Phaon, Leander und Jason, sowie von Hero und Medea zeigen; das langathmige verfehlte Schauspiel: „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg", in welchem die Gestalt des Kaisers Rudolf II., des Interpreten der religiösen Anschauungen Grillparzers, vorzüglich gezeichnet erscheint; das Märchenspiel „Libussa" mit seinen bald langweilig werdenden philosophischen Gesprächen und das schöne Fragment „Esther".

Von den übrigen Schöpfungen Grillparzers ist noch die kleine, fein ausgearbeitete Novelle „Der arme Spielmann" zu erwähnen, für welche er manchen eigenen Charakterzug verwendet hat. Seinen lyrischen Gedichten fehlt das, was den lyrischen Dichter macht: starke Empfindung und wohllautende Form. Nur wenige unter ihnen sprechen uns freundlich an. Ausgezeichnet dagegen sind die meisten der bissigen Epigramme, in welchen der erbitterte Dichter seinem Groll gegen alle Welt Ausdruck gab; sie sind gedrungen in der Form und haben in glücklichster Weise die verwundende Pointe gefunden.

## III.

Grillparzers Leben verlief ziemlich ruhig und in Verhältnissen, die für einen deutschen Dichter trotz der zahllosen Klagen in seiner Selbstbiographie als befriedigend bezeichnet werden müssen. Er hat Unannehmlichkeiten erdulden müssen, wie jeder Mensch, der von Anderen abhängt; aber er kann nur wenige Jahre in seiner Jugend zu den harten rechnen; er hatte schon bald eine sichere, gut dotirte Stellung und hochgestellte treue Gönner. Wenn er trotzdem viel Verdruß erleiden mußte, so liegt die Schuld an seinem anspruchsvollen widerhaarigen Wesen.

Grillparzer wurde am 15. Januar 1791 zu Wien als der Sohn eines sehr gut gestellten Advokaten geboren. Er erhielt, weil der strenge, aber mit Geschäften überbürdete Vater sich nicht um seine Kinder kümmerte, eine mangelhafte Erziehung, welche in der völligen Vernachlässigung des religiösen Moments gipfelte. Als er das Gymnasium besuchte und demzufolge auch dem Gottesdienst beiwohnen mußte, war er genöthigt, seinen Mitschülern abzusehen, welche Bewegungen und Zeichen sie dem Fortgang der hl. Handlung gemäß machten! Dagegen war er in der Schauerliteratur jener Zeit gar wohl bewandert, da sein Vater als Freund von Ritter-, Räuber- und Gespensterromanen immer einen bedeutenden Vorrath solchen Schunds auf Lager hielt. Im Verein mit seinen Geschwistern und Freunden setzte der kleine Franz auch oft das Gelesene in Scene.

Im Jahr 1809 starb Grillparzers Vater, dem der Schmerz um die Schmach des Vaterlandes arg zugesetzt hatte, und ließ in Folge schwerer Verluste seine Familie in drückenden Verhältnissen zurück, so daß Grillparzer, der sich dem Studium der Rechtswissenschaften gewidmet hatte, durch Unterrichtgeben das schmale Einkommen der Mutter zu vermehren suchen mußte. Im Jahre 1812 nahm er nach Vollendung seiner Studien die Stelle eines Informators bei dem Grafen Seilern an, die ihm viele Unannehmlichkeiten bereitete. Ende

1813 wurde er durch Vermittlung des Grafen Herberstein zuerst Expedient in der Zollverwaltung, dann Untersuchungsrichter in Steuerunterschlagungs- und Schmuggelfällen und hatte so das Glück, sich vor materiellen Sorgen frei zu fühlen.

Gedichtet hatte er schon früh und manches Drama vollendet und viele entworfen, aber der Versuch, eines davon auf die Bühne zu bringen, mißglückte. Das hielt ihn vor weiteren Schritten in dieser Richtung zurück. Erst als ein an sich unliebsames Vorkommniß ihn mit dem Dramaturgen des Hoftheaters, dem viel genannten Uebersetzer spanischer Dramen, Schreyvogel, bekannt gemacht hatte und dieser ihn inständig zu dramatischem Schaffen aufforderte, nahm er einen schon länger im Geiste verarbeiteten Stoff vor und schrieb in wenigen Wochen das Trauerspiel „die Ahnfrau“ ohne jede Correktur nieder. Schreyvogel, der ihm ein treuer Berather geworden war und geblieben ist, nahm das Stück und brachte es am 31. Januar 1817 auf die Bühne. Mit ungeheurem Beifall begrüßte das Wiener Publikum das schauerliche Mord- und Gespensterdrama, welches nun seinen Siegeszug durch ganz Oesterreich und Deutschland antrat.

Der junge Löwe hatte Blut geleckt und lechzte nach noch größeren Erfolgen. Um aber der Welt und namentlich der feindseligen Kritik zu zeigen, daß er auch feinere Stoffe behandeln könne und eines höheren Stils fähig sei, griff er begierig nach einem ganz anderen Vorwurf und schrieb in drei Wochen die klassische Tragödie „Sappho“, welche ihm einen Platz in der Geschichte der deutschen Literatur sicherte. Auch auf seine äußere Lage war die Aufführung von bedeutendem Einfluß, indem der Finanzminister Graf Stadion ihn mit einem Gehalt von tausend Gulden als Theaterdichter anstellen ließ.

Gewiß wäre nun eine Zeit freudigen Schaffens für ihn gekommen, wenn nicht allerlei Verdrießlichkeiten im Amt und namentlich der unter erschütternden Umständen erfolgende Tod

seiner Mutter ihm alles geistige Arbeiten unmöglich gemacht hätten. Er sah sich gezwungen, Erholung zu suchen und trat im Frühjahr 1819 in Begleitung des Grafen Deym, der einen Gefährten gesucht hatte, eine Reise nach Italien an, die ihn, später in Gesellschaft des Grafen Wurmbrand, des Obersthofmeisters der Kaiserin, bis nach Neapel führte. In Rom gab ihn der Graf, welcher ihn gern um sich haben und ihm ebenfalls eine Wohnung im Quirinal verschaffen wollte, für den Sekretär der Kaiserin aus. Grillparzer ließ sich das gefallen und hatte, als er nach Wien zurückkehrte, den Verdruß zu hören, daß man ihn bei einem Avancement übergangen habe, weil seine Behörde dem auch nach Wien gelangten Gerücht, er sei in jene Vertrauensstellung eingerückt, Glauben geschenkt hatte. Auch hatte er weitere Unannehmlichkeiten zu bestehen, weil er, um den erkrankten Grafen Wurmbrand nicht verlassen zu müssen, seinen Urlaub bedeutend überschritten hatte. Die Krone aller durch die italienische Reise entstandenen Verdrießlichkeiten bildete jedoch die Veröffentlichung eines Gedichtes „Die Ruinen des Campo vaccino“, in welchem er das Christenthum zu Gunsten des Heidenthums frech verhöhnt. Das Gedicht erregte mit Recht auch in den höchsten Kreisen großes Aergerniß und zog Grillparzer eine Vernehmung durch den Polizei-Präfekten zu.

Graf Stadion blieb ihm indessen zugethan und verschaffte ihm zur Vollendung dichterischer Arbeiten einen längeren Urlaub, den Grillparzer benutzte, um die Trilogie: „Das goldene Vließ“ zu Ende zu bringen. Am 26. und 27. März 1821 ging das Stück, das hervorragendste des Dichters und eines der grandiosesten unserer Literatur, über die Bühne und -- errang nur einen Achtungserfolg! Grillparzer gerieth in eine gedrückte Stimmung, weil er glaubte, seine Kräfte überschätzt zu haben. Zurücksetzungen in der Beförderung, welche er allerdings sich selbst zuzuschreiben hatte, erhöhten seinen Mißmuth, bis wiederum Graf Stadion helfend eingriff und ihm eine angenehme Stellung im Präsidialbureau zuweisen ließ.

Nun gewann er frischen Muth und griff zu einem Stoff aus der böhmischen Geschichte und vollendete bald „König Ottokars Glück und Ende“, das nach mancherlei Hindernissen am 19. Februar 1825 in Scene ging. Das Stück gewann größeren Erfolg als „Das goldene Vließ“, aber keinen durchschlagenden und obendrein feindeten die Böhmen, deren Nationalhelden er herabgewürdigt haben sollte, den Dichter heftig an. Eine Reise nach Berlin, Dresden, Leipzig und Weimar, wo er Goethe wiederholt sprechen durfte, vertrieb indessen seine hypochondrische Stimmung und ließ ihn bald zu einem neuen Stoffe greifen. Am 28. Febr. 1828 erschien „Ein treuer Diener seines Herrn“ und ward mit begeistertem Beifall aufgenommen. Bei Hofe ward indessen die Charakteristik des Prinzen Otto von Meran mißfällig bemerkt; zu seinem Unglück verfaßte bald darauf Grillparzer ein Gedicht auf die Genesung des schwer erkrankt gewesenen Kronprinzen, welches eine auf Mißverständnisse schlimmster Art, wie es schien, berechnete Stelle enthielt und den Dichter vollends in Ungnade brachte. Als er sich einige Zeit nachher, im Jahre 1832, um die mit 1800 Gulden dotirte Stelle eines Archivdirektors bewarb, wurde ihm dieselbe zwar übertragen, aber die damit verbundene Zulage von 200 Gulden vorbehalten und als er, von einer Reise nach Paris und London zurückkehrend, sich um die erledigte Stelle des Universitäts-Bibliothekars bewarb, ward ein anderer ihm vorgezogen.

Anfang 1831 vollendete Grillparzer „Des Meeres und der Liebe Wellen“ und das Märchenspiel „Der Traum ein Leben“. Einige Jahre darauf trat er, wie schon erwähnt, mit dem Lustspiel „Weh dem der lügt“, hervor, das indessen bei der am 8. März 1838 erfolgten Aufführung einen entschiedenen Mißerfolg hatte. Der sehr empfindliche Dichter fühlte sich durch die schroff ablehnende Haltung des Publikums schwer beleidigt und beschloß, von nun an keine seiner neuen Dichtungen an die Oeffentlichkeit zu bringen. Er blieb seiner Absicht treu; nur die treffliche Novelle: „Der arme Spiel-

mann“, sowie im Jahre 1848 ein begeistert aufgenommenes Gedicht auf Radetzky (mit jenem populär gewordenen Zuruf: „In deinem Lager ist Oesterreich!“) traten vor das Publikum. In tiefster Einsamkeit lebte Grillparzer vielseitigen Studien und der poetischen Produktion, die indessen wenig Bedeutendes mehr an das Licht brachte.

Trotz seiner Zurückgezogenheit wurde der Dichter von seinen Verehrern nicht vergessen. Sein fünfzigster Geburtstag ward mit einer glänzenden Feier begangen, und hohe Ehren ergossen sich über den bescheiden auftretenden aber selbstbewußten Mann. Bei Besetzung der Stelle eines Hofbibliothek-Direktors wurde er zwar wieder übergangen, doch bewilligte man ihm eine Gehaltszulage von 300 Gulden. Das Jahr 1849 brachte ihm die hohe Auszeichnung des Ritterkreuzes vom Leopoldsorden; im nächsten Jahre widmeten Ministerium und Armee dem Verfasser des Radetzky-Gedichtes einen kostbaren Pokal.

Das Jahr 1848 fand Grillparzer als einen echten Patrioten und, trotz aller Unzufriedenheit mit einzelnen Mißständen, als einen Bewunderer des Althergebrachten. Den deutschen Einheitsbestrebungen stand er ablehnend gegenüber und das innerliche Wachsthum Preußens beobachtete er mit natürlichem Mißtrauen.

Im Jahre 1853 erhielt Grillparzer vom König Max von Bayern das Ritterkreuz des Verdienstordens vom hl. Michael sowie den Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft. Drei Jahre später ward er mit vollem Gehalt (2400 Gulden) und dem Hofrathstitel pensionirt; und im Jahre 1856 zum lebenslänglichen Mitglied des Reichsraths ernannt. Das sind Ehren und Gunstbeweise, deren sich nur wenige deutsche Dichter rühmen können; sie vermochten aber nicht, den verbitterten Mann versöhnlicher zu stimmen.

Sechszehn Jahre genoß Grillparzer noch eines sorgenfreien Lebens, welches indessen den versiegten Quell poetischen Schaffens nicht wieder heranzulocken vermochten. Er lebte bei

den drei Schwestern Fröhlich, von denen die jüngste, Katharina, seine berühmte „ewige Braut“ ist. Als er seinen achtzigsten Geburtstag feierte, beging Oesterreich einen nationalen Feiertag. Der greise Dichter ward geehrt wie ein König; der Kaiser und das Volk wetteiferten, dem großen Dramatiker ihre Liebe und Verehrung zu beweisen, und sie thaten es in wahrhaft erhebender Weise.

Noch einmal feierte Grillparzer seinen Geburtstag, aber als kranker Mann. Nur wenige Tage nachher, am 20. Januar 1872 entschlief er sanft.

Die Stellung, welche Grillparzer in der deutschen Literatur heute einnimmt, erinnert ganz an die der größten deutschen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. Seine außerordentliche Begabung wird ebenso sehr allgemein anerkannt, wie die Größe seiner einzelnen Schöpfungen; die Literaturgeschichte nennt seinen Namen mit höchster Achtung, und jeder Gebildete weiß, was er geschaffen; aber in das Verständniß seiner in der deutschen Literatur einen der ersten Plätze einnehmenden Dichtungen sind nur wenige eingedrungen. In der Vergangenheit war es ebenso. In Norddeutschland blickte man jahrzehntelang hochmüthig auf den „österreichischen Lokaldichter“ herab, bis die Macht seines Genies auch hier sich Bahn brach; sicher werden die großen deutschen Bühnen am Tage des Centenariums Grillparzers gut machen, was sie so lange versäumten.

H. K.

---

V.

## Msgr. de Salamon, Internuntius Pius VI. in Paris.[1])

Wer war Msgr. de Salamon? Die wenigsten Leser werden den ausgezeichneten Mann auch nur dem Namen nach kennen, geschweige denn vertraut sein mit seinem vielbewegten Leben und den hervorragenden Verdiensten, welche er um Pius VI., die Religion und die französische Kirche in der Zeit der Schreckensherrschaft sich erworben hat. Das Andenken an ihn war aber in Frankreich selbst erloschen und ist erst im verflossenen Monat Juni 1890 durch die Herausgabe seiner Memoiren wieder aufgefrischt worden. Indem wir den Inhalt derselben den Lesern dieser Zeitschrift vorlegen, bemerken wir, daß diese Gedenkblätter, von der Hand eines Prälaten verfaßt, welcher die Schrecken des Todes in den furchtbaren Tagen des ersten bis vierten September 1792 in Paris verkostet, vor dessen Augen das Revolutionstribunal seine unschuldigen und ehrwürdigen Opfer hinschlachten ließ, der selbst nur wie durch ein Wunder zweimal dem Erlaß des Todesurtheils entging, der die Kühnheit und Todesverachtung besaß, vor dem Pariser Assisenhof die Ablehnung des Eides auf die bürgerliche Constitution der Geistlichkeit zu vertheidigen, der

1) Msgr. de Salamon, Mémoires inédits de l' Internonce à Paris pendant la Révolution 1790—1801. Avant-propos, notes et pièces justificatives par l'Abbé Bridier, du clergé de Paris. Paris, Plon etc. 1890. LVI. 376 p.



inmitten der Entfeßlung der wildesten Volksleidenschaft mit Pius VI. und seinem Staatssekretär Cardinal Zelada Verkehr pflog, nicht blos einen hervorragenden Beitrag zur Geschichte der französischen Revolution bilden, sondern auch die Lage der Religion und der französischen Geistlichkeit in überraschender Weise beleuchten.

Doch wiederum erhebt sich die Frage nach den Lebensumständen des Msgr. de Salamon, und diese muß kurz erledigt werden, ehe der Leser in den Inhalt der fesselnden Memoiren eingeführt wird. Die Familie de Salamon stammt aus der Grafschaft Venaissin. Der Vater des Prälaten ließ sich in Carpentras nieder, ehelichte Anna Cysseri, die Tochter eines italienischen Buchdruckers und gelangte bald zu den bedeutendsten Ehrenämtern der Stadt. Als erster Bürgermeister befand er sich an der Seite des trefflichen Bischofs d' Inguimbert, als dieser Prälat 1750 den Grundstein zu einem Krankenhaus in Carpentras legte. Aus der Verbindung des christlich gesinnten Ehepaares entsprossen zwei Söhne, Alfons Baron von Salamon und Louis-Sifferin, der Held der Memoiren. Geboren 1760, besuchte der letztere die Lateinschule in Carpentras, kam im Alter von neun Jahren nach Lyon, wo er in dem von Oratorianern geleiteten Dreifaltigkeitscolleg Aufnahme erhielt, und bezog nach Vollendung der Humaniora die Hochschule von Avignon. Hier studirte er Theologie, jedoch vorwiegend Rechtswissenschaft, in welcher er das Doctorat erwarb. Pius VI. ernannte Louis de Salamon, kaum zwanzigjährig, zum Uditore der vom Cardinal d' Armagnac mit päpstlicher Genehmigung ins Leben gerufenen Rota (Gerichtshof) von Avignon und bewilligte ihm 1782 Dispense zum Empfang der Priesterweihe, von welcher die Erlangung des Dekanats in einem Collegiatstift zu Avignon gefordert war. Bereits 1784 finden wir Msgr. de Salamon in Paris, wo er als Conseiller-clerc im Parlament Sitz und Stimme hatte, also Mitglied des ersten Gerichtshofes des Reiches war. Wie er selbst meldet, nahm er Theil an den

Gerichtsverhandlungen im berüchtigten Halsbandprozeß. Nach Unterdrückung des Parlaments von Paris erhielt Louis de Salamon seine Ernennung zum Mitglied der Chambre des vacations, welche der König vorläufig mit der Wahrnehmung der Geschäfte des obersten Gerichts betraut hatte. Vielleicht war er das einzige Mitglied dieses Hofes, welches der Guillotine entging.

Im Augenblick der Auflösung der Chambre des vacations, welche den Sturz aller gesellschaftlichen Ordnung bezeichnete, also gegen Ende 1790, sah der letzte päpstliche Nuntius unter dem Ancien régime, Msgr. Dugnani, sich gezwungen, Paris zu verlassen. Sofort bestellte Pius VI. den Abbé de Salamon zum Internuntius bei Ludwig XVI. Mit vollem Recht, denn seit 1786 hatte der Abbé dem heil. Stuhl über den Gang der Ereignisse in Paris die eingehendsten Berichte erstattet und die Stelle eines informateur officieux in erfolgreichster Weise wahrgenommen. Den großen dogmatischen Schreiben der Päpste des 18. Jahrhunderts in Sachen des Jansenismus stehen an Bedeutung kaum nach die beiden berühmten Breven Pius VI. über die sogenannte bürgerliche Verfassung der französischen Geistlichkeit. Eben diese Breven hatte Abbé Salamon auf Befehl Pius VI. den französischen Erzbischöfen zur Weiterbeförderung an die Bischöfe zu übersenden. Am 6. Oktober 1791 überreichten die Pariser Katholiken dem König jene von Salamon verfaßte inhaltschwere Adresse, in welcher sie um Freiheit der Religion gegenüber der Freiheit der Gottlosigkeit und des Unglaubens bitten. In der Nacht vom ersten auf den zweiten September 1792 nach der Abtei (der Benediktiner) geschleppt, entging er wie durch ein Wunder dem Tod, besorgte die Leitung der Geschäfte eines geheimen Internuntius, wurde dann aber 1794 Gegenstand der grimmigsten Verfolgung, nachdem man jene mit seiner Unterschrift versehene Adresse entdeckt hatte, in welcher das Pariser Parlament wider die Maßnahme der Nationalversammlung Verwahrung einlegte. Monate lang

irrte er im Freien umher. Unter dem Direktorium wegen des Briefwechsels mit Pius VI. 1796 vor die Assisen in Paris gestellt, hatte er seiner hohen Beredsamkeit die Freisprechung zu verdanken. — Die Ankunft des Cardinallegaten Caprara brachte in seiner Stellung insofern eine Veränderung hervor, als Pius VII. ihm nur die einstweilige Aufsicht über die Bisthümer der Normandie 1801 beließ. Bei der Besetzung der neu errichteten Bisthümer übergangen, erhielt der Abbé de Salamon erst 1804 in Rom die bischöfliche Consecration und den Titel „Bischof von Orthozia". Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Uditore der römischen Rota, ein Amt, das er nicht angetreten, weil der Candidat des Empire, Msgr. Isoard, von Pius VII. anerkannt wurde. Darauf wurde er auf das Bisthum St. Flour befördert, welches er bis zu seinem Hinscheiden 1829 segensreich verwaltet hat.

Ueber die Provenienz der Memoiren verbreitet sich der Herausgeber sehr genau. Eingehende Untersuchungen, die er in Avignon, Carpentras und Saint Flour angestellt, haben zu dem Ergebniß geführt, daß das Original verloren gegangen und nur mehr jene Abschrift vorhanden, welche der Herausgeber vor einigen Jahren in Rom von dem dortigen Advokaten Alessandro Bosi käuflich erwarb, der sie im Auftrage einer verarmten adeligen Familie zu veräußern hatte. Den Ahnen dieser Familie, bei welchen Bischof Salamon in Rom Absteigequartier zu nehmen pflegte, machte er diese Copie seiner italienisch geschriebenen Memoiren zum Geschenk. Diese Copie besteht aus drei kleinen Bändchen. Das erste derselben wird eingeleitet mit Virgils Vers: Infandum, regina, jubes renovare dolorem. Dann folgen die Worte: A Madame de Villeneuve, née comtesse de Ségur, während auf der letzten Seite eines jeden Bändchens die Worte stehen: „Certifié conforme à l' original. Louis de Salamon, évêque d' Orthozie." Alles übrige, von fremder Hand geschrieben, ist italienisch. Was Abbé Bridier uns also bietet, ist nicht das italienische Original, sondern eine aus dem Italienischen

bewerkstelligte, allerdings klassische Uebersetzung in das Französische. Als Terminus ad quem für die Feststellung der Abfassungszeit bezeichnet Bridier das Jahr 1812, in welchem Madame de Villeneuve, Tochter des Ceremonienmeisters Grafen von Segur und Schwester des Verfassers von „Napoleon und die große Armee", das Zeitliche segnete. Seit Jahren mit dem Internuntius bekannt, hatte sie den gewandten Diplomaten seine schrecklichen Erlebnisse zu oft erzählen hören, um nicht den Wunsch zu äußern, dieselben nunmehr auch in der Lektüre zu genießen Rücksichten auf die damalige politische Lage verboten die Anwendung der Muttersprache. Die genaue Kenntniß des Italienischen beim Internuntius, der als Unterthan des Papstes geboren wurde, wie bei Madame de Villeneuve, von welcher heute Gedichte in italienischer Sprache auf dem Schloß Rocher vorhanden, erklären genugsam die Anwendung des Italienischen bei der Abfassung der Memoiren.

So hat uns Abbé Bridier mit einem Werke beschenkt, dessen Lektüre auf jedes unbefangene Gemüth den tiefsten Eindruck machen wird, ein Eindruck, der um so nachhaltiger wirkt, als Mons. de Salamon auch seine eigenen Schwächen und Fehlgriffe mittheilt, und damit um so größeres Vertrauen hinsichtlich der Wahrheit seiner Erzählung beim Leser erweckt.

„Ich wurde geboren", so hebt Bischof de Salamon an, „als Unterthan Pius VI., heiligen Andenkens, der mir auch zeitlebens Zeichen seiner Gunst gegeben hat. Als Dugnani, sein Nuntius am französischen Hofe, dem man den abgehauenen Kopf eines Gardisten in den Wagen warf, von Schrecken ergriffen (gegen Ende 1790) die Hauptstadt verließ und sich nach dem Bad Aix in Savoyen begab, beschloß der Papst, mich zum Internuntius bei Ludwig XVI. zu machen, welcher damals noch die Tuilerien bewohnte. Durch den Cardinalstaatssekretär Zelada ließ der Papst mir seine Absichten kundgeben". De Salamon lehnte ab und gab sich mit der Stellung eines Rathes bei der Nuntiatur zufrieden, mit deren Leitung

Msgr. Quarantotti, der in der Geschichte des irischen Veto 1814 eine nicht ganz rühmliche Rolle spielen sollte, betraut war. Aber der hl. Vater genehmigte diesen Plan nicht. „Er entschied, Quarantotti solle ohne Weiteres die Hauptstadt verlassen, und er befahl, das Archiv der Nuntiatur solle zu mir übergeführt werden. Der Staatssekretär meldete mir, Se. Heiligkeit hätten meine Ansichten nicht gebilligt und würden mir in eigenhändigem Schreiben ihre Befehle zugehen lassen". Den Inhalt des Schreibens theilt Salamon eingehend mit (S. 5). Bald darauf hatte er als Internuntius Audienz bei Ludwig XVI. Der König, der allein in seinem Cabinet war, sagte mir: „Ich kenne Sie dem Namen nach, denn Sie sind einmal nach Versailles gekommen. Was kann ich für den Papst thun?" „Sire", erwiderte ich, „gegenwärtig habe ich keinen anderen Auftrag Sr. Heiligkeit, als Euer Majestät das Interesse zu bezeugen, welches der Papst an Ihrer Lage nimmt und Ihnen zu sagen, daß er eine zarte Anhänglichkeit an Ihre geheiligte Person besitzt und in Sachen der Religion auf Ihren Schutz rechnet".

Diese Begegnung mit dem König fand Anfangs 1791 statt. Von da führt uns der Verfasser plötzlich in den August 1792. Am zehnten dieses Monats fand der Sturm auf die Tuilerien statt. Jetzt durfte die Pariser Geistlichkeit in der Amtstracht die Straßen nicht mehr betreten. Auch Salamon legte Laienkleider an. Dennoch wurde er wiederholt in den Straßen insultirt mit den Worten: „Auch der ist ein Aristokrat aus dem Palais." Nur kurze Zeit sollte der Internuntius Ruhe genießen. „In einer geheimen Zusammenkunft beschloß man ein Gemetzel, und jede Sektion begann Priester und verdächtige Laien aufzusuchen. Siebenzehn Tage flossen ruhig dahin. Da ich aber von Haussuchungen gehört, so befahl ich meiner Haushälterin, die, wie man damals sagte, offene Aristokratin war, der Polizei keinen Widerstand zu leisten. Diese Dienerin, welche meinem Hauswesen vorstand, hatte bei meiner Mutter dreißig Jahre gedient und war mir

dann überlassen worden." Ihr Name war Madame Blanchet. In den Memoiren spielt sie eine große Rolle. Lesen und schreiben konnte sie nicht; aber mit seltener Beredsamkeit ausgestattet und von hingebender Liebe zu ihrem Herrn erfüllt, hat sie Msgr. de Salamon, der im Begriff stand, zum Tode verurtheilt zu werden, das Leben gerettet und außerdem selbst für die Sache der Religion Gefängniß erduldet. Als Pius VI. aus dem Bericht des Internuntius von ihrem Heldenmuth erfuhr, ließ er ihr ein ansehnliches Geldgeschenk zukommen. Salamon schreibt von ihr:

„Uebrigens will ich den Namen dieser muthigen Frau mittheilen. Sie hieß Madame Blanchet. Im Laufe der Zeit ist sie Gegenstand der Sympathie für meine Freunde und alle, die von ihr sprechen hörten, geworden. Denn sie hat meine Gefahren getheilt und ist dreimal eingekerkert worden: im Kloster der englischen Nonnen, Rue Saint-Victor, wo sie acht Monate blieb, dann drei Monate im Gefängniß der Grande Force und der Madelonnettes. Herr de Malesherbes, der Staatsminister, der sein Leben auf der Guillotine einbüßte, weil er den König vertheidigt hatte, verließ oft seinen Wagen am Ufer der Seine und kam zu Fuß nach meiner Wohnung Rue des Augustins, die ich nach den Septembermorden bezogen, und wenn er mich nicht antraf, unterhielt er sich eine Stunde mit meiner Dienerin. Zwar konnte sie weder lesen noch schreiben. Aber Herr de Malesherbes bemerkte von ihr: ‚Diese Frau hat viel gesunden Verstand, ein feines Gefühl und die ganze Lebhaftigkeit einer Provençalin'. Sie war der Königin bekannt und hatte Theil an der Freigebigkeit Pius VI." (11—12.)

Am 27. August 1792, Nachts zwei Uhr, wurde Monseigneur de Salamon verhaftet. Fünf Commissare führten den Befehl aus. „Hier sehen Sie, meine Herren, bemerkte ich bei ihrem Eintritt, einen Kranken in der Hitze des Fiebers auf das Lager hingestreckt. Beruhigen Sie sich, erwiderte mir der Chef der fünf Männer, stören wollen wir Sie nicht, aber wir wissen, daß Sie der Vertreter des Papstes sind. Geben Sie uns Ihre Correspondenz. Eine große Kiste, ent-

haltend das Archiv der Nuntiatur, die ich nicht verbergen konnte, wurde mitgenommen."

Wem wäre Marat unbekannt? Msgr. de Salamon beschreibt uns den Unmenschen in knappen, aber hinreichenden Zügen.

„Wiederum wurde ich vor ein kleines Comité von fünf Mitgliedern geführt. Ich erkannte diesen Marat, der so berühmt und furchtbar werden sollte und von dem Frankreich durch Charlotte Corday, die eines bessern Ausgangs würdig war, Befreiung erlangte. Dieses Ungeheuer, durch den Titel: ‚Arzt der Marställe des Grafen von Artois' ausgezeichnet, hatte ich einmal bei einer Gelegenheit als Heilkundigen consultirt. Schon damals trug der Mensch in seiner Seele, die ebenso abstoßend war wie sein Körper, den Keim seiner künftigen Grausamkeit, denn er verschrieb mir eine Medicin, die mir den Tod gebracht, wenn der berühmte Apotheker in der Rue Jacob sie mir gegeben hätte. Diese Medicin, bemerkte er, kann unmöglich für Sie bestimmt sein, das ist eine Pferdemedicin. Die Signatur des Arztes kenne ich. Das ist ein Narr". (15.)

Bis zum ersten September 1792 blieb de Salamon in dem obersten Stockwerk der Mairie eingesperrt. Seine Leidensgenossen waren der Abbé Sicart, der berühmte Lehrer der Taubstummen, der achtzigjährige Abbé Royer, Pfarrer von Saint-Jean en Grève in der Nähe der Tuilerien, der Abbé Godard, Generalvikar von Toulouse, beide Männer sechs Fuß groß und daher kaum im Stande, sich in dem niedrigen Lokal aufrecht zu halten, ferner die Generalvikare Bouzet von Rheims, Jervais von Paris und ein Generalvikar aus Straßburg, im Ganzen etwa 63 Priester und Laien. In Folge der Augusthitze wurde die Atmosphäre unerträglich. Alle kamen und erzählten Msgr. de Salamon ihre Leiden, der hinwieder den lebendigsten Antheil namentlich an den ärmeren Priestern nahm.

„In einer Ecke bemerkte ich einen Priester, elend gekleidet, schmutzig, der ein Stück trockenes Brod aß. Ich ging auf ihn zu und sagte: Herr Abbé, ohne Zweifel haben Sie keine

Verwandten, die Sie mit Nahrung versorgen. Verzeihen Sie meinen Vorwitz, er kommt aus fühlendem Herzen: Wer sind Sie? Meine Frage schien ihn zu beunruhigen. Aber sofort faßte er sich und bemerkte: „Ich war einer der Aumôniers des Hotel-Dieu. Ich wurde vertrieben, weil ich den Eid nicht leisten wollte, man ließ mir nur den elenden Rock, den ich auf dem Leibe trage. Schon drei Wochen sind es, daß ich mich hier befinde, gleich nach dem 10. August wurde ich in der Nähe der Tuilerien ergriffen von Leuten, die mir nachwiesen, ich sei ein Verbrecher und Ritter vom Dolch". (21. 22). Weiteres Befragen ergab, daß er aus der Gascogne stammte und nur einige Sous besaß. „Von da theilte ich jeden Tag mein Mittagessen mit diesem armen Priester" (21).

Am Samstag 1. September 1792 kündigte Manuel, der Procurator der Pariser Commune, den Gefangenen an, in der Nacht würden sie wegtransportirt, jedoch sei der Besuch von Verwandten für diesen Tag erlaubt.

Salamon empfing den Besuch eines Unbekannten, der ihm sagte: „Ich bin Priester, aber nicht Gefangener, ich bin zu Ihnen gesandt durch den Erzbischof von Arles, die Bischöfe von Saintes und Beauvais und die im Karmelitenconvent gefangenen Priester. Mit lebhaftem Schmerz haben sie vernommen, daß Sie Gefangener sind, Sie, der Vertreter des Papstes, Sie, der französischen Kirche unentbehrlich. Da alle Wege zum Papst verschlossen sind, so haben sie mir den Auftrag gegeben, Ihnen den Ausdruck der Verehrung zu überbringen und Ihren Rath darüber einzuholen, wie man sich dem neuerdings eingeführten Eide der Freiheit und Gleichheit, den Jedermann leisten soll, gegenüber zu verhalten habe" (29). „Ich kann", erwiderte der Internuntius, „die Intentionen des Papstes unmöglich kennen, da der Eid durchaus neu ist. Aber ich wage zu behaupten, daß der Papst ihm nicht günstig sein wird und da Sie mich mit Nachdruck um meine eigene Ansicht bitten, so bemerke ich, daß ich mir nicht gestatten werde, diejenigen, welche ihn leisten, zu tadeln, daß ich meinerseits aber entschlossen bin, ihn zu verweigern. Erwidern Sie den Herren, daß wir, wenn ich die Ehre habe, sie zu sehen, zum Zweck eines gemeinsamen Ver-

fahrens mit einander berathen werden. . . . Ach! wir sollten uns nicht mehr sehen!" (29. 31.)

„Die dreiundsechzig ältesten von Ihnen werden transportirt, man trete vor und lasse sich einschreiben" — so ertönte es Samstag den 1. September 1792 elf Uhr Abends. „Zufolge einer Art von himmlischer Eingebung ließ ich mich zuerst in die Liste eintragen. Wurde mein Leben gerettet, dann habe ich es diesem Schritt zu verdanken" (33.) Man brachte die Gefangenen aber nicht zu den Karmeliten in der Rue Vaugirard, wo am folgenden Tage, dem 2. September, das Gemetzel in großartigstem Maßstabe betrieben wurde, sondern nach der Abtei (der Benediktiner), wo allerdings weniger Schlachtopfer fielen. Das Kapitel „Der Sonntag im Gefängniß" malt uns die Todesangst der Gefangenen und die Vorbereitung auf die letzte Stunde. Man bat den achtzigjährigen Abbé Royer, mit Umgehung der Beicht die Absolution in articulo mortis zu spenden, aber Royer lehnte ab und forderte alle auf, die sacramentale Beicht abzulegen. Während de Salamon beichtete, rief der Kerkermeister in den Saal hinein: „Eben meldet man, alle Priester seien im Karmelitenkloster massacrirt worden".[1]) Jetzt ertheilte der achtzigjährige Royer die Absolutio in articulo mortis und wandte sich dann an Salamon mit den Worten: „Ich selbst bin ein großer Sünder, nicht mir kam es zu, Sie zu absolviren, sondern

1) Als ich im Juni 1870 in Paris weilte, um in der Bibliothek der Universität (Sorbonne) und den Archives nationales die Namen der irischen Procuratoren der deutschen Nation an der alten Hochschule für den zweiten Band der irischen Kirchengeschichte zu erheben, konnte ich in Begleitung des Abbé Duchesne, des gelehrten Herausgebers des Liber pontificalis, auch das vormalige Karmelitenkloster besuchen, in welchem sich heute das Institut supérieur catholique befindet. An derjenigen Stelle des Gartens, an welcher der erste Priester, sein Brevier betend, von der Kugel der Mörder niedergemacht wurde, hat man heute eine Denksäule angebracht.

Ihnen, mir die Lossprechung zu ertheilen, da Sie der Beauftragte des Stellvertreters unseres göttlichen Heilandes sind. Geben Sie mir dieselbe mit der nämlichen Herzenseinfalt, mit der ich sie Ihnen ertheilt". Dann wurde die Commendatio animae gebetet (61).

Bald darauf begann das Gemetzel in der Abtei. Nur mit tiefster Rührung folgt man dem Berichte Salamon's, vor dessen Augen seine Mitgefangenen, sobald sie die Frage: „Hast du den Eid geleistet?" verneinten, mit Säbeln und Piken getödtet wurden. Es war Sonntag den zweiten September sieben Uhr Morgens. „Ich gedachte zu fliehen, indem ich mich hinter diejenigen schlich, die noch verblieben und von denen Keiner mir einen Blick zuwarf, als ein abscheulicher Buckel rief: „Hier ist noch Einer". Sofort stürzt de Salamon zu dem sogenannten Präsidenten dieser Bande von Richtern und ruft: „Bürger, Präsident, ehe man mich der Wuth der entarteten Menge opfert, bitte ich ums Wort". Er erzählt seine Verhaftung, wirft den Commissären Verletzung des Gesetzes vor und erreicht es, daß der Präsident ihn zur Violine (dem Untersuchungsgefängniß) schickt, damit weitere Erhebungen stattfinden möchten. Vom Fenster dieses Gefängnisses sah er, wie man den Abbé Lenfant, Prediger des Königs, mit einem andern Priester zum Tode führte. Seine Rettung aber hatte de Salamon dem kühnen Auftreten seiner Dienerin Blanchet zu verdanken, die sich an den Abbé Torné, einen alten Freund ihres Herrn, der früher Hofprediger, jetzt constitutioneller Bischof von Bourges war, gewendet und ihm die kritische Lage de Salamons mitgetheilt hatte. Nachdem der Internuntius von Sonntag Morgen bis Mittwoch in Todesgefahr geschwebt — selbst Torné wollte im ersten Augenblick nicht glauben, daß er dem Gemetzel entronnen — erlangte er Mittwochs um elf Uhr die Freiheit zurück (121).

Sofort berichtete Salamon über all diese Vorgänge an Pius VI., der ihm ein Trostschreiben zusandte und außerdem durch Cardinal Zelada ein Dekret der für die Angelegenheiten

Frankreichs eingesetzten Cardinalscongregation übermitteln ließ, welches ihm unter Gewährung des Titels eines apostolischen Vikars ausgedehnte Facultäten für ganz Frankreich verlieh (124).

De Salamon, dem Tode entgangen, sollte unter der Herrschaft der Terreur (1793—1794) die denkbar härtesten Prüfungen bestehen. Nur eine aufmerksame Lektüre des mit der Spannung eines Romans geschriebenen Buches der Memoiren vermag einen Begriff von seinen Leiden, der vollständigsten Verwirklichung des aqua et igni interdicere, zu geben. Geradezu erstaunlich ist der Muth, die Ausdauer und die Klugheit, welche der Internuntius inmitten der größten Gefahren an den Tag legte und damit die Bemühungen der Polizei zu seiner Verhaftung vereitelte. Auch jetzt dauerte die Correspondenz mit Rom fort. „Wiederholt gab der Staatssekretär Cardinal Zelada mir zu wissen, der Papst bewillige mir alle Facultäten, wofern ich nur den Händen der Häscher entgehe. ‚Denn, fügte er bei, Se. Heiligkeit fürchte stets, ihr kleiner Jakobiner (so nannte der Papst mich scherzhaft) müsse in die Gewalt der Bluttrinker fallen.' In der That wandte ich in Briefen an den Papst des öfteren die Sprache der Jakobiner an. Das war ein Mittel, um den Briefen Beförderung zu sichern, wenn man sie erbrechen würde. An den Cardinal schrieb ich unter dem Pseudonym ‚Guiseppe Evangelisti', er antwortete als ‚Bürger Blanchet', oder als ‚Eyßer', also mit dem Namen eines meiner italienischen Vorfahren. Auf diesem Wege und Dank der Gnade Gottes ist mein Briefwechsel nicht einmal unter der Schreckensherrschaft unterbrochen worden" (216).

Die Schreckensherrschaft endete 1794 mit dem Sturze Robespierres. Aber für den Internuntius sollten die Schrecken kein Ende nehmen. Unter der Herrschaft des Direktoriums brach ein neuer Sturm der Verfolgung herein. Wenn Salamon auch diesen glücklich überstand, dann geschah es „Dank den Mitwirkungen guter und frommer Frauen, die

stets ihre Hülfe für den Dienst Gottes bereit hielten." Das Direktorium nämlich wünschte sich dem Papste zu nähern und ließ durch den spanischen Gesandten Marquis del Campo Eröffnungen machen. „Der neue Staatssekretär Cardinal Busca befahl mir, mit del Campo mich in Verbindung zu setzen und gab einen italienischen Geistlichen, Abbate Pierracchi, zur Seite." Alsbald fanden Beredungen mit dem Minister des Auswärtigen (Ch. Delacroix) statt. „Es handelte sich um den Abschluß eines Concordats zwischen Papst und Direktorium. Das letztere machte viele Zugeständnisse, um von Sr. Heiligkeit die Genehmigung der bürgerlichen Verfassung der Geistlichkeit zu erhalten. Die Hälfte der alten Bischöfe sollten auf ihre Stühle zurückkehren, die Hälfte der constitutionellen Bischöfe bestätigt werden. Bei Erledigung eines Stuhles würde das Direktorium drei Candidaten in Vorschlag bringen und der Papst einen daraus wählen. Das war die Grundlage des vom Direktorium angebotenen Concordates" (235). Aber an der Forderung eines neuen Eides seitens der Bischöfe und Priester zerschellten weitere Verhandlungen. Selbst den Vorschlag eines solchen Eides lehnte Pius VI. ab, während Pierracchi Befehl erhielt, binnen 24 Stunden Frankreich zu verlassen (235).

In den Salons eines reichen flamändischen Banquiers traf der Internuntius eines Abends den Fürsten Reuß und neapolitanischen Gesandten, Fürsten Belmonte. Von dem letztern erfuhr er, der König von Neapel habe, mit Verletzung eines mit Pius VI. gegen die Franzosen eingegangenen Bündnisses, mit Bonaparte in Italien Frieden geschlossen und — den Papst geopfert. „Sofort kam mir der Gedanke, an Se. Heiligkeit einen Courrier zu senden, um sie von diesem Ereigniß zu benachrichtigen und zu bitten, doch nicht der erste zu sein, welcher den Waffenstillstand bricht. Denn der Papst unterhielt mir stets einen Courrier, mit Namen Wilhelm. Sofort verließ ich den Salon und sandte den Courrier ab. Neapel ist 150 Meilen weiter als Rom.

Der Papst konnte eher als der König von Neapel Nachricht haben. Mein Courrier war stets mit einem Schweizer Paß versehen. Eine Stunde nach Mitternacht befand er sich vor den Thoren von Paris" (238). Aber hart vor der Grenze der Schweiz, zu Pontarlier, wurde Wilhelm, während er ein Stück Brod verspeiste, arretirt, die Depesche aufgefangen und zur Kenntniß des Direktoriums gebracht, welches de Salamon wegen Correspondenz mit einem feindlichen Souverän den Proceß machte. Eine Abschrift der Depesche, die er mit der Post sandte, langte zu spät in Rom an. „Hätte ich", bemerkte Pius VI. als Gefangener in der Karthause zu Florenz, „den Rath des Abbé de Salamon und meines Neffen befolgt, ich befände mich nicht an diesem Orte" (240).

Will Jemand von den unsagbaren Leiden des Internuntius im Gefängniß der Grande Force einen Begriff erhalten, der greife zu dem Buche selbst. Von hier wurde er zu der in der Geschichte der Revolution berühmten Conciergerie gebracht, wo er die Zellen der Königin Marie Antoinette angewiesen erhielt und dem menschenfreundlichen Aufseher Richard unterstand, der seine schweren Prüfungen zu erleichtern wußte. Von Interesse für weitere Kreise ist die Vertheidigung des Internuntius vor dem Pariser Assisenhof, dem nach Maßgabe des Gesetzes nur die Wahl zwischen Verhängung der Todesstrafe oder Freisprechung gelassen war.

Präsident: „Sie haben mit den Feinden des Staates Briefwechsel gepflogen?" De Salamon: „Mit keinem Feinde des Staates habe ich in Correspondenz gestanden. Verstehen Sie unter Feinden des Staates den Papst, so bemerke ich, daß der Papst kein Feind Frankreichs ist. Oberster Vorsteher der Religion, trägt er Frankreich wie alle übrigen katholischen Nationen im Herzen. Wahr ist nur, daß er Feind Ihrer Regierung ist. Das hindert doch nicht, mit ihm oder seinen Ministern zu correspondiren. Als Unterthan des Papstes wurde ich geboren und bin Priester. Aus diesem doppelten Grunde beanspruche ich das Recht freier Correspondenz mit dem Papst. Dazu kommt, daß die Lösung der Frage, ob

eine Macht der andern feindlich gegenübersteht, von dem Dasein einer Kriegserklärung abhängig ist. Hat man dem Papst etwa den Krieg erklärt? Dazu wäre nach Maßgabe des Gesetzes ein Dekret des gesetzgebenden Körpers erforderlich. Wo ist dieses Dekret? Aber Sie sind es, die ohne Kriegserklärung den Papst angegriffen haben."

Präsident: „Sie sind Feind der Republik und haben die Leistung des Eides verweigert". Salamon: „Ich bin kein Feind der Republik. Aber ich habe noch nicht den vom Evangelium befohlenen Grad der Vollkommenheit, der in vollkommener Liebe zu den Feinden besteht, erstiegen. Was ich jetzt thun kann, besteht darin, ihnen nichts Böses zu wünschen. Nun aber habe ich nie Jemand wider die Republik aufgeregt, denn ich verschmähe die Rache . . . Den mir gemachten Vorwurf der Verweigerung des Eides anlangend, so bemerke ich vorab, daß ich berechtigt bin, Ihrer Frage Stillschweigen entgegen zu setzen, denn das ist eine Sache des Gewissens. Um aber vor der ebenso zahlreichen wie ehrenwerthen Zuhörerschaft über meine religiösen und politischen Grundsätze keinen Zweifel zu lassen, bemerke ich, daß ich nicht öffentlicher Beamter, mithin auch nicht verpflichtet war, den Eid auf die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit zu leisten. Um der Stimme meines Gewissens zu gehorchen, füge ich bei, daß ich, wäre ich selbst öffentlicher Beamter gewesen, den Eid dennoch verweigert hätte. Denn diese bürgerliche Constitution des Klerus zerstört alle Rechte und die Gewalt des Papstes, die Rechte der französischen Bischöfe, ja die ganze kirchliche Hierarchie. Endlich hat der Papst den Eid verboten. . . Den Eid der Freiheit und Gleichheit anlangend, so habe ich geglaubt, ihn nicht ablegen zu sollen. Denn zu allen Zeiten sind alle französischen Bürger vor dem Gesetz gleich gewesen. Gegen die Brüder des Königs, ja wider den Monarchen selbst kann man im Gericht klagbar werden. Jederman schätzt diese individuelle Freiheit. Wenn Sie aber mit dem Namen Freiheit jene Freiheit belegen, die nur Zügellosigkeit und Anarchie begründet, so verwerfe ich mit allen guten Franzosen diese Freiheit. Und was den Eid des Hasses wider das Königthum betrifft, so erkläre ich vor der ganzen Welt, daß meine An-

hänglichkeit an die königliche Sache mir denselben verbietet. Uebrigens darf der Christ nur Eines hassen — die Sünde. Und wenn Sie von einem Versprechen der Treue gegen die Gesetze der Republik reden, so bekenne ich, daß ich diesen Gesetzen treu gehorche. Ein Weiteres dürfen Sie nicht von mir fordern." — Jede Antwort wurde vom Publikum mit Beifall aufgenommen (314—16).

In feuriger Rede beantragte der öffentliche Ankläger die Verhängung der Todesstrafe. Zwei Stunden beriethen die Geschworenen. Unter diesen befand sich auch der Abbé Champagne, verehelichter Diakon und Vorsteher des Collegs Navarra. Der italienischen Sprache mächtig, verständigte er die Geschworenen über einen bei der Post aufgefangenen Brief des Cardinalstaatssekretärs Busca an de Salamon mit dem Bemerken: „Man möchte uns einreden, er sei Spion. Er ist kein Spion, wohl aber Freund des Papstes, der ihm durch seinen Minister melden läßt, daß er ihm seine Zuneigung bewahrt. Kurzum, ich vermag im Angeklagten nur einen Gesandten des Papstes zu erblicken, ich spreche ihn frei" (323). De Salamon wurde am 26. Januar 1797 von den Geschworenen freigesprochen. Dennoch mußte er entgegen allem Recht noch einmal zum Gefängniß der Conciergerie. Als der Staatsanwalt nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden den Gefangenen noch immer nicht in Freiheit gesetzt, machte der Rechtsbeistand von seiner Befugniß Gebrauch. Gegen Mittag des nächsten Tages erschien er im Gefängniß und ordnete die Freilassung des Gefangenen an.

Hier endigen die Memoiren, welchen der Herausgeber eine Reihe von Urkunden aus dem Vatikanischen Archiv, sowie aus zeitgenössischen Pariser Zeitungen beigefügt. Zum Schluß sprechen wir den Wunsch aus, es möchte von kundiger Hand eine deutsche Uebersetzung dieser Memoiren geliefert werden, die vom Standpunkt der Kirchen- und Culturgeschichte aus betrachtet einen unvergänglichen Werth besitzen.

Aachen Alfons Bellesheim.



VI.

## Die Katholiken und die Socialdemokratie von der Kehrseite. [1])

Seit einigen Jahren wird der Kampf gegen die Socialdemokratie immer mehr zum Feldgeschrei der politischen Parteien, zum Stichwort der politischen Bewegung. Fürsten und Regierungen haben dazu das Beispiel gegeben, indem sie, in ihren Reden und Kundgebungen, es nicht an Mahnungen und Aufforderungen gegen die Gefahr fehlen lassen. Es ist dadurch ein Wetteifer entstanden, bei dem, besonders in Worten, des Guten oft zu viel geschieht. Den Socialdemokraten ist natürlich der Kamm um so mehr geschwollen, als sie gewahren, daß sie zum Mittelpunkt, zum Hauptgegenstand der politischen Aufmerksamkeit geworden. Sie benützten dies vortrefflich, um den Glauben zu erwecken, als fürchteten sich alle anderen Parteien in Staat und Gesellschaft gar jämmerlich vor ihnen. Daher ihr Uebermuth auf dem Parteitag in Halle, den sie als wichtigstes Ereigniß unseres Jahrhunderts darzustellen sich bemühten und den sie benützten, um mit Siegesgewißheit den Untergang der jetzigen Culturwelt zu verkünden, insbesondere der Kirche den baldigen Sturz anzusagen.

Indem sie, wie seinerzeit durch den Mund Bebels, die katholische Kirche als ihren schlimmsten Gegner bezeichneten, haben

1) Zuschrift. Scharf, aber wahr. Anm. d. Red.

sie derselben eine wirkliche Ehren- und Ausnahmestellung eingeräumt. Für die Katholiken ist dieß eine ernste Mahnung, ihre Sache nicht mit derjenigen der übrigen Gegner der Socialdemokratie zu verwechseln, und sich auf die gleiche Stufe im Kampfe zu stellen. Nur der „unüberwindliche Thurm des Centrums“ flößt den Socialisten noch einige Achtung ein, die andern Parteien und der übermüthige allmächtige Staat werden von ihnen rundweg als minder wichtig behandelt, als gute Beute angesehen, die ihnen nicht mehr entrinnen könne.

Die Katholiken brauchen sich nicht als besonders berufene Kämpen gegen die Socialdemokraten einzuführen. Sie sind es gewohnt, daß in Deutschland die Protestanten keine kirchliche, sämmtliche andern Parteien keine politische Versammlung halten, ohne daß mehr oder weniger gegen die katholische Kirche gehetzt und gezetert wird, ja dieselbe das Hauptstichblatt der Verhandlungen bildet. Jetzt sind auch die Socialdemokraten in diese Schlachtreihe gegen uns eingerückt. Wir haben also einen Gegner mehr, was bei der ohnedies sehr anständigen Zahl derselben wenig ausmacht, besonders da ja ein bisher nie so zu Tage getretener Unterschied der Stellungen besteht. Die politischen und kirchlichen Parteien der Protestanten und der Liberalen schonten sich bisher gegenseitig, und waren stets einig, wenn es darauf ankam, uns einen Streich zu versetzen und einen Nachtheil zuzufügen. Unserthalber bestand unter ihnen nie ein Kampf bis auf's Messer; aber zwischen ihnen und den Socialdemokraten besteht ein solcher Kampf oder er wird und muß entbrennen. Wie wäre es, wenn wir sie sich ein wenig gegenseitig die Köpfe blutig schlagen ließen? Dies könnte uns ja eher etwas Luft verschaffen. Stellen wir uns wenigstens nicht allzuhitzig in's Vordertreffen, setzen wir uns nicht unnöthig den ersten Hieben aus! Die Katholiken haben sich oft genug schon für morsche Staatswesen und irregeleitete Regierungen geopfert, und sind regelmäßig mit Undank abgelohnt worden. Weil sie für die Erhaltung des Bestehenden eingetreten, sind sie für dessen Gebrechen verantwortlich gemacht und darum hergenommen worden, meist gerade von denen, welchen sie die größten Dienste geleistet hatten. Die Politiker, selbst die als groß gepriesenen

Staatsmänner haben sich nie gescheut, den Haß des Volkes, welchen sie selber verdient hatten, auf die Kirche abzulenken. Fast alle gegen uns geschleuderten Anklagen und Verläumdungen, die meisten gegen die Kirche verbreiteten Vorurtheile sind auf solchen Ursprung zurückzuführen. Unterscheiden wir daher unsere Sache weislich von der der übrigen Kämpfer gegen die Socialdemokratie.

Auf unseren politischen und kirchlichen Versammlungen wurden die Protestanten, während bei ihnen das Gegentheil Regel ist, niemals angegriffen; wir haben nahezu vierzig unserer großartigen, der ganzen Welt als Vorbild hingestellten Generalversammlungen gehalten, ohne uns ein einziges Mal mit protestantischen Angelegenheiten zu befassen; und unsere Sache hat dabei nicht gelitten. Handeln wir auch ebenso gegen die neuen Gegner, die Socialdemokraten und ihren Anhang! Treten wir voll und ganz für unsere Sache, für unsere klar, bestimmt und unzweideutig ausgesprochenen Grundsätze ein. Wir stehen über dem Gebiete der Zeitströmungen, denn wir haben das Unglück nicht verschuldet.

Wir haben zwei große Vortheile bei dem jetzigen Kampfe. Erstens ist das Bewußtsein der göttlichen Weltordnung bei unserem katholischen Volke noch durchweg, Gott sei Dank, recht lebendig. Dieß ist die unerschütterliche Grundlage des Centrumsthurmes. Wir werden diese Grundlage zu pflegen und zu erhalten wissen. Sich viel mit der Socialdemokratie beschäftigen, könnte den Anschein erwecken, als sei das Vertrauen in unsere gute Sache nicht mehr so fest, als seien wir unseres Volkes nicht mehr sicher. Viel besser ist es, die Socialdemokratie manchmal nicht als so ernst und weltstürzend zu behandeln. Einige Blätter thun dieß auch mit gutem Erfolg, indem sie Liebknecht, Bebel und die andern Großbonzen des neuesten Götzenthums mit ihrer Wissenschaftlichkeit und ihrem socialistischen Zukunftsstaat in's Verhör nehmen. Fahren wir fort in dieser Weise das deutsche Volk aufzuklären, seinen gesunden Menschenverstand in's Feld zu rufen, ihm das neue Götzenbild in seinen Blößen zu enthüllen.

Sodann sind wir ja auch allen Parteien weit voran

in diesen Fragen. Als die Liberalen die sociale Frage noch immer hartnäckig läugneten, hatten wir schon längst deren Gefahren vorgezeichnet und die Grundlinien einer vorbauenden Lösung gezogen. Unsere vor Jahrzehnten von allen Parteien bestrittenen und verläugneten socialwirthschaftlichen Grundsätze stehen jetzt siegreich da, werden offen oder auf Umwegen als die richtigen anerkannt, um die Lösung der socialen Frage herbeizuführen. Seit das Centrum besteht, hat es, gleich der ihm vorhergegangenen katholischen Fraktion des preußischen Landtages, alle berechtigten Forderungen des Arbeiter- und Gewerbestandes erkannt und vertreten. Wenn auch spät, wird nun endlich das Anzustrebende klar erkannt, und es werden auch die Mittel zur Durchführung derjenigen Verbesserungen und Einrichtungen gefunden werden, durch welche die sociale Frage zu lösen ist. An Schwierigkeiten und Hindernissen fehlt es nicht, die Aufgabe wird längere Zeit erfordern, denn Neubildungen der Gesellschaft sind stets das Werk längerer Zeiträume gewesen. Aber Dank unserer Schulung, unserer Grundsätze und unserer Vergangenheit haben wir festen Boden unter den Füßen.

Hiedurch unterscheiden wir uns vollständig von den übrigen Kämpfern gegen die Socialdemokratie, und daraus folgt auch ein weiterer Unterschied. Wir kämpfen für die christliche Gesellschaft, für die entsprechenden Grundlagen der öffentlichen Ordnung, ohne für die mit letzteren gegenwärtig verbundenen Gebrechen und Fehler einzutreten. Alle Richtungen auf der andern Seite, von den Christus verläugnenden Rationalisten bis zu den strengsten Orthodoxen und Hochkirchlern, die politischen Parteien von den Demokraten und den Freisinnigen bis zu den entschiedensten Conservativen kämpfen vorwiegend für den modernen Staat, wie er sich unter dem Einfluß der „deutschen Reformation" und der französischen Revolution ausgestaltet hat. Die christliche Weltordnung ist ihnen entweder ganz fremd oder aber sie unterordnen dieselbe dem modernen Staat. Dies ist der gewaltige Unterschied, den wir bei unserer jetzigen Stellung keinen Augenblick außer Acht lassen dürfen, wenn wir schlimme Nachtheile und Schädigungen unserer Sache vermeiden wollen.

Dieser moderne Staat ist unser unversöhnlicher Feind, wie es uns der Culturkampf mit blutigen Striemen auf den Rücken geschrieben hat. Er theilt mit der Socialdemokratie dieselbe Grundanschauung: den Zwang, mittelst dessen alle Lebensäußerungen verstaatlicht werden sollen. Nur daß die Socialdemokraten in der Verstaatlichung schneller vorgehen wollen als die „reaktionäre Masse", wie sie die andern Staatsomnipotenzler nennen. Diese Grundrichtung hat schon im Lutherthum die Kirche, soweit möglich, verstaatlicht und unternahm es im Culturkampf, nun auch den Rest zu verstaatlichen, welchen unsere Vorfahren durch Einsetzen ihres Herzblutes vor diesem Schicksal bewahrt hatten. Die Staatsomnipotenzler haben Wissenschaft, Schule und Erziehung verstaatlicht, die Socialdemokraten wollen nun auch Frauen, Sitte, Küche, Arbeit und Eigenthum verstaatlichen. Von Familie, deren Rechten und Pflichten, ist bei ihnen keine Rede mehr, wie namentlich Bebel in seiner Schrift „über die Frau" und die Sächsische Arbeiterzeitung in einer Reihe von Artikeln gründlich dargelegt haben. Die Socialdemokraten sind solche Staatler in höchster Entwickelung; sie sehen nicht ohne berechtigtes Mitleid auf die stecken gebliebenen Gesinnungsgenossen zurück. Diese haben nur verstanden, dem Volke eine gewaltige Meinung von der Allmacht und dem Können des Staates beizubringen. Das kommt den Socialdemokraten trefflich zustatten und ist diejenige Vorarbeit gewesen, ohne welche sie nie die jetzigen Erfolge erreicht haben würden. So aber brauchen sie nur auf den allmächtigen Staat zu verweisen, um dem arglosen Volke begreiflich zu machen, daß all seine Begehrlichkeiten, all seine Ansprüche an's Leben von demselben erfüllt werden könnten.

Dies erklärt den Zauber, welchen die heutige Socialdemokratie auf die Massen ausübt. Das Socialistengesetz konnte den Leuten nur als die Weigerung erscheinen, ihnen dasjenige zu gewähren, wozu sie, vermöge ihrer Staatserziehung, ein Recht zu besitzen wähnen mußten.

Die Katholiken können von ihrem Standpunkte aus die Socialdemokratie nicht bekämpfen, ohne zugleich den modernen Staat zu treffen, sogar an erster Stelle. Hat dieser doch die

Schule, mit welcher die Socialdemokraten ausnehmend zufrieden sind, ganz in seine Gewalt genommen, zu seinem Werkzeug gemacht. Haben nicht die Socialdemokraten allen Gesetzen zugestimmt, durch welche der Staat sich mehr und mehr der Schule und der Jugend bemächtigt, sogar den Religionsunterricht zur Staatssache gemacht und der Kirche nur noch eine sogenannte „Mitwirkung“ gestattet? Ein Blick auf das Programm der Socialdemokraten genügt, um zu beweisen, daß dieselben ganz und voll auf dem Boden des modernen Staates stehen, wie sich derselbe ganz im Gegensatz zur Kirche ausgebildet hat. Heißt es nicht in diesem Programm: „Allgemeine und gleiche Volkserziehung durch den Staat, allgemeine Schulpflicht, unentgeltlicher Unterricht auf allen Bildungsstufen, Erklärung der Religion zur Privatsache?“ Die Uebereinstimmung ist vollständig.

Hat nicht der Staat seit einem halben Jahrhundert genau nach diesen Grundsätzen gehandelt, dieselben immer mehr durchzuführen gewußt? In Deutschland herrscht fast überall straffes Schulmonopol mit streng durchgeführtem Schulzwang. Die Staatserziehung kann kaum noch weiter getrieben werden. Bis zum 14. Jahre gehört das Kind der Staatsschule, darf dieselbe auch nach diesem Alter nicht verlassen, wenn es hiezu nicht vom Staate ermächtigt worden ist. Die Eltern haben während dieser Zeit kaum noch Recht und Gewalt über ihre Kinder, sondern nur Lasten und Pflichten, deren Erfüllung mit allen Mitteln der Staatsgewalt erzwungen wird. Ihre natürlichen Lasten, Sorge für die leiblichen Bedürfnisse der Kinder, bleiben ihnen dagegen voll und ganz und werden ihnen wesentlich erschwert. Der Staat beherrscht und bildet das Kind ausschließlich, dem Geiste nach, vorwiegend zu Staatszwecken. Deßhalb wollen sich die Socialdemokraten des Staates bemächtigen. Sie unterstützen und fördern dessen Schulallmacht, denn aus dieser folgert sich auch die übrige Allmacht des Staates. Ihr Staat soll nur auch die leibliche Sorge für die Kinder übernehmen. Die „Sächsische Arbeiterzeitung“ führte sehr eingehend aus, wie die Ehe sich nicht mit der Freiheit und Gleichheit vertrage. Die Arbeiterin brauche sich nicht an einen Mann zu hängen, um die Ernährung ihrer Kinder zu sichern; diese werden einfach

auf Kosten der Gemeinschaft erzogen, brauchen weder Mutter noch Vater. Abschaffung der Familie, Gleichheit der beiden Geschlechter, Stimmrecht der Frauen sind denn auch unumwunden als unerbittliche Folgerungen, vielmehr als Grundlagen des socialdemokratischen Staates anerkannt worden. In Halle haben die Führer es allerdings verstanden, diese Aussichten aus dem Kreis der Verhandlungen auszuschließen. Das werde sich Alles finden, sagte Liebknecht, welcher wohl weiß, wie abschreckend die offene Darlegung der letzten Ziele seiner Partei wirken würde.

Der moderne Staat steht auch insoferne schon auf socialdemokratischem Boden, als er der Grundlage der christlichen Gesellschaft, der Familie, die politischen Rechte aberkannt hat. Das allgemeine Stimmrecht, wie es das Volk der Denker in gedankenloser Nachahmung französischer Revolutionäre eingeführt hat, ist die Verläugnung der Familie, der einzigen Einrichtung, welche unversehrt uns erhalten war. Ist es kein Zeichen politischer Verkehrtheit, wenn nur eine einzige Bedingung, ein gewisses Alter, als Vorbedingung zur Ausübung des Wahlrechtes gestellt wird; wenn ein 21jähriger Sohn, welcher weder Beruf noch Verstand und Stellung hat, politisch dieselben Rechte besitzt, wie sein Vater, auf dessen Kosten er lebt und dessen Kummer er oft ist, desselben Vaters, der außerdem noch Sorge und Verantwortung für die ganze Familie zu tragen hat? Das einzige vernünftige, den christlichen und natürlichen Grundlagen der Gesellschaft entsprechende Wahlrecht kann nur auf der Familie beruhen, nur von dem Familienhaupt geübt werden, welches allein eine wirkliche Verantwortung und Pflichten hat.

Wie sollen die Katholiken Schulter an Schulter mit einer Regierung kämpfen, welche in diesem Augenblick dem Landtag ein Gesetz zumuthet, welches den letzten Rest der Rechte der Kirche und Gemeinde — von der Familie ist bei uns schon längst keine Rede mehr — auf die Schule für den Staat wegnimmt, diesem auch mit einem Federstrich alle kirchlichen und sonstigen Schulstiftungen zuspricht?

Für die Katholiken gibt es nur eine Art, die Socialdemokratie zu bekämpfen: die That, welche der Lehre folgt. Die Socialdemokratie besitzt, gleich allen anderen Parteien,

nunmehr die ausgedehnteste Freiheit zur Verbreitung ihrer Lehren und Werke. Umsomehr müssen auch wir Katholiken dieselbe Freiheit zur Bethätigung unserer Lehre und Werke haben. Der höchste Ausdruck katholischer Wirksamkeit und Opferwilligkeit gipfelt im Priester- und Ordensstand, für welchen wir volle, durch nichts beschränkte Freiheit besitzen müssen. Solange ein Katholik nicht als Ordensmann in Deutschland leben darf, ist seine Freiheit beschränkt, die kirchliche Thätigkeit unterbunden. Damit verlangen wir nur, was alle anderen Parteien besitzen.

Wir müssen ferner volle Freiheit für unsere Lehr- und Liebesthätigkeit haben, also Schulen und wohlthätige Anstalten frei gründen und leiten, für dieselben Geld sammeln und Schenkungen annehmen dürfen. Der der Welt entsagende, aber zugleich auch derselben dienende Ordensmann ist die Predigt der That, der schärfste Gegensatz der auf niedrige Begehrlichkeit und Genußsucht fußenden Socialdemokratie. Die Barmherzige Schwester, welche Kinder erzieht, waffnet dieselben besser gegen die Socialdemokratie, als es die Staatsomnipotenz jetzt mit ihrer Zwangsschule vermag. Die Schwester wirkt eben durch das eigene Beispiel.

Wir müssen Schulfreiheit haben, um die Socialdemokratie durch die Wissenschaft zu bekämpfen. Denn die staatliche Monopolgelehrtheit steht in doppelter Hinsicht im Dienste der Socialdemokratie: sie ist Staatssache, wie es den Grundsätzen der Socialdemokratie entspricht, und sie leiert seit vielen Jahrzehnten in allen Tonarten den Satz ab, den auch die Socialdemokraten obenan stellen: Die „Wissenschaft“ schließt den Glauben aus, ist die Verneinung des Christenthums. Wie soll der Staat, welcher diese Art Wissenschaft fast ausschließlich pflegt, gegen die Socialdemokratie kämpfen können, und wie sollen wir da an seiner Seite kämpfen?

Die beste Bethätigung unseres Kampfes gegen die Socialdemokratie besteht darin, daß wir volle Freiheit für alle Lebensäußerungen des Christenthums erstreiten, welches in Allem das Gegenstück des von den Socialdemokraten angestrebten und von unsern übrigen Gegnern schon weit geförderten Zuchthausstaates ist. Unser Kampf besteht darin, daß wir uns bestreben,

in Allem katholisch zu sein, unsere Grundsätze ganz und voll zur Geltung zu bringen.

Hiebei aber sind wir auf Schritt und Tritt von dem modernen Staat behindert. Er hat die von den Zuchthausstaatlern — dieß wäre die richtigste, der Sache am besten entsprechende Bezeichnung für die Socialdemokraten — angestrebte Staatserziehung schon zum größten Theile durchgeführt, so daß mit Leichtigkeit der Rest nachgeschoben werden kann. Der moderne Staat stellt die barmherzigen Schwestern unter Polizeiaufsicht, verbietet Priestern und Ordensleuten, also der Kirche, das Volk zu unterrichten, verbietet Vereine, welche Werke der Nächstenliebe üben, oder engt dieselben in empörendster Weise ein, während die Socialdemokraten ungehindert eine förmliche Besteuerung einführen konnten. Nicht umsonst geht auch jetzt eine tiefgreifende Bewegung durch das ganze katholische Volk. Es fühlt und sieht, daß die Entfesselung der Kirche die erste Nothwendigkeit, die Vorbedingung des Kampfes ist gegen die Gefahren der Zeit. Wir müssen frei sein, völlig frei, wie es auch unsere Gegner sind. Der erfolgreichste Kampf gegen die Socialdemokratie ist die Wegräumung aller alten und jüngeren Culturkampf-Gesetze, die Beseitigung aller die Kirche einengenden Schranken. Wir wollen nicht als zum Zweck eingefangene Sklaven, sondern als freie Männer kämpfen für die göttliche Weltordnung.

## VII.

# Der russische Markt.

### Eine weltwirthschaftliche Umschau.

(Schluß.)

Immerhin scheint es nach dem Vorhergehenden bereits wahrscheinlich, daß Rußland rein und allein durch das Anwachsen seiner Bevölkerung mit jedem Jahre schneller an Macht wächst, als die verbündeten beiden Nachbarn desselben. Ich werde mich aber auch in der traurigen Lage sehen, den Beweis dafür zu erbringen, daß Rußland nach zwanzig oder gar dreißig Jahren mehr Wohlstand und mehr Nationalreichthum besitzen wird, als seine beiden Nachbarn, und daß seine Existenz als europäisch-asiatische Macht für seine Nachbarn gleichbedeutend mit einem fortschreitenden Verarmungsprocesse ist.

Vor etwa acht Jahren war ich so unvorsichtig, im Wiener „Vaterland" einen Artikel mit der Ueberschrift: „Europa verarmt" zu veröffentlichen. Die liberale Presse hatte mich nun schön ertappt! „Wo lebte ich denn? Sah ich denn nicht das Wachsen der Capitalien und ihre Anlage in Staatsanlehen und Gründungen, die Fonds in den Banken?"

Nun, ich sah das Alles; aber ich sah auch, daß der Markt für europäische Waaren, welcher sich seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges fortwährend erweitert hatte, welcher, indem er wirksame Nachfrage und lohnende Preise schuf, die für den wachsenden Bedarf ungenügenden Zünfte umwarf, Manufakturen und Fabriken schuf, neben den Arbeits-

lohn des Mittelalters und bald über ihn den aus dem Alterthum und der Sklavereiperiode bekannten Capitalzins in der Produktion setzte — daß dieser Colonialmarkt für europäische Waaren, welcher seinerseits auf Sklavenarbeit beruhte, oder auf der von Leibeigenen in Rußland, sich zusammenzog, und ich war schon damals davon unterrichtet, daß er zum großen Theile verloren gehen werde. Verliert Europa an Markt für die Waaren, welche seine Bevölkerung producirt, so muß es verarmen, so muß auch seine wirthschaftliche Organisation sich ändern, weil dann der sinkende Preis der Waaren nicht mehr Lohn, Capitalreproduktion, Unternehmergewinn und Capitalzins abwirft.

In den Jahren 1873 bis 1875 lag eine sehr folgenschwere Entscheidung in der Hand eines damals sehr mächtigen, aber auf dem betreffenden Gebiete gänzlich incompetenten Mannes, Bismarcks, und die Entscheidung fiel für Europa unglücklich aus.

Im Jahre 1881 veröffentlichte ich Briefe, die Rodbertus an mich geschrieben hatte (Berlin, Verlag von A. Klein), darunter einen vom 29. November 1871, worin jener große Nationalökonom mir schrieb: „Ich weiß nicht, ob Sie Bleichröder oder mich für einen besseren Nationalökonomen, oder mich oder Bleichröder für einen größeren Juden halten, aber ich bin fest überzeugt, daß wenn Bleichröder und ich Bismarck Vorträge über sociale Frage hielten, er dem, ‚der von Anfang der Welt an zählt‘, sein Ohr leihen würde.“ Das ist richtig. Bleichröder und später der Friedrichsruher bekannte Bismarck'sche Oberförster Lange haben auf die deutsche Wirthschaftspolitik der letzten fünfzehn bis zwanzig Jahre mehr Einfluß gehabt als der deutsche Kaiser und das deutsche Volk zusammengenommen. Wohin eine solche Leitung der Wirthschaftspolitik durch einen hierin gänzlich incompetenten Staatsmann führen mußte, war uns damals nicht dunkel; denn in jenem oben citirten Briefe schrieb mir Rodbertus ferner:

„Zwei Riesen trägt das 19. Jahrhundert, einen Imperator, der seinen Platz neben Alexander dem Großen, Cäsar, Karl dem Großen findet, Napoleon I., und einen Diplomaten und internationalen Staatsmann, der vielleicht gar nicht seines Gleichen hat. Aber ersterer mußte doch auf den Schneefeldern Rußlands verbluten, und ich meinerseits fürchte, die sociale Frage ist auch der russische Feldzug von Bismarcks Ruhm."

Freunde Bismarcks hatten schon während des Krieges bemerkt, daß derselbe das Gleichgewicht zwischen seiner Ansicht über seine Befähigung und dieser selbst verloren hatte, und wollten ihn für seinen Ruhm und zu Deutschlands Glück damals unschädlich machen, indem sie (vergleiche den ebenfalls publicirten Brief von Rodbertus an mich vom 5. März 1871) vorschlugen, Bismarck zum souveränen Herzog von Lauenburg zu machen, wodurch er zwar Bundesfürst geworden wäre, aber als Reichskanzler hätte abdanken müssen. Bismarck wollte aber nicht; wahrscheinlich wollte er die Macht nicht aus den Händen geben. Den Titel hat er nun doch bekommen. Aber ist nicht Rodbertus' Prophezeiung wörtlich in Erfüllung gegangen? Die anderthalb Millionen socialdemokratischer Reichstagswähler haben ihn gestürzt, leider achtzehn Jahre zu spät!

Von 1873 bis 1875 bemühte sich unsere kleine Reformergruppe, aus dem freihändlerisch-desorganisirten Wirthschaftssystem heraus zu kommen durch eine Politik, die ich später im Wiener „Vaterland" als jene des „socialen Schutzzolles" und schon im „Emancipationskampf" als die des „socialen Königthums" bezeichnet habe, bestimmt, das nationale Einkommen von Capital und Arbeit gleichmäßig zu heben. Dagegen war die Strömung siegreich, welche auf Hebung aller Renten durch den allgemeinen Schutzzoll hinauslief. Da sich die Arbeiter eine solche Politik nicht freiwillig hätten gefallen lassen, mußten sie ihrer Freiheiten durch das Socialistengesetz beraubt werden. Nun war ihre Coalitionsfreiheit

gelähmt und sie waren es im Kampfe um den „mit der nationalen Produktivität mit steigenden Lohn“.

Als Fürst Bismarck schon den Boden unter sich wanken fühlte, ließ er durch Herrn von Poschinger Dokumente über seine Socialpolitik veröffentlichen. Schon was darin gedruckt ist, zeigt sie bezüglich der Arbeiter als eine demagogische. Vom Waldenburger Strike an wird mit ihren Wünschen cokettirt. Nachdem sie 1866 und 70/71 ihre Schuldigkeit gethan und neue Kriege nicht in Aussicht standen, schlägt der Ton um und verstummt endlich. Allein die Collektion ist unvollständig. Namentlich fehlt die Episode, welche durch Geheimrath Wageners Sendung zum Katheder-Socialisten-congreß in Eisenach bezeichnet ist, wohin ich diesen begleitete; es fehlt Wageners Bericht. Wagener war gegen die criminelle Bestrafung des Contraktbruches, wenn sie gegen Arbeiter allein Anwendung finden sollte. Landrath Tiedemann aus Metmann sprach dort dafür, „man müsse die Arbeiter die Macht des Staates wieder fühlen machen, und der Staat habe sich nicht um den Inhalt eines Arbeitscontraktes zu kümmern, sondern nur seine Erfüllung zu erzwingen“. Diese, mit dem deutsch-christlichen Recht des Mittelalters im schroffsten Widerspruch stehende Ansicht gewann des Fürsten Bismarck Beifall, Wageners Ungnade war von da ab besiegelt und Tiedemann wurde in's Reichskanzleramt berufen. Alle Akten über diese Episode und andere ähnlich interessante fehlen in der tendentiösen Compilation von Poschingers.

Um die Wende der Jahre 1874/75 arbeitete ich einen Entwurf aus, den Rodbertus mit Noten versah, der dann von Wagener zu einer Eingabe an den Fürsten Bismarck benutzt wurde. Hierin wurde empfohlen, den gesetzlichen Normalarbeitstag von zehn Stunden in Deutschland einzuführen und bei Abschluß von Handelsverträgen mit anderen Mächten, in erster Linie mit Frankreich und Belgien, diese Staaten zu veranlassen, dieselbe Verpflichtung einzugehen, somit die Handelsverträge in Handels- und Produktions-

verträge zu erweitern. In den Akten, welche Herrn von Poschinger zugänglich waren, muß sich also aus jener Periode schon ein Dokument finden, welches den Grundgedanken der weltgeschichtlichen Proklamation Kaiser Wilhelm's II., durch die er eine internationale sociale Conferenz in Berlin einleitete, daß die Interessen der Arbeiter durch internationale Verträge zu sichern seien, enthält.

Seit Ende des dreißigjährigen Krieges hat in Europa eine rein materialistische Volkswirthschaftspolitik begonnen. Im Innern der Staaten werden die wirthschaftlichen Institutionen des Mittelalters zerbröckelt, welche „der Arbeit ihren vollen Ertrag sicherten“, die Gesetze werden ignorirt oder aufgehoben, welche die Unproduktivität des Capitals sicherstellen sollen, und Einrichtungen geschaffen, die den Zweck haben, die Produktivität des Capitals zu schaffen und zu mehren. Die Staatsverträge sorgen dafür, Kriege, Handelskriege werden zu diesem Zwecke geführt. Die capitalistischen Unternehmer agglomeriren viele Arbeiter in einzelnen Unternehmungen; dieß ist die erste Veranlassung zur Entstehung jenes „Mehrwerths“, der uns die Plutokratie und ihr natürliches Correlat, die Socialdemokratie geschaffen hat, während der classische Entwickler der Mehrwerthstheorie, Dr. Karl Marx, dem Mittelalter nachrühmt, daß — bezüglich der Gewerbe — das auch damals vorhandene (Kaufmanns-) Capital keine Arbeit kaufen konnte.

Eine große, große Revolution das, eine blutige auch, welche dem Interesse des Capitals über die Arbeit zum Siege verhalf! Auch ein großer Monarch, auch ein Wilhelm, bezeichnet mit seinem Namen den Sieg dieses Principes, es ist der Oranier, der die nichtcapitalistische Dynastie der Stuarts stürzt, die Allianz des holländischen und englischen Capitals herstellt und als ihr Monument die noch heute bestehende Bank von England gründet.

Endlich dringen auch die Unternehmer in den Conferenzsaal der Diplomaten: der Teppichfabrikant Cobden schließt

1860 mit Napoleon III. den Freihandelsvertrag, den Bismarck ein paar Jahre darauf zur principiellen Grundlage seines Vertrages mit Napoleon III. macht.

Von diesem Wege weicht Bismarck 1877|78 nur in so weit ab, als er wieder durch Schutzzoll das nationale deutsche Capital auf Kosten dessen der übrigen Welt zu heben sucht; rein capitalistisch ist auch diese Politik, von den Interessen der Arbeiter ist keine Rede; sie werden sogar noch durch Freiheitsbeschränkungen und Lebensmittelzölle geschädigt.

Da tritt ein anderer Wilhelm, der Zweite von Deutschland, auf und inaugurirt die Politik der Vertretung von Capital und Arbeit bei internationalen Verhandlungen; er beruft neben die Capitalisten Arbeiter in seinen internationalen Congreß nach Berlin. Damit fängt eine neue Zeit an. Doch zurück zu 1877/78!

Das Beispiel, welches Fürst Bismarck den besitzenden Classen der anderen Länder gab, lag zu sehr in ihrem Interesse, um nicht von ihnen nachgeahmt zu werden. Damals wurde Bismarck für eine europäische Autorität gehalten, und man machte gern anderwärts nach, was er gethan hatte. Wenn dagegen Bismarck damals die Politik des „socialen Schutzzolles" angenommen hätte, würden viele Staaten sich dem ansteckenden Beispiele nicht haben entziehen können; die Socialdemokratie in Europa würde jetzt ganz unbedeutend und — Fürst Bismarck auch noch deutscher Reichskanzler sein. „Es hat nicht sollen sein!" Aber der letzte Ueberlebende des Kreises, woraus ihm jene Politik rechtzeitig empfohlen wurde, hat ein Recht, heute auf jene Vorgänge hinzuweisen, ohne den Vorwurf der Rachsucht zu befürchten, da dieß Bismarck jetzt nicht mehr schaden kann.

So sind wir nun in eine Auflösung der vor 1877 vertragsmäßig, ziemlich ungenirt durch niedrige Schutzzölle, mit einander handeltreibenden civilisirten Staatenwelt hineingerathen, in der jeder Staat sich mit einer chinesischen Mauer umgibt, alle seine Waarenbedürfnisse selbst zu produciren und

womöglich davon noch an die Nachbarn zu verkaufen sucht. Schutzzölle und Exportprämien bezeichnen dieß System, das die Waarenproduktion über den Bedarf stimulirt hat.

Fürst Bismarck mußte sich 1877/78 sagen, daß, was ihm recht, Anderen billig sein werde, daß wahrscheinlich die anderen Staaten sein Beispiel befolgen würden. Wenn er nun fähig gewesen wäre, diesen Gedankenproceß zu Ende zu denken, oder geduldig genug, einen unterrichteten Mann über dieß Thema bis an's Ende anzuhören, so würde er zu der Anschauung gelangt sein, daß Deutschland in eine arge Lage kommen müsse, wenn die Nachbarn sein Beispiel befolgten.

Deutschland befand sich damals schon in der Lage, in der sich England einige Dekaden früher befunden hatte; es mußte alljährlich Lebensmittel einführen und um sie und die Colonialwaaren bezahlen zu können, mußte es mehr Waaren aus- als einführen. Ein solches Land muß verständiger Weise im Allgemeinen freihändlerisch sein, und das ist England denn auch. Ein geringer Schutzzoll gegen einige englische Concurrenzartikel war damit für Deutschland wohl verträglich, aber nicht der adoptirte, hohe, fast allgemeine Waarenschutzzoll und nun gar der Getreide- und Fleischzoll, der nicht einmal als Schutzzoll wirkte, da er den Getreidebau kaum förderte. Natürlich mußten diese letzteren Zölle die Vereinigten Staaten und Rußland, deren Einfuhr nach Deutschland dadurch beschränkt wurde, zu Repressalien reizen, und somit liegt in Bismarcks Schutzzollpolitik seit 1878 eine direkte Veranlassung zur Mac Kinley Bill und zu dem Prohibitivzoll, mit dem sich Rußland gegen uns abschließt.

Mit Ausnahme der Balkanstaaten und von Oesterreich durch seine ungarischen Länder befindet sich heute ganz Europa in derselben Lage, wie England schon seit dreißig bis fünfzig Jahren. Der ganze große westliche Theil von Europa producirt nicht Lebensmittel genug für den Bedarf seiner Bevölkerung, aber die meisten Staaten desselben produciren Waaren im Ueberschusse, die sie, in ganz Amerika und Ruß-

land namentlich, absetzten. Wenn sie diese Märkte definitiv verlieren sollten, wohin sollen sie ihre Waaren absetzen?

Man theilt Afrika und will sich dort einen neuen Waarenmarkt schaffen, einen Colonialmarkt. Colonien haben in der Vergangenheit, soweit Neger als Arbeiter verwendet wurden, durch Sklavenarbeit Produkte producirt, mit denen sie europäische Waaren bezahlten. Jetzt soll nun die Sklaverei in Afrika durch internationale, vertragsmäßige Aktion unterdrückt werden. Womit also sollen die Neger unsere Waaren zahlen, da sie freiwillig nicht arbeiten? Welche Bedürfnisse nach Waaren haben sie übrigens, in einem Klima, in dem ein Hemde und allenfalls noch eine Badehose als Kleidung fast schon lästig sind? Meiner Ansicht nach werden die afrikanischen Colonien, wenigstens so lange wir, die wir heute schon Männer sind, leben, unsere Zahlungsbilanz verschlechtern, ohne unsere Handelsbilanz auch nur im Verhältniß zu verbessern, das heißt, Afrika wird mehr kosten, als es einbringt.

Daß wir die Vereinigten Staaten nicht *zwingen* können, ihren Prohibitivzoll zu ermäßigen, wird zugegeben. Doch freut man sich, daß der auf Blaines Einfluß zurückzuführende panamerikanische Congreß zu Washington anscheinend keinen Erfolg hatte. Nun, wie viele Jahre hat es gedauert, bevor der Zollverein erstens überhaupt einen Anfang nahm, endlich seine volle Ausdehnung erlangte? In Amerika wird sich die Sache übrigens auf demselben „geschäftsmäßigen" Wege machen, auf dem Texas einmal annektirt wurde: Texas war tief verschuldet. Hundert Dollars texanische Staatsanleihe kosteten zehn Dollars baar. Da kauften die Abgeordneten und Staatsmänner des texanischen und des Washingtoner Parlaments fleißig solche Fonds und als sie genug davon besaßen, votirten beide Parlamente die Einverleibung von Texas in die Vereinigten Staaten, worauf plötzlich ein Staatsschuldschein über hundert Dollars texanischer Anleihe auf über pari hinaufschnellte, denn nun wurde sie von den Vereinigten Staaten übernommen.

Der Krach in Argentinien bezeichnet den Anfang eines solchen Processes. Die Geldherrscher in Europa haben in London conferirt, auf welche Weise sie die argentinischen Finanzen „saniren" könnten, und die Idee hat nahe gelegen, den argentinischen Republiken eine europäische Finanzcontrole, wie sie die Türkei und Aegypten hat, anzubieten, und wenn sie sich weigern sollten diese anzunehmen, sie ihnen durch einen Couponkrieg, wie ihn Aegypten auszuhalten hatte, und in dem Oesterreich und England die Executionstruppen für die Geldfürsten lieferten, aufzuzwingen. Allein die Conferenzen in London scheiterten. Baron Hansemann und Graf Cahn d'Anvers verließen London unverrichteter Sache. Es stellte sich heraus, daß die Vereinigten Staaten eine bewaffnete Intervention europäischer Mächte zu Gunsten europäischer Geldfürsten nicht dulden würden, wie sie der mexikanischen Intervention Napoleon's III. zu Gunsten des Staatsgläubigers Jecker ein Ende gemacht hatten. Somit wird sich eine panamerikanische Zollunion mit der Zeit zum Ausschluß europäischer Waaren schon bilden, und bereits schränkt die durch Ueberschuldung der Staaten geschwächte Kaufkraft Südamerikas unseren Handel dorthin von selbst ein. Handelsprofite sind dort vorläufig wenig zu machen, und an den Schulden, welche südamerikanische Geschäftsleute und Staaten in Europa contrahirt haben, werden die europäischen Gläubiger Verluste erleiden. Was also den Waarenexport von Europa nach Amerika, Nord und Süd, sowie nach Afrika anlangt, so können wir einmal einen dicken Strich durch jene Seiten unseres Hauptbuches machen, wo Platz für Handelsprofite von dort her ist. Unser Handel mit China und Indien war und bleibt passiv. Australien schafft sich auch schon eine Industrie und kauft sonst von England. Es besagt nicht viel.

Bleibt Rußland! Welcher Markt jetzt schon und welcher in Zukunft![1]) Und eine andere Seite an ihm: er

1) Die „Petersburgskija Wjedomosti" brachten jüngst die (hinterher allerdings dementirte) Nachricht, der russische Gesandte in Peking,

ist uns verschlossen, aber Rußland ist angreifbar und kann von uns, was bei Amerika nicht der Fall ist, gezwungen werden, uns seine Märkte zu öffnen, aber nur solange, als es aus der europäischen Macht, die über Küsten an zwei Meeren mit Eisenbahnverbindungen zu denselben verfügt, sich nicht in eine Weltmacht mit Küsten an drei Meeren, die auch alle Eisenbahnen besitzen, entwickelt hat. Nach Vollendung der sibirischen Bahnen bis an's Stille Meer ist Rußland unbesiegbar. Wir müssen aber Rußland zwingen, nicht nur uns Waaren abzukaufen, sondern auch uns Lebensmittel zu verkaufen. Dieß ist eine neue Seite und bei ihrer Entdeckung habe ich ein wenig mitgewirkt.

Das asiatische Rußland hat eine sehr dünne Bevölkerung auf sehr vielem, anbaufähigem Boden; es gleicht dem nordwestlichen Theile von Nord-Amerika, nördlich der Wasserscheide zwischen dem Golf von Mexiko und dem Eismeer. Wie in diesem Theile Amerikas die Flüsse in ein der Schiffahrt wenig zugängliches Eismeer münden, thun sie es in Sibirien, sind also zum Export der Produkte unbrauchbar. Wie jener

---

Kumany, sei von dort in Petersburg eingetroffen und habe von der chinesischen Regierung die Freigabe der Provinz Schensi für den russischen Handel, sowie die Genehmigung zur Errichtung russischer Consulate in den Städten Lantschusu und Siantu erlangt. Das Blatt hebt dabei hervor, daß die Provinz Schensi und die Städte, durch welche die Handelsstraßen aus dem Innern Chinas in die Mongolei, das chinesische Turkestan und nach Tibet führten, eine große merkantile Bedeutung hätten. Die Errichtung russischer Faktoreien dortselbst werde den russischen Handel in China wesentlich fördern. Uebrigens fänden der russische Baumwollsammet, das russische Tuch, sowie andere russische Manufakturwaaren schon gegenwärtig guten Absatz im Innern der chinesischen Provinzen. — Vor fünfzehn bis achtzehn Jahren war Kumany bei der russischen Botschaft in Berlin als Finanzagent der russischen Regierung angestellt und man sagte ihm nach, er beobachte nicht nur die Zoll- und Steuer-, sondern auch die Socialpolitik des Kanzlers mit verständnißvoller Kritik. A. d. Red.

Theil Amerika's sich sozusagen blitzschnell entwickelte, sobald er Eisenbahnen erhielt, wird sich Sibirien wohl etwas langsamer, aber ganz sicher auch entwickeln. Ich spreche da etwas aus Erfahrung, denn während meiner fünfzehn nationalökonomischen Wander- und Lehrjahre habe ich selbst eine Landwirthschaft auf der zweiten canadischen Steppe in offener Prairie angelegt.

Da werden nun in Sibirien, wie in den westlichen und nördlichen Staaten Amerikas es geschehen ist, Bauernhöfe an jeder Eisenbahnstation entstehen. Diese werden sich zu Landstädten entwickeln. Zweigbahnen werden in die fruchtbare Steppe hineingebaut werden und dort die Produktion landwirthschaftlicher Erzeugnisse hervorrufen. Die Eisenbahnen gehen in Amerika dem Verkehr voraus, in Europa folgen sie ihm langsam. Sofort werden die Stationen amerikanische Getreideelevatoren erhalten, in deren Nachahmung Rußland und Ungarn allen europäischen Staaten vorangegangen sind. Alsdann wird der Moment eintreten, in dem sibirischer Weizen auf unseren Märkten erscheint, wie es ein Mitglied des preußischen Oeconomiecollegiums vorahnend in dessen letzter Sitzung sagte. In den Vereinigten Staaten ist die Bevölkerung in jener von uns berücksichtigten Periode von 1815 bis jetzt von acht auf dreiundsechzig Millionen, von 1880 bis 90 um zwölf Millionen gewachsen. Aehnliches ist in Sibirien auch möglich.

Der größere Theil der Einwanderer Sibiriens wird den russischen Ostprovinzen entnommen werden, ohne diese zu entvölkern. Die sibirischen Ansiedler werden Waaren gebrauchen und mit Vieh, Korn, Butter, Käse zu zahlen im Stande sein. H i e r öffnet sich ein besserer Markt noch für die europäische Industrie, als es Amerika war, wenn die europäischen Mächte seine Eröffnung erzwingen, denn freiwillig läßt uns Rußland nicht hinein mit unseren Waaren. Wird dieser Markt nicht mit Gewalt erschlossen, so monopolisirt Rußland den asiatischen Waarenmarkt für die Industrie,

welche es um Moskau und in russisch Polen bereits sehr leistungskräftig besitzt. Es braucht dann gar keine Waaren von uns und kann uns mit Lebensmitteln versorgen oder auch — daran darben lassen. Auf letzteren Umstand muß ich eingehen.

Im Schlußkapitel des oben citirten Werkes über Rodbertus machte ich im Jahre 1880 darauf aufmerksam, daß Deutschland an Lebensmitteln passiv sei und in einem möglichen Kriege mit Rußland der Aushungerung ausgesetzt sein würde, wenn Frankreich die Zufuhr aus Amerika abschnitte. Es war System des Fürsten Bismarck, Angriffe, die doch — obschon das sehr gefährlich war — zuweilen noch auf besonders grobe Fehler seiner Verwaltung gemacht wurden und sachlich nicht widerlegt werden konnten, durch Verdächtigung des Charakters des Anklägers zu beantworten, so überraschte mich denn auch ein durch die deutsche officiöse Presse laufender Aufsatz mit dem sensationellen Titel: „Rudolph Meyer-Ephialtes“ nicht. Weil ich die Feinde Deutschlands auf eine Schwäche Deutschlands aufmerksam gemacht, sei ich Reichsfeind und Landesverräther. In einem später erschienenen Werke, auch am Schlusse, habe ich mich mit dem mir erwünschter Weise unbekannten Officiosus so abgefunden, daß die Sache zu Ende war.

In diesem Frühling publicirte Herr Friedrich Engels, heute der bedeutendste deutsche Gelehrte auf volkswirthschaftlichem Gebiete und durch seine Freundschaftsstellung neben Dr. Karl Marx auch ein über sociale Verhältnisse, die er seit 1845 studirt, weit besser unterrichteter Mann, als es irgend ein Minister des Aeußeren oder Professor ist und sein kann, in einer Londoner Monatsschrift einen Aufsatz über russische Politik, in dem unter Anderem auch auf das chronische Lebensmitteldeficit hingewiesen wird, an dem das ganze außerrussische Europa leidet. Sehr originell ist — von der meinigen aus 1880 abweichend oder doch sie erweiternd, jedenfalls aber geistreicher als die meine — die Folgerung,

welche Engels aus dieser Thatsache zieht: Er sagt nämlich, daß sie England einen ausschlaggebenden Einfluß in dem nächsten europäischen Kriege, den er, wie Karl Marx, sich als einen allgemeinen, nichtlocalisirten und für alle Monarchien und die capitalistisch-bürgerliche Gesellschaft fatalen denkt, gebe. England könne alle Lebensmittelzufuhren aus Amerika und Indien und Aegypten vom Continent Europa's abhalten, und da Rußland, weil Krieg führend, nicht exportiren könne, so müsse die schrecklichste Hungersnoth in allen jenen Staaten entstehen, denen England die Lebensmittel abschneiden wolle.

Ich will nun noch weiter gehen und behaupten, daß ich auf Grund persönlicher und sorgfältiger Information in Washington fürchte, es werde sich vollziehen, was mir im Jahre 1881 ein Senator, der inzwischen Minister war und es wahrscheinlich im nächsten Kabinet wieder wird, sagte: „Die Vereinigten Staaten haben nur einen Feind, England, und nur einen natürlichen Verbündeten, Rußland. Allein der Moment, in dem beide Reiche den Krieg gegen England und seine etwaigen Verbündeten aufnehmen könnten, sei noch ferne und inzwischen müßten die Vereinigten Staaten sich vorbereiten und zwar auf jenem Gebiet zuerst, auf dem sie nicht durch die Eifersucht Englands gehindert werden könnten, dem der inneramerikanischen Communikationsmittel, Kanäle und Eisenbahnen. Alsdann würden die Vereinigten Staaten ihre Industrie durch den entschiedensten Schutzzoll mit der englischen concurrenzfähig machen. Sie würden amerikanische Dampferlinien aus allen amerikanischen Haupthäfen nach allen europäischen Haupthäfen concessioniren und so stark staatlich subventioniren, daß keine der existirenden europäischen Privat-Dampfercompagnien mit ihnen concurriren könnte. Alle diese amerikanischen Dampfer würden unter Aufsicht von Marineofficieren gebaut und kriegsfähig sein. Bis dahin werde Rußland seine sibirischen Bahnen ausgebaut haben und dadurch bündnißfähig mit Amerika werden; beide Mächte würden die englische Flotte aus dem Stillen

Meer verdrängen und eine Communication daselbst von Wladiwostok nach San Francisko offen halten."

Ein großer Theil von diesem Programm ist schon vollzogene Thatsache; man steht in Amerika vor dem letzten Schritt: Schnelldampfer sollen sechs Dollars pro Seemeile Subvention, also 7 bis 8000 Dollars oder die Selbstkosten der Reise zwischen Europa und Amerika, erhalten — die Vorlage existirt schon. Die anderen Programmpunkte sind ausgeführt. Rußland aber hat seine Eisenbahn vom kaspischen Meer 1500 Werst weit bis Samarkand vorgeschoben und befördert Arbeiter, die auswandern wollen, diese 1500 Werst vom Kaspisee ab für die Einschreibegebühr von 62 Kopeken, $1^1/_2$ Mark pro Kopf.

Der Moment, welchen jener amerikanische Staatsmann 1881 voraussah, wird kommen, und dann können wir den russischen Markt nicht mehr mit Gewalt öffnen, weil Rußland aus den Vereinigten Staaten Geld und Kriegsmaterial beziehen kann, so viel es braucht; Menschen aber wird es dann allein genug haben.

Sobald Rußland und die Vereinigten Staaten über das nördliche Stille Meer sich die Hand reichen, es mit ihren Flotten beherrschen werden, beherrschen sie Europa; sowie sie sich verbünden, demselben Lebensmittel nur dann zukommen zu lassen, wenn Europa ihnen gehorcht und solche Preise dafür zahlt, als sie ihm abverlangen, dann können diese beiden Weltreiche einen Ausfuhrzoll auf Lebensmittel legen, und wir werden ihn bezahlen müssen, denn wir können sie nicht entbehren.

Diese Auffassung zukünftiger, doch schon in Anbahnung begriffener Zustände dürfte wohl befremden und unseren sogenannten Staatsmännern und auch den Professoren der Nationalökonomie sonderbar vorkommen. Allein Männer, die wie Herr Engels und ich über die Lage der arbeitenden Classen doch nachgewiesenermaßen viel studirt und geforscht haben, mußten schließlich auch auf die Frage, wie in Zukunft

sich die Völker ernähren sollen und was dann aus der Lage der arbeitenden Classen wird — kommen, und so sind sich denn hier der älteste der lebenden socialdemokratischen und der älteste der lebenden socialconservativen Journalisten begegnet.

Nun ist es noch nicht soweit. In England hat sich Disraeli mit den Mitteln, Rußland zu bekämpfen, beschäftigt und Schüler von ihm arbeiten daran noch heute. Der bedeutendste seiner Nachfolger ist wohl Lord Lansdowne, der Generalgouverneur von Canada war, als ich mich 1885 dort niederließ. Er betrieb damals den unendlich kostspieligen und schwierigen Bau der Canada-Pacific-Bahn, durch die der Stille mit dem Atlantischen Ocean auf canadischem Boden verbunden wurden. Die Halbblutindianer machten einen verzweifelten Versuch den Bau zu stören. Mit Ruhe, aber Energie schuf Marquis Lansdowne ein Milizheer, das einige 1000 Kilometer weit von Quebeck und Ontario in die Prairie am Fuße des Felsengebirges gesandt wurde, dort im Winter bei einer Kälte ankam, in der das Quecksilber friert, und im Sommer, nach Besiegung der ortskundigen, gut schießenden Feinde, bei 24 bis 30° R. zurückkam.

Jetzt ist nun nicht nur jene Eisenbahn vollendet, sondern es existiren auch zwei subventionirte Schnelldampferlinien von England nach Ostcanada und von British-Columbien nach China. England kann auf diesem seinem Wege Truppen in drei Wochen von England nach Ostsibirien senden!

Nachdem der canadische Indianeraufstand beendet und die Canada-Pacific-Eisenbahn vollendet war, wurde Marquis von Lansdowne, der sich unter schwierigen Umständen vortrefflich bewährt hatte — in dem kritischen Amerika ist selbst jetzt noch nur Eine Stimme des Lobes über ihn — bevor noch seine Amtsdauer in Canada (fünf Jahre) abgelaufen war, abberufen und zum Vicekönig von Indien befördert.

Dort hat er die nördliche und westliche Grenze Indiens inspicirt und in aller Stille eine Armee-Reorganisation voll-

zogen. In Indien stehen etwa 60 bis 70,000 englische Kerntruppen und 250,000 indische Truppen, theils direkt unter Commando englischer Officiere, theils unter dem von Vasallenfürsten. Diese indischen Soldaten wurden in ihren Garnisonsdistrikten geworben. Lord Lansdowne fand nun, daß der über 100 jährige Friede die Bevölkerung eines großen Theiles von Indien unkriegerisch gemacht habe, und ordnete an, daß die Soldaten nunmehr aus den kriegerischen, oft sogar räuberischen Gebirgsstämmen an der afghanischen und Nordgrenze geworben werden sollen. England besitzt in Indien Eisenbahnen bis zum Kyberpaß bei Peschauer und bis Quetta durch den Bolanpaß; es kann durch Afghanistan gegen die Russen in Samarkand und durch Beludschistan gegen sie in Merw operiren und, während es Sibirien an der Ostküste von Canada aus angreift, kann es ein Heer auf die Grenze zwischen Europa und Sibirien einschieben. Also:

Noch ist Europa nicht verloren! Wenn die Continentalstaaten ihre kleinen Indianer-Zwistigkeiten aufgeben, und Rußland hindern, Weltmacht und bündnißfähig mit den Vereinigten Staaten zu werden. Denn in diesem Falle wird Rußlands Nationalreichthum, wenn auch nicht ganz so schnell, als jener der Vereinigten Staaten, doch noch stärker als Rußlands Bevölkerung wachsen, auch seine Volksbildung wird sich entwickeln. Seine Armee nimmt schon jetzt nicht soviel Procent der Bevölkerung, ihr Budget nicht soviel Procent des Gesammtbudgets in Anspruch, als bei uns. Es braucht keine Waaren einzuführen, es wird deren wahrscheinlich sogar nach anderen Theilen Asiens als seine eigenen Besitzungen ausführen. Es wird viele Lebensmittel zur Ausfuhr nach Europa übrig haben. Seine Handelsbilanz wird immer besser werden, seine Zahlungsbilanz sich herstellen, endlich aktiv werden. Alles dieß ist in den Vereinigten Staaten geschehen, und ich habe ein Recht, Beachtung meiner Ansicht zu fordern, denn um 1870 habe ich in der „Berliner Revue" die Concurrenz Amerika's vorausbewiesen, jene

Concurrenz, die Bismarck zum Motiv seiner Kornzoll-politik diente.

Es kann nicht meine Sache sein, Vorschläge behufs einer Coalition des Continents von Europa und des Bündnisses mit England zur Eröffnung des russischen Marktes zu machen; aber ich muß sagen, daß die Idee, Deutschland solle Oesterreich-Ungarn gegenüber die Kornzölle ermäßigen und Rußland und die Vereinigten Staaten ungünstiger behandeln, mich bedauern läßt, daß Herr Oberförster Lange nicht mehr die deutsche Zollpolitik beeinflußt. Sollte diese sonderbare Idee Wirklichkeit werden, so möchten die Regierungen jener beiden Reiche über einen Ausfuhrzoll auf Getreide sich einigen, oder die fünf bis sechs amerikanischen Großexporteure von Getreide, welche diesen Export beherrschen, möchten sich mit den nicht viel zahlreicheren russischen Exporteuren „cornern", „syndiciren", um die Preise höher zu treiben. Da Oesterreich-Ungarn lange nicht genug Getreide für das deutsche Bedürfniß exportiren kann, so werden wir den von Amerika und Rußland diktirten Preis zahlen müssen. Eine solche Politik würde auch die europäische Coalition nicht erleichtern.

Unsere ganze sociale Literatur ist veraltet. Sie geht noch immer von steigender Produktivität der europäischen Arbeit aus. Rodbertus' berühmte Reformforderung: „Steigende Produktivität der Arbeit, mit steigendem Lohn", beruht auf dieser Voraussetzung. Der Streit dreht sich um eine Theilungsfrage, Theilung in den steigenden Ertrag der nationalen Arbeit zwischen Capital und Arbeit, wobei die Socialdemokratie den auf das Capital fallenden Theil gleich 0 setzt, das Capital die Arbeit auf den „nothwendigen Unterhalt" beschränken möchte. Das ist gewiß recht wichtig und interessant; allein wichtiger ist doch die Entdeckung, daß die nationale Arbeit wahrscheinlich immer unproduktiver werden wird. Mich interessirt die zu theilende Hauptsumme zunächst, dann auch, aber auch dann erst das Verhältniß der beiden Theile derselben, auf deutsch: die Frage nach dem Markt

ist wichtiger, als die Frage nach der relativen Höhe von Lohn und Zins.

Verreiten wir uns in sociale und nationale Zwistigkeiten, so diktirt uns Rußland in 20 bis 30 Jahren den Frieden, wie England den indischen Fürsten und Staaten den Frieden gebracht hat, nur gründlicher. O, Rußland ist sehr gründlich! Es wird uns sogar den Religionsfrieden bringen, denn die Knute ist daselbst als Religionsstifter bewährt.

Die Frage nach dem russischen Markt ist die Frage nach der religiösen, politischen und socialen Unabhängigkeit Europas von Rußland. Dr. Rudolph Meyer.

---

## VIII.

## Ein Kapitel aus der Apologie.

### Die Entwicklung des Gedankens nach dem französischen Monismus.

Ein in seiner Art vollendetes Buch verließ im Laufe des vergangenen Jahres zum drittenmal die Presse. Von einer Seite, wo der Verdacht nicht vorliegt, als wolle der Autoreneitelkeit geschmeichelt werden, ist gesagt, daß das Werk in eine bisher klaffende Lücke getreten sei.

Fr. Duilhé de Saint Projet hat seine ‚Apologie scientifique de la Foi chrétienne', wie das Titelblatt jetzt angibt, „mise au niveau des derniers progrès de la science.[1])

1) Troisième Édition. Toulouse, Edouard Privat; Paris, Victor Palmé. 1890. Vorgedruckt:

Apologie des Christenthums auf dem Boden der empirischen Forschung . . . In Vorträgen, mit Zusätzen und einer Einführung von Carl Braig, Doktor der Philosophie, Stadtpfarrer zu Wildbad. Freiburg, Herder. 1889.

Apologia scientifica della fede cristiana . . . tradotta dal professore V. Messina di Cotrone. Foligno, P. Sgariglia. 1886.

☛ Apologia cientifica de la fe cristiana . . . vertida

Der Verfasser, welcher den wissenschaftlichen Ausdruck mit philosophischer Genauigkeit handhabt, wie er dem Zauber der französischen Sprache gebietet als ein Meister, redet von zwei trostvollen Erscheinungen in der wissenschaftlichen Bewegung jüngster Zeit.

In den leitenden Kreisen „hoher Forschung" hat man begonnen, den religiösen Fragen ein aufrichtiges Interesse entgegen zu bringen. Man studirt sie als wissenschaftliche Probleme nach der exakten Methode. Zumal die ethnologische Beobachtung bringt gewaltiges Material für die Religionsgeschichte zu Tag. Auf der andern Seite bekunden die Gegner der Metaphysik eine gewisse Erschlaffung. Die Rufer im Streit für den Positivismus, Naturalismus und Monismus machen, wenn auch kleinlaut, bemerkenswerthe Zugeständnisse. Die Redensarten der Schulhäupter wie E. Häckel u. a. haben ihre Neuheit und Zugkraft eingebüßt. Das Denken hatte sich zu tief in die Niederungen verloren, wo die Consequenzen aufschießen, welche die sittliche und die sociale Ordnung bedrohen. Wenn das Denken nur die Wahl läßt zwischen zwei „Pessimismusformen", für welche wird sich das Herz entscheiden: „Croire sans comprendre" oder „Mourir sans espérer"?

Eine zweite trostvolle Erscheinung zeigt unsere Thätig-

castellano por M. y F. Polo y Peyrolon. Valencia, Manuel Alufre. 1885. — Segunda edicion castellana, ib. 1890.

Eine englische und ungarische Bearbeitung steht bevor. Vgl. A. M. Weiß, Benjamin Herder S. 83, sowie die Note der ‚Apologie' S. 31: Après une appréciation très bienveillante de notre programme apologétique, un des savants astronomes les plus estimés d'Outre-Rhin, M. Plassmann, ajoute: ‚Il faut remercier M. Braig d'avoir établi en Allemagne ce qui était depuis longtemps dans l'air, ce qui méritait d'être bien établi, alors même que la science catholique ne devrait pas entrer dans des voies de régénération. Puisse cette Apologie exercer une salutaire influence, surtout parmi ceux qui enseignent la religion' . . .

keit. Bei uns haben die höheren naturwissenschaftlichen Studien gleichfalls angefangen in den Vordergrund zu rücken. Man will gegenüber den materialistischen Anschuldigungen und Anpreisungen selber sehen, mit eigenem Auge prüfen: was haben denn die neuen Fragen Gefährliches für uns? Was haben wir für Mittel, den ewigen Einklang der übernatürlichen und der natürlichen Wahrheiten auch in der Gegenwart darzulegen?

Ein Brief Leo's XIII. hebt den veränderten Gang des wissenschaftlichen Untersuchens hervor: „... Les tenants du Rationalisme et du Naturalisme, vaincus par les arguments de la métaphysique, ont changé de terrain et de tactique: du domaine de la raison ils ont préféré descendre sur le théâtre des choses sensibles ... Une fois de plus il apparaîtra qu'entre les deux ordres de connaissances, non seulement il n'existe aucun désaccord, mais qu'il doit régner et qu'il règne en réalité une parfaite harmonie.“ [1])

Den beiden erfreulichen Zeichen, welche eine Annäherung der wissenschaftlichen Bestrebungen in den zwei getrennten Lagern zu bedeuten scheinen, hätte ein drittes beigefügt werden können. Auf beiden Seiten ist der verhängnißvolle Aberglaube im Weichen: es genüge, um den Begriff und die Erscheinung der höheren Wahrheit abzuthun, irgend einen Satz des Apothekers vorzuführen, und es genüge gleicherweis, um den Widerspruch niederzuschlagen, wenn gewissen Behauptungen der Fachmänner entgegenstehende Behauptungen anderer Fachmänner an die Seite gestellt werden. Fast überall sieht man ein, daß, ohne die philosophische Vertiefung der Studien

---

1) Vrgl. Msgr. d' Hulst's Denkschrift an den hl. Vater über die „Congrès scientifiques internationaux des Catholiques“ (Januar 1887) und das päpstliche Antwortschreiben vom 20. Mai dess. Jahres (préface XVIII. XIX). — Sehr belehrend sind auch die Worte aus dem Rechenschaftsbericht des bibliographischen Congresses von 1888 (cf. Apologie, p. 84).

und ohne die philosophische Durchdringung der Gegenstände, man auf dem Wege von den Meinungen zum Wissen kein Schrittchen vorwärts kömmt.

Indessen, wir sind doch noch recht weit vom Ziele entfernt, welches die vollkommene Harmonie von Glauben und Wissen, von Naturkunde und Philosophie bedeutet. Im anderen Lager hat man durchaus nicht allgemein die Hoffnung aufgegeben, den Uebergang von der Bewegung des materiellen Atoms zur Entstehung und Bildung des Gedankens zu finden. Und in der That, gelänge es „der verwickeltsten und der dunkelsten Aufgabe", was die „mentale Evolution" ist nach dem Eingeständniß der Positivisten, sich unter dem Scheine der Lösbarkeit der Gemüther zu bemächtigen: hätten wir dann nicht alles verloren, den Boden, auf dem wir stehen, die Mittel, mit welchen wir denken und beweisen, die Wahrheit und die Hoffnung, für die wir leben?

Der Frage nach der Entwicklung des menschlichen Gedankens sind von der empirischen Forschung eine Reihe Untersuchungen gewidmet worden.[1]) Fassen wir deren Ergebnisse kurz zusammen!

In der 16. Sitzung der französischen Gesellschaft für „Förderung der exakten Erkenntniß" (1887) ist durch H. de Mortillet gegen unsere „Apologie" der Vorwurf erhoben worden, sie fälsche die Naturbeobachtungen, indem sie erkläre, „die Thiere könnten sich nicht verstellen, um fingirten Empfindungen Ausdruck zu geben." Dann wird gesagt: „Das Rebhuhn, wenn es sich mit seinen Jungen vom Jäger beschlichen sieht, thut, als wär' es verwundet, um die Aufmerksamkeit des Jägers von den Kleinen auf sich abzulenken."

Hiegegen ist ganz zutreffend bemerkt: schon der Fabeldichter Lafontaine verwerthet diese Naturbeobachtung. Aber

---

1) Vrgl. Apologie scientifique, 3me édit. 394—418 und: F. Duilhé de St. Projet, le Problème Anthropologique et les Théories Évolutionnistes. Extrait de la ‚Revue des Questions Scientifiques', avril 1889.

er weiß: es ist nicht dieses oder jenes Rebhuhn, welches sich verstellt, es ist die Gattung, welche dem Selbsterhaltungstriebe folgt. Die Freiheit des Individuums hat nichts zu thun bei jener instinktiven List, welche das Rebhuhn anwendet und von welcher in viel renommirterer Form Meister Reinecke Gebrauch macht, von den zahlreichen kleinen Insekten nicht zu reden, die sich für todt ausgeben, wenn man sie erwischt.

Es bleibt also dabei: Freiheit und Instinkt, selbst- und zielbewußtes Willkürhandeln des Individuums und das gattungsmäßig nothwendige Verhalten, bezeichnen die unüberbrückbare Kluft zwischen Mensch und Thier. Ließe sie sich beseitigen, dann wär' es anscheinend nicht mehr weit bis zur Entwicklung des menschlichen Gedankens aus rein materiellen Voraussetzungen. Unterscheiden wir aber die Entwicklung des Bewußtseins im Kinde und die physikalische Construktion des Denkens.

1. Bemerkenswerthe Studien handelten in letzter Zeit von der hochinteressanten Frage: wann und wie hat das erste Erwachen des Bewußtseins und des Selbstbewußtseins im Kinde statt?[1]) Man wiederholt es als stehendes Dogma des Monismus: das Kind durchläuft in seinem Embryonalleben fortschreitend die sich folgenden Entwicklungsstadien der Thierwesen. Mithin sollte das Kind, wie seine körperliche Organisation der thierischen überlegen ist, sowohl in seinem instinktiven als in seinem bewußten Verhalten den Instinkt- und den Bewußtseinsäußerungen beim Thiere weit voraus sein. Jedermann aber weiß, daß gerade das Gegentheil der Fall ist. Der Instinkt beim Kind ist sehr wenig entwickelt. Schreien, Weinen, unwillkürliche Mund- und Gliederbewegungen, welche das Nahrungsbedürfniß bezeugen: das ist alles.

---

1) Vrgl. B. Perez, Les trois premières années de l'enfant und: L'enfant de trois à sept ans. — W. Preyer, Die Seele des Kindes. Beobachtungen über die geistige Entwicklung des Menschen in den ersten Lebensjahren. (Französ. von Varigny.)

Die Bewußtseinsäußerungen vollends bei dem ganz kleinen Menschenwesen sind gleich Null. Wie sehr übertrifft den Menschen dießbezüglich das Küchlein der Henne, das Insekt, welches eben dem Ei oder der Puppenhülle entschlüpft, und dessen Bewegungen vom ersten Moment an wunderbare Leistungen sind!

Das Schauspiel ändert sich völlig im Fortgange der Entwicklung. Es kommt die Zeit, da das Kind die höchste Leistung der Erfindungskunst wiederholt: es entdeckt und schafft die Sprache. „Das Kind lernt unsere fertige Sprache," sagt Taine, „wie ein echter Dichter die Verskunst erlernt: ein ursprünglicher Genius schickt sich in eine schon vollendete Form".

An einem anderen Orte sind diese Gedanken also ausgedrückt: [1])

„Wenn das Kind sprechen lernt, stehen ihm zum voraus alle die Bewegungen zu Gebote, welche das Muskelsystem des Kehlkopfes bei der Lauterzeugung zu machen hat. Das bloß einmalige Lautgeben ist aber noch lang keine menschliche Rede. Die Eigenthümlichkeit des menschlichen Sprechens ist seine Einheit von Freiheit und Gebundenheit. Gebunden ist die Rede an das nach unwandelbaren physiologischen Gesetzen gearbeitete Lautmaterial. Frei ist unsere Sprache, und zwar in dem hohen Sinne, welcher die ideale Freiheit des künstlerischen Schaffens meint, durch drei Vorzüge. Auf Grund eines dreifachen Thätigkeitserweises der Vernunft sind diese Vorzüge: Unterscheidung der Laute, Anpassung bestimmter Laute für bestimmte Vorstellungen, Verknüpfung der zusammengehörigen Laut- und Vorstellungsgebilde. In diesem dreifachen Thun offenbart der menschliche Geist seine großartigsten Fähigkeiten. Beweis und Denkmal dessen ist nicht etwa die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der verschiedenen Sprachen, sondern der unendliche Reichthum und die wunderbare Ausdrucksfähigkeit in einer und derselben Sprache.

1) Vrgl. C. Braig, die Kunst des Gedankenlesens, S. 21 ff. (Frankfurt 1886).



Sogar das wortärmste Idiom kann ein Beispiel sein für die letztere. Der Mann wird erkannt an seiner Rede; die Sprache ist die wahrnehmbar gewordene Seele eines Volkes: diese hat sich wörtlich ergossen in das ‚Kunstwerk vor aller Kunst‘.

„Die wundervolle Geschicklichkeit des Sprachgenius, das Unterscheiden der Laute, das Anpassen der lautlichen Einzelelemente an seelische Empfindungen, das Verknüpfen von Laut- und Vorstellungsgruppen wird durch ein vollsinniges Kind sehr leicht erlernt von seiner Umgebung; und es macht kaum eine Schwierigkeit aus, ob das Kind eine oder mehrere Sprachen zugleich zu lernen hat. Nun ist die Frage: warum kann das Kind sprechen ‚lernen?‘ weßhalb übt es mit erstaunlicher Leichtigkeit ein Thun, mit dessen unendlicher Vielseitigkeit verglichen das bewußte Erlernen fremder Sprachen im späteren Alter, auch bei dem größten Sprachenmeister, ein magerer Schatten ist? — Ist die Frage beantwortet mit dem Satze: das Kind lernt sprechen, wenn und weil es vollsinnig ist? Was ist vollsinnig? Läßt sich ein fehlender Sinn nicht durch künstliche Nachhilfe fast ganz ersetzen? Haben die glänzenden Leistungen des Blinden- und des Taubstummenunterrichtes dieß nicht bewiesen für alle Zeiten? Wird hiedurch unsere Frage nicht noch viel räthselhafter?[1])

„Das Kind ist nicht durch seine Sinne in den Stand gesetzt, reden zu lernen; die Sinne, selbst in mangelhafter Zahl und trotz fehlerhafter Ausbildung, lernen vielmehr deßhalb, weil das Kind ein von allem Sinnlichen unabhängiges Unterscheidungsvermögen besitzt. Dieses versteht die Formen des Lautvorrathes in Worten abzuwägen, im Kehlkopf den Arbeitsaufwand abzumessen, welcher zur Hervorbringung der einzelnen Bildungen erforderlich ist, die Uebereinstimmung von Absicht und Leistung in einem Ideenausdrucke zu beurtheilen. Was folgt hieraus?

---

1) Ueber die Erziehungserfolge bei einem zweisinnigen Kinde vrgl. C. Braig, Apologie IV, S. 460 ff.: „Ein Beweis für das Dasein der Menschenseele“.

„Zu sagen: das Unterscheidungsvermögen wohnt dem Nerven- und Muskelapparate des Kehlkopfes oder irgend einem Sinnesorgan unbewußt ein — ist eine unverständliche und unverständige Anmaßung des Behauptens. Durch solche Sprüche sucht der Materialismus seine Rathlosigkeit zu verschleiern. Schon das kleine Kind, welches sprechen lernt, während der größte Affe dieß nicht erlernt, widerlegt die monistischen Einbildungen von den ‚mechanisch-spontanen' Bewegungen der ‚organisirten' Kraftatome. Die Rede des Unmündigen führt den Beweis: das Kind vermag mit dem feinsten Nervenapparat ebensowenig als mit einem lückenhaften das Sprechen zu erlernen, wenn nicht die von der Nervenkraft unterschiedene ‚Seele' das Lernen lehrt. Normalbeweis dessen ist das vollsinnige Kind, während der Ausnahmebeweis des vier- oder halbsinnigen Wesens ein argumentum a fortiori darstellt."

Sagen wir also: während das Kind schon beim Sprechenlernen wählt und sondert, irrt und das Rechte trifft, kurz mit individueller Spontaneität thätig ist, geht der Trieb des Thieres in der Einen Richtung voran, welche das Fatum des Instinktes gewiesen hat, und zwar mit unfehlbarer, jede Wahlfreiheit ausschließender, höchstens einige wenige Oscillationen zulassender Sicherheit. Hier wächst die Thierseele mit ihrer gattungsbestimmten Gleichförmigkeit; dort ist die Blüthe der Vernunft und Freiheit aufgebrochen in der Menschenseele.

Wesentliche Unterscheidungszeichen zwischen Thier und Mensch in frühester Jugend sind weiterhin das Lachen des Frohsinnes und das Lächeln der Liebe.

Ein bekannterer Gelehrter aus Darwins Schule,[1]) Romanes, erzählt, er habe einmal vor seinem sehr gelehrigen Hunde die drolligsten und die schrecklichsten Gesichter ge-

1) Romanes, L'Intelligence des animaux. (Nach dem Englischen auch deutsch.)

schnitten; Phylax oder Ami sei darob in Bestürzung gerathen und zuletzt in ein wüthendes Bellen gegen seinen Herrn ausgebrochen. Darwin berichtet, er habe einst vor seinem einige Monate alten Sohne gleichfalls die edle Kunst der Fratzenbildung geübt; das Kind habe alsbald in jeglicher Form sein Vergnügen geäußert ob der lustigen Gewandtheit des gelehrten Herrn Vaters. Also, wo der Instinkt des Thieres in Furcht oder Wuth geräth, zeigt sich die Erhabenheit der Vernunftseele durch das Lachen über das Groteske, Komische, Gegensätzliche, Verkrüppelte, Idealwidrige.

Das Lächeln, dem Herzen entstammend, offenbart, daß das Gemüthsleben im Kinde den Anfang nimmt und sein Verständniß dafür erwacht. Wo haben wir aus der Thierwelt etwas der innig zarten Anmuthung Aehnliches:

„Incipe, parve puer, risu cognoscere matrem“?

Sollen Lachen und Lächeln des Menschenkindes Erzeugnisse einer sich steigernden Vererbung sein: warum findet sich nichts Gleiches in der Thierwelt, die doch weit länger Zeit [1])

---

1) Ueber das Alter der Menschheit s. Apologie IV, SS 507 ff. Verglichen hiemit mag werden ein Bericht über den Anthropologencongreß von 1890 zu Münster:

Professor Schaaffhausen-Bonn sprach über die Frage der Entstehung der Menschenrassen. Der Redner legt das erste Auftreten des Menschen auf unserem Planeten um 15,000 bis 20,000 Jahre hinter die Gegenwart zurück (der englische Geolog Lyell nimmt an, daß der Mensch seit wenigstens 200,000 Jahren existire). Von der Existenz des Menschen in der Tertiärzeit will der Redner nichts wissen. Er meint, daß die Rassen einerseits den Einflüssen des Klimas, andererseits der Einwirkung der Kultur ihre Entstehung verdanken. Um zu beweisen, daß speziell die blaue Augenfarbe (blaue Färbung der Regenbogenhaut des Auges) auf Kultureinflüssen beruht, beruft sich Schaaffhausen auf eine Beobachtung, derzufolge bei domestifizirten Thieren — insbesondere beim Hunde — die blaue Augenfärbung hier und da auftreten soll. Spuren der ursprünglichen rohen Bildung des Menschengeschlechts, wie sie der berühmte Schädel des Neanderthals und das in der Höhle von La Naulette (Belgien) aufgefundene Fragment eines mensch-

gehabt hätte, Erbschaften zu machen? und warum offenbaren sich bei dem Kinde des Wilden genau die gleichen Züge wie bei dem Kinde des Gebildeten, obwohl dort die Culturreihe der Erbgüter nicht besteht, deren man sich hier erfreut?

2. „Genesis des Gedankens" bedeutet die Entwicklung der Vernunft und der sittlichen Freiheit aus rein materiellen Elementen. In Deutschland hat der Monismus dießbezüglich schon vor länger sein Ignoramus et Ignorabimus ausgesprochen; in Frankreich bemüht sich vor Allem die ‚Anthropologische Gesellschaft von Paris' durch ihre ‚Jahreskonferenzen' nachzuholen, was die deutsche Blödigkeit versäumt. Mit welchem Glück?

Mathias Duval thut in einer sehr gelehrten Abhandlung über „Die Entwicklung des Auges" dar, daß ein wunderbarer Fortschritt vom farbigen Augenfleck des Mollusken bis zu dem Sehapparate des Menschen führt. Allein, ist die Reihenfolge der Vollkommenheiten an den Sehwerkzeugen der verschiedenen Wesen chronologisch oder etwa nur künstlich? Finden sich in den ersten paläontologischen Zeiträumen nicht Organismen mit hochentwickeltem Sehapparat, ohne daß es möglich ist, eine vorausliegende Reihe von Transformationen

lichen Unterkiefers vorführen, findet derselbe noch bei der jetzt lebenden Menschheit, insbesondere bei den Eingeborenen Centralafrikas, Australiens und der Südseeinseln. Zu den rohesten Bildungen gehört auch der von Blumenbach als Batavus genuinus beschriebene Schädel, welcher auf einer der Inseln Hollands aufgefunden wurde. Endlich gedenkt Schaaffhausen des Umstandes, daß noch nicht sämmtliche bewohnbaren Gegenden der Erde von dem Menschengeschlecht in Besitz genommen sind, daß z. B. nach englischen Mittheilungen in Asien nördlich vom Gebirgszug des Himalaya ein Gebiet existirt, welches vollständig menschenleer ist, obwohl in demselben alle Bedingungen für die Existenz des Menschen vorhanden sind. Die langköpfige und kurzköpfige Schädelform (Dolichokephalie und Brachykephalie) lassen sich nach dem Vortragenden auch bei den Anthropoiden (menschenähnlichen Affen) nachweisen.

(Beil. zum Staatsanz. für W., 19. August 1890.)

aufzuweisen? Und wenn ich auch unwiderleglich erhärten kann, daß das Auge des Menschen das feinstgegliederte ist, so hab' ich ja damit an die anthropologische Frage' noch gar nicht gerührt. Diese geht auf die Macht, welche sich des Sehwerkzeuges bedient, um bewußte Gesichtsvorstellungen zu bilden; nicht handelt die anthropologische Frage lediglich von dem Werkzeuge.

Beaunis eröffnete zu Nancy seine Vorlesungen über Physiologie mit der „Entwicklung der Nerven". Es ist nicht zu verwundern, sondern zu erwarten, daß dem zunehmenden Reichthum in der organischen Gliederung eines Lebewesens auch eine zunehmende Mannigfaltigkeit in der Funktionsweise des Nervenapparates entspricht. Allein, wie kann ein Vernünftiger, wenn auch gestützt auf eine noch so große Menge feinster Einzelbeobachtungen, das Versprechen geben: er wolle „die Uebergänge aufdecken von dem mikroskopischen Tröpfchen im Protoplasma bis zu dem menschlichen Gehirn und — zum Gedanken"? Müßte nicht zuerst der Uebergang von der Schwingung einer Nervenfaser bis zur thierischen Lust- oder Unlustempfindung experimentell nachgewiesen sein, bevor an den Uebergang vom menschlichen Gehirn zum Gedanken gedacht werden dürfte? Die feinsten Analysen indeß der Nervenphysiologie haben bisher zwischen der Nerven- und der Bewußtseinsregung lediglich nur das Verhältniß einer zeitlichen, nicht aber einer causalen Abfolge feststellen können.

Testut in Lyon hat in seiner Antrittsvorlesung an der medizinischen Fakultät die „gesammte moderne Anatomie" zur Eideshelferin aufgerufen, als er Antwort auf die Fragen in Aussicht stellte: Was sind wir? woher kommen wir? wohin gehen wir? Mit seinen Zuhörern versetzt er sich, um dem Erdgeruch zu entgehen, auf den Planeten Saturn. Dortselbst wird eine Leiche secirt, und es wird, nachdem alles Erforderliche mit peinlichster Sorgfalt geschehen, mit dem zoologischen Orakel geschlossen:

„Der Mensch ist ein Lebewesen, zur Wirbelthierklasse

gehörig, aus der Ordnung der Primaten, aus der Familie der Zweihänder — das höchste Ergebniß der Entwicklung, das letzte Glied an der langen Abstammungskette, welche bis zu den Sarkodenmassen zurückreicht; der von Huxley so eingehend beschriebene Bathybius ist eines der besten Sarkodenexemplare."

Man kann zwar von solch' universeller Wissenschaft nicht verlangen, daß sie neben den animalischen Phänomenen am Menschenorganismus auch die geistigen und sittlichen Regungen kenne, welche der Menschenseele eigenthümlich und welche thätig sind in der Umgestaltung der Erdoberfläche. Jedoch die Kleinigkeit hätte dem hoffnungsreichen Mediziner und seiner Fakultät nicht entgehen sollen, daß Huxley schon 1879 den Bathybius zu Sheffield unter Gelächter preisgegeben, und daß dem sinnigen Tiefseewesen seitdem die interessantesten Nekrologe gehalten worden sind.[1]) Da ist denn doch die deutsche Populärgelehrsamkeit gründlicher und vorsichtiger als die französische Hochschulweisheit.

Obwohl Meyers „Encyklopädie des allgemeinen Wissens" Huxley's Rückzug auch nicht ausdrücklich erwähnt; obwohl dort den Berichten vom Nordpolfahrer Bessels, welcher in 92 Faden Tiefe des Smithsundes „freies, homogenes Protoplasma" die Menge fand und das Ding „Protobathybius" benannte, nicht widersprochen wird; obwohl den „äußerst klebrigen, maschenartigen Gebilden" „prächtige amöboide Bewegungen" und „lebhafte Körnchenströmungen" beigelegt werden — so lautet doch der Schluß dahin:

„Zur Zeit ist eine Einigung über die Natur des Bathybius noch nicht erzielt worden."

Bordier beschäftigt sich mit jenen Lebewesen, welche sich „bei dem Verbrechen der Transformation in flagranti ertappen lassen". Es sind die Mikroben. In vier Jahren

---

1) S. Apologie S. 277 f. Dort sollte, statt 1868, das Jahr 1857 genannt sein als dasjenige, in welchem man zum erstenmale Bathybius gefischt zu haben glaubte.

kann der Einfluß von Umgebung, Zuchtwahl, Vererbung und sämmtlichen darwinistischen Medien auf 93,000 Generationen dieser tiefstehenden Organismen wahrgenommen werden. Für dieselbe Zahl menschlicher Generationen würden 2,400,000 Beobachtungsjahre nöthig sein.

Was folgt nun aus der Thatsache, daß eine und dieselbe Bakterienart je nach den verschiedenen Ernährungsbedingungen in Kokkenform, als Lang- oder Kurzstäbchen, als Haufen- oder gallertartiges (zoogloea) oder als Fadengebilde (leptothrix) auftreten kann? Nicht das constatirt unser Forscher, daß der Nährboden einen ganz räthselhaften Einfluß übt auf die Formgebung der Mikroben. Nein, er findet:

„Der einfache Transformismus der Mikroben gestattet, Rechenschaft abzulegen über die universelle Entwicklung, welche mit der Monade beginnt, zum Amphioxus fortgeht und zu den Wirbelthieren aufsteigt. Diese geben nach und nach die Haltung der Vierfüßler auf, allmählig Haupt und Gesicht emporrichtend. Endlich erscheint der Mensch, dessen ‚os sublime' den Sternenhimmel betrachtet und, statt vor den Göttern seiner Kindheit dort oben, vor der Wissenschaft und vor der Wahrheit in Beschauung versinkt."

Wie unsäglich fade nehmen sich solche Sprüche doch aus angesichts der Thatsache, daß unser Mikrobenlehrer den Stand der Frage über den von ihm mit Recht in den Mittelpunkt der Diskussion gerückten Amphioxus gar nicht kennt!

Der Lanzettfisch (amphioxus lanceolatus Yarr., branchiostoma lubricum Costa) ist das niedrigste der bis jetzt bekannt gewordenen Wirbelthiere, das Wesen, dem Häckel allen Ernstes „Anbetung" erwiesen sehen möchte. Das Fischchen, welches bis zu 5 cm lang wird, ist weiß, fast durchsichtig, vorn und hinten zugespitzt. Es entbehrt der eigentlichen Wirbelsäule, welche durch einen Knorpelstrang, die Rückensaite, vertreten ist. Letztere (corda dorsalis) findet sich sonst bei den höheren Wirbelthieren nur noch in ihrer Embryonalentwicklung. Das Rückenmark des Amphioxus

verläuft oberhalb der Saite, welche, statt in einer Schädelkapsel für das Gehirn, in einer leichten Aufschwellung endigt. Ein Gehörorgan fehlt; ein Geruchswerkzeug ist vorhanden, und ein dunkler Fleck am vordern Ende des Rückenmarkes vertritt das Auge. Die Athmung erfolgt in einer weiten Kiemenhöhlung, welche in die Mundspalte ausläuft. Ein Herz fehlt gleichfalls; die größeren Adern pulsiren; die Blutkörperchen sind farblos. Die Verdauungs- und Geschlechtsorgane sind sehr einfach. Im ganzen hat der Amphioxus unverkennbare Verwandtschaft sowohl mit den Mantelthieren, den Ascidien und Salpen, deren innere Organisationsverhältnisse sich in ihm vollenden, als auch mit den Wirbelthieren, deren Organisation in ihm nach allen Grundzügen angedeutet ist.

Nun aber baut ein Theil der Gelehrten von den Mikroben, den Würmern, den Seescheiden, dem Amphioxus, eine aufsteigende Entwicklungsleiter zu den Fischen, Amphibien, Vögeln, Vierfüßlern, Vier- und Zweihändern. Ein anderer Theil hält den Amphioxus für einen rückgebildeten Fisch und vermuthet in den unter ihm stehenden Ascidien den gänzlich herabgekommenen Seitenzweig des Fischgeschlechtes. Wessen Annahme hat Recht? Diese Frage wird sicher unerledigt bleiben — obwohl sie die fundamentale ist —, auch wenn die Entwicklung des Gedankens aus dem menschlichen Gehirn mit kühnster Wendung auf die Umbildung der Bakterienformen gestellt wird.

Kann man sich eine drolligere Verwendung des alten Fehlschlusses ‚de genere ad genus‘ denken?

Freilich entgegnen die Monisten: es gibt keine generischen Unterschiede in der Natur; folglich ist die *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* auch kein Denkfehler mehr. Allein damit ist in großer Leichtfertigkeit die Grundlage von Logik und Wissenschaft beseitigt. Darf das zu Beweisende jemals einfach vorausgesetzt werden?

Die Physiologen kommen in der Vorstellung überein: je

höher wir in der Reihe der Lebewesen hinaufsteigen, desto feiner und vollendeter ist der Apparat für die Lebensfunktionen organisirt; die feinsten Lebensäußerungen sind die Empfindungen und die Bewußtseinsregungen; folglich muß diesen der wohlgegliedertste Organisationsplan des Apparates entsprechen; folglich — und damit kommt des Räthsels Lösung — sind Bewußtsein und Gedanke Erzeugniß aus Nerven und Gehirn.

Bei dieser Leistung der Physiologen können sich die Monisten selber nicht beruhigen. Darum wendet man sich zur Empirie der Philologen, Ethiker und Logiker.

Hovelacque redet von der „Entwicklung der Sprache", und es ist klar, daß eine Untersuchung über die Evolution des Gedankenvehikels viel eher Aussicht auf Erfolg zu versprechen scheint als die sophistische Prüfung der Organe, welche die Geburtsstätte des Denkens sein sollen. Wer gibt nicht zu, daß von den Sprachen jede den reichsten Entwicklungsgang durchgemacht hat? (Monosyllabische, agglutinirende, flektirende Sprachen.) Welcher Kundige leugnet aber, daß die Sprachentwicklung nicht jedesmal in aufsteigender Richtung erfolgt ist und erfolgen muß?

Um sich vor Verwechslungen zu schützen, hat man zu unterscheiden die Sprache und die Sprachen, den Sprachsinn (langage) und seine Ausdrucksformen (langues, paroles). Letztere entwickeln sich, nicht aber ersterer; seine wesentliche Struktur ist die Organisation des Geistes, des Denkens selber. Also kann man nicht einfachhin sagen: sein einziges unterscheidendes Charakterzeichen, die Sprache, hat der Mensch langsam und mühsam „erworben". Die Kunstsprachen lassen sich erlernen und erwerben; die Natursprache, der Sprachsinn, der Eine Herr aller Sprachformen, ist gegeben. Das Mittel, wodurch der Meister sich die dienenden Werkzeuge schafft, ist das Vermögen, das Vernunftvermögen der Abstraktion und der Verallgemeinerung, welche der Geist durch Vergleichen der Vorstellungen vorzunehmen befähigt ist. Vergeblich hat man

versucht, die Sprachenkunde den reinen Naturwissenschaften einzureihen (Max Müller, Darmesteter, Hovelacque). Es entwickeln sich die sinnenfälligen Formelemente der Sprachen unter der Thätigkeit einer inspirirenden und dirigirenden Kraft, welche constant bleibt in allen Bildungen und Umbildungen. Die Kraft ist der menschliche Logos, sagt Michel Bréal.[1])

Die kühnsten und am meisten unwissenschaftlichen Bearbeitungen hat die „Entwicklung der Sitte" gefunden.

Letourneau nennt die Nervenzelle einen Registrirungsapparat. Dort werden alle Eindrücke von außenher aufgespeichert, um dann durch Descendenz vererbt zu werden. So bilden sich angeborene Strebungen, natürliche Neigungen. Sie sind der Nährboden der moralischen und socialen Instinkte in der Thier- und Menschenwelt. Die vorgeschichtlichen Sittenzustände sind uns dargestellt in den sittlichen Verhältnissen der jetzt lebenden Wilden.

Zwei Principien verdeutlichen den Entwicklungsgang der Sitte und der Sittlichkeit vom thierischen Anfang bis auf die Höhen der ethischen Cultur, indem sie die Begriffe ‚Gut und Bös', ‚Recht und Pflicht', oder deren conventionelle Einheit, das ‚Gewissen' begründen. Die Principien sind: individuelle und sociale Nützlichkeit, sowie Vererbung.

Nützlich und Schädlich, Angenehmes und Unangenehmes, Lust und Schmerz sind die ersten sittlichen Elemente, deren beständig sich aus- und auflösende Eindrücke, als verfestigte Eindrücke der Gehirnzellen, von den Eltern auf die Kinder

1) Vergl. Einläßlicheres in „Apologie" S. 445 ff. — Sehr gut bemerkt Bernardin de Saint-Pierre: La pantomime est le premier langage de l'homme; elle est connu des toutes les nations. Elle est si naturelle, est si expressive, que les enfants des blancs ne tardent pas à l'apprendre, dès qu'ils ont vu ceux des noirs s'y exercer.

übergeleitet werden. Das Bewußtsein erhebt die Eindrücke zu Begriffen. Am Ende einer gewissen Zeit nehmen die Begriffe den Charakter der Absolutheit an, und dies geschieht dadurch, daß man nach und nach die Beweggründe aus dem Auge verliert, welche gewisse Handlungen und Verhältnisse als nützliche oder schädliche, angenehme oder unangenehme u. s. w. bedingt hatten. So erwachsen die durch sich selbst giltigen Ideen von Recht und Unrecht, Gut und Schlecht, Tugend und Sünde. In der Form von Idealen angeschaut werden sie die Grundprincipien der Sittlichkeit für den Einzelnen, des (Natur-) Gesetzes für die Gesammtheit. Ein letzter Ausfluß der Ignoranz führt deren Sanktion, deren Giltigkeit und Verbindlichkeit auf die Götter und auf Gott zurück. Wie sind denn die religiösen Vorstellungen dem Menschen entsprungen?

Unter den Lebensäußerungen des Menschen gibt es solche, welche keinem Bedürfniß, keinem Interesse entsprechen, welche ebenso räthselhaft als allgemein verbreitet sind. Schwarze, rothe, braune und weiße, wilde und Culturmenschen haben an allen Orten und zu allen Zeiten ihren Antheil an der „unerklärten Mimik“, welche der sichtbar gewordene Reflex der räthselhaften Bewegungen in der Gehirnmechanik ist. Die Triebkraft dieser Regungen im Gehirn mag als das „Transcendente“, das „Absolute“, das „Göttliche“ substantivirt sein. Die hierauf gewandten Vorstellungen sind zur üppigsten Vegetation ausgewachsen: es sind die Mythen und die Religionen. Die änigmatischen Elemente der Vorstellungen selber aber sind eben Gehirnaffektionen gewesen, die wohl schon von gewissen Thieren auf unsere Ahnen mit den gedrückten Schädeln und von dort, wie manche erbliche Schädelmißbildungen, auf alle Menschen übergegangen sind.

Leider wird das Mikroskop, welches verurtheilt ist, nur an und mit todten Gehirnen zu arbeiten, niemals die verwickelten Beziehungen und die sich folgenden Anpassungen

lebendiger Hirnregungen entdecken lassen. Also wird die „Gebetsmimik“ nie physiologisch untersucht werden können.[1])

Muß man nicht von Ekel ergriffen werden angesichts des Wahnwitzes, der sich hier für Wissenschaft ausgibt? Es wäre zuviel der Ehre, wollte man den haarsträubenden Widersinn dieser „wissenschaftlichen Empirie“ an der Metaphysik messen. Einige Bemerkungen mögen genügen, welche zeigen, daß die genannte „Entwicklung der Moral“ principiellen Grundsätzen der Entwicklungslehre selber ins Gesicht schlägt, ohne daß ihr Vertreter es auch nur merkt.

Einmal ist es geradewegs unrichtig, wenn gesagt wird, um die vorgeschichtlichen Verhältnisse der entschwundenen Jahrtausende kennen zu lernen, brauche man nur die jetzigen wilden Völkerschaften zu studiren, deren geschichtliche Entwicklung noch nicht begonnen habe.

Die Feuerländer z. B., die Pescheräh auf Terra del Fuego, sollen der untersten Culturstufe zugehören und gerade ans Thier anschließen. Man sagt, sie glauben weder an ein gutes noch an ein böses höchstes Wesen; sie verehren aber Geister in Höhlen und Wäldern mit großer Furcht. Besondere Gebäude dienen dafür, dramatische Vorstellungen in den Rollen dieser Geister zu geben. Frauen haben keinen Zutritt. Die drei Sprachzweige (Kamenete, Keneka, Kareika) zerfallen in mehrere Dialekte, deren Wortschatz dreißigtausend Vokabeln enthalten soll. Die Rauhigkeit der Sprache hat die Regelmäßigkeit ihres Baues nicht zum mindesten beeinträchtigt; sie läßt sich recht wohl verwenden, um die ethischen und theologischen Begriffe des Neuen Testamentes genau wiederzugeben. Was folgt aus dem Umstand?

1) Vgl. André Lefèvre, L'Evolution des mythes et des religions (als Einleitung zur Ethnographie). Revue scientifique, 16. fevrier 1889. In gleichem Geiste sind u. a. Lefèvre's Religions et mythologies comparées (1887); La philosophie (1878 u. später); L'homme à travers les âges (1880); La renaissance du matérialisme (1881).

Max Müller sagt einmal: der Werkmeister muß wenigstens ebenso groß gewesen sein wie seine Schöpfung. Die herrlichen Sprachruinen, die wir bestaunen in den Mundarten der etwa 8000 Jungier, der Mohawks, einiger Hundert Irokesenindianer nördlich vom Ontario und in Canada zerstreut, oder der nicht mehr 100000 zählenden Hottentotten, sie reden uns von geistigen Baumeistern, die heute zu übertreffen nicht möglich sein wird.

Also müssen wir gestehen: die heutigen wilden Völker stellen gerade das Gegentheil von dem vor, was die Transformismus-Hypothese verlangt; sie sind nicht eine Anfangsstufe menschlicher Entwicklung, sondern in lebendigem Zeugnisse die Entartung einer vormals hochstehenden Cultur, die Ueberbleibsel von ehedem wohlgebildeten Menschenrassen.

In zweiter Linie ist zu beachten, daß die Vererbung nach Darwin ihre ganz bestimmte Rolle hat. Sie bezieht sich auf körperliche Geschicklichkeit, auf organische Veränderungen, welche zurückzuführen sind auf den Einfluß der Lebensbedingungen, der Umgebung bei Pflanzen und Thieren, der Naturauslese und Zuchtwahl bei den letzteren. Dagegen Begriffe, Principien, Ideen werden nicht durch Descendenz, sondern durch Unterricht überliefert. Wie soll nun die Fähigkeit, zu unterrichten, vom Alten auf das Junge vererbt werden? Es heißt der geduldigen „Natur" viel zumuthen, wenn sie die Gehirnaffektionen, aus welchen die Begriffe wachsen, und wenn sie darüber noch die Unterrichtskunst vererben soll, eine den ersteren vorgeordnete Summe von Nerveneindrücken, welche die Begriffe zu deuten hätten.

Göthe war auch Transformist in seiner Art. Aber er wußte zu unterscheiden.

„Ach, Natur, wie sicher und groß in allem erscheinst du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, festes Gesetz.
Alles entsteht und vergeht nach Gesetz. Doch über des Menschen
Leben, den köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Loos.
Nicht dem blühenden nickt der willig scheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft.

Nicht der Jüngere schließt dem Aelteren immer das Auge,
Das sich willig gesenkt, kräftig dem Schwächeren zu.
Oefter, ach, verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage:
Hilflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umsonst,
Steht, ein beschädigter Stamm, dem rings zerschmetterte Zweige
Um die Seiten umher strömende Schloßen gestreckt."

Bei solcher Sachlage werden wir schon nach einem anderen Lehrmeister, als die Vererbung sein könnte, suchen müssen. Und wir sind es vorerst sehr wohl zufrieden, wenn nur gesagt wird:

„Immer strebe so fort, und Deine natürlichen Gaben
Bilde, bei jeglichem Schritt steigenden Lebens, die Kunst."

Man entschuldige die Citate! Wenn „Dichter", wie André Lefèvre, die Ethnographie machen dürfen, mag es angehen, falscher Poesie die wahre an die Seite zu stellen. Sie spricht mit Euphrosyne, der Kunstjüngerin, die Erfahrung nicht der „wissenschaftlichen Empirie", sondern der gesunden Vorurtheilslosigkeit aus:

„Deutend entwickelt' ich selbst mich an Deinem erhabenen Worte:
So dem großen Talent drängt sich ein größeres nach."

Wie soll die Vererbung zugleich die Umformung der Begriffe zuwegebringen? Wie soll sie aus der Erfahrung den Grundsatz und die Leitungsmaxime, das Nothwendige aus dem Zufälligen, das Wandellose aus dem Veränderlichen, das Absolute aus dem Relativen erheben?

In Wahrheit, die fortlaufende Entwicklung wird ihren sittlichen Höhepunkt erreicht haben, wenn sie ihre Adepten begreifen lehrt: das Schamgefühl des Menschen ist nichts weiter als die Umbildung des Eigenthumsbegriffes, welcher dem Menschen und dem Thiere gemeinsam ist; der Mensch wird zuletzt unbewußt, reflexionslos, automatisch das Beste, das der Gattung Nützlichste, vollbringen; diejenigen Glieder der Gattung, welche nicht im Altruismus[1]) ihre Wonnen

1) Ueber die verschiedenen falschen Systeme der Ethik findet sich eine klare Orientirung bei Viktor Cathrein, Moral=

finden, werden durch die Auslese sich aus der Gesellschaft ausgeschieden sehen; das sittliche Thun wird der Ausfluß befehlender Instinkte sein, zu reflektorischer Bewegung geworden; die monogame, legitime Ehe ist das Verhängniß der Gattung; Barmherzigkeit gegen irgend ein schwaches, mißgestaltetes, krankes Wesen ist Sünde gegen die Gattung; denn eine Seele, sei sie noch so hoch geadelt, sie ist nicht existenzberechtigt, wenn sie einen elenden Körper bewohnt.

Wo wird die Entwicklung des Gedankens endigen, wenn der teuflische Egoismus, der sich unter der Maske des Altruismus birgt, nicht bloß die Gewalt zum Rechte, sondern den Profit zum Sittlichen gemacht hat?

Von Clémence Royer, der Luise Michel in der modernen Literatur, ist Darwin zuerst, wenn ich nicht irre, in's Französische übertragen worden. Dafür erhielt die Uebersetzerin vom Naturforscher ein Schmeichelwort, das mit einem großen A anfängt. Besagte Dame, vielleicht das unausstehlichste Exemplar der Species Femina docens, hat nach ihrem Dafürhalten die Frage von der „Entwicklung des Denkens“ (évolution mentale) gelöst. Und wie?

Clemence Royer „hat den Muth, das Wort Seele zu gebrauchen“. Sie versteht darunter „die Summe der Funktionen, welche das Lebewesen vom Anorganischen unterscheiden“. Denken und Wollen nun werden in der Seele fabricirt wie in einer Mühle das Mehl. Die Mühle bleibt sich gleich bei Thier und Mensch; nur die Qualität des Mehles wechselt. Wie wird dieß bewiesen? Durch die in der ganzen Natur waltende Analogie! Denn man wisse: „Die psychische Substanz der Milbe unterscheidet sich nicht wesentlich von der psychischen Substanz des Menschen; also kann zwischen dem niederen Thier und uns eine Continuität der psychischen Substanz, das ist eben die mentale Evolution, gerade so gut statthaben wie die Continuität der organischen Substanz“.

philosophie I, 123—222 (Freiburg 1890). Ein dankenswerther Anhang (S. 451—521) gibt einen knappen „Ueberblick über die sittlichen Anschauungen der wichtigsten Cultur- u. Naturvölker“.

Und wer den stringenten Erweis der Analogie zwischen thierischer und menschlicher Psyche verlangt, nicht zufrieden mit sinnlosem Wortverbrauch, möge doch bedenken:

„Die Eselin muß sicher hohen Reiz finden in dem Ya des Esels.“

Edmund Perrier, Professor am naturhistorischen Museum zu Paris, will in seiner Vorrede zu Romanes' ‚Geist der Thiere‘ das „Geheimniß der Gedankengenesis“ eingehender behandeln, als man dieß bisher gethan.

Perrier unterscheidet drei Stadien: einfache Reflexhandlung, Instinkt, Gedanke. Erstere ist die Reizung eines organischen Gebildes, näherhin dessen unmittelbare Antwort auf einen Reiz. Man könnte sie die organische Elasticität heißen. Die Reflexhandlungen werden wiederholt, mit einander verbunden, modificirt, und hier treten gleich die Wirkungen einer ganz eigenartigen Kraft dazwischen. Man könnte sie dunkle Willkür ebensogut heißen wie unbewußtes Bewußtsein. Durch die „Kraft“, deren Wesen und Ursprung Darwin sowohl als seine Schüler unerklärt lassen, wird die Erfahrung ermöglicht und bewirkt. Der Erfahrung Ergebnisse werden, auf Grund der Beziehungen zwischen dem Organismus und dem Medium seiner Umgebung, gemäß dem nächsten Ziele der Handlungen, zu klaren und immer klareren Begriffen umgebildet. Diese gehen als Allgemeinvorstellungen mittelst der Vererbung fort durch Tausende von Generationen. Dank der Naturauslese verschwinden die unvortheilhaften Varietäten. Die psychischen Prozesse verfestigen sich, bis endlich eine genügend erstarkte Gewohnheit das unnütz gewordene Element Bewußtsein aus den Thätigkeiten ausmerzt. Nun stehen wir vor den Wundern des Instinktes, mit dessen unbewußten Leistungen keine Großthat des menschlichen Geistes und Kunstfleißes sich je messen kann.

Räthselhaft ist der Schein von Bewußtsein, welcher die Reflexhandlung begleiten und im Verlaufe zum wirklichen Bewußtsein sich steigern soll, um nach dem Auftreten des

Instinktes geheimnißvoll zu verschwinden. Aber nicht bloß der Ursprung dieser Maschinengöttin von Bewußtsein ist im völligen Dunkel, auch ihre Rolle ist fatal. Oder sind Instinkt und Bewußtsein nicht Gegensätze? Müssen Willkür und Bewußtsein, indem sie dem Instinkte zum Dasein verhelfen wollen, nicht dessen mechanische Sicherheit beeinträchtigen?

Die thatsächliche Beobachtung beweist, daß die Aeußerungen des thierischen Instinktes „Erfahrungen“ nicht nöthig haben und zumeist auf solchen gar nicht beruhen könnten. Gewisse Grabwespen füttern ihre Larven mit gelähmten Raupen, und zwar, indem sie z. B. höchst kunstreich die neun Nervenknoten einer Raupe durch neun Stiche verletzen, lähmen sie soviel Raupenkörper, als für die junge Wespe nöthig sind, solange sie im Larvenzustande lebt. Wie kann hier von Erfahrungen die Rede sein? Die Wespe kennt ihre Larve und deren Bedürfnisse nicht: wie konnte sie die Zahl der nöthigen Raupen berechnen?

Instinkt und Gedanke hängen allerdings zusammen, in unserem Fall aber so, daß ein höchster Gedanke vorausgesetzt werden muß, welcher dem Thiere den Instinkt eingeprägt hat. Darwin, Romanes, Henri Milne-Edwards geben zu, daß ihre Mittel unvermögend sind, das Verhalten der Sandwespen zu erklären.[1])

Sehr ärmlich ist Perriers Auskunftsmittel. Die zweckvolle Sorgfalt eines Insektes für eine Larve, die dem Mutterthiere niemals zu Gesicht kommt, wär' ihm ein „Wunder“, wenn die Sache sich immer verhalten hätte, wie sie jetzt liegt. Perrier meint darum, in der geologischen Vorzeit, unter milderem Himmel hätte die Sandwespe nicht im Winter absterben müssen, folglich ihre Larven beobachten und so für die Bildung des Instinktes Erfahrungen sammeln können. Oder auch wär' es wohl denkbar, daß eine Spezies mit jetzt vollendetem Instinkt vor Zeiten die Selbstvervollkommnung

1) Weitere Beispiele s. ‚Apologie‘ S. 362 ff.

gelernt hätte von verwandten Thierchen mit unvollkommenen Triebhandlungen.

Welch eine Wissenschaft! Angesichts der Thatsachen des Generationswechsels und der Heterogenie, der Metamorphose und Hypermetamorphose in der Insektenwelt, angesichts all' der zahllosen Fälle, wo Mutter- und Larventhier sich niemals begegnen, von Erfahrungen des einen zu Gunsten des anderen reden wollen — heißt das nicht weit mehr als Mirakel behaupten? Der Entomologe[1]) behält Recht:

„Der Instinkt der Insekten, welcher hauptsächlich in der Sorge für den Nachwuchs, das Ei, die Larve, die Puppe zu beobachten ist, muß seit Anbeginn gewesen sein, was er zur Stunde ist: vollendet und unfehlbar. Ohne diese Eigenschaften wäre die Art verloren, vermöchte sie ihre Lebensdauer nicht einmal auf die zweite Generation zu bringen."

Wir erkennen, der materialistische Monismus ist schlechthin unfähig, ohne eine räthselhafte Bewußtseinskraft, welche schillern soll in allerhand „Erfahrungen" der Thiere, von den organischen Reflexbewegungen bis zu den Instinkthandlungen zu gelangen. Indessen, sehen wir von dieser Fundamentalschwierigkeit sogar ab: wie käm' es denn vom Instinkt zum Gedanken ohne Reflexionskraft?

Charles Richet, Professor der Physiologie zu Paris und Direktor der ‚Naturwissenschaftlichen Revue', hat einen Entwurf der „Allgemeinen Psychologie" geschrieben. Für ihn beruht die Entwicklung des Denkens auf einer Reihe chemischer Vorgänge, die sich immer mehr verwickeln.

Mit Perrier hat Richet den gleichen Ausgangspunkt; die Entwicklungsstufen sind aber viel zahlreicher. Richet unterscheidet: Reizbarkeit der Nervenzelle, einfacher Reflexakt, zusammengesetzte Reflexbewegungen, Instinkt, Bewußtsein,

1) Vgl. die hochinteressanten „Studien über den Instinkt und die Lebensweise der Insekten" von Henri Fabre, Souvenirs entomologiques. 3 Bändchen von 1882 ab.



Sinnesempfindung, Gedächtniß, Begriffsempfindung (idéation), Wollen. Die Kette der „psychischen Manifestationen“ schließt mit dem Lieblingsgedanken der jungitalienischen Kriminalpsychologen: sociale und juridische Verantwortlichkeit — Ausschluß jeder individuellen sittlichen Haftpflicht.

Zu bemerken ist, daß nach Richet der Instinkt von jeglicher Bewußtseinsform losgelöst ist. Die Monisten haben diesbezüglich einen Reichthum von Ansichten. Nach Büchner sind Instinkt und Intelligenz Eins; nach Romanes und Perrier mischt sich das Element Intelligenz mit dem Element Instinkt zu des letzteren Vervollkommnung; nach Richet ist der Instinkt ein Automat wie irgend ein Mechanismus. Für diese und alle andern Widersprüche berufen sich die Monisten gleichmäßig auf ihr Erfahrungswissen.

Sehen wir uns Richets Entwicklungsstufen des Denkens näher an, so können wir als die Entwicklungsmittel unterscheiden — die Hypothese und den Hiatus.

Erste Hypothese: die lebendige Zelle ist äußerem Anreize zugänglich in der Weise der Explosivkörper; ihre verborgene Energie, die Explosivkraft, wächst in der aufsteigenden Reihe der Lebewesen; das Menschenhirn stellt das gegenwärtige Maximum von der Explosivenergie dar.

Zweite Hypothese: die Spannkraft der Zelle ist chemischen Ursprungs; das Leben, mit Einschluß des Gedankens, ist ein chemischer Vorgang.

Dritte Hypothese: der psycho-chemische Fortschritt in der Scala der Lebewesen ist das Ergebniß der Naturauslese und der Vererbung.

Dazu rechne man eine erste Kluft: sie liegt zwischen den unbewußten Stoffverschränkungen, welche dem einfachen Reflexakte dienen, also zwischen den mechanisch-organischen Atomdurchkreuzungen und der neuen Stoffverflechtung, welche Bewußtsein heißt.[1])

1) Emil du Bois-Reymond's fünftes „Welträthsel“. Die sieben Welträthsel S. 79 ff.

Zweite Kluft: zwischen den rein sinnlichen Empfindungen, Triebregungen, Sinnen-, Gedächtnißbildern und den logisch-abstrakten Begriffsgebilden.

Dritte Kluft: von den Begriffen und Ideenassociationen zum freien Wollen.

Richet meint, eben der Wille trete hervor als die letzte „Gehirnexplosion" dadurch, daß die Ideen sich „in den Tiefen der Intelligenz" (?) anhäufen, daß sie so die geheime Gehirnenergie außerordentlich steigern und endlich sich in innerliche Reizkräfte umsetzen. Es ist ein sonorer Schluß, welcher lautet:[1])

„Die Denkkraft des Menschen ist die höchste Stufe der organischen Entwicklung. Um dieses Ziel zu erreichen, haben, durch die Tausend und Abertausend der Jahrhunderte, Milliarden und Milliarden von Hundertmilliarden Wesen leben müssen."

In der „Apologie des Christenthums auf dem Boden der empirischen Forschung" hab' ich einen Unterschied gemacht zwischen ‚besonnenem' und ‚unbesonnenem' Monismus.[2]) Von den moralischen Velleitäten gewisser Monisten abgesehen, muß natürlich ihre Denkrichtung in jeder Form als schlimmster Denkfehler abgewiesen werden. Doch ist nicht zu leugnen, daß in Frankreich der Fehler mit einer Leichtfertigkeit gemacht wird, deren nicht jeder Fehlende schuldig werden möchte in Deutschland. Es scheint, die Leugnung des Geistes muß

1) **Richet**, Essai de psychologie générale, p. 193. Die Zahlen des Vf. sind so groß, daß man sie in blödem Deutsch fast nicht herausbringen kann. „L'intelligence de l'homme représente le degré supérieur de l'évolution organique. C'est pour aboutir à ce résultat que, depuis des milliers de milliers de siècles, ont vécu des milliards de milliards de centaines de milliards d'êtres". — Einen Lösungsversuch für unsere Frage im spiritualistischen Sinne enthält das Schriftchen von A. **Riche**, La Génération de la Pensée et de la Volonté. Paris. 1885.

2) Vergl. im ersten Theile den sechsten Vortrag „Grenzen des Naturerkennens", S. 114 ff.

vielfach jeden Funken von Geist jenseits des Rheines ersticken unter den monistischen Wortlawinen.

Was hat doch Bernardin de Saint-Pierre gesagt von den Inschriften auf alten Marmorstücken:

„Mir dünkt, eine menschliche Stimme dringt aus den Steinen, klingt herüber aus entschwundenen Jahrtausenden. Mitten in den Wüsten ergeht sie an den Menschen und spricht zu ihm: ‚Du bist hier nicht allein; Deinesgleichen haben an diesem selben Orte gefühlt, gedacht, gelitten'. Rührt die Steinsprache her von der Zunge eines Volkes, das nicht mehr ist, dann erweitert ihr geistiger Klang unsere Seele: die Bereiche der Unendlichkeit thun sich auf; das Gefühl der Unsterblichkeit erwacht. Wie Geisterwehen wird es laut: ‚Siehe, ein Gedanke lebt hier, ein Gedanke hat den Sturz eines Weltreiches überdauert'."

Was wird aus der Menschheit geworden sein, wenn sie eingesehen, daß ihre idealsten Ahnungen, welche die Vorwelt in Marmor eingegraben, nichts anderes sind, als das Schlußergebniß organischer Entwicklung und animalischer Begier? —

Wildbad.

Dr. philos. et theol. Carl Braig.

## IX.

# Licht in's Dunkel.

### Aufzeichnungen eines österreichischen Anonymus. (V.)

### Universitätsprofessor Weishaupt, auch Prinzenerzieher.

Wer war Spartakus? Spartakus I. war ein Sklave; er entfloh und ward Straßenräuber; wurde eingefangen und unter die Gladiatoren gesteckt; entfloh abermals und wurde — Revolutionär. Als solcher nahm er den Kampf auf mit der ganzen socialen, politischen und militärischen Macht des römischen Weltreiches. Hätte er nicht siebzig Jahre vor Christus gelebt, sondern 1870 nach Christus, so würde man ihn wohl den verbitterten Führer der Socialdemokraten im Kampfe gegen den Conservatismus bei Fürst und Volk, gegen den Liberalismus bei Geld- und Beamtenadel nennen können. Doch dieser Spartakus ist es nicht, über welchen wir sprechen wollen.

Wer war Spartakus II.? Spartakus II. war ein — Universitätsprofessor, der sich selbst, bezeichnend genug, den Namen des Sklaven Spartakus beilegte. Ein Historiker und Universitätsprofessor (Weiß) sagt von ihm sehr richtig: „Adam Weishaupt ist einer jener ehrgeizigen Professoren, die statt in ihrem Fache etwas Tüchtiges zu leisten und ganz der Erziehung der Jugend zu leben, sich in Politik mischen und die Welt umgestalten wollen". Wenn mancher Leser hier an andere ehrgeizige Universitätsprofessoren denkt, die statt in ihrem Fache etwas Tüchtiges zu leisten, sich in Politik mischen — so ist das nicht unsere Schuld.

1. Br.·. Spartakus als Universitätsprofessor.

Die deutsche Freimaurerei war 1775 noch im großen Ganzen so ziemlich eine Komödie, ein Spiel der Kinder mit dem Lichte der Aufklärung. Sie befriedigte Niemand, am wenigsten aber den Herrn Professor des kanonischen Rechtes an der Universität von Ingolstadt mit seinem glühenden Hasse gegen Thron und Altar, Adam Weishaupt. Er ging also, wie es hundert Jahre später auf der Universität Wien mehrfach geschah, unter die „Gründer“ und gründete mit seinen Schülern 1776 den Illuminaten-Orden, welcher den niederen Freimaurergraden des Lehrlings, Gesellen und Meisters noch die geheimen Hochgrade des Rex (König) und Magus (Priester) hinzufügte. Der Rex mußte schwören, nicht zu ruhen, bis der letzte Fürst vom Erdboden vertilgt sei; der Magus mußte geloben, bis zum letzten Athemzuge daran zu arbeiten, daß der letzte Religionsdiener verschwinde. Daher die bekannte spätere Parole „Der letzte König soll an den Gedärmen des letzten Pfaffen erhängt werden.“

Nachdem der Illuminatenorden im Innern eine stramme Organisation erhalten hatte, wurde zum Behufe einer schnellern Ausbreitung und raschern Arbeit der Beschluß gefaßt, daß die einzelnen Mitglieder des Illuminatenordens sich in die einzelnen Freimaurerlogen eindrängen sollten. Es geschah und schon im Jahre 1782 kam jene Fusion der deutschen Logen auf dem Wilhelmsbader Congreß zu Stande, welche dem Illuminatenthum die Führung in der Freimaurerei überließ, bis es später durch das Judenthum abgelöst wurde. Die erste Frucht dieser Fusion war der Beschluß der „eklektischen Frankfurter Großloge“ 1784, die Ermordung der Könige von Frankreich und Schweden in Aussicht zu nehmen. Man glaube ja nicht, die jetzige Freimaurerei stehe diesem antichristlichen und antidynastischen Geiste des Illuminatenordens ferne! Warum brächte sonst der officielle Freimaurerkalender des Br.·. van Dalen (Leipzig bei Br.·. Findel)

alljährlich unter dem 16. Juli als Logenfesttag: „Eröffnung des Wilhelmsbader Conventes 1782“?

Eine ähnliche Fusion fand auch im März 1886 in Budapest statt, welche freilich eine andere, hier nicht näher zu erörternde Veranlassung hatte. Der Pester Lloyd schrieb damals: „Die beiden freimaurerischen Großbehörden Ungarns, die (blaue) Johannes-Großloge und der (rothe) Großorient, feierten heute ihre Vereinigung zu Einer symbolischen Großloge von Ungarn ... Ein großes Bankett, an welchem nicht weniger als 200 Freimaurer aus allen Gegenden Oesterreich- (?!) Ungarns theilnahmen, beschloß die in der Geschichte der ungarischen Monarchie denkwürdige Feier.“

Wahrhaftig! Denkwürdig sind auch diese letzten Worte welche dem deutschen Organ der Vereinigten Anti-Christen Ungarns unvorsichtiger Weise entschlüpften! Denkwürdig für Jeden, der bedenkt, daß seit 1867 die Freimaurerei zwar in Ungarn, aber nicht in Oesterreich, daß in Ungarn zwar die Johannes-Loge, aber nicht der schottische Großorient gestattet war, daß endlich auch die symbolische Johannes-Loge immer behauptet, nur in Humanität, nicht aber in „Geschichte“ zu arbeiten!!

Merkwürdig! Wie jene Fusion von Wilhelmsbad das Vorherrschen der schärferen Tonart des Illuminatenthums zur nächsten, die Spaltung im Freimaurerlager aber zur entfernteren Folge hatte: ebenso hatte die Budapester Fusion in erster Linie das Vorherrschen des Semitenthums, in zweiter Linie den Massenaustritt antisemitisch gesinnter Brüder zur Folge.

Doch kehren wir zu unserm Br.·. Spartakus zurück! Wir ließen oben durchblicken, wie der Herr Universitätsprofessor gerade diese seine Stellung zu einer eigenartigen Erziehung der Jugend ausgenützt habe. Thun wir ihm etwa Unrecht? Es freut uns, zum Belege eine gewiß competente Autorität anführen zu können. Br.·. Brockhaus schreibt in seinem Conversationslexikon: „Weishaupt benützte diese

Gelegenheit, seine neue Lehre auszubreiten und so wurde sein Hörsaal die Pflanzschule des Kosmopolitenthums, für dessen Pflege er auch den Illuminatenorden stiftete." Wehe dem Patriotismus österreichischer Staatsbeamten, wenn unter unsern Universitätsprofessoren viele kosmopolitische Schüler des Br.·. Spartakus wären!

Weishaupt hatte die Organisation für seinen Illuminatenorden vielfach dem eben 1773 durch das Wirken der Logenmänner aufgehobenen Jesuitenorden entlehnt. Der Teufel ist und bleibt ja der Affe Gottes. In den „Instruktionen" an seine „Provinziale" schreibt der „Ordensgeneral" Weishaupt also:

„Junge Leute sollen Euer vorzüglichstes Augenmerk sein. Darum sollt Ihr vor Allem suchen, die Schulen mit Ordensmitgliedern zu besetzen. Diese haben die Grundsätze des Ordens unmerklich der Jugend beizubringen, ihr Herz zu bilden, die tauglichsten und besten Köpfe für den Orden vorzubereiten, sie an die Ordensdisciplin zu gewöhnen, denn mit der Jugend wächst der Orden und besetzt mit der Zeit alle Stände und Stellen. Keine Anhänglichkeit kann größer werden, als die man schon in der Kindheit und in den ersten Jahren einsaugt."

Hiefür wurden nachmals an den Universitäten die „Burschenschaften" in's Leben gerufen, wo die „Minervalen", d. i. die Novizen des saubern Illuminatenordens, an die „Ordensdisciplin" gewöhnt werden sollten.

Die Ereignisse bei der Wartburgfeier 1817, beim Hambacher Fest 1832, an den Universitäten im Jahre 1848 ff. haben bewiesen, daß Weishaupt für seine Zwecke das Richtige getroffen, wenn er die Schule in seine Hand bekommen wollte. Ob wohl auch jene Staatsmänner das Richtige treffen, welche conservativ zu sein glauben und die confessionslose Schule conserviren? Sie mögen hören, was Präsident Rivier in seiner Eröffnungsrede beim Ordensfest der „Vereinigten Logen" zu Lyon anfangs der Sechziger Jahre sprach, und welche

die Freimaurerzeitschrift „Latomia“ im 4. Bande S. 134 den deutschen Brüdern mittheilt. („Freimaurerdenkschrift“ XIII, 10, Berlin 1864.) „Was wollten unsere Vorfahren? Sie wollten ihre Mitbrüder aus den Banden der Monarchie und Religion befreien. Wir haben den Beruf, ihr Werk fortzusetzen. Zuerst müssen wir uns des Jugendunterrichtes bemächtigen. Dulden wir nicht, daß der Katholicismus Vortheil ziehe aus der Leere, welche die Gesellschaft im menschlichen Herzen zurückgelassen hat. Die Duldung des philosophischen Geistes muß den Vorrang haben vor dem Despotismus des Klerus.“

Merkwürdig! Die Rede wurde gehalten anfangs der Sechziger Jahre in Frankreich, und Oesterreich erhielt am Ende der Sechziger Jahre jene confessionslose Schule, welche ein jungdeutscher ehemaliger Jude Sueß und ein jungslavischer ehemaliger Deutscher Gröger (Gregr) mit denselben Schlagworten wie der Jungfranzose Vivier am Ende der Achtziger Jahre conserviren wollen, wahrhaftig ohne conservativ sein oder auch nur scheinen zu wollen. Den Vogel kennt man am Gesang; er müßte denn abgerichtet worden sein.

### 2. Br.·. Spartakus als Hofrath.

„Ceterum censeo, Austriam esse delendam“: lautet ja bekanntlich die Devise der modernen, nichts weniger als sittenstrengen und uneigennützigen, aber desto mehr mit Republik und Selbstmord vertrauten Cato's.

Tief in die Seele hinein that es einem wehe, Schritt für Schritt verfolgen zu können, wie genau man sich an die Weisungen hielt, welche gerade vor hundert Jahren der Illuminaten-Häuptling Spartakus einem seiner Schüler gab, als derselbe von der Loge zum Erzieher des bayerischen Thronfolgers ausersehen und allersubmissest vorgeschlagen war.

Noch in zwölfter Stunde wurde der teuflische Plan entdeckt, der künftige Erzieher, welcher bei den Illuminaten bezeichnender Weise auf den Namen „Cato“ hörte, dingfest

gemacht und Universitätsprofessor Spartakus in Folge der bei Cato polizeilich saisirten Schriftstücke zur Flucht aus Bayern genöthigt. Er floh an den Hof der — Herzoge von Koburg Gotha, wo er in „Timoleon“ (Herzog Ludwig von Gotha) und „Walter Fürst“ (Herzog August von Koburg) fürstliche Diener seines Geheimbundes hatte.

Die unfreiwillige Muße in Koburg-Gotha benützte der zum Hofrath avancirte Universitätsprofessor Spartakus, um sich in der Erziehung der dortigen jugendlichen Prinzen selbst zu versuchen; denn „keine Anhänglichkeit kann größer werden, als die man schon in der Kindheit und in den ersten Jahren einsaugt“, sagt er ja selbst. Die Anhänglichkeit von der einen Seite erweckt und steigert aber auch die Anhänglichkeit von der andern Seite. Wer kann es dem ergrauten Erzieher übel nehmen, wenn er auch im Alter seinem ehemaligen Zögling und dessen Kindern anhänglich bleibt?

Liegt vielleicht in dieser Anhänglichkeit ein Grund, warum die Dynastie Koburg, welche im ersten Viertel dieses Jahrhunderts noch auf ein zerstückeltes Stück des kleinen Thüringen beschränkt war, im letzten Viertel durch Wahl in Belgien, durch Empfehlung in Bulgarien, durch glückliche Heirath in Portugal herrscht, mit dem im Leben unsres armen Kronprinzen nur zu oft genannten Prinzen von Wales ebenso den englisch-indischen Thron besteigt, auf Brasiliens Kaiserkrone in der Person von Pedro's II. Schwiegersohn nach dem Orleans den nächsten Anspruch hatte bis zur Revolution, und in Oesterreich-Ungarn wenigstens den Reichthum und ausgedehnten Einfluß der Fürsten Koháry geerbt hat? Solch rasches und internationales Anwachsen in vier Welttheilen läßt sich bei aller persönlichen Güte der Familienmitglieder, wie sie z. B. von König Leopold II. von Belgien weltbekannt ist, durch Glück allein wohl nicht erklären. Noch mehr! Während das Haus Orleans durch seine Verschwägerung mit dem Hause Koburg nur gewann, durfte das Haus Habsburg trotz mehr-

facher Heirathsverbindungen am „Glücke des Hauses Koburg“ nicht Theil nehmen. Man denke an die arme Kaiserin Charlotte von Mexiko, an die durch ihr Unglück jedem Oesterreicher doppelt lieb gewordene Kronprinzessin Stephanie, an deren ausgezeichnete Mutter, Königin Henriette von Belgien, Erzherzogin von Oesterreich, welche ihren einzigen Sohn und Thronerben früh durch den Tod verlor und nun auch den Schwiegersohn!

In dieser alten Anhänglichkeit mag wohl auch der Grund liegen, warum Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha, geboren am 21. Juni 1818, sich am 30. Januar 1857 in der Loge „Ernst zum Compaß“ zu Gotha, gestiftet am 30. Januar 1806, hat aufnehmen lassen. Bei Uebernahme des ersten Hammers von Seite Höchstdesselben am 9. August 1857 — laut officiellem Freimaurerkalender ist „Se. Hoheit Br. Ernst II.,“ regierender Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, noch immer Meister vom Stuhl — sprach Se. Hoheit u. A. folgende Worte, welche wir der Höchst Ihm selbst gewidmeten Freimaurer-Denkschrift I (Berlin 1864) entnehmen: „Seien Sie versichert, daß ich meinen Entschluß zum Eintritt in den großen maurerischen Bund sorgfältig erwogen habe. . . Ich hielt mich überzeugt, daß unsre Nation in ihm eines der vorzüglichsten Mittel besitzt, um den Stand ihrer schwer errungenen geistigen Freiheit gegen eine Rückkehr der alten Finsterniß zu bewahren. . . Die Loge steht über dem Staat, sie steht auch über der Kirche. Die Loge will Menschen erziehen. . . Maurer zu werden, drängte mich die feste Ueberzeugung, im Vereine mit Euch, Ihr lieben Brüder, der freieren Entwicklung des Geistes im Volke eine höhere Stütze zu sein, ein Schutz, wenn auch geheim, gegen Willkür und Rückschritt. . . So lange Mir noch die Möglichkeit vor Augen steht, die Heiligkeit unserer Sache unversehrt aus dem Kampfe mit den Profanen hervorgehen zu sehen, werde Ich auf Meinem Posten aushalten.“ — Eine solche Sprache weckte hinwiederum die

Anhänglichkeit der Brüder. Sie antworteten: „Begrüßen wir in Höchst Ihm, diesem so erleuchteten Fürsten eine neue mächtige Stütze deutschen Maurerthums und ächten unverfälschten Maurersinnes gegenüber den — Behörden derjenigen Staaten, in denen die Maurerei eines solchen direkten Schutzes entbehrt; als eine Bürgschaft für die — Ungefährlichkeit unserer Tendenzen."

Es ist schwer, hier nicht etwas beizufügen aus der Geschichte Deutschlands seit 1857; doch Sapienti sat![1])

Alles dies mußte ins Auge gefaßt werden, damit der Leser sich ein Urtheil darüber bilde, wie wichtig im Allgemeinen die Heranbildung künftiger Fürsten ist, wie zeitlich langreichend und örtlich weitreichend der Einfluß einer solchen Jugendanhänglichkeit werden könne, und wie richtig daher von ihrem Standpunkte aus die Brüder der Hochgrade vorgehen, wenn sie sich der Thronerben früh bemächtigen wollen. Man mag jenen Universitätsprofessor und Hofrath Spartakus, welcher der Freimaurerei ihre jetzige Richtung gegeben, beurtheilen, wie man will; man mag ihn in seinen Zielen verworfen oder groß, in seinen Hoffnungen kühn oder exaltirt nennen: Eines müssen ihm Alle lassen, er war ein tiefer Psychologe, was zum Glück oder Unglück nicht alle Universitätsprofessoren sind.

Wie Napoleon I. als Feldherr besonders die taktischen

---

1) Sollte auch etwas Anderes in jener gegenseitigen Anhänglichkeit seine Erklärung finden? Man erinnert sich vielleicht noch an jene Debatte im ungarischen Herrenhaus, welche der Reform der Magnatentafel zeitlich und causal voranging. Es handelt sich nämlich um nichts Geringeres als um jüdische Heirathsangelegenheiten. Man nannte das Ding „Mischehe". „Hie Waiblingen!" hieß es, „hie Welf!" Von beiden Seiten wurden die Getreuen aufgeboten. Da brachten plötzlich die Zeitungen als Antwort auf die Einladung der Excellenzen Tisza und Andrássy ein Telegramm des Fürsten Koburg-Koháry: „Ich werde kommen und getreu den Traditionen meines Hauses stimmen." Er kam und stimmte — für die Judenehe. —

Fehler der Gegner zu seinen Siegen ausnützte, so berücksichtigte Universitätsprofessor Weishaupt als Erziehungskünstler vor Allem die Charakterfehler seiner Opfer und lehrte, wie man dieselben zum Nutzen und Frommen des Freimaurerordens ausnützen könne. Vier Punkte namentlich betont Universitätsprofessor und Hofrath Spartakus als wichtig, wenn die Jugend für den künftigen Dienst der Loge herangebildet werden soll. Wir entnehmen dieselben erstens jenen Manuskripten des Br∴ Spartakus, welche die bayerische Regierung bei der Gefangennahme des Br∴ Cato polizeilich saisirte, und dann nebst den Zeugenaussagen der ebenfalls compromittirten. Professoren Cosandey, Grünberger und Renner, sowie des Hofkammerrathes Utzschneider, die man nach dem Prozesse von 1785 veröffentlichte, sowohl zur Rechtfertigung ihres eigenen strengen Vorgehens, als zur Warnung der andern Staaten. Zweitens findet der Leser vieles zerstreut sowohl in den apologetischen Schriften des Br∴ Spartakus, als auch in jenem Werke, welches der Wiener Freimaurer und Professor Leop. Al. Hoffmann gegen das in der Freimaurerei herrschend gewordene Illuminatenthum in Wien 1796 veröffentlichte unter dem Titel „Aktenmäßige Darstellung der deutschen Union und ihrer Verbindung mit dem Illuminaten-Freimaurer- und Rosenkreuzer-Orden“. Drittens endlich verdanken wir auch Manches den mündlichen Mittheilungen eines ehemaligen Freimaurers, der mit Cato in sehr nahen, auch verwandtschaftlichen Beziehungen stand.

Möge der Leser der oben citirten Weisung der Freimaurerzeitschrift „Latomia“ folgen und sein gesundes und geübtes Auge offen halten für die Pädagogik des Herrn Universitätsprofessors und Hofraths Br∴ Spartakus! Er kann dann in diesem Spiegel der Vergangenheit manches große und kleine Bild der Gegenwart und Zukunft in ungetrübter Klarheit schauen.

a) Der wissenschaftliche Unterricht der Jugend

müsse mehr in die Breite als in die Tiefe gehen. Das hat seinen guten Grund. Tiefes Wissen macht die Jugend mehr selbständig, breites Wissen mehr oberflächlich. Selbständige Werkzeuge können die Logen nicht brauchen. Ohne gegen den der Jugend angeborenen Zug der Religiosität direkt anzukämpfen, lasse sich sehr viel indirekt dadurch erreichen, daß man beim Unterricht das Wissen im Gegensatz erscheinen lasse zum Glauben.

b) Der Erzieher habe genau den Charakter seines Zöglings zu studiren und namentlich über zwei Fragen sich klar zu werden. Welche Vergnügungen liebt er am meisten? Welche Leidenschaften herrschen vor? Sowohl der betreffenden Vergnügungssucht, als der betreffenden Leidenschaft solle Nahrung zugeführt werden. So liebt es die leichte Jugend und wird dadurch anhänglich. Aber auch das Zuviel müsse hintan gehalten werden, damit der Hunger bleibe und nicht zu früh Ueberdruß eintrete. Mit breit-oberflächlichem Wissen ist gewöhnlich Anlage zur Eitelkeit verbunden. Letztere müsse gefördert werden; Lob schmeichle stets der unerfahrenen Jugend.

c) Ein besonderes Gewicht müsse auf die Lektüre gelegt werden.

Die „im Sinne des Ordens geschriebenen Werke" sollten zuvor auf dem Büchermarkte als wissenschaftlich, epochemachend ꝛc. ausposaunt und dann, wenn dies Manöver bei dem „nachlallenden Publikum" gelungen, als viel gelesen, zur allgemeinen Bildung gehörig dem Zögling empfohlen werden. — „Gute Schriftsteller" sollten um jeden Preis für den Orden gewonnen und dann Alles in Bewegung gesetzt werden, um ihnen Ruf zu verschaffen; solche hingegen, welche nicht im Sinne des Ordens schrieben und sich auch nicht für den Orden gewinnen ließen, sollten als unwissenschaftlich, als Finsterlinge, als Jesuiten verschrien werden. Die sogenannte schöne Literatur müsse eine Hauptrolle spielen. „Aendert die Sitten und die Revolution ist unausbleiblich!"

d) Endlich solle der Jugend frühzeitig durch Wort und Schrift ein gewisses Interesse, ja eine Hochachtung vor dem Selbstmorde beigebracht, und derselbe als das Erhabenste von männlichem Muthe gepriesen werden, besonders in gewissen hier nicht näher zu erörternden Fällen.

Wir haben früher die Fackel kennen gelernt, die da hineinleuchtet in die Finsternisse so manchen Verhängnisses? Kennt der Leser nun auch den Meister, der sie entzündete? Wahrlich, bei solchem Anlasse von „Gott" und „Wunder" zu sprechen, ist im Munde der Vereinigten Anti-Christen entweder hohle Phrase oder reine Ironie!

(Schlußartikel folgt.)

---

## X.

## Ein protestantischer Theolog Norwegens über die katholische Kirche.

Im September und Oktober dieses Jahres hat der hochw. Dominikanerprior, P. Scheer von Düsseldorf in Christiania, der Hauptstadt Norwegens, einen Cyklus apologetischer Predigten gehalten, dem großes Interesse entgegengebracht wurde, dem aber auch, wie sich nicht anders erwarten ließ, eine sehr verschiedenartige Beurtheilung zu Theil geworden ist. Unter allen Besprechungen ist bei weitem die eingehendste und gediegenste der „Epilog zu P. Scheer's Vorträgen" von dem hervorragenden protestantischen Theologen Dr. Krogh-Tonning.[1]) Dieser Epilog sticht sowohl inhaltlich

---

1) Sehr gesuchter Prediger und Herausgeber zahlreicher gelehrter Schriften meist theologischen Inhaltes. 1878 begann er seine schriftstellerische Laufbahn mit der Abhandlung: „Wort und

als formell auf's vortheilhafteste ab von der Art und Weise, in der von protestantischer Seite in Nord und Süd gegen die katholische Kirche gekämpft zu werden pflegt. Zugleich gibt sie ein anschauliches Bild des hochgradigen Zersetzungsprozesses, dem der Protestantismus Norwegens, gleich dem Dänemarks, Deutschlands und anderer Länder unterliegt. Wir glauben daher, daß die Auseinandersetzungen Krogh-Tonning's auch für die deutschen Katholiken von großem Interesse sein werden, und geben dieselben im Auszug wieder.

I.

Das Gerücht, so beginnt er, daß der „hochbegabte römisch-katholische Redner“ (P. Scheer) nach Christiania kommen sollte, um eine Reihe Vorträge zu halten, sei wohl dazu angethan gewesen, einen sehr verschiedenartigen Eindruck auszuüben, je nach dem Standpunkt, den der Einzelne unsern eigenen kirchlichen Verhältnissen einerseits und der römischen Kirche andererseits gegenüber einnimmt. Auf der einen Seite gebe es deren, die stark versucht sind, den Glauben an die Reformationskirche überhaupt aufzugeben, und die speciell in der eigenen kirchlichen Gemeine so deutliche Zeichen der Selbstauflösung sehen, daß man bald nur noch in einem Stücke einig sei, nämlich, daß die innere Uneinigkeit der Kirchengenossenschaft ein ganz normaler Zustand sei. „Man

Sakrament“. Seither war er ununterbrochen schriftstellerisch thätig bis in die jüngste Zeit. 1882 verfaßte er die Abhandlung „Ueber die älteste kirchliche Apologie“ zur Erlangung des Doktorgrades, der ihm 16. März 1883 ertheilt wurde. Im selben Jahre wurde er Mitglied der wissenschaftlichen Gesellschaft in Christiania, 1885 begann er die Drucklegung seines bedeutendsten Werkes, der auf 4 Bände berechneten „Christlichen Dogmatik“, des „ersten Versuches einer vollständigen Dogmatik in unserem Lande.“ Es wird ihm in seinen Werken namentlich „seine starke logische Seite“ nachgerühmt; dieselbe ist auch im Ganzen in der mitgetheilten Skizze deutlich zu erkennen.

löst nachgerade alle Bande, man schwächt oder leugnet nachgerade jede gesellschaftliche Autorität, man bahnt principiell und planmäßig den Weg für individuelle Eigenmächtigkeit und Uebergriffe in wichtige kirchliche Entscheidungen. Die Geister müssen um jeden Preis losgelassen werden. ‚Freiheit für Loke sowohl wie für Thor — aber vor allem für Loke!‘ Das sei die Losung.“

„Unter denen, fährt er fort, die eine derartige Anschauung von unserer kirchlichen Stellung haben, gibt es wieder solche, die vollständig den Muth und die Hoffnung auf die Zukunft unserer Kirche verloren haben. Sie meinen, sie ständen gewissermaßen schon in einem bellum omnium contra omnes, im Gräuel der Verwüstung. Mit tiefem Schmerze haben sie sich selbst gestanden, daß unsere Kirche nicht jener gleicht, für welche der Erlöser betete, daß sie alle eins seien ꝛc.; sie gleiche nicht der Kirche, von deren Mitgliedern es heißt, daß sie ‚ein Herz und eine Seele‘ hatten, nicht jenen, die der Apostel ermahnt, die Einheit des Geistes im Bande des Friedens zu bewahren‘; vielmehr habe sie eine unheilschwangere Aehnlichkeit mit jenem Reiche, von dem geschrieben steht, zum ersten, daß es ‚in sich selbst zerspalten‘ ist und zum zweiten, daß sein Urtheil gefällt ist: ‚es kann nicht bestehen‘. Dem gegenüber erblicken sie die römische Kirche in ihrer imponirenden Einheit; da sehen sie eine Gemeinschaft, die ihr Eigen bewahrt durch alle Zeiten, ohne sich dominiren zu lassen vom Geschrei, vom Hohn und den Drohungen der Welt, von dem großen Abfall, während wir uns vom Welt- und Zeitgeist schrecken lassen und unsere kirchlichen Errungenschaften Fuß um Fuß aufgeben; sie sehen eine Gemeinschaft, die einzig dasteht in der Welt mit Rücksicht auf die alle Zeiten überdauernde Einheit und Einigkeit mit sich selbst, während wir in gleichem Schritte mit der Zeit mehr und mehr in Sekten und Parteien zerspalten und zersplittert werden. Unter diesen Umständen haben sie sich selbst gesagt: die römische Kirche, und sie allein, entspricht dem biblischen Bilde der Kirche in ihrer Einheit, während unsere Kirchengemeinschaft dem biblischen Bilde entspricht, die da zum Untergang verurtheilt ist, da sie mit sich selbst uneins ist, ja im Grunde mit sich

selbst uneins sein will, weil ihre Glieder den Streit als einen Ausdruck hoher Geistesfreiheit lobpreisen. So schauen sie denn zur römischen Kirche hinüber, wie zur vermeintlichen einzigen Rettungsarche auf den Wogen der Sündfluth, und sie sagen mit dem alten Bagler[1]) in Welhaven's Gedicht, indem sie auf die römische Kirche anwenden, was Bagler vom Asazeitalter sagte:

Ich sage, ihr Männer und Knechte,
Ich schwör' es auf meinen Schild:
Ich wünschte, der Asen Geschlechte
Kehrt' wieder in Nordlands Gefild.

„Für Alle, die diese pessimistische Ansicht von unserer Kirche und ihrer Stellung . . . . haben, ist ein hervorragender Repräsentant der römischen Kirche ein willkommener Gast.

„Auf der andern Seite gibt es solche, die theils mit unsern eigenen Verhältnissen sehr zufrieden sind, oder doch so weit zufrieden, daß sie keinen Grund fühlen, eine Diskussion mit Andersgläubigen herbeizuwünschen, oder endlich so unzufrieden mit eben diesen Andersgläubigen (den Römisch-Katholischen), daß sie sich eine jede Diskussion mit denselben höflichst verbitten. Dieselbe würde nach ihrer Meinung entweder geradezu schädlich oder doch nutzlos sein. Diejenigen, die so denken, sind wohl zumeist Menschen, die nur ein christliches Einzelleben führen, oder doch jedenfalls nur ein sehr schwach entwickeltes Bewußtsein von den kirchlichen Gesellschaftsfragen besitzen. Sie haben die Befriedigung ihres wesentlichen religiösen Bedürfnisses in der Gemeinschaft gefunden, in der sie stehen; sie sind dabei für ihre Person glücklich, und das ist ihnen genug. Sie denken mit Schaudern an die Möglichkeit einer Einwirkung, die ihre Freude an dem Besitze ihres kostbarsten Lebensgutes verdunkeln oder stören könnte. Und dieses Schauders können sie sich namentlich nicht erwehren, wenn sie an alles das denken, was sie von Kindesbeinen an über die römische Kirche, ihre Männer und Mittel gelernt haben, was sie gelernt von gläubigen, kundigen, zuverlässigen Führern, sowohl in Schrift als in mündlicher Rede. Freilich ist ebensowohl in Wort und

1) Anhänger der sog. Baglerpartei unter dem norwegischen König Sverre.

Schrift gesagt worden, daß unsere herrschende Auffassung von dem Leben und der Lehre der römischen Kirche in vielen Stücken unkorrekt ist. Aber theils sind diese Stimmen nicht bis zu ihnen gedrungen, theils ist es ihnen nicht möglich, Anschauungen quitt zu werden, die einmal in ihrem Dasein Fleisch und Blut angenommen haben. Es sind manche gute und ehrliche Leute, die sich in dieser Lage befinden. Dazu kommt dann der große Haufen der geistig Regungslosen, deren Wahlspruch lautet: Alles bleibt beim Alten, denn das ist am gemächlichsten. Diese sind von vornherein gegen alle Diskussion; denn Diskussion bringt Bewegung, diese Bewegung aber stört ihre Gemächlichkeit. Zum Schlusse findet sich wohl auch in jeder Gemeinschaft ein nicht geringer Haufen Fanatiker, die an individueller Unfehlbarkeit leiden.

„Für alle, die diese mehr oder minder optimistische Ansicht von unsern religiösen Verhältnissen hegen, ist das Auftreten eines Dominikanerpriors unter uns ein Grauen. Er ist zum Voraus ein höchst unwillkommener Gast.

„Ich für meinen Theil kann mich weder dem Pessimismus noch dem Optimismus anschließen. Sie repräsentiren beide Einseitigkeiten. Einerseits muß ich freilich zugestehen, daß ich unsere Kirchenverhältnisse in keinem rosigen Lichte anschaue. Sie sind derart, daß ein Diener der Kirche, der ein offenes Auge für die Gesellschaftsfragen und ihre Bedeutung nicht bloß in sich, sondern namentlich auch in ihrer Rückwirkung auf das Leben des einzelnen Christen hat; der ein Auge hat für die Bedeutung der Einheit in der Kirche Christi, nicht bloß der ‚unsichtbaren' Einheit, die oft genug illusorisch sein mag, sondern auch für die ‚sichtbare' Einheit; der ein Auge hat für die historische Continuität in der Entwicklung des sichtbaren Leibes als einer organischen und solidarischen Gesellschaft: ein Diener der Kirche, der ein offenes Auge hat für unsere große Schwäche in all diesen Punkten, und der doch zugleich wünscht, nicht eine einzige kirchliche Errungenschaft daran zu geben, oder was immer von ihrem Erb und Eigen auf dem Altar des wechselnden Zeitgeistes zu opfern — ja, ein solcher hat heutzutage nicht viele recht frohe Stunden und er wird sich oft unsäglich einsam inmitten der Frohen fühlen." (Der geehrte

Verfasser scheint trotz seines redlichen Forschens nicht zu merken, daß eben die namenlose religiöse Zerfahrenheit, die er so tief beklagt, eine der Haupterrungenschaften der Reformation ist, daß sie eine unabweisliche Folgerung ist, die sich mit logischer Nothwendigkeit aus dem einen Grundprincip des Lutherthum's, der freien Bibelforschung ergibt.)

„Aber gleichzeitig glaube ich mich nicht dazu berechtigt, jede Hoffnung auf die Zukunft unsrer Kirche aufzugeben. Man muß diese Hoffnung jedenfalls aufrecht halten, solange es noch scheint, daß destruirende Kräfte nicht durchzudringen vermögen, jene Kräfte, die ihren Ursprung im weltlichen Zeitgeist haben, und für welche der Ueberrest wirklicher Kirchlichkeit in Leben uud Lehre, der uns noch geblieben ist, nur genirende Ueberbleibsel eines ihnen durch und durch fremden Gebietes ist. Mittlerweile muß man dahin arbeiten zu erfahren, ob es möglich ist, unserer Kirche Existenzformen zu schaffen, die dem Wesen der Kirche mehr entsprechen und ihr Fortbestehen mehr garantiren als die Formen, die wir haben, und die Formen, die von der Destruktionspartei angestrebt werden."

„Aber ebenso wenig als ich mich für berechtigt, oder richtiger gesagt, für verpflichtet ansehe, die Hoffnung auf die Zukunft unserer Kirche aufzugeben, ebenso wenig halte ich mich für berechtigt oder verpflichtet, den Stab über die Kirche zu brechen, *die doch unsere Mutterkirche ist.* . . In Kraft eben des Principes der freien Forschung, das die Reformation auf ihre Fahne geschrieben hat, in Kraft des Principes, das keiner, der die Wahrheit liebt, verleugnen kann, und das da heißt: *Wahrheit über alles*, muß es gesagt werden: *Je klarer* unsre Gegner Gelegenheit erhalten sich auszusprechen, *je besser* sie in jeder Weise ihre Principien, ihr Ziel und ihre Mittel im Lichte des Tages uns vorlegen können, *desto besser* ist das für alle Theile. Denn das verlangt der Geist der Wahrheit von einer ehrlichen und gründlichen Diskussion. Nur dadurch kann sie fruchtbar werden. Aus unserer Mitte haben unsere Gegner lange genug den Vorwurf der Lichtscheu hören müssen. Wir dürfen uns nicht so stellen, daß diese Anklage mit Recht gegen uns gewendet werden kann.

„Diese Erwägungen bilden gewissermaßen den *formalen*

Grund, weßhalb ich P. Scheer unter uns willkommen geheißen habe."

## II.

„Es kommen aber auch reale Gründe hinzu. Seine Hochwürden, der römisch-katholische Präfekt sprach nach Abschluß der Vorträge des Paters, daß er ihn zur Abhaltung derselben eingeladen habe, um auf diese Weise zu einer Diskussion im Geiste des Friedens beizutragen. In gleicher Richtung hatte sich auch der Pater wiederholt ausgesprochen. Hierzu könnte nun der eine oder andere bemerken: So große Achtung und Sympathie man immer der Persönlichkeit des Redners entgegenbringen mag, so friedlich auch immer seine individuellen Gesinnungen sein mögen, wir Protestanten können doch auf eine Versicherung von Frieden und Friedfertigkeit aus diesem Lager nichts geben, da es ja im Wesen der römisch-katholischen Kirche selbst liegt, daß sie endlich und letztlich uns doch keinen Frieden bieten kann. Sie bezeichnet sich ja selbst als die ‚alleinseligmachende', und sie muß daher unserer Kirche selbst das Recht der Existenz absprechen. Hierauf ist jedoch zunächst zu antworten, daß die letztere Behauptung nicht bedeutet, daß die römische Kirche unseren Kirchenstand ignorirt. Sie anerkennt ja ausdrücklich unsere Taufe und bezeichnet einen getauften und gläubigen Protestanten als Glied des unsichtbaren Leibes Christi. Sodann muß man einen Unterschied machen zwischen offensivem und defensivem Auftreten. P. Scheer ist nicht in einem einzigen Punkte offensiv zu Werk gegangen. Dieses lag ganz außerhalb seines Planes. Er kam nicht, um unsere Kirche anzugreifen, sondern um seine eigene zu vertheidigen. . . .

„Diese Vorbemerkung führt mich hinüber zu den angedeuteten realen Gründen, weshalb ich meine, daß eine Darstellung römisch-katholischer Lehre und Lebens, wie wir sie oben in einer Reihe ausgezeichneter Vorträge erhalten haben, nicht bloß juridisch und moralisch durchaus gerechtfertigt, durchaus fair play, sondern auch sehr wünschenswerth war. Ich kann auch hier von einer denkbar möglichen Einwendung ausgehen, die sich so formuliren läßt: Ehre sei der freien Forschung, der Diskussionsfreiheit als allgemeinem, formellem

Princip. Aber alles mit Maße. Wenn eine Sache in Wirklichkeit ausdebattirt ist, wenn die Einlagen pro und contra nicht ein- sondern tausend Mal dargelegt sind, wenn die Controverse nicht ein Jahr oder Menschenalter sondern Jahrhunderte gedauert hat, da sollte man doch glauben, müßte die Debatte ein Ende haben, und bleibt es nur noch eine Sache des Willens, auf welche Seite man sich stellen will. . . Ich zweifle nicht, daß eine derartige Rede Vielen durchaus plausibel erscheint. Aber wie verhält es sich in Wirklichkeit?

„Es verhält sich in Wirklichkeit so, daß nicht einer von Tausenden unter uns volles, klares Verständniß hat von der wirklichen Meinung unserer Gegner, selbst in den allerwichtigsten Differenzpunkten, geschweige denn von der Begründung ihrer Lehre und noch weniger von den mehr untergeordneten oder peripherischen Punkten des Systems. Ich bin sicher, daß dieses nicht zu viel, sondern ganz gewiß zu wenig behauptet ist. Es hat mich immer gewundert, daß man so viele Menschen trifft, die so sicher in ihrem Urtheil über römisch-katholische Lehre und Leben sind. Ich habe deren außerordentlich viele getroffen. Aber ich habe auch beobachtet, daß die Sicherheit und Schärfe des Urtheils in umgekehrt proportionalem Verhältniß zur Kenntniß der Betreffenden zu stehen pflegt. . . . Wir unterschätzen so gern die unermeßliche Stärke der Stellung unseres Gegners. Wir vergessen es, daß wir es mit einer Gesellschaft zu thun haben, welche die Mutter aller christlichen Gemeinschaft ist, die nicht nur die numerische Stärke besitzt, die darin besteht, daß sie die zahlreichste christliche Confession der Welt repräsentirt, der gegenüber wir . . . Lutheraner nur ein verschwindendes Häuflein sind, sondern auch die moralische Stärke, die darin besteht, daß diese Gesellschaft nie ihre Traditionen verleugnet, sondern vom ersten Tage des Christenthums in der Welt mit der äußersten Pietät bewahrt hat, die Tradition in Leben und Lehre; darin, daß sie mit zarter Sorgfalt bewahrt und verarbeitet hat die Ausbeute all der tüchtigen und hervorragenden Arbeit, die von den edelsten und tüchtigsten Männern aller Zeiten in das Leben

der Kirche übergesetzt worden." (Herrliche Worte im Munde eines protestantischen Predigers!) „Es ist wahrlich nicht das Werk des Handumdrehens, dieses großartige System, das in allen seinen Theilen mit den Lebenswurzeln der Kirche von den ältesten Zeiten an auf's innigste zusammenhängt, mit Klarheit und Correktheit aufzufassen, geschweige denn endgültig zu beurtheilen. Aber unleugbar ist es ein allgemeiner Fehler, daß man sich dieser falschen Ansicht hingibt. Die Folge war da natürlich die, daß man falsch auffaßte und ebenso falsch urtheilte. Diese Fehler in der Auffassung haben sich von Hand zu Hand weiter verpflanzt, ohne daß man eine unmittelbare Untersuchung aus authentischen Quellen angestellt hätte. Man schwor auf das Wort des Lehrers. Und indem sie von Hand zu Hand ging, ward die Sache schlimmer und schlimmer, ganz gemäß der Moral im Märchen vom Hühnerhof: ‚Es ist ganz gewiß.'

„Nein, was ganz gewiß ist, ist das Eine, daß wir an ganz wesentlichen Mißverständnissen betreffs der wirklichen Meinung unsrer Gegner selbst in den wesentlichsten Punkten kranken. Das ist mein erster realer Grund, weßhalb ich der Meinung war, daß wir das Bedürfniß einer Darstellung hatten gleich der, die wir eben von P. Scheer gehört haben, Bedürfniß einer correkten Darstellung. — — — —

„Meinen zweiten realen Grund schöpfe ich aus meiner Ansicht über unsere eigenen christlichen und kirchlichen Verhältnisse und Zustände. Ich kann dieselben, wie gesagt, in keinem rosigen Lichte ansehen. Vielmehr glaube ich, daß des Dichters Wort über unsere Kirche nur allzu traurige Wahrheit ist:

Die Kirche ist ein Armuthshaus,
Einsam und verrathen;
Rings deckt der Verwüstung Graus
Unsrer Väter Thaten.
Nackt ist alles hier und kalt,
Ihre einst'ge Blüthe
Raubten Frevlerhände, bald
Wohnt sie nur zur Miethe.

„Wir haben viel verloren; darunter gewiß manches, das sich entbehren läßt. Aber es gibt auch solches, das nicht ent-

behrt werden kann außer zur Noth und für eine Zeit, solches, das wir wieder zu gewinnen trachten müssen, soll nicht zuletzt alles unter unseren Händen in Stücke gehen. Und hier, meine ich, gibt es manches, das wir von Rom lernen können trotz des Abgrundes, der uns von unseren Brüdern jenseits trennt.

„Ich will nun im Folgenden darzustellen versuchen, in wie weit P. Scheer's Vorträge in der doppelten angedeuteten Rücksicht für uns paßten, 1) landläufige Mißverständnisse zu berichtigen und 2) uns Einiges zu lehren, was wir in unserer eigenen Kirche gebrauchen könnten.“

(Fortsetzung folgt.)

---

## XI.

## Zeitläufe.

### Das letzte Jahr der Epoche Bismarck und jetzt.

Den 12. Januar 1890.

„Eine neue Epoche hat begonnen; nach wem sie heißen wird, ist die geheimnißvolle Frage, mit welcher wir dem Schicksal bangend gegenüber stehen“: mit diesem Seufzer blickt das große liberale Blatt in Wien auf das vergangene Jahr zurück. „Selten ist bei uns so viel politische Heuchelei getrieben worden, wie in diesem Jahre“: so beklagt das nationalliberale Hauptblatt in Berlin den Abgang des Gewaltigen, „seit welchem Niemand mehr wisse, wo die Dinge hinaus wollen“. Beider Urtheile druckt das liberale Weltblatt in München zum neuen Jahre ab, und um jedem Mangel an Verständniß abzuhelfen, fügt es auch das Schreiben bei, womit der junge Kaiser am 31. December 1889 dem Fürsten Bismarck zum Neujahr gratulirt hat. Das Schreiben schließt: „Ich bitte Gott, er möge Mir in Meinem schweren und

verantwortungsvollen Herrscherberufe Ihren treuen und erprobten Rath noch viele Jahre erhalten".

Der Kaiser war bis dahin dem Worte treu geblieben, das er nach dem Tode seines Großvaters in dem damals viel besprochenen Toast noch als Prinz gesprochen hatte: „Der Commandeur ist gefallen, der nächste im Commando, obwohl schwer betroffen, reitet kühn voran, alle Blicke sind auf die Fahne gerichtet, welche der Träger hoch emporschwenkt; so halten Ew. Durchlaucht das Reichspanier. Möge es Ihnen noch lange vergönnt seyn, das Reichspanier hochzuhalten". Der Prinz hatte wohl damals noch keine Ahnung, daß der Kanzler bereits seinen vertrauten Verkehr mit dem Grafen Waldersee durch die ihm unmittelbar unterstehende politische Geheimpolizei argwöhnisch überwachen ließ und die liberale Preßhetze gegen den prinzlichen Freund einleitete, in welchem er den „kommenden Mann" vermuthete. Wie sehr schon Kaiser Wilhelm, seit dem Jahre 1866, unter dem diktatorischen Wesen des Kanzlers und unter seiner Verfolgungssucht (Gruner, Schleinitz, Admiral Stosch, Graf Arnim) zu leiden hatte, das sollte der Enkel erst an sich selbst erfahren.[1]) Mit Recht hat ein liberales Blatt über den Sturz des Kanzlers gesagt: „Der Mann war durch seine Natur und seine Schicksale so herrschgewaltig geworden, daß er in der Regierung keinen Andern neben sich dulden konnte, auch keinen Kaiser; den Kaiser konnte er natürlich nicht verdrängen, darum mußte er selber gehen".[2])

Wer weint ihm denn nun nach? Offen muß man ja den jungen Kaiser anjubeln; aber es gibt Classen und Parteien, in deren Interesse die Wiederkehr der alten Gewalt-

---

1) Aus der „Breslauer Zeitung" und der „Täglichen Rundschau" in der Berliner „Germania" vom 26. und 30. August 1890.

2) Aus der „Weserzeitung" in der „Augsburger Postzeitung" vom 7. August 1890.

politik, namentlich auch der socialpolitischen, läge. Das ist die „politische Heuchelei" des vergangenen Jahres. Noch eilf Tage nach den Reichstagswahlen vom 20. Februar jubelte das große Judenblatt in Wien: „Fürst Bismarck bleibt auf seinem Posten, und dieß ist eine Bürgschaft, daß das Gespenst der klerikal-conservativen Herrschaft nicht zur Wirklichkeit werden soll". Der Kanzler hatte noch kurz vorher geäußert: „Der Kaiser hat mich ja ganz gern, aber imponiren kann ich ihm nicht."[1]) Er imponirte überhaupt nicht mehr, und darum kam es nun anders. Bei den Wahlen waren mehr als eine Million Stimmen den Regierungsparteien und seiner Cartell Schaukel abhanden gekommen. Als der neue Reichskanzler in der Militärcommission die Aeußerung fallen ließ: daß durch das Ausscheiden des Fürsten allerhand Schwierigkeiten eingetreten seien, welche nicht vorhanden gewesen, als dessen „fascinirende Gestalt noch vor der Welt stand", und er verstehe es, wenn der Reichstag die Rückkehr des Fürsten Bismarck wünsche — da widersprach die Commission ohne Ausnahme sofort einem solchen Wunsche.[2]) Allgemeines Schütteln des Kopfes war die Antwort.

Unwidersprochen deuteten die „freisinnigen" Blätter darauf hin, welche Bewandtniß es mit jener nationalliberalen „Heldenverehrung" gehabt habe. Die Heldenverehrung liege den Cartellparteien im Blut, aber sie wechselten den Helden mit dem Wechsel der Macht; denn nicht um seiner Person, sondern um seines Erfolges willen, sei der Fürst gefeiert worden. „Es ist", sagte die Breslauer Zeitung, „wunderbar, es auszusprechen, es gibt heute Niemanden mehr, der die Rückkehr des Fürsten Bismarck wünscht, auch unter denen nicht, die es einst für verhängnißvoll gehalten haben, daß er ginge. Man höre die Stimme aller Derer, die einst für

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 1. März 1890.

2) „Kölnische Volkszeitung" vom 10. Juni 1890.

eine Partei Bismarck sans phrase geschwärmt haben, es wird ihnen allen unheimlich bei dem Gedanken, daß er jetzt noch einmal wiederkehren könnte." Die Berliner „Vossische" versicherte: „Die große Masse der früheren Freunde des Fürsten ist froh, ihm öffentlich nicht zu begegnen, und wie Viele, wenn sie ihn Unter den Linden träfen, gingen nicht auf die andere Seite der Straße, um der Nothwendigkeit eines Grußes überhoben zu seyn!" [1])

Sogar die Magdeburger Zeitung sprach davon, es sei ein „großes Glück für die Nation", daß die Pläne des früheren Reichskanzlers, insbesondere die Ersetzung des Ausweisungsrechtes im Socialistengesetz durch die Verbannung, nicht zur Ausführung gekommen seien. Das Blatt schloß mit förmlicher Anklage: „Länger als ein Vierteljahrhundert hat er regiert, und zwar mit einer Machtvollkommenheit und Unumschränktheit, wie sie vor ihm kein Minister in Deutschland hatte; die Zustände im Innern, die er uns nach einer so langen Regierungszeit hinterlassen hat, sind sein Werk, für das er die Verantwortung vor der Geschichte zu tragen haben wird". [2]) Nur wenig verblümt spricht soeben noch ein anderer nationalliberaler Führer in gleichem Tone: „Das größte Ereigniß des hinter uns liegenden Jahres ist der Rücktritt des größten Staatsmannes des Jahrhunderts von der politischen Bühne. Wie schmerzlich auch der Gedanke uns berührte, daß Fürst Bismarck aus dem Amte scheiden mußte, so wenig vermochten wir doch uns der politischen Nothwendigkeit zu entziehen. Wie oft hatte man in der Vergangenheit mit Schrecken des Tages gedacht, wo der eiserne Kanzler die Leitung unserer Politik aufgeben müßte, und wie leicht und wie selbstverständlich vollzog sich vor unsern

---

1) Berliner „Germania" vom 21. Juni und „Kölnische Volkszeitung" vom 20. Juli 1890.

2) „Kölnische Volkszeitung" vom 25. Juli 1890.

Augen das Ereigniß!" Und welche Zustände hat der „größte Staatsmann des Jahrhunderts" dem Staate hinterlassen? Ein langes Klagelied schließt der Verfasser mit den Worten: „Wir vermögen uns ernster Besorgniß für die Zukunft des Vaterlandes nicht zu entschlagen; nach innen und außen scheinen schwere Prüfungen bevorzustehen".[1])

Die Gefühle verachtungsvollen Ingrimms, mit dem der Fürst auf diese seine „Nationalen" herabsah, die Leute, die er lange Jahre auf den Knien, das Rauchfaß schwenkend, zu sehen gewohnt war: sie sind wahrlich zu begreifen. Aber er hätte sie ja nur nicht auf dem öffentlichen Markt ausschreien sollen. Unter dem ersten Eindruck seiner Entlassung hatte er auf französisch herausgestoßen: „Der König wird mich wiedersehen!"[2]) In dem conservativen Hauptorgan hatte ein Pastor auf das Beispiel des berühmten Ministers Freiherrn von Stein hingewiesen, der allerdings wieder gekommen sei, aber nachdem er seine Entlassung mit ruhiger Würde ohne Schmollen hingenommen hatte. Darauf erfolgte aus Friedrichsruh ein zorniger Aufschrei, als sei das eine „reaktionäre Verunglimpfung". In zahlreichen Interviews hatte der Fürst sein gekränktes Herz ausgeschüttet. Zu dem Russen sagte er: „Niemand meiner ehemaligen Gefährten in der Politik besucht mich, am liebsten möchte man mir einen Maulkorb anlegen; alle guten Freunde athmeten auf bei meinem Rücktritt, schöpften Luft und sagten: ‚Endlich'!" Zu der Berliner Adreßdeputation: „Ich kann mich nicht wie ein stummer Hund verhalten, und ich füge mich nicht. Für einen Mann, wie ich bin, ist es eine Pflicht, selbst an höchster Stelle seine Meinung frei herauszusagen". In einer dieser

---

1) Abg. Dr. Arendt in seinem Berliner „Deutschen Wochenblatt" zum Neujahr 1891.

2) „Le roi me reverra": erst jetzt wird der Spruch zu Friedrichsruh in Abrede gestellt, wie manches Andere.

Unterredungen war das Wort gefallen, und zwar gegenüber einem Franzosen: er sei bei seiner Entlassung mißhandelt worden, „wie ein Vater durch den Sohn"; [1]) und in seiner Antwort auf das Abschiedsschreiben des Bundesraths gab er dieser hohen Körperschaft den, einer Verdächtigung gewisser

---

1) Es scheint, daß gerade diese Unterredung mit dem Reporter des Pariser „Petit Journal" in der deutschen Presse nicht hinlänglich bekannt gemacht wurde; und doch ist sie für die Lage in Berlin ungemein charakteristisch. Die Wiener „Neue Freie Presse" vom 29. Mai v. Js. enthält darüber folgenden telegraphischen Bericht: „Ich bin," sagte Fürst Bismarck, „gegen meinen jungen Herrn nicht böse, er will das Glück der Menschen, das ist in seinem Alter natürlich. Ich glaube vielleicht weniger an die Möglichkeit, und sagte ihm, daß es nichts Ungewöhnliches ist, daß ein Mentor wie ich ihm mißfalle Ein altes Arbeitspferd und ein junger Renner: das bildet ein schlechtes Gespann. Aber Politik macht man nicht wie eine chemische Combination, sondern mit Menschen. Ich wünsche, daß die Experimente gelingen. Ich bin dem Kaiser gegenüber in der Lage eines Vaters, der von seinem Sohne mißhandelt worden, und welcher, mag er auch darunter leiden so viel er will, doch sagt: Einerlei, es ist ein starker Junge! Als ich noch jünger war, folgte ich meinem König überall hin, was mir es ermöglichte, gegen alle Einflüsse zu kämpfen. Jetzt bin ich alt und kann einem Souverän, der so weite Reisen macht, nicht folgen. Unausweichlich ist daher, daß Rathgeber, die ihm näher waren, sein Vertrauen auf meine Kosten gewannen. Er ist sehr empfänglich. Entwickelt man ihm Ideen, welche ihm geeignet scheinen, das Glück seiner Unterthanen auszumachen, so brennt er vor Ungeduld, sie auch auszuführen. Es gefällt mir, daß ein Fürst unmittelbar regieren will; aber wenn er meiner satt war, warum sagte er mir es nicht früher? Ich hätte ihm einen schönen Ausweg vorbereitet. Mich tröstet, daß die Krone in Deutschland stark ist. Seit dem Jahre 1862 arbeitete ich an der Vermehrung ihrer Macht, um ihr eine direkte und unabhängige Aktion zu geben.... Der König muß Herr seiner Angelegenheiten sein; weil ich das so fügte, konnte der Kaiser so leicht meiner entrathen; man braucht keinen andern Erklärungsgrund für den Abgang des Kanzlers

Absichten sehr nahe kommenden, Rath: „an der verfassungsmäßigen Stellung eines gleichberechtigten gesetzgebenden Körpers festzuhalten, und sich nicht zu einer ministeriellen Behörde degradiren zu lassen!“

Was dem Fürsten an ehrlicher Anhänglichkeit noch übrig geblieben war, hat er durch solch ein unmännliches Auftreten erst vollends verloren. Niemand konnte sich des Eindruckes erwehren: Der große Bismarck, ach, wie so klein! Die vergifteten Pfeile nach oben mußten nun selbst die kniefälligsten Liberalen daran erinnern, wie derselbe Mann durch Jahrzehnte den ganzen Parlamentarismus mit der Lehre mattgesetzt hat, in Preußen regiere der König und nur der König, und wenn der Minister sich in offenen Widerspruch mit der ganzen Volksvertretung setze, so müsse in dem Minister das ausführende Organ des königlichen Willens respektirt werden. Jetzt will er ein „sehr guter Royalist“ seyn, trotz offener Opposition gegen die Politik der Krone. Und wie oft hat er von der Tribüne herab alle als Reichsfeinde und heimliche Republikaner gebrandmarkt, die es wagten, ihre Bedenken gegen die jeweilige Politik der Krone, vielmehr des Ministers, nach Recht und Pflicht offen auszusprechen! Selbst das nationalliberale Hauptblatt in München meinte: „Wenn solche Kämpfe zwischen der Krone und ihrem ersten Diener stattgefunden haben, wenn Fürst Bismarck

---

zu suchen, der populär war und dem seine Sachen gelungen sind. Und dann hat der Kaiser seinen Ruhm noch zu erringen, ich habe den meinigen zu behüten, ich vertheidige ihn. Ich mußte mich meinem Ruhme opfern, lasse ihn aber nicht compromittiren. Ich bin nicht erstaunt, daß in Deutschland viele Leute ‚Uff!‘ riefen, als ich fiel. War man so lange Minister, so hat man viele Feinde. Ich bin im eigenen Lande am härtesten beurtheilt worden, die französische Presse war sehr ruhig und billig, ich danke ihr dafür. Die Parteien athmen auf, und sind glücklich, mich nicht mehr zu fürchten.“

glaubte, seinem Rathe auch dann noch Geltung verschaffen zu müssen, nachdem er bereits zurückgewiesen war, dann freilich fängt man an zu begreifen, was bisher immer noch unbegreiflich war, daß ein Monarch sich entschließen kann, selbst einen Mann von solchem Genie, solchem Ruhm und solchen Verdiensten freiwillig zu entbehren." 1)

Ein Hauptbehelf seines Despotismus, mit dem er die halbe Nation moralisch vergiftete, war die aus dem Reptilienfond genährte Presse. Die Corruption dieser Presse hat sich auch zuerst an ihm selbst genährt. Es ist herzbrechend, wie er über die „ihm früher nahe gestandene", die sogenannte „gouvernementale Presse" sich beklagte. Diese Presse, „die früher seine Ansichten vertreten habe, lasse jetzt die dümmsten Angriffe auf ihn unerwidert." Die „Kölnische Zeitung", die „Berliner Post" und die „Norddeutsche Allg. Zeitung" nannte er namentlich als die Blätter, von denen „er wohl den Muth hätte erwarten können, daß sie ihn gegen die albernen Anfeindungen und Entstellungen seiner Ansichten in Schutz nehmen würden." Aber insbesondere die „Norddeutsche", welche „früher fast von ihm ganz allein erhalten worden sei," vermeide es überhaupt am liebsten, seinen Namen zu erwähnen, man fürchte dadurch schon nach oben anzustoßen.

Dieses Blatt, bemerkte er nebenbei, sei „von ihm gleichsam auf die Conservativen vererbt" worden, eine Testirung, die allerdings um so merkwürdiger war, als das Blatt noch vor der Entlassung eine scharfe Einsendung von ihm ablehnte, da die Ratten bereits den Leck des Schiffes verspürt hatten. Der Wunsch des Fürsten, daß die „Norddeutsche" Organ der Deutschconservativen werde, gelangte aber wirklich an den Parteiausschuß, wurde auch von dem Blatt als bereits beschlossen ausgegeben, während der Ausschuß mit allen

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 28. Juli 1890; aus den Münchener „Neuesten Nachrichten" Berliner „Germania" vom 20. Juli 1890.



Stimmen gegen die des Vorsitzenden den an diesen ergangenen Wunsch des Fürsten ablehnte, weil man, wie einer der Herren bemerkte, „nie sicher sei vor den Kuckuckseiern, die Fürst Bismarck in dem Blatt wieder unterbringen würde.“[1])

Die Ergießungen über jene Presse, in der er „zum Volke hinabzusteigen“ gewohnt war, und über das ehemalige „Leibblatt“ insbesondere, erfolgten namentlich bei einer Aushorchung durch den Herausgeber der „Dresdener Nachrichten.“ Der Empfang dieser Persönlichkeit ist dem Fürsten besonders übel genommen worden. Ein Logenblatt, das sich sogar republikanische Träumereien erlaubt, hat es sich erst zur Zeit des unglücklichen Kaisers Friedrich durch seine Lästerungen über die „Frauenzimmerpolitik“ in weitern Kreisen bekannt und verrufen gemacht.[2]) Bis zu einem solchen Organ ließ sich der ehemalige Kanzler herab, während er noch kurz vorher einem englischen Berichterstatter gegenüber sich als glühender Bewunderer des Kaisers Friedrich aufgespielt hatte, und in seinen letzten Nöthen vor der Entlassung sogar die Vermittlung der Kaiserin Friedrich in Anspruch genommen haben soll. Der „Immediatbericht“ über das Tagebuch des Kronprinzen, der Gefffen-Proceß, die alte Verfeindung mit der „Engländerin“ und alle folgenden Hetzereien hinter den Coulissen waren also rein vergessen; bei anderen Leuten freilich nicht.

In allen Interviews kam der Fürst mehr oder weniger auf die Arbeiterfrage zu sprechen, schon aus dem Grunde, weil diese Frage es war, welche die nächste Veranlassung zum Bruche zwischen ihm und dem Kaiser bot.

Er halte „die socialistische Gefahr für die größte, die in der Politik überhaupt vorliege“, sagte der Fürst zu dem Sachsen; aber er steht ihr nach wie vor als reiner Manchester-

---

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 29. Juli 1890.

2) Aus dem Stöcker'schen Blatt „Volk“ im Wiener „Vaterland“ vom 26. Juli 1890.

mann und capitalistischer Bourgeois gegenüber. Zu einem Besuch aus der Schweiz und auf die Frage, was er von der dortigen socialen Gesetzgebung halte, sagte er sogar: „Für Ihre Staatsform mag das gehen, für die Monarchie geht es nicht; die Monarchie gibt sich selbst auf, wenn sie sich auf die Arbeitermassen stützen will", und dem Druck ihrer Forderungen nachgibt. „Staatssocialismus" ist ihm nicht die Altersversicherung mit Reichszuschuß, sondern jeder gesetzliche Eingriff in das Verhältniß zwischen Capital und Arbeit. „Was ich gethan, kam auf einen Akt der Wohlthätigkeit, nicht der Einmischung heraus!" Und das sei ausschließlich sein eigenes Werk, versichert er, der greise Kaiser Wilhelm habe sich nur mühsam in den Gedanken einer solchen Socialreform hineingefunden. Der Besucher aus Dresden erzählt, der Fürst habe weiter gesagt:

„Der socialistischen Gefahr zu begegnen, gebe es nur zwei Wege: entweder ihren Forderungen nachgeben oder kämpfen. Das Erstere reize jedoch ihre Begehrlichkeit, während sie im Kampfe doch in gewissen Schranken gehalten werde. Jede Concession den socialistischen Forderungen gegenüber vergleiche er mit dem black-mail (ein Tribut, den die Hochschotten den Niederschotten zahlten, damit sie von ihren Räubereien verschont blieben). Der Kaiser, als der bessere Mensch von ihnen Beiden, der noch nicht die schlimmen Erfahrungen eines Siebzigers hinter sich habe, habe sich für den Frieden entschieden, er (der Fürst) habe kämpfen wollen, je eher, desto lieber. . . . Von der Arbeiterschutz-Gesetzgebung halte er nichts. Er behandle die Sache aber durchaus sine ira et studio. So lange ihm jedoch Niemand sage, wodurch der Arbeiter den durch die beschränkte Arbeitszeit verkürzten Lohn ersetzt erhalte, könne er dieser Gesetzgebung nicht zustimmen. Er sei gegen alle Zwangsmaßregeln, welche die persönliche Freiheit des Arbeiters beschränken und, wie bei der Regelung der Frauen- und Kinderarbeit, in die Rechte des pater familias eingriffen. Ich wendete hierauf ein: ob denn aber nicht die Arbeiterschutz-Gesetzgebung eine Weiterführung der kaiserlichen Erlässe vom 17. November 1881

sei? Der Fürst: „I! ganz und gar nicht. Für die kaiserlichen Erlässe, die mein eigenstes Werk sind, an denen ich in Varzin ohne jeden anderen Menschen gearbeitet, trete ich voll und ganz ein. Die Grenzlinie zwischen dem, was die kaiserlichen Erlässe erzielen, und der Arbeiterschutz-Gesetzgebung liegt aber genau da, wo der Zwang anfängt.'"

Was sein System „ohne Zwang" bewirken sollte, hatte er dem Engländer gegenüber vorgerechnet: „Ich bevorwortete die Alters- und Invaliditätsversicherung und war der Ansicht, daß die Verwaltung dieser Fonds, dem rothen Faden der Bureaukratie entrückt, an eigene Corporationen überwiesen werden sollte, um so den Unternehmungs- und Corporationsgeist bei unseren Arbeiterkreisen zu wecken; ich wollte sie von allem officiellen Zwang und aller Bevormundung emancipiren." Er wiederholt: „Emancipirung von der Bureaukratie!" Du lieber Gott! nun wächst schon eine neue Beamtenclasse aus dem Gesetz heraus, und was für blaue Wunder wird der Fürst sonst noch anzustaunen haben? Aber um einen letzten Rath ist er doch nicht verlegen. „Im letzten Grunde", sagte er dem Sachsen, „ist die Socialistenfrage, ich möchte sagen, eine militärische Frage. Wenn das Geschwür aufgegangen, kann man die Ausschreitungen ja mit Gewalt niederdrücken. Es tritt dann vielleicht an die Stelle des jetzigen kleinen Belagerungszustandes der allgemeine, der Kriegszustand." Daß der Trost ein schlechter sei, stößt ihm aber zuletzt selber auf: „Freilich geht das nicht auf die Dauer!" [1])

Die Reihenfolge der Interviews brach plötzlich ab, nicht einmal das befreundete Magyarien wurde mehr vorgelassen; es mußte etwas dazwischen gekommen seyn. Aber der Fürst besaß bereits ein anderes, ein papierenes Sprachrohr

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 21. Juli und Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 12. Juni 1890.

in der Nachbarschaft seines Wittwensitzes, und dieses wurde nun das eigentliche „Leibblatt". Die „Hamburger Nachrichten", früher ein ziemlich obscures Blatt, hatten seinerzeit schon ihre Dienste gethan im Kampfe gegen den „kommenden Mann", der ein Anderer seyn sollte, als der Sohn des Kanzlers und Erbe seines Ruhmes. Jetzt sind sie vollends das Orakel geworden, zu dem Jedermann läuft, um zu erfahren, was die selbsteingesetzte Nebenregierung im Sachsenwalde will, und jedesmal sitzt ein grinsendes Gesicht hinter dem Schleier, das auf irgend eine Berliner Blöße lauert.

Bei der Eröffnung der Berliner Schulconferenz hat der redelustige junge Kaiser einige allerdings anfechtbaren Aeußerungen gethan. Unter Anderm wollte er, als „Sohn der neuen Zeit" und vom preußisch-nationalen Standpunkt, dem Geschichtsunterricht den Weg gewiesen wissen, nicht, wie bisher, von den Thermopylen über Cannä nach Roßbach und Vionville, sondern umgekehrt von Sedan und Gravelotte über Roßbach nach Mantinea und den Thermopylen. Wenn Unsereiner, dem die Menschheit noch über die Nation geht, dazu den Kopf schüttelt, so wird das Niemanden verwundern; aber Fürst Bismarck konnte sich doch nicht wohl in gleicher Ueberzeugung getroffen fühlen. Dennoch brachten die „Hamburger Nachrichten" sofort eine strenge Rüge. „Was die Ansicht des Kaisers betrifft, der Unterricht müsse in der Richtung von Sedan nach Mantinea, also von der neuen Zeit nach der alten hin erfolgen, anstatt wie bisher umgekehrt, so handelt es sich dabei um eine pädagogisch-wissenschaftliche Frage, die durch das hoc volo, sic jubeo nicht wohl endgültig zu entscheiden ist. Unseres Erachtens kann z. B. der Vortrag der Weltgeschichte auf der Schule nur dann von Nutzen seyn, wenn er sich dem geschichtlich Gewordenen und Entstandenen anschließt, d. h. in derselben Richtung erfolgt, in der sich die Geschichte entwickelt hat, also von der Vergangenheit nach der Gegenwart, nicht

umgekehrt. Wir möchten sagen, man kann die Weltgeschichte von rückwärts gelernt, so wenig begreifen, wie einen Roman, dessen Lecture man beim letzten Capitel beginnen wollte." [1])

Seit dem verflossenen Jahre ist in Berlin über beide Parlamente ein ganzes Füllhorn von Reformen aller Art ausgeschüttet. Das ist nicht so fast die Folge des lebhaften frischen Blutes auf dem Throne, als des Umstandes, daß in den letzten Jahren der Bismarck'schen Amtsführung auf dem Gebiete der inneren Politik eine vollständige Stockung eingetreten war. In diesem Vorwurfe waren alle Parteien einig. Er hätte selbst das Socialistengesetz, vielleicht sogar sammt den Ausweisungen, wieder haben können, wenn er sich ernstlich eingesetzt hätte; aber er rührte sich nicht. Am dringendsten war die Reform der Steuergesetze. Erst neuerlich sind haarsträubende Thatsachen über gewohnheitsmäßige Steuerhinterziehungen Hochbegüterter aufgedeckt worden. Im vorletzten Amtsjahre des Fürsten lagen neue Steuergesetz-Vorlagen bereits unterzeichnet im k. Kabinet, der Landtag war über Ostern zur Entgegennahme einberufen, auf den Widerspruch des Kanzlers hin mußte Alles unterbleiben. Er selbst zählt zu den Hochbegüterten, und ist von seinem Proceß mit dem Berliner Magistrat her wegen der Miethsteuer dafür bekannt, daß er sich nicht gerne steigern läßt. Er ist auch Gutsherr, und darum von der Vorlage einer neuen Landgemeinde-Ordnung berührt, welche auch mit den Steuergesetzen in enger Verbindung steht. Aber es bedurfte für ihn vielleicht nicht einmal persönlicher Motive, ihm mißfällt eben Alles, was dem Monarchen und seinen Ministern gefällt.

Die „Hamburger Nachrichten" schrieben also: „Die betreffenden Vorlagen waren, als das Abgeordnetenhaus gewählt wurde, weder in ihren Grundzügen, noch in ihren Einzelheiten bekannt, so daß aus den Wahlen nicht zu

---

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 22. Decbr. 1890.



erkennen war, wie das Land über die geplanten Reformen dachte, und daß bei Auswahl der Abgeordneten auf die besondere Aufgabe, die ihnen gestellt werden würde, in genügender Weise Rücksicht nicht genommen werden konnte. Unter diesen Umständen würde es hier, wie in jedem anderen Falle, als eine Anstandspflicht der Regierung anzusehen seyn, nach der ersten Lesung der Vorlagen, also nachdem das Land ausreichend über diese selbst und über die allgemeine Stellung der Abgeordneten und der Parteien dazu unterrichtet ist, zur Auflösung zu schreiten, um auf diese Weise ein möglichst unmittelbares und zuverlässiges Votum des Landes über die geplanten Neuerungen zu extrahiren." Zugleich folgte eine Mahnung an die Conservativen im Landtage, sie sollten sich nur ja durch die vom Minister angedrohte Auflösung des Abgeordnetenhauses von ihrer Opposition nicht abschrecken lassen, sondern durch Widerstand gegen den ausgeübten Druck die Auflösung vielmehr erzwingen.

Ein solches Auftreten erregte nun allerdings stürmischen Unwillen. Man fragte sich, wie denn er selber es jederzeit mit jener „Anstandspflicht" gehalten habe; man erinnerte sich, wie vor Jahren die Berufung Lasker's auf Volksrecht und Volksmeinung ihn in helle Wuth versetzt hatte; wie er noch in den Jahren 1878 und 1881 den zu den Wahlen Berufenen mit keinem Wort gesagt habe, daß er mit Schutzzöllen und deren Erhöhung daher kommen werde.[1]) Auf solche Fragen gab es im Sachsenwalde keine Antwort.

Aber in derselben Verlautbarung ging er auch noch weiter. Er hatte an dem bösen Eindruck, den seine früheren indiskreten Redereien über die grenzenlose Zuvorkommenheit seiner Politik gegen Rußland in Oesterreich hervorgerufen hatten, noch nicht genug;[2]) er zog nun auch die schwebenden

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 24. Dezember 1890.

2) Bismarck's „alte Hefte" über Rußland und den Orient: „Histor.-polit. Blätter". 1890. Bd. 106, S. 301 ff.

Verhandlungen mit Oesterreich wegen einer Art von Zollunion vor sein Forum, und prägte dieselbe „Anstandspflicht“, an die Wähler zu appelliren, ein. „Was man indirekt und unverbürgt aus Wien erfährt, lautet so, daß es begreiflich erscheint, wenn weite Kreise unserer erwerbsthätigen Bevölkerung nicht sehr rosig in die Zukunft blicken zu können glauben. Wenn Deutschland den Nutzen, den das Bündniß mit Oesterreich beiden Staaten, und Oesterreich mindestens nicht in geringerem Maße als Deutschland, gewährt, mit wirthschaftlichen Opfern erkaufen, wenn es auf diese Weise einen Tribut an Oesterreich für das Bündniß zahlen soll, so fürchten wir, daß sich die Popularität desselben sehr rasch verlieren wird. Unter allen Umständen halten wir es nicht nur für sehr wünschenswerth, sondern auch für nothwendig, daß die Reichsregierung ihre Stellung in den handelspolitischen Verhandlungen mit Oesterreich etwas deutlicher als bisher markirt, und das deutsche Volk in die Lage bringt, sich ein Urtheil über das Maß der beiderseitigen Zugeständnisse zu bilden. Die Frage ist so wichtig, daß wir die nämlichen Gesichtspunkte, die wir oben in der preußischen Angelegenheit, bezüglich der Nothwendigkeit anführten, die Stimme des Landes zu vernehmen, bevor zur Vornahme wichtiger Reformen geschritten wird, auch hier geltend machen möchten.“

Nur Ein Beispiel von den Gedanken, welche in den Ländern der untern Donau über eine solche Sprache sofort wach wurden und werden mußten. „Sicher ist es, daß wir Oesterreicher bisher die Rolle der Einfältigen spielen, indem wir für Deutschland alle unsere Kräfte zu Rüstungen anspannen, und dabei doch von Deutschland auch wirthschaftlich ausgebeutet und im Oriente durch dasselbe Deutschland verdrängt werden. Ein feindlicher Staat könnte gegen uns nicht illoyaler vorgehen. Wir sind Deutschland mit allen unseren Kräften tributär. Daß man uns auch noch verhöhnt und die Sache so darstellt, als würde Deutschland

uns einen Tribut zahlen, geschieht uns ganz recht. Wer den Schaden hat, hat auch den Spott." [1])

Vielleicht aber wollte der Fürst bei der Gelegenheit zunächst nur an die Verdienste erinnern, die er sich in dieser Zollunionsfrage vor vielen Jahren schon erworben hatte. Und in der That sind diese Verdienste so vollständig vergessen worden, daß man sich nicht einmal bei der Controverse, ob oder wie weit der Artikel 11 des Frankfurter Friedensvertrags hinderlich im Wege stehe, an jenes große Werk des Kanzlers erinnert hat! Es war schon vor vierzig Jahren das Streben Oesterreichs und der Mittelstaaten, durch Anschluß des erstern an den deutschen Zollverein für ein Handelsgebiet von 70 Millionen die Zolleinheit herzustellen. Nach endlosen Reibungen ließ sich Preußen endlich auf den Vertrag vom 19. Februar 1853 ein, wonach behufs Herstellung einer „allgemeinen deutschen Zolleinigung" commissarische Verhandlungen stattfinden sollten, geradeso wie jetzt in Wien. Einen „unglückseligen Fehler Manteuffels" nannte dieß Herr von Bismarck, damals Bundestagsgesandter in Frankfurt. Nicht mit Oesterreich, sondern zuerst mit — Frankreich sollte nach seiner Meinung über einen Zollvertrag verhandelt werden, und kaum war er am Ruder, so brachte er den preußisch-französischen Handelsvertrag vom 2. August 1862 zu Stande, welcher durch die Artikel 31 und 32 die Annäherung Oesterreichs absichtlich unmöglich machte. [2])

Man befindet sich wie in einer untergegangenen Welt, wenn man auf diese langjährigen Kämpfe und überhaupt auf die preußischen Machinationen jener bewegten deutschen Vergangenheit zurückblickt. Sie legten den ersten Grund zu der Aenderung der Karte Europa's, und nun hat das dritte

---

1) Wiener „Vaterland" vom 25. December 1890.

2) „Histor.-polit. Blätter." 1862. Bd. 49, S. 347 ff. und 1864. Band 53, S. 1001 ff.

Glied der Dynastie es zu büßen, daß ein selbstherrischer Minister ihr den Kaiserthron aufrichtete. Alles, was ihm gelang, gelang ihm überdieß nur durch die Dienste der russischen Gevatterschaft, und auch die ist nun für den preußischen Hof verspielt. Zum neuen Jahr hat das Münchener Weltblatt verkündet: „Ein hervorragender Diplomat (in Berlin), der seit mehr als einem Menschenalter in der großen Politik steht, sagte jüngst: er erinnere sich überhaupt keines Zeitpunktes, in welchem eine so absolute politische Windstille geherrscht habe, wie heute. Soweit sich politische Prophezeiungen geben lassen, dürfe mit größter Bestimmtheit behauptet werden, daß wir einem Jahr völlig ungetrübten Friedens entgegengehen. Erst mit dem Moment, wo die Neubewaffnung des russischen Heeres vollendet sei, frühestens im Frühjahr 1892, könne sich die Situation nach dem Urtheil der bestunterrichteten Kreise ändern." [1])

Welches Glück — aus der Epoche Bismarck!

---

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 2. Januar 1891.

## XII.

# Ein französischer Kirchenfürst unserer Zeit.

(Cardinal Bonnechose.)

Am 28. Oktober 1883 schied hochbetagt ein französischer Kirchenfürst aus dieser Zeitlichkeit, dessen Name mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch in seinem Vaterlande und weit über dessen Grenzen hinaus bald mit Liebe und Bewunderung, bald mit gehässigem Vorurtheil und offener Feindseligkeit, oft auch mit strenger Kritik genannt wurde, wenn irgend ein wichtiges Ereigniß in Kirche und Staat gerade die begabtesten und hervorragendsten Männer in die Schranken rief, um die ewig unveräußerlichen Rechte der ersteren dieser beiden sich in die Weltherrschaft theilenden Mächte zu wahren oder der anderen in den sich rasch folgenden Wandlungen und Umwälzungen hilfreich zur Hand zu gehen, namentlich aber, wenn die große, göttliche Stiftung gegen die Uebergriffe der zeitlichen Macht zu schützen war.

In der That ist der Cardinal Erzbischof von Rouen, Henri de Bonnechose, unter allen kirchlichen Würdenträgern unseres Jahrhunderts wohl derjenige, welcher „sich am häufigsten mit der Politik befaßte" und als „geborner Diplomat" oft genug entscheidend in die Geschicke seines Vaterlandes eingriff, indem er zugleich an der Lösung der schwierigsten Zeitfragen auf kirchlichem Gebiete wesentlich theilnahm. Mit Benützung des gesammten literarischen

Nachlasses des Verblichenen, der reichhaltigen handschriftlichen Aufzeichnungen und Tagebücher und vieler sonstiger wichtiger Dokumente und Briefe desselben hat der jetzige Bischof von Nîmes, Mfgr. Besson, mit pietätsvoller Hand dem „großen Cardinal", wie Bonnechose von seinen Verehrern schon zu Lebzeiten genannt wurde, ein geistiges Denkmal gesetzt,[1]) das den Gegnern reichlichen Stoff zum Bemängeln gibt, uns aber erwünschte Gelegenheit bietet, die hohe Bedeutung des Mannes und seiner Wirksamkeit als „klügster und einflußreichster Führer der ultramontanen Partei in Frankreich" kennen zu lernen und uns selbst ein Urtheil zu bilden. Wir werden dann sehen, daß der Kirchenfürst, der es sich zur Lebensaufgabe gestellt: „als Vermittler zwischen der geistlichen und weltlichen Macht zu wirken" und „mehr Einfluß besaß, als der offizielle Bevollmächtigte Frankreichs in Rom und der römische Nuntius in Paris," trotz mancher Irrungen seine Pflichten als Priester und Oberhirte immer obenan gestellt, als Katholik und Mensch nach der höchsten Vollkommenheit gestrebt, als Privatmann und Freund bis in's Kleinste gewissenhaft, rechtlich, aufopferungsfähig und hingebend war. Wir gedenken nicht, einen Panegyrikus über ihn zu schreiben, hat er doch in der schwierigen Mission, die er sich gestellt, zuweilen Anlaß zu strenger Kritik selbst seitens gut und kirchlich gesinnter Personen gegeben und durch sein ganzes Leben nicht zu seinem Vortheil die Wahrheit des evangelischen Wortes bestätigt: „Niemand kann zweien Herren dienen," indem er nicht selten bald von der einen, bald von der andern Seite mit Mißtrauen beobachtet oder falsch beurtheilt und um der errungenen Erfolge willen ebenso geschmäht als gefeiert wurde. Wenn wir aber in aller Objektivität sein Leben und Wirken nach der vorliegenden,

---

1) Vie du Cardinal de Bonnechose, Archevêque de Rouen, par Msgr. Besson, Evêque de Nîmes, Uzès et Alais. Paris, 1887. 2. vol.

oft überschwänglichen Biographie darzustellen versuchen, werden unbefangene Leser mit uns in dem Urtheil übereinstimmen: Bonnechose war ein Mann von seltener Begabung, er hat der Kirche und Frankreich große Dienste geleistet, er war der Vertrauensmann von drei Päpsten, und ist zugleich von allen Vertretern der weltlichen Macht ohne Unterschied der Regierungsform und des Bekenntnisses hochgestellt worden; endlich hat er wiederholt das Beispiel vollkommener Unterwerfung unter die kirchliche Autorität gegeben. Deßhalb, und in Anbetracht der verhängnißvollen Zeit, in welcher er gelebt und gewirkt hat, ist er für die Kirche und Frankreich ein Mann der Nothwendigkeit zu nennen, denn gerade ein solcher schien für solche Zeiten und Verhältnisse von nöthen; deßhalb verdient er auch unsererseits Beachtung.

Henri-Marie-Gaston de Bonnechose entstammte einem alten Adelsgeschlechte der Normandie, das seine Anfänge bis in's 13. Jahrhundert zu verfolgen vermag. Sein Vater stand in jungen Jahren als Page dem jungen König Ludwig XVI. und der schönen Königin Marie Antoinette nahe. Als die Revolution ausbrach, hielt er, inzwischen Offizier geworden, getreu zu seinem unglücklichen König und weigerte sich, sein Heil durch Auswandern zu suchen; erst im Jahre 1792, als auch seine Dragoner vom allgemeinen Taumel ergriffen wurden, floh er über die Grenze nach Holland und begab sich von da nach Amerika, in der Absicht, daselbst eine Ackerbauschule und sich damit eine sichere Lebensstellung zu gründen. Seine Bemühungen scheiterten und er kehrte nach zwei Jahren wieder nach Holland zurück. Dort gewann er im Jahre 1796 Herz und Hand der schönen und vielumworbenen Tochter eines reichen holländischen Pflanzers. Die mit vier Kindern gesegnete Ehe war eine sehr glückliche, da sich die beiden Charaktere wechselseitig ergänzten: der allzugroßen Weichlichkeit und Schwäche des Gatten setzte die Gattin um so größere Energie und Festigkeit

entgegen; wo er zu schonend und nachgiebig war, imponirte sie durch eine Freimüthigkeit und ruhige Entschiedenheit, welche fremden Beobachtern leicht als Schroffheit erscheinen konnte.

Um so mehr dürfte es Wunder nehmen, daß diese Frau in einem der wichtigsten Punkte, im religiösen Bekenntniß, nicht ein unbedingtes Uebergewicht gewann. Sie war nämlich in dem protestantischen Lande als Protestantin geboren und erzogen, und konnte sich niemals gewisser Vorurtheile gegen den katholischen Glauben erwehren; doch verleiteten sie dieselben nicht zur Feindseligkeit gegen die Katholiken, unter denen sie intime Freunde hatte. Es war zu bedauern, daß sie sich durch die Furcht vor den aus religiösen Controversen so leicht entspringenden Aufregungen von der Beschäftigung mit den wichtigsten Fragen abhalten ließ, sonst würde ihr klarer Verstand und ernster Sinn sie gewiß aus dem Irrthum zur Wahrheit geführt haben. „Was hätte nicht mit den Gaben, welche sie von Gott empfangen hatte, aus ihr werden können, wenn die Hilfe, welche die katholische Religion gibt, sich damit vereinigt hätte!“ schreibt der ihre hohen Tugenden rühmende Sohn im späteren Alter. „Wir sahen,“ heißt es späterhin, „unsere Eltern immer ganz einträchtig; sie gaben uns niemals das Beispiel der Uneinigkeit. Leider war in Niemwegen“ — wo sich die Familie vier Jahre lang aufhielt — „die gebildete Klasse protestantisch, während nur die niedere Bevölkerung katholisch war; daraus entsprangen für mich traurige Vorurtheile. Der Katholicismus unterschied sich in meinem Geiste nicht genug vom Aberglauben und vom Fanatismus; der Protestantismus erschien mir gleichsam als die vernünftigere, den gebildeten und aufgeklärten Menschen angemessenere Religionsform. Mein Vater und meine Mutter vermieden darüber jede Erörterung. Sie waren überein gekommen, uns in dem einen und in dem andern Glaubensbekenntniß unterrichten und uns später nach unserm freien Willen die Wahl treffen zu lassen. Dieser Beschluß bezeugt von Seiten

meines Vaters eine Schwäche, welche sich nicht rechtfertigen läßt und die schlimmsten Folgen nach sich ziehen konnte. Er erklärt sich aus dem Mangel des katholischen Bewußtseins zur Zeit, da er seine Ehe einging, und aus dem Einfluß, den damals noch der skeptische Geist seines Jahrhunderts auf ihn ausübte. Als er später wieder offen und vollständig zum Glauben seiner Väter zurückgekehrt war, beklagte er jenen Irrthum. Das Uebereinkommen wurde indessen gewissenhaft beobachtet: man unterrichtete uns in den gemeinsamen Glaubenspunkten und behielt die streitigen Lehren den späteren Jahren bevor. Ich werde nicht aufhören, diese der Lehre und Uebung der Kirche entgegenstehende Methode zu bedauern. Nicht frühzeitig genug kann man die Grundlagen aller Wahrheit in die Seele eines jungen Menschen legen und ihn unter das so weise und heilsame Joch der Uebungen der katholischen Religion beugen. Man darf damit nicht warten, bis mit den Leidenschaften der Geist des Zweifels erwacht."

Henri war der älteste der vier Söhne, welche in diesem Geiste erzogen wurden. Er war während eines vorübergehenden Aufenthaltes seiner Eltern in Paris, wo sich der Vater aus der Emigrantenliste streichen ließ, im Mai 1800 geboren worden. Der beständige Ortswechsel der Eltern, hervorgerufen durch die politischen Wirren und Unruhen, war seinem körperlichen Wohlbefinden nicht günstig. Dafür wirkten die vielfachen neuen Eindrücke lebhaft auf Geist und Einbildungskraft des heranwachsenden Knaben, dessen Erziehung trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse auf das gewissenhafteste betrieben wurde. „Ich wurde," erzählt Bonnechose, „mit meinem Bruder Emil, der nur ein Jahr jünger war als ich, und unter den Augen unserer Eltern erzogen. Sie vertrauten uns keinen fremden Händen an, sondern wachten gewissenhaft über uns, um uns vor dem Bösen zu bewahren und die Keime des Guten in uns zu entwickeln, indem sie uns auf unsere Fehler aufmerksam machten, und uns mit Milde, aber ohne Schwäche zurecht-

wiesen, besondere Lehrer nur als Hilfspersonal verwendeten und sie mit großer Sorgfalt auswählten. Gerade so verhielt es sich mit den Dienstboten; ein jeder derselben wußte, daß er beim ersten schlechten Rath, den er uns geben würde, den Dienst verlassen müsse."

Mittlerweile war das große Vermögen der Frau von Bonnechose, das beinahe gänzlich in Amerika angelegt war, durch den Unabhängigkeitskrieg und später durch die Continentalsperre sehr geschädigt und das frühere glänzende Jahreseinkommen äußerst geschmälert worden. Herr de Bonnechose sah sich daher genöthigt, sich um eine Staatsanstellung zu bewerben; er mußte sich mit der Unterpräfektur von Niemwegen begnügen, wo er mit seiner Familie während vier Jahren friedlich lebte, bis das Mißgeschick des Welteroberers in Rußland auch den in Niemwegen angestellten Franzosen wieder in die Fremde trieb. Im Jahre 1815 endlich kam er mit den Seinigen nach Versailles, wo seine Söhne Aufnahme im königlichen College fanden. Neue Bemühungen um eine definitive Anstellung führten den bei den Mächtigen der zweiten Restauration nicht gut angeschriebenen constitutionellen Royalisten wieder als Unterpräfekten nach Yvetot in die Normandie, wo seine Wiege gestanden und von wo ihn die Revolution vertrieben hatte.

Nun erst konnte die wissenschaftliche Ausbildung der Söhne systematisch betrieben werden. Unter den fünfhundert Zöglingen im königlichen College zu Rouen zeichneten sich die Brüder Bonnechose durch ihren Fleiß, ihren Anstand und ihre gewinnende Anmuth aus. Henri war damals von sehr zartem Aeußeren und eleganter Haltung; sein rosiges, freundliches Antlitz wurde durch ein liebliches Lächeln verschönt. Das Vornehme seiner Erscheinung und eine bei Schülern so seltene gewählte Ausdrucksweise lenkten die Aufmerksamkeit auf ihn. Für erfahrene Pädagogen lag es nahe, dem außergewöhnlichen Jüngling eine hohe Bestimmung vorauszusagen.

Der Erfolg, den Henri von Bonnechose in den humanistischen Studien errang, bestimmten seinen Vater, ihn von der Provinzialanstalt wegzunehmen und nach Paris zu schicken. Dort besuchte er zum Zwecke seiner juristischen Studien, zu denen er sich entschlossen hatte, die Sorbonne und hörte daneben mit Begeisterung die Vorlesungen Villemain's und Guizot's; liebte er an Ersterem die natürliche Eleganz und Gediegenheit seiner Vorträge, so entzückte ihn an Letzterem die Erhabenheit und Tiefe. Indem er ihnen folgte, sie studierte, bildete er sich seine eigene bleibende Ausdrucksweise, die, anfänglich ein wenig prunkhaft und emphatisch, sich bald von aller Weitschweifigkeit frei machte. Seine Sprache wurde klar und bestimmt; er erwarb sich jene Richtigkeit und Präcision, durch welche alle seine Schriften wie Reden etwas Eigenthümliches erhielten.

So erreichte der Jüngling das achtzehnte Lebensjahr, jenes Alter, in welchem nach dem Uebereinkommen der Eltern ihre Söhne sich für das eine oder andere Religionsbekenntniß entscheiden sollten. Der Aufenthalt in Holland und die regen Beziehungen zur Familie der Mutter hatten die jungen Herzen mit allen protestantischen Vorurtheilen angefüllt, während ihnen die katholische Lehre fast fremd geblieben war. Der Vater erkannte die Nothwendigkeit, das Versäumte nachzuholen, wenn seine Kinder wirklich im Stande sein sollten, nach eigener Ueberzeugung sich für das eine oder andere Bekenntniß zu entscheiden; er wandte sich deßhalb an einen frommen einfachen Priester mit der Bitte, seinem ältesten Sohne wöchentlich einigemale Unterricht im kleinen Diözesankatechismus zu geben. Der Erfolg war für den denkenden Jüngling selbst ein überraschender. Er, der anfänglich dem Religionsunterricht nur mit einer Art Neugierde, aber sehr kühlen Herzens gefolgt war, und für die Lehren des Katechismus, deren schmucklose Einfachheit ihn in Erstaunen setzte, stets eine Menge von Einwürfen in Bereitschaft hatte, empfand, je weiter er in dem kleinen Buche vordrang,

jene seltsame innere Unruhe, welche im späteren Leben aus ähnlichen großen Anlässen wiederholt sein Herz befiel. Er suchte aufrichtig die Wahrheit, und war fest entschlossen, sie zu ergreifen, von welcher Seite sie sich ihm zeigen würde; aber gegen ihre in seinem Innern immer lauter werdende Stimme kämpfte die Rücksicht auf seine Mutter, die so fest an ihrem Glaubensbekenntnisse hing. „In dem Maße", schreibt er in seiner Autobiographie, „als die Vorurtheile gegen den katholischen Glauben in meinem Geiste schwanden und das Licht der Kirche für mich aufging, schnürte sich mein Herz zusammen bei dem Gedanken, daß ich vielleicht eine Entscheidung treffen müsse, welche das Herz meiner Mutter verwunden würde. Ich betete, wie ich es seitdem während meines ganzen Lebens gethan habe, um Erleuchtung und Stärke zu erhalten. Gott in seiner Güte würdigte sich, auf eine wenn nicht wunderbare, so doch außerordentliche Weise einzugreifen, und kam so meiner Schwachheit zu Hilfe."

Ohne eine Ahnung von den Seelenkämpfen ihres Sohnes zu haben, hatte die Mutter eine Reise nach Holland zu ihrer Mutter angetreten; von dem Zeitpunkte ihrer Abreise an wurde aber die Gnade immer mächtiger in ihm, und er erkannte immer deutlicher die Ungerechtigkeit der protestantischen Angriffe gegen die katholische Lehre. Um nicht falsch und unaufrichtig gegen die Mutter zu sein, setzte er sie schriftlich von den Vorgängen in seinem Innern in Kenntniß und verhehlte ihr nicht, daß er, wenn er einmal zur vollständigen Ueberzeugung von der Wahrheit des katholischen Glaubens gelangt sei, auch nicht zaudern werde, sich zu ihm zu bekennen. Als auf den ersten, den zweiten und einen dritten Brief von der sonst so pünktlichen Mutter keine Antwort eintraf, glaubte er ein Zeichen Gottes in ihrem Schweigen erkennen zu müssen, daß er ohne weitere Bedenken auf dem einmal betretenen Wege voran schreiten solle. Er beichtete und empfing die erste hl. Communion. Noch am gleichen Tage traf seine Mutter direkt aus Holland

kommend bei ihm ein; sie hatte keinen der drei Briefe erhalten und war über das Geschehene anfänglich außer sich. Auch erfüllte sich die Hoffnung des Sohnes, daß er sie auf dem Wege der Wahrheit nach sich ziehen werde, zu seinem großen, fortwährenden Schmerze nicht.

Am Abend nach seiner ersten hl. Communion sagte sein Religionslehrer Abbé Trouillat zu ihm: „Gott hat große Absichten mit Ihnen, mein Kind“. Der Jüngling deutete diese Worte, wie er später sagte, gleich den Juden bei Erwartung des Messias, in natürlichem und menschlichem Sinne auf irdische, weltliche Erfolge.

Zweiundzwanzigjährig bestand Henri mit Auszeichnung sein juristisches Examen, worauf er als Substitut in Andelys angestellt, aber schon nach sechs Monaten nach Rouen befördert wurde. Hier fühlte er sich ganz an seinem Platze; durch seinen Fleiß und seine Tüchtigkeit gewann er das Vertrauen seiner Vorgesetzten, durch seine persönliche Liebenswürdigkeit und gesellschaftliche Bildung aber nahm er bald einen hervorragenden Platz in der Gesellschaft ein; in allen Salons der vornehmen Welt war er ein gern gesehener Gast; er wurde sogar als ausgezeichneter Tänzer bei gelegentlicher Anwesenheit der Herzogin von Berry zu der von ihr getanzten Quadrille befohlen. Später mochte er auf diese Vergnügungen und Ehren seiner Jugend mit einem geringschätzenden Lächeln zurücksehen, und es ist wohl begreiflich, daß er einer Dame, die sich viele Jahre später erlaubte, den mittlerweile zum Kirchenfürsten Emporgerückten an ihre gemeinschaftlichen Tänze zu erinnern, die Antwort gab: „Halten Sie es damit wie ich: vergessen Sie jene Dinge!“

Bonnechose gefiel sich in der glänzenden Carriere, die sich unter der „Restauration“ vor ihm aufthat und deren verschiedene Stufen er rasch überschritt. Von Rouen nach Neufchâtel als königlicher Prokurator, von da nach Bourges als Substitut des Generalprokurators berufen, wurde er kaum 27jährig zum Generaladvokaten am Gerichtshof von

Riom ernannt, wo ihm, der sich in allen Kreisen gesucht und gefeiert sah, das Leben lachend und die Zukunft mit all' jenen Reizen ausgeschmückt erschien, welche die Phantasie einem jungen Mann vorzuzaubern weiß.

Inmitten dieses reinsten Frohgefühles, das durch die günstige Gestaltung der Verhältnisse seiner ganzen Familie noch gesteigert wurde, traf ihn ein Schlag, der seinem Leben eine Wendung gab: ein jäher Tod entriß ihm den geliebten Vater am Charfreitag 1828, während Henri eben seine Ferien bei den Seinigen in Versailles zubrachte. Der Sohn war von diesem schmerzlichen Ereigniß, das ihm die Vergänglichkeit alles irdischen Glückes predigte, indem es ihm zugleich die Schrecken des Todes vor die Seele führte, so furchtbar erschüttert, daß ihm zum erstenmale der Gedanke kam: Alles zu verlassen und Missionär zu werden. Doch das Samenkorn, das Gott in seine vom Schmerz zerrissene Seele legte, brauchte Zeit und Gnade, um aufzugehen; es blieb zunächst gleichsam verschüttet unter den Anforderungen, die der Beruf an den jungen Beamten stellte. Wie es trotzdem langsam und unmerklich reifte, bis es endlich lebenskräftig hervorbrach, kann hier nur flüchtig angedeutet werden. Die Geschichte seiner Conversion — im mittelalterlichen Sinne dieses Wortes — gehört zu den interessantesten Kapiteln der Biographie, wie mit ihr auch ohne Zweifel der wichtigste Vorgang seines Lebens stattfand.

Von Riom plötzlich als erster Generaladvokat nach Besançon berufen, trat er daselbst in nähere Beziehungen zu dem dort residirenden Cardinal Rohan; durch diesen selbst, namentlich aber durch fromme Personen seines Kreises, mit denen Bonnechose vielfach verkehrte, erhielt sein Geist binnen kurzer Zeit eine Richtung, welche von der seither verfolgten sehr verschieden war: er wurde mit dem Leben eines hl. Ignatius, eines Franz von Sales u. A. bekannt gemacht; er lernte tüchtige, gottbegeisterte Priester aller Altersstufen persönlich kennen; die Zwiegespräche mit solchen streiften immer

irgend eine wichtige Lehre der Kirche und die Klarheit, Präcision und Folgerichtigkeit derselben machten tiefen Eindruck auf den echten, durch strenge Studien geschulten Geist Henri's; die Milde, die Güte, die selbstlose Liebe aber, welche ihm von dieser Seite entgegengebracht wurden, gewannen sein Herz und bemächtigten sich seines Willens; hier lernte er die christliche Frömmigkeit zum erstenmale näher und zugleich von ihren schönsten Seiten kennen. Von der Erkenntniß zum Bekenntniß war bei einem Manne seines Schlages nur ein Schritt. „Jeden Morgen", schreibt er später, „bevor ich meine Berufsgeschäfte antrat, ging ich zur Messe. Nachdem ich Geschmack am Leben der Heiligen gefunden, las ich mit Entzücken auf's neue jene des hl. Ignatius und des hl. Franz von Sales und fand darin neue Erleuchtungen. Der Umgang mit frommen Personen war mir eigenthümlich angenehm. Der Klerus von Besançon rührte mich durch seinen Glaubenseifer und seine Sittenstrenge; durch seine Frömmigkeit und Hingebung übte der Erzbischof einen großen Einfluß auf meine Seele aus. Damals drängte sich meinem Geiste abermals der Gedanke auf, Alles zu verlassen, um Gott in der Kirche zu dienen. Es war zum drittenmal, daß mir dieser kam. Ich hatte ihn in Rouen zurückgewiesen, ohne ihn einen einzigen Tag festzuhalten; mit größerer Macht hatte er sich meiner in Riom bemächtigt, aber auf die Rathschläge des ersten Präsidenten hatte ich ihn wieder abgeschüttelt. Hier war ich von einem besseren Lichte erleuchtet, und ich begann die priesterliche Laufbahn von andern Gesichtspunkten aus zu betrachten; aber das Opfer schien mir über meine Kräfte zu gehen. Ich erschloß mein Herz deßwegen Msgr. Rohan; er lächelte, schien darüber erfreut, aber drängte mich nicht. Indessen lud er mich ein, ihn auf einer Reise in die Schweiz zu begleiten und Gott über meinen Beruf bei unserer lieben Frau in Einsiedeln um Rath zu fragen. . . In dem ehrwürdigen Heiligthume bat ich zu Füßen des Gnadenbildes um Erleuchtung über den Willen Gottes, empfing aber keine

besondere Erleuchtung; es war noch zu frühe. Von dieser kleinen Reise zurückgekehrt, griff ich meine richterlichen Funktionen wieder auf und widmete mich gänzlich den Pflichten meines Standes."

Eine unter eigenthümlich ergreifenden Umständen stattfindende längere Begegnung mit dem jugendlichen Grafen Montalembert vervollständigte gewissermaßen die in Bonnechose bereits herrschend gewordene Stimmung und Neigung. Er lebte zwar noch in der Welt und nahm noch Theil an ihren Freuden und Genüssen; aber es war stille in ihm geworden. Noch täuschte er sich selbst über den Grund seiner innerlichen Umwandlung; ja es erwachte sogar der Gedanke an eine eheliche Verbindung in seinem Herzen.

Es war ein wegen seiner Frömmigkeit und seiner Tugenden in weitem Umkreise verehrtes Mädchen, dessen zarte Schönheit und geistige Vortrefflichkeit so tiefen Eindruck auf Bonnechose gemacht hatte, daß er überzeugt war, in ihr sein höchstes Glück zu finden, und sie direkt um ihre Hand bat. Doch nach seinen ersten Worten wies Fräulein Durand ihn sanft mit den prophetischen Worten zurück: „Vous épouserez une plus grande dame que moi; vous épouserez l' Eglise."[1]) Der Schmerz über die erlittene Enttäuschung war so groß, daß er darüber die ihm gewordene Hinweisung auf einen höheren Beruf zu vergessen suchte; wenn er indeß auf den Bergen umherirrte, um einsam seinen trüben Gedanken nachzuhängen, trat ihm doch oft die Unsicherheit seiner Bestimmung vor die Seele; er mußte sich fragen, ob Eulalie Durand wirklich seinen Beruf erkannt habe, und der Gedanke an Gott wurde mit jedem Tage lebendiger und mächtiger in ihm. Obgleich er noch nicht die Kraft fand, die Bande, die ihn an die Welt fesselten, zu zerreißen, fühlte er doch

1) Dieses edle junge Mädchen starb wenige Jahre später, am 2. Juli 1832. Bonnechose blieb sie bis zu ihrem Tode in schwesterlicher Liebe zugethan; er selbst bewahrte ihr bis in das hohe Alter eine pietätsvolle Erinnerung.

ein innerliches Widerstreben gegen den richterlichen Beruf; er sagte sich wieder und wieder, was ihm durch die Seele gegangen, als er in seiner Eigenschaft als Generaladvokat vor den Assisen drei Todesurtheile zu fällen hatte: „Du hast Gott genug gedient in seiner Gerechtigkeit; es ist Zeit, ihm in seiner Barmherzigkeit zu dienen.“

So dauerte der Kampf in ihm fort. Da griff er eines Morgens, dem Beispiele des hl. Augustinus folgend, nach dem Buch der Bücher, und Gott um Erleuchtung anrufend, schlug er das Evangelium auf; sein Auge traf die Stelle: „Die Ernte ist reif, aber der Arbeiter sind wenige; bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende.“ Als er den Versuch wiederholte und abermals dieselbe Stelle traf, hatte alle Ungewißheit ein Ende. Gewiß, diesmal täuschte er sich nicht: er sollte einer der Arbeiter für die Ernte werden! Und nach Hause eilend, schrieb er unterm 21. Juli 1830 in sein Tagebuch: „Es scheint mir offenbar, daß Gott mein Opfer will und daß er mich berufen hat, die Zahl seiner Arbeiter zu vermehren.“

Diesen innerlichen Vorgängen folgte fast unmittelbar das weltgeschichtliche Ereigniß der Julirevolution, die allem Bestehenden mit Umsturz zu drohen schien. Die allgemeine Bestürzung bemächtigte sich auch der Beamten des Gerichtshofes von Besançon, die nicht wußten, wie sie sich verhalten, ob sie ihr Amt niederlegen oder ihren Verpflichtungen weiterhin obliegen sollten. Bonnechose, der bis dahin nur seinem Gewissensführer von seinem geheim gefaßten Beschluß Mittheilung gemacht hatte, überraschte bei einer jener vertraulichen Besprechungen seiner Collegen über die Schwierigkeiten ihrer Lage selbst die ihm Nächststehenden durch die Worte: „Sie überlegen meine Herren; Sie wissen nicht, welchen Entschluß Sie fassen sollen. Nun, was mich betrifft, so bin ich entschlossen: ich verlasse den Gerichtshof, aber nur um Priester zu werden. Leben Sie wohl! Beten Sie für mich!“

Es war, menschlich gesprochen, wahrlich keine Kleinigkeit,

so vielen bereits errungenen Erfolgen, einer ehrenvollen Lebensstellung, welche die glänzendsten Aussichten für die Zukunft eröffnete, lange gehegten Neigungen und Wünschen weltlicher Art zu entsagen, um mit dreißig Jahren ein Leben des Opfers und der Selbstverleugnung zu beginnen. In wie hohem Grade an Bonnechose's völliger Hingabe die schwersten Anforderungen gestellt werden sollten, mochte er freilich jetzt nicht ahnen; es war aber augenscheinlich providentiell, daß er nach kaum erlangter Priesterweihe einen dornenvollen Kreuzweg antreten mußte, und nicht, wie Manche vielleicht glaubten, leichten Schrittes die hierarchische Stufenleiter erstieg.

Da in Paris mit dem Throne auch die Altäre umgestürzt worden waren, mußte sich Bonnechose zur ersten Ausführung seines Entschlusses einem anderen, unter günstigeren Verhältnissen stehenden Orte zuwenden. Er befolgte den Rath eines Geistlichen in Besançon und reiste nach Straßburg, wo er vom Bischof Trevern mit offenen Armen aufgenommen wurde. Durch diesen Schritt trat er in die erste und folgenschwerste Beziehung zu der sog. „elsäßischen Schule“ und deren geistigen Leiter, Abbé Bautain, welcher damals kirchlicherseits sehr hoch gehalten wurde, bis es sich herausstellte, daß er theologisch nicht völlig ausgebildet war, und durch seine Philosophie in Zwiespalt mit der kirchlichen Autorität gerieth. Die sog. „Elsäßer Schule“, die in ihren Anfängen durch die von ihr gewirkten Bekehrungen aus den Reihen der Protestanten, namentlich aber des Judenthums, einen großen Erfolg errungen hatte, nimmt eine hervorragende Stelle in der französischen Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts ein. Zur Zeit, als Bonnechose die Priesterweihe empfing (Ende 1833), befand sich Abbé Bautain bereits in Conflikt mit dem Bischof von Straßburg. Bonnechose übernahm in demselben bald eine aktive Rolle, indem er zu der von Bautain geschriebenen und veröffentlichten „Philosophie des Christenthums“ eine ganz mit dem Geiste seines Lehrers

gekränkte Einleitung schrieb, zu der er die Briefe der Convertiten Ratisbonne, Goschler, Lewel und Carl, welche von deren Bekehrung handeln, benützte.[1])

Dieser Conflikt zwischen dem Bischof und Bautain, der endlich zu einem definitiven Bruch führte, währte von 1834 bis 1838. Natürlich gerieth auch Bonnechose durch sein Festhalten an Bautain in eine schiefe Stellung zu dem damals vierundachtzigjährigen Bischof. Um ihn, der im guten Glauben an Bautain's Rechtgläubigkeit handelte, aus diesen mißlichen und gefährlichen Verhältnissen zu befreien, forderte ihn der Erzbischof von Paris, Mfgr. Quelen, auf, in seine Diöcese zurückzukehren und in Paris die Funktionen seines h. Amtes auszuüben. „Ich lehnte dieß aus zweifacher Uebertreibung ab", schreibt Bonnechose; „aus Furcht, einem geheimen Ehrgeiz nachzugeben, und um mich nicht gegen das, was ich meinen Straßburger Freunden schuldig zu sein glaubte, zu verfehlen."

Mittlerweile hatte Bonnechose im Münster von Straßburg am 21. Dezember 1833 die Priesterweihe empfangen. Bis zum Jahre 1836 war die Verbindung zwischen Bonnechose und Bautain durch jene hochbegabte, mystisch angelegte Louise Humann aufrecht gehalten worden, welche Bautain's Bekehrung vom völligen Unglauben zum katholischen Glauben

---

1) Zwanzig Jahre später schreibt Bonnechose nach den Erinnerungen jener Zeit in seinen Aufzeichnungen: „Zwischen dem Bischof und Abbé Bautain entspann sich eine philosophische Discussion. Monsigneur tadelte an letzterem, daß er die Rechte der Vernunft zunichte machte und sich auf diese Weise einem gefährlichen Mysticismus in die Arme werfe. Ich beging das Unrecht, dieser Meinungsverschiedenheit nicht genug Gewicht beizulegen. Da ich beständig mit Abbé Bautain und Fräulein Humann zusammen war, trat ich mit Recht für die Aufrechthaltung des von ihnen vertheidigten Systems ein. Ihr Zweck war: die Ausschreitungen des modernen Rationalismus zu verhindern und ihm seine Waffen zu entziehen; aber sie geriethen über diese Absicht hinaus und gingen zu weit."



bewirkt hatte und während eines langen Zeitraums der Mittelpunkt des Kreises war, der sich von Bekehrten um sie gebildet hatte.[1]) Nach ihrem 1836 erfolgten Tode schwand bei Bonnechose mehr und mehr das in Bautain gesetzte Vertrauen und in gleichem Grade lockerte sich das Freundschaftsband. „Da ich jedoch nicht glauben konnte, daß sich unsere kleine Gesellschaft ohne eine geheime Absicht Gottes gebildet hatte, hielt ich dafür, daß ich nichtsdestoweniger sie aufrecht halten und bei ihr bleiben müsse, bis uns diese Absicht offenbar würde: thatsächlich sah Keiner von uns klar vor sich. Wir Alle wünschten mit vollkommenster Aufrichtigkeit den Willen Gottes zu thun; aber für den Augenblick sahen wir ihn in nichts Anderem, als in unserer Verbindung, in der Geduld, Verborgenheit, Selbstverleugnung und in einem thätigen und geistig strebsamen Leben."

In diese düstere und aufgeregte Zeit fielen wie tröstliche Sonnenblicke die ersten Bekehrungen, welche Bonnechose wirkte; es waren die Vorläufer einer langen Reihe von Bekehrungen, die ihm namentlich aus dem Protestantismus gelingen sollten und deren er sich noch in hohem Alter als seiner schönsten und tröstlichsten Erfolge freute.

Vier Jahre waren so verstrichen, als ein Ereigniß eintrat, das entscheidend für sein ganzes Leben wurde. Der Bischof von Straßburg hatte Bautain's Buch „Philosophie des Christenthums" der Congregation des Index vorgelegt und es verlautete, daß es in Rom verurtheilt werden solle. Ein Freund des Straßburger Kreises, Abbé Lacordaire, von dem

---

1) Die in Bonnechose's Biographie mitgetheilten Briefe der Vierundsechzigjährigen zeugen von einem großen Charakter und Verstand bei ächt weiblichem, ja mütterlichem Zartgefühl; obwohl die bevorzugte Freundin Bautain's, dämpfte sie doch des jüngeren Bonnechose Feuereifer für dessen Bestrebungen und rieth ihm, Maß und Ruhe zu bewahren. Ihre feine Charakterisirung der einzelnen Mitglieder des Freundesbundes kennzeichnet sie als eine scharfsichtige Psychologin.



Wunsche beseelt, diesen Schlag von den Freunden abzuwenden, eilte zwischen zwei Predigten, die er in Metz zu halten hatte, nach Straßburg, unterrichtete sie von der Gefahr und bestimmte sie, unverzüglich nach Rom zu reisen, um sich für's Erste dort persönlich vorzustellen: man werde ihr Opfer anerkennen, ihre Meinungen prüfen und wenn sie sich der obersten Autorität unterworfen haben würden, könnten sie überzeugt sein, daß man kein Mißtrauen mehr in sie setzen würde. Der Rath wurde befolgt und beschlossen, daß Bonnechose den Abbé Bautain begleiten solle. Ihr Aufenthalt in Rom dauerte fast drei Monate. Die Eindrücke, welche Bonnechose an den hl. Stätten empfing, die Aufnahme, die er bei den hervorragendsten Persönlichkeiten fand, die weise Bedachtsamkeit, mit der ihre kritische Angelegenheit behandelt und geprüft wurde, das Alles ist in Briefen Bonnechose's voll scharfer Beobachtung dokumentirt. Der Hauptzweck der Mission der beiden Freunde gelang insoweit, als man von Seiten des römischen Hofes ihnen freundlich entgegenkam, von ihrer Seite Unterwerfung unter die Entscheidung des hl. Stuhles über das Schicksal des Buches stattfand, und zwar mündlich wie schriftlich. (Bonnechose schreibt: „Später, nach Verlauf von etwa drei Jahren sandte man uns eine Reihe sehr richtiger Bemerkungen über den Inhalt des Buches mit der Aufforderung, denselben diesen Bemerkungen entsprechend umzugestalten, wenn wir eine zweite Ausgabe veranstalten wollten. Die Arbeit wurde angefangen, dann wieder aufgegeben. So fand weder eine Verdammung noch eine zweite Ausgabe statt.") Als Hauptirrthum, der in dem Buch unter verschiedenen Formen wiederkehrte, wurde erkannt, daß die Sphäre der Vernunft zu eng begrenzt, jene des Glaubens zu weit gedehnt war. „Ueber die Ausschreitungen des Rationalismus empört und erschreckt", bemerkt Bonnechose, „waren wir in den entgegengesetzten Irrthum verfallen. Der gute Gregor XVI. hat in der letzten Audienz unseren Fehler sehr gut in den Worten zusammengefaßt: „Peccatis tantum excessu fidei!"

Für Bonnechose erwuchsen aus diesem Aufenthalte im Centrum der Christenheit Vortheile, die sich ihm sehr bald fühlbar machten und für seine ganze Zukunft von Bedeutung waren. Während Abbé Bautain sich theologischen Studien widmete und seine Hauptzeit mit dem hl. Thomas zubrachte, suchte Bonnechose im Verkehr mit den Lebenden zu lernen und im Interesse seiner Sache auch aus jenen Beziehungen, welche von früher her zwischen ihm und der Welt bestanden, Nutzen zu ziehen: er besuchte die Salons der vornehmen Gesellschaft, der Prinzessin Borghese, wie der Lady Acton; er stellte sich der französischen wie der österreichischen Gesandtschaft vor, und seine Briefe verrathen, daß er sich des guten Eindrucks, den er überall hinterließ, wohl bewußt war.

Trotz des unleugbaren Erfolges in Rom währte es durch die noch immer nicht geschwundene Verstimmung des Bischofs von Straßburg gegen ihn doch noch mehrere Jahre, bis sein Stern zu leuchten begann; erst nach dem Tode jenes Prälaten gelang es ihm und seinen Freunden im College von Juilly einen ihrer Kenntnisse und Bestrebungen würdigen Wirkungskreis zu finden. Hier zeichnete sich Bonnechose bald als Lehrer und Prediger so aus, daß der Erzbischof von Cambray ihn zu seinem Ehrencanonicus ernannte. „Dieß war", bemerkt Msgr. Besson, „die erste Ehre, welche dem Abbé de Bonnechose nach dreizehn Jahren der Arbeit in der Kirche, um derentwillen er alle Ehren der Welt aufgegeben hatte, zu Theil wurde".

Die Erweiterungen, welche Abbé Bautain mit dem College von Juilly vornahm, führten Bonnechose ein zweites Mal nach Rom, und er benützte die Zeit seines Aufenthalts, um nun den römischen Personen und Verhältnissen näher zu treten. Er ward auch wiederholt von Gregor XVI. mit väterlicher Güte empfangen, und die in's Einzelnste gehenden Berichte über diese Audienzen gehören mit zu den anziehendsten Partien der Biographie. Ein besonderes Interesse aber hatte Bonnechose der „Communauté de Saint-Louis des Français"

zugewendet, jener seit 1479 gegründeten französischen Anstalt, welche mit einem Hospitium für erkrankte und mit einem Asyl für mittellose Franzosen verbunden ist und deren Verwaltung der französischen Gesandtschaft untersteht. Da es ihr für die Fastenzeit an einem Prediger fehlte, trat Bonnechose gern als solcher ein; er nahm Wohnung daselbst und bereitete sich mit großer Sorgfalt auf die Predigten vor; denn wenn auch sein Publikum nur ein kleines war, so war es doch ein auserlesenes, und da französischerseits eine durchgreifende Reform in der Verwaltung der reich dotirten Anstalt längst angestrebt wurde, so konnte viel davon abhängen, ob Bonnechose als Prediger dort gefiel. Der Erfolg war ein so glänzender, daß er mit Gutheißung des hl. Vaters und Genehmigung der französischen Regierung zum Superior von Saint-Louis des Français ernannt wurde. Nach einem kurzen Aufenthalt in Frankreich trat er sein Amt in Rom an.

„Mit unermüdlichem Eifer und unerschütterlicher Ausdauer, mit unbeirrter Besonnenheit und klarem Verständniß lag Bonnechose den Pflichten dieses neuen Wirkungskreises ob." Die Anstalt ist seit dem Jahre 1844 eine Pflanzstätte ausgezeichneter Priester geworden und Besson schreibt dieß nächst dem Segen Gottes der weisen und strengen Leitung des damaligen Superiors zu. Bonnechose stellte die gesunkene Disciplin wieder her und mit dem Geiste der Ordnung und des Studiums verband sich jener der Frömmigkeit und des Gehorsams, so daß Frieden, Liebe, Eintracht Alle umfaßte und beglückte.

Diese gesegnete Wirksamkeit wurde bald durch ein Zwischenereigniß gestört, das unmittelbar viele Aufregung in das Leben des Superiors brachte, seinem Namen aber in den Augen wahrhafter Katholiken einen Makel anzuhängen drohte. Die Gallicaner in Frankreich setzten einen Sturm gegen die Jesuiten in Scene; mit Wuth bemächtigte sich die Presse der Frage, die alsbald vor die Kammern gebracht wurde: man verlangte, daß das Gesetz vom Jahre 1763, welches die

Jesuiten aus dem Königreich verbannte, wieder zur Anwendung komme. Dem Cultusminister gelang es, die Frage zur Entscheidung an den hl. Stuhl zu bringen und der erst jüngst zum Gesandten ernannte, aber noch nicht abgereiste Graf Rossi erhielt den unangenehmen Auftrag, die Verhandlungen alsbald einzuleiten: er sollte vom hl. Stuhl vor Allem begehren, daß er die Jesuiten veranlasse, in allen ihren Häusern, welche mehr als einundzwanzig Insassen zählten, die Zahl auf die Hälfte zu reduciren und eine gewisse Anzahl von Novizen über die Grenzen zu verweisen.

Der Gesandte vermochte aber in Rom diesen Auftrag nicht auszuführen. Zunächst war der Staatssekretär verreist und schien seine Abwesenheit mit Absicht zu verlängern; alsdann war der hl. Vater unzugänglich; er gewährte dem Gesandten keine Audienz. So wurde dessen Lage geradezu eine unhaltbare; man fing an in der Presse und in den Salons von Paris wie Rom ihn zum Gegenstand der Spöttereien zu machen. In seiner Rathlosigkeit eröffnete er sich dem Superior von Saint-Louis, mit dem er geschäftlich häufig verkehren mußte, und betonte hiebei namentlich, daß es wegen dieser Frage zum Bruch zwischen Frankreich und dem hl. Stuhl kommen könne. Unbegreiflicher Weise ließ sich Bonnechose in die Sache hineinziehen und gab sich zur Rolle des Vermittlers zwischen dem hl. Stuhl und dem Gesandten der Regierung her. Hören wir, wie er sich selbst darüber ausläßt.

„Es gibt im Leben schwierige und feierliche Umstände, in denen man die Verantwortlichkeit seiner Handlungen mit Niemand theilen darf. Ich wandte mich daher nur an Gott und bat ihn, er möge es derart fügen, daß er, wenn ich unter der Eingebung seines Geistes und zum Wohl seiner Kirche handeln würde, alle Schwierigkeiten vor mir ebnen wolle; wenn ich mich dagegen täuschte, so möge er das Gelingen verhindern. Nachdem ich diese Vorsichtsmaßregeln getroffen, begab ich mich in den Vatican.“

Niemand ahnte dort seine Absicht; er erlangte leicht

eine Audienz bei Gregor XVI. und konnte demselben die ganze Angelegenheit im Sinne des Gesandten und seiner Regierung vortragen. Er wurde mit großer Aufmerksamkeit angehört, und bei einer zweiten Audienz gelang es ihm, den Papst zum Empfang des Gesandten zu bestimmen, „da hieraus dem hl. Stuhl keinerlei Gefahr erwachsen werde und es immer noch Zeit sei, die Vorschläge Rossi's zurückzuweisen, wenn sie nicht mehr annehmbar erscheinen sollten."

Offenbar um zu beweisen, daß er im guten Glauben, das Rechte gewollt zu haben, gehandelt, suchte Bonnechose zwischen den beiden Audienzen den General der Gesellschaft Jesu, P. Roothaan, auf und erzählte demselben freimüthig den von ihm unternommenen Schritt. P. Roothaan, so berichtet Mjgr. Besson, „zeigte sich durchaus nicht verletzt. Er sah ein, daß die Gefahr sowohl für die Gesellschaft Jesu, wie für die Kirche von Frankreich groß war. Er gab zu, daß man sie beschwören müsse. Es handelte sich übrigens nicht darum, Principien zu opfern, sondern blos einige Jesuiten zu versetzen. P. Roothaan nahm also die Mittheilungen Bonnechose's wohlwollend entgegen, wollte aber dem hl. Vater die volle Verantwortlichkeit für alle zu treffenden Maßregeln überlassen. Dann stattete der Superior von Saint-Louis den hervorragendsten Mitgliedern des hl. Collegiums ebenfalls seinen Besuch ab und fand sie für seine Vorschläge zugänglich. Graf Rossi wurde vom Papst empfangen und führte seine Mission unbehindert aus. Das Resultat war ein so rasches wie befriedigendes. Der General der Gesellschaft erhielt von Gregor XVI. nicht blos den Rath, sondern den Befehl, die nothwendigen Maßregeln zu ergreifen, um die Sicherheit des Ordens in Frankreich zu garantiren. Man entfernte mehrere Novizen und nahm in einigen Häusern eine Reduktion vor. Dank diesen Concessionen wurde es den Jesuiten erlaubt, unbehindert ihre Predigtthätigkeit fortzusetzen, und von den übrigen religiösen Congregationen wurden die Nachtheile abgewendet, welche ihnen drohten."

Wir verweilen auf diesem Zwischenfall etwas länger und gaben die Mittheilungen Msgr. Bessons im Wortlaut, weil Bonnechose s. Z. aus seinem Verhalten ein schwerer Vorwurf gemacht wurde; die angesehensten Organe der religiösen Presse Frankreichs traten gegen ihn auf und Cretineau-Jolly spricht in seiner „Geschichte der Gesellschaft Jesu" geradezu ein Verdammungsurtheil über ihn aus. Auf den in Rom eingeholten Rath verzichtete Bonnechose auf eine öffentliche Rechtfertigung seines Vorgehens, obgleich er bereits mehrere Artikel entworfen hatte, und beschränkte sich auf gelegentliche briefliche und mündliche Erklärungen. Einer solchen in einem an den Bischof von Marseille, Januar 1847, gerichteten Briefe ist die vorstehende Darlegung auszüglich entnommen; wörtlich fügt Bonnechose bei: „Auf diese Weise ist der hl. Stuhl als der oberste Schiedsrichter in den Differenzen zwischen Kirche und Staat anerkannt worden. Die Weisheit ist die Zufluchtsstätte der Regierenden, wie der Regierten gewesen; von ihr ist uns der Frieden gekommen. . . Wenn man mir nicht öffentlich meine geringe Betheiligung an diesem Resultate zum Verbrechen gemacht hätte, so würde ich niemals den Schleier gelüftet haben, der sie bedecken sollte. Aber Andere haben ihn zerrissen, um mich der Kirche als einen des Verraths gegen sie Schuldigen zu denunciren. Gott hat Alles gesehen; Gott wird uns richten. Er hat die Reinheit meiner Beweggründe gekannt und inmitten des gegen mich erhobenen Geschreies hat er mir den Trost gelassen, meine Handlungsweise sanktionirt zu sehen durch die ihr entsprechenden Entscheidungen des Stellvertreters Christi, des hl. Collegiums, der Gesellschaft Jesu selbst und durch den glücklichen Ausgang der Ereignisse. Sollte ich auf die gegen mich erhobenen Vorwürfe des Ehrgeizes, auf den Verdacht selbstsüchtiger Absichten antworten? Aber ist denn nicht meine ganze Vergangenheit eine hinreichende Widerlegung? Ich überlasse Gott die Sorge, über mein Geschick zu entscheiden, wie es ihm gefällt, und mich vor den

Menschen zu rechtfertigen, wenn es dazu an der Zeit sein wird".

Immerhin war von diesem Zwischenfalle an Bonnechose's Charakter verdächtig geworden und die näheren Beziehungen, in welche er bald darauf während eines vorübergehenden Aufenthaltes in Versailles zur französischen Regierung, speciell zu Louis Philipp trat, waren nicht geeignet, ihn vor den Augen der strengen Rechtgläubigkeit in ein besseres Licht zu setzen. Der Tod Gregor's XVI. und die Wahl des Nachfolgers waren für den König der Anlaß, die Bekanntschaft des Mannes zu suchen, dem bereits der Ruf hoher persönlicher Bedeutung und eines gewissen Einflusses vorausging und der geeignet erschien, die Wünsche Frankreichs bei der Neuwahl zur Geltung zu bringen. Bonnechose selbst schreibt über diese erste Begegnung mit Louis Philipp: „Der König ließ mir durch den Baron Fain schreiben, er wünsche sobald als möglich eine Unterredung mit mir zu haben." (Eine solche mit Guizot war vorausgegangen, in welcher er um Auskunft über Rom, die Cardinäle, die aus dem Tode des Papstes hervorgehende Situation, gebeten wurde.) „Ich begab mich nach Neuilly. Es war zum erstenmale in meinem Leben, daß ich mich in Gegenwart des Königs Louis Philipp befand; so wenig hatte es mir binnen sechzehn Jahren geeilt, in Beziehung zum Hof zu treten! Der König empfing mich sehr freundlich und sprach fünf Viertelstunden mit mir, um mir sein Verhalten gegen die Kirche zu erklären und einige seiner Pläne auseinander zu setzen; dann forderte er mich auf, mich sofort wieder nach Rom zu begeben. Er verlangte keinen eigentlichen Dienst von mir und gab mir keine bestimmte Instruktion; aber er fürchtete die Intriguen der fremden Mächte und wünschte, daß in dieser kritischen Situation der Frankreich und der Kirche ergebene Superior von Saint-Louis auf seinem Posten sei. Ich erwiderte: da S. Majestät glaubten, ich könne in dieser Conjunktur in Rom nützlicher sein, als in Frankreich, so würde ich nach Rom zurückkehren, um dort

die Ereignisse abzuwarten und meinem Gewissen, wie den sich mir bietenden Gelegenheiten gemäß die Interessen der Kirche und meines Vaterlandes zu wahren. . . . Dieß ist die so einfache Thatsache, welche man öffentlich zu einem Hauptanklagepunkt gegen mich aufgebauscht hat."

Uebrigens erfuhr Bonnechose schon unterwegs in Marseille die bereits vollzogene Wahl Pius IX.

Schmerzlicher als Alles, was gegen Bonnechose als öffentlichen Charakter erhoben wurde, fiel ihm die Nothwendigkeit, sich gänzlich von der Anstalt Saint-Louis in Juilly lossagen zu müssen. Unter der Leitung Bautains, der „vorzüglich zu lehren, aber nicht zu regieren verstand", der „die Gabe besaß, Schüler anzuziehen, sie zum Glauben zu bekehren und an seine Person zu fesseln", aber, wie es scheint, „nicht die nöthigen Eigenschaften, um sie zu dirigiren und im religiösen Leben festzuhalten", waren in Juilly gewisse Unordnungen eingerissen, deren letzte Folge die gänzliche Auflösung der Anstalt war. Dieß zog auch den Bruch der so lange bestandenen freundschaftlichen Beziehungen zu den Mitgliedern des früheren Straßburger Kreises nach sich. Bonnechose's Briefe aus jener Zeit tragen die Spuren bitteren Kummers, den jene sich häufenden schmerzlichen Erfahrungen und Ereignisse ihm bereiteten. „Damals", schreibt er an einen vertrauten Freund im April 1847, „fühlte ich zu Füßen des Kreuzes Jesu Christi, daß ich allein in der Welt stand und daß fortan Jesus Christus allein meine Zuflucht, meine Hoffnung und mein Trost sein wird."

Das gleiche Vertrauen, womit Gregor XVI. Bonnechose beehrt hatte, wurde ihm auch von Pius IX. zu Theil. Dieser, der selbst bereits unter Verkennung und Undank gelitten hatte, bezeugte Bonnechose väterliche Zuneigung und empfing ihn oft bei sich, um sich mit ihm über die Interessen Roms und der Kirche zu unterreden. Im letzten Regierungsjahre Louis Philipps wurde Bonnechose von der französischen Regierung auf den Bischofssitz von Carcassonne berufen;

da aber gleichzeitig der auditor rotae, Msgr. Isoard, in Rom mit Tod abging, wurde Bonnechose auch für diesen wichtigen Posten vorgeschlagen; derselbe galt als ein vielbegehrter, da er nach einem gewissen Zeitraum das Recht auf den Purpur verleiht. Dennoch zog Bonnechose vor, nach Frankreich zurückzukehren. Bei dieser Gelegenheit schrieb der Erzbischof von Besançon, Cardinal Mathieu, an den Bischof von Autun: „Der nach Carcassonne berufene Herr de Bonnechose ist etwa fünfzig Jahre alt. Derselbe ist ein frommer, würdiger, bescheidener Geistlicher, gelehrt und tüchtig, mit dem ich in Rom sehr zufrieden gewesen bin. Er hat kein Seminar besucht; der liebe Gott hat ihn aber in die Schule des Kreuzes geschickt."

(Ein zweiter Artikel folgt.)

---

## XIII

## Ein protestantischer Theolog Norwegens über die katholische Kirche.

### III.

Wir heben namentlich aus dem ersten Theil der Auseinandersetzung — in weit nämlich die Vorträge des P. Scheer dazu dienten, landläufige Mißverständnisse zu berichtigen — die bedeutsamsten Punkte heraus. Dr. Krogh-Tonning schreibt:

„Zu den wichtigsten Stücken in unserem christlichen Glauben gehört zweifelsohne die Frage: Kann der gefallene Mensch wenigstens zum Theil sich aus eigener natürlicher Kraft wieder aufrichten? Kann der Mensch aus eigener natürlicher Kraft etwas zu seiner Seligkeit beitragen? Die römisch-katholische Kirche antwortet in ihrem gesammten officiellen Bekenntniß aus älterer und neuerer Zeit: Nein, durchaus nicht. Dieses habe ich längst gewußt, und ich habe im dritten Bande meiner Dog-

matik die Resultate meiner Untersuchungen in diesem Punkte veröffentlicht. Die Sache ist, so weit ich sehe, vollkommen und unwidersprechlich klar. Aber ist das allgemein bekannt gewesen? Nein, man hat geglaubt und schriftlich und mündlich gesagt, man hat es in's Unendliche wiederholt, man hat es die Jugend als etwas Sicheres und Klares gelehrt: Die römisch-katholische Kirche ist semipelagianisch, da sie lehrt, daß der Mensch aus eigener natürlicher Kraft etwas beitragen kann zu seiner Wiederaufrichtung und Seligmachung. Auf Grund dieser Behauptung hat man sodann erklärt, daß die katholische Lehre in bedenklichster Weise das Werk Christi unter uns afficire. Er muß die Ehre, uns gerettet zu haben, mit uns theilen u. s. w. Kurz: wir stehen hier vor der eigentlichen Hauptquelle des großen Abfalles der römisch-katholischen Kirche von der evangelischen Wahrheit. Die Quelle ist, so meint man, die semipelagianische Ueberschätzung dessen, was wir Menschen aus eigener Kraft vermögen, die dann eine entsprechende Unterschätzung des Verdienstes Christi nach sich zieht. Hier glaubt man den eigentlichen großen Hauptunterschied entdeckt zu haben, der vor allem anderen einen tiefen Abgrund zwischen uns und den Katholiken öffnet, die Lehre nämlich: Unsere eigene Kraft ist nichts werth, wir können aus eigener Kraft nichts zu unserem Heile wirken."

Der Verfasser stellt noch einmal seine richtige Auffassung der katholischen Lehre der dreihundertjährigen Verdrehung der Mehrheit gegenüber und sucht sich Rechenschaft über diese letztere fast unbegreifliche Thatsache zu geben. Er meint sie zu finden in dem Nominalismus Wilhelm Occams und anderer, die thatsächlich semipelagianische Züge in ihrem System gehabt; die Gegner in der Reformationszeit haben dann den Fehler begangen, Irrthümer, die von einzelnen Katholiken gehegt wurden, aber durchaus nicht Lehre der Kirche waren, der Kirche als solcher zuzuschreiben. Alles das habe er in seiner Dogmatik dargelegt, freilich zunächst nur für die theologischen Kreise.

„Als daher P. Scheer kam und seinen Vortrag über die

Gnade und die guten Werke hielt, gereichte es mir zur Freude, nicht sowohl bestätigt zu sehen, daß meine Auffassung von der römischen Kirchenlehre in diesem Punkte correkt war; das wußte ich ja bereits; es war mir vielmehr eine Freude, daß die correkte Darstellung der wirklichen Lehre der römischen Kirche in diesem Stück endlich Eingang in weitere Kreise bei uns fand. Seine aus authentischen Quellen geschöpften Auseinandersetzungen lassen sich in folgenden Worten zusammenfassen: Wir lehren eben so wohl wie ihr: Unsere eigene Kraft hat keinen Werth. Wir sagen wie ihr: Ich kenne keinen anderen Weg zur Seligkeit als Jesus Christus und ihn, den Gekreuzigten. Wir können, sagte er, eben so wenig uns selbständige Ehre in Sachen unseres Heiles beilegen, wie der Rebzweig mit seinen Früchten sich dem Weinstock gegenüber rühmen kann, aus dem er Saft, Leben und Kraft schöpft. Nun ist aber Christus der Weinstock und seine Jünger die Rebzweige. Er wiederholte das Wort des hl. Augustinus: Deus coronat dona sua in nobis, Gott krönt seine Gaben in uns. All dieses konnte der Pater nicht blos sagen als Thomist oder Dominikaner, nicht (wie ihm fälschlich von Einigen vorgeworfen worden war) als Repräsentant einer eigenen evangelischen Richtung innerhalb seiner Kirche und im Grunde im Widerspruch mit ihren Principien, sondern als Repräsentant der allgemein angenommenen römischen Kirchenlehre. Den Beweis hiefür habe ich schon in meiner Dogmatik zu liefern gesucht. Ein Theolog (sehr bezeichnend, was jetzt kommt!), den ich übrigens achte und liebte, sagte mir, nachdem er diesen Beweis gelesen: ‚Es wird schwer fallen, Sie zu widerlegen; aber ich hoffe, daß Sie Unrecht haben.‘ Eine derartige Hoffnung ist mir unfaßlich. Können wir als Christen ‚hoffen‘, daß der größte Theil der Christenheit sich im Besitze so wenig christlichen Geistes als nur möglich befinde? Oder sollen wir als Christen uns nicht freuen, wenn es sich zeigt, daß unsere Brüder nicht so schlimm sind, als wir geglaubt? Dieser Punkt ist von so großem Gewicht, daß, hätte der Pater nichts anderes mit seinen Vorträgen ausgerichtet, als einen Beitrag zur Berichtigung des herrschenden Mißverständnisses zu liefern, er schon ein großes und schönes Werk vollbracht hätte. Es ist etwas Schauderhaftes darum,

daß man die Mitglieder der Mutterkirche und die große Mehrheit der Christen in der Welt als halbe Heiden betrachtet hat. Und nichts ist mehr geeignet, die Gefühle zum Besseren zu wenden, als eine klare Berichtigung in diesem Stücke. Es bleibt noch Stoff genug zum Streiten, und die Kluft, die uns trennt, ist immer noch breit genug."

Ein zweites Mißverständniß, das nach Dr. Krogh-Tonning in demselben Vortrag (über Gnade und gute Werke) aufgehellt wurde, betraf den Streit zwischen Katholiken und Protestanten betreffs der Bedeutung der guten Werke innerhalb der Heilsordnung. Er fürchtet, daß der Streit sich vielfach um Worte gedreht habe, da die Katholiken unter Rechtfertigung die ganze subjektive Erlösung verstehen, in welchem Falle „die guten Werke oder die Heiligung als ein Moment in die Darstellung der Rechtfertigung aufgenommen werden muß", während die Protestanten mit dem Ausdruck nur ein einzelnes Glied, nur eine einzelne Stufe im Rechtfertigungsproceß bezeichnen, nämlich „den sündenvergebenden Akt im Herzen Gottes, der seinem Begriff nach als der Wiedergeburt und Heiligung vorausgehend gedacht werden muß"..

Das dritte in demselben Vortrag aufgeklärte Mißverständniß bezieht sich auf das Ethische, das Sittlichgute in unseren Handlungen. „Der Redner hob nämlich hervor, daß man aus dem Satze: ‚unsere eigene natürliche Kraft ist nichts werth', nicht den Schluß ziehen dürfe, daß das Gute, welches zu Stande kommt, nicht als Naturprodukt, sondern als Ausdruck des wiedergeborenen, geheiligten Willens, ebenso wenig Werth in sich oder in den Augen Gottes habe." Dr. Krogh-Tonning schickt der Klarheit halber folgende interessante Bemerkungen voraus. In der protestantischen Theologie fanden sich von vornherein deutliche Spuren jenes Determinismus der Duns Scotus, Cartesius u. a., demzufolge das Gute nicht seinem inneren Wesen nach gut und daher von Gott gewollt ist, sondern alle Güte sich einzig

von Gottes Willen (Determination) herschreibt, dergestalt daß, falls Gott es so gewollt hätte, der Mord eine Tugend, die Keuschheit eine Sünde sein würde. Die protestantische Theologie ging noch weiter. „Gott, heißt es, wirkt alles. Wir sind rein passive Geräthschaften. Er ist die einzig geltende Ziffer in unserem Leben. Wir sind lauter Nullen.“ „Unter diesen Umständen fällt die Verantwortlichkeit des Lebens fort. Der Determinismus kann zufolge seines Wesens keine brauchbare Ethik absetzen;“ . . „er duldet neben sich und muß dulden eine tiefe Immoralität.“ Da suchte der Pietismus zu helfen durch seine kräftige Ascese (?). Aber der Pietismus ist Inconsequenz, „er ließ den deterministischen Ausgangspunkt bestehen und verlor sich unter der Hand in einer Art sentimentalen und unfruchtbaren Jammers über unser Elend“. Wie war da abzuhelfen? Das ethische Element konnte man nicht entbehren; in einem deterministischen System aber hat es keinen Platz, da dieses die Verantwortlichkeit ausschließt. Man gab sich daher an eine Revision des alten Systems; und da man guten Willen hatte, so fand man, daß das System doch eigentlich das deterministische Element ausschließe und Platz habe für das ethische. In Wahrheit aber war es den Revisoren ergangen wie den Alchymisten des Mittelalters, die in ihrem Tiegel jedesmal so viel Gold fanden, als sie vorher hineingeworfen hatten. Die unläugbare Thatsache ist die: „Das Ethische, überhaupt das Willensmoment in unserer nun allgemein geltenden Betrachtung von unserer subjektiven Erlösung ist keine organische Entwicklung unseres ursprünglichen Systems, sondern ist hineingekommen durch Wiederaufnahme von Anschauungsweisen, die unserem System lange vorausgegangen sind.“ — Der Verf. fährt fort:

„Diese Betrachtung wird zur Erklärung des merkwürdigen Faktums dienen, welches vor nicht gar langer Zeit eine Unmöglichkeit gewesen wäre, daß ein römisch-katholischer Theolog in unserer Mitte auftritt und ehrlich und unumwunden die Lehren seiner Kirche von dem Ethischen oder ‚den guten

Werken' verkündet, ohne daß diese Verkündigung in irgend einem wesentlichen Punkte geeignet ist, selbst das feinfühligste orthodoxe Gehör zu verletzen. Die Sache ist einfachhin die, daß er in allem Wesentlichen das Ethische geltend machte auf dieselbe Weise, wie es nun an unserer Universität, in unserer Literatur, auf unserer Kanzel und überhaupt im größten Theil der protestantischen Welt geltend gemacht wird. Dieses merkwürdige Faktum findet seine Erklärung nicht in einem Wechsel in der Stimme des Redners, sondern in einem Wechsel im Gehör der Hörer. **Der Pater vertrat den Standpunkt, den seine Kirche immer eingehalten hat. Wir aber hören nicht mehr mit den Ohren der alten Orthodoxie,** sondern mit Ohren, denen die Rede ganz geläufig ist, daß das Gute Werth in sich selbst hat, ob wir gleich niemals etwas ethisch Gutes prästiren können, das Bedeutung für das ewige Leben hätte, es sei denn in Kraft von Gottes innewohnender Gnade — ein Gedanke, den der Pater begründet mit Anwendung des Bildes von Weinstock und Zweigen, das für jeden protestantischen Jetztzeitstheologen acceptabel ist... **In der ganzen protestantischen Welt und namentlich unter dem jüngeren Geschlecht der Theologen herrscht das weit verbreitete und richtige Gefühl, daß sich innerhalb unseres überkommenen Systems, des altfränkischen orthodoxen, todte Punkte, unfruchtbare Partien finden,** auf denen wir ebenso wenig das Leben fristen können, wie auf den Distelfeldern des Pietismus... In dieser Erkenntniß herrscht zur Zeit eine sehr umfassende Einigkeit. Dagegen herrscht keine volle Klarheit darüber, wie da zu helfen sei. Man nimmt seine Zuflucht zu den sogenannten ‚Zeitgedanken' und erklärt einen jeden für einen Ignoranten, der die Gedanken der Zeit nicht mitzudenken vermag. Nun ja, es gibt manches Gute unter den Zeitgedanken. Das wollen wir uns zu Nutzen machen. Aber zum Theil muß doch bemerkt werden, daß die Gedanken nicht gut sind, **weil** sie Gedanken der Zeit sind, zum Theil, daß es auch schlechte, unbrauchbare Zeitgedanken gibt; vor allem aber möchte ich hier daran erinnern, daß man oft auf große, vortreffliche Gedanken hinweist, die man Gedanken **der** Zeit (der Jetztzeit) nennt, ohne daß

man merkt, daß es im Grunde der Vorzeit große und vortreffliche Gedanken sind, die man wieder aufnimmt. . . Ein derartiger unschätzbarer großer Gedanke der Zeit, der im Grunde der Vorzeit angehört, ist die neugestellte ethische Forderung an das christliche Leben. Wenn wir auf diesem Felde wirklich einem wesentlichen Einverständniß mit einem Repräsentanten der römischen Kirche begegnen, so kommt das daher, daß er einen Gedanken der Vorzeit vertritt, der in unserem System verdunkelt worden, aber wesentlich identisch ist mit dem ethischen Gedanken der Jetztzeit, der desto klarer vor unser Bewußtsein tritt, je mehr der deterministische Schleier des Systems sich hebt. . . .

„Meine Ansicht darüber, welchen Werth und welche Bedeutung die Behandlung dieses wichtigsten Punktes in der ganzen Reihe der Vorträge des Paters — die Gnade und das Ethische — für uns hat, kann ich also in Folgendem zusammenfassen: Der Vortrag berichtigte die falschen Vorstellungen von dem vermeintlichen Semipelagianismus der katholischen Kirche; sodann: Die Betonung des Ethischen im christlichen Leben stimmte an sich ganz überein mit dem bewußten oder unbewußten Drang der Zeit und zeigte gleichzeitig den Zusammenhang zwischen diesem Drang und der Vorzeit der Kirche. Man wird nach alledem schwerlich leugnen können, daß sich tiefe Interessen an die Behandlung dieses Punktes von Seiten des Paters knüpften. Ich setze voraus, daß dieses Interesse bei allen sich findet, die ein offenes Auge haben für die Bedeutung der Sache, und denen die Wahrheit über alle Rücksichten geht."

## IV.

Eine andere Reihe von Berichtigung althergebrachter Vorurtheile constatirt der Verfasser in Bezug auf Beicht und Sündenvergebung. „Es ist eine sehr verbreitete Vorstellung unter uns, daß die römisch-katholische Kirche es nicht genau nehme mit den subjektiven Bedingungen einer gültigen Absolution, oder daß sie die Vorstellung hege, als könnte der Mensch Nachlassung seiner Sünden erhalten allein durch die äußerliche Benützung der äußeren Handlung, ‚des

Sakramentes der Buße', ohne Reue und ohne Glauben. Dieses ist ein Mißverständniß. Der Pater entwickelte in genauer Uebereinstimmung mit der Lehre seiner Kirche, daß eine wahre Sündenvergebung ohne Reue unmöglich ist, ja daß der, welcher ohne Reue die Absolutionsworte über sich aussprechen läßt, einen Gottesraub begeht und eine neue schwere Sünde seinen früheren Sünden hinzufügt. Aber ist denn nicht auch Glauben erfordert? Ganz gewiß. Aber weniger aufmerksame Beobachter haben dieses übersehen, weil ein formaler Unterschied zwischen der katholischen Darstellung und der unserer Theologie besteht, indem wir den Glauben in gleicher Linie neben die Reue stellen, während die Katholiken den Glauben als ein Element der wahren Reue behandeln. Der Glaube an Christus und das Vertrauen auf seine unendlichen Verdienste wurde jedenfalls als eine nothwendige Voraussetzung für die Zueignung der Sündenvergebung hervorgehoben."

Sehr anerkennenswerth für einen protestantischen Theologen, diese Erkenntniß und Darlegung! Einer der Hauptfehler der Herren bei Beurtheilung katholischer Lehre (soweit sie dieselbe nicht geradezu entstellen) besteht ja gerade in dem Uebersehen dieses Umstandes, daß man nämlich die verschiedenen Abschnitte der Theologie behandeln kann, ohne bei den einzelnen alle wesentlichen Punkte in die Behandlung hinein zu ziehen, weil nämlich einzelne passender an anderen Orten behandelt werden (Beispiele: das eben erwähnte Verhältniß zwischen Reue und Glauben, oder das Verhältniß zwischen Glauben, Werken und Rechtfertigung). Die Herren scheinen dagegen häufig Nichterwähnung für Leugnung zu nehmen.

Der Verfasser berichtigt sodann gemäß den Auseinandersetzungen P. Scheer's die verkehrte Auffassung von der in der Beichte auferlegten Genugthuung oder den Bußübungen. Er fügt seiner Darlegung eine ernste Mahnung für die Protestanten hinzu. „Ist es nicht Thatsache, schreibt er, daß es bei uns gar zu leicht damit genommen

wird, unsere Fehler wieder gut zu machen, soweit es in unserer Macht steht? Thäte es uns nicht gut, wenn wir vom Beichtvater angehalten würden, den Nächsten wegen unserer Kränkung um Verzeihung zu bitten? Wäre das nicht eine nützliche, ja oft nothwendige Verdemüthigung? Und müßte der Beichtvater nicht mit Recht die Echtheit oder Aufrichtigkeit der Reue desjenigen bezweifeln, der sich nicht bereit zeigte, wieder gut zu machen, Genugthuung zu leisten für das Unrecht, das er einem anderen zugefügt? Ist nicht der sittliche Ernst in diesem Stücke bei unseren römischen Brüdern geeignet, die Erinnerung an eine entsprechende Schlaffheit auf unserer Seite in uns wach zu rufen? Man meint mit der Sache fertig zu sein, wenn die Rechnung mit Gott bereinigt ist. Ja wohl, wenn sich nur das sagen ließe. Aber oft muß man wohl sagen, daß die Vereinigung mit Gott durch die Vereinigung mit den Menschen geht oder doch in der Bereitwilligkeit hierzu ihren Ausgang nehmen muß. Oder wähnt man wirklich, daß jemand sich damit trösten könne, von Gott Verzeihung der Vergehen gegen Menschen erhalten zu haben, die man diesen gegenüber mit Gleichgültigkeit betrachtet? Das hier Besprochene ist ein tief eingreifendes Moment in der römisch-katholischen Beichtpraxis und soll tiefe Eindrücke im katholischen Leben hinterlassen."

Im Folgenden freut sich der Verfasser, daß seine Glaubensgenossen von katholischer Seite her so nachdrücklich daran erinnert wurden, daß „diese Handlung (das Bußsakrament) als ausdrücklich von Gott eingesetzt neben den anderen Gnadenmitteln" zu betrachten ist. Wir geben das Wesentliche seiner Darlegung, damit der Leser sehe, in welch unfruchtbare Spekulation auch ein klarer und scharfer Geist sich verliert, wenn er der Leitung eines unfehlbaren Lehramtes entráth. Wie viel leichter ist die Forschung für uns, und wie viel sicherer, umfassender und wirksamer ihre Re-

sultate! Also die Buße ist von Gott eingesetzt. „Das können wir auch innerhalb unserer eigenen Kirche lernen.“ Nichtsdestoweniger „ist dem Menschen, der sich Glied der Kirche des Herrn nennt und als solches gelten will, officiell die Möglichkeit geboten, daß er leben und sterben kann, ohne je ein Gnadenmittel benützt zu haben, das dieselbe klare göttliche Sanktion hat wie die Taufe und das Abendmahl.“ Worin liegt das Verwerfliche dieser Maßnahme?

„Die Kirchengemeinschaft beruht auf einer institutionellen Zweiheit der Gnadenmittel, Wort und Sakrament. Beide aber treten wieder wesentlich in zwei Hauptformen auf, die auf ausdrücklicher göttlicher Einsetzung beruhen. Die Formen des Sakramentes sind Taufe und Abendmahl. (Also keine sieben Sakramente?) Die Formen des Wortes sind die Bibel — Gottes verbale Hinwendung an die Sünder im Allgemeinen — und die Lossprechung — Gottes direkte verbale Hinwendung an jeden einzelnen Sünder“. (Also die Beichte kein Sakrament, sondern höchstens eine Erklärung der erhaltenen Verzeihung?) „Auf diesen vier göttlichen Institutionen beruht der Bau der Kirche als auf vier Ecksteinen. Kann der Bau des einen seiner vier Ecksteine entrathen? Ich meine: Nein. (Andere meinen Ja.) Und doch haben wir das Unserige gethan, den einen Eckstein fortzureißen. Das rechne ich für eines der bedeutungsvollsten Zeichen der Zeit in unserer Gemeinschaft.“ (Ganz richtig! Sollte es nicht ein bedeutungsvolles Zeichen dafür sein, daß ihre Gemeinschaft sich jenem Processe nähert, dem jeder rein menschliche Körper schließlich verfallen muß, dem der Zersetzung und Verwesung? Es wäre gewiß an der Zeit, sich jenem Körper wieder einzuverleiben, dem von göttlichem Munde Unverweslichkeit verheißen ist.)

Sehr begründet ist ohne Zweifel auch der folgende Herzenserguß: „Hier ist die Klage des Herrn am Platz: Mich dauert das Volk. Denn was bleibt noch übrig, daran unsere Gemeine nicht gewaltsam Hand legen könnte, wenn sie sogar das Ihrige thun kann, um sich einer göttlichen Einrichtung zu berauben, die einen der Ecksteine des Gesellschaftsbaues bildet?“ Aber es ist ein gewaltiger Irrthum, dessen man

sich protestantischerseits, wie es scheint, gar nicht bewußt werden will, daß es für ihre Kirchengemeinschaft keine, absolut keine göttliche Einrichtung gibt, da dieselbe absolut rein menschlicher Einsetzung ist. Hat doch selbst die Bibel trotz alles Pochens auf dieselbe als Gottes Wort für sie jeglichen göttlichen Charakter verloren, da sie dieselbe nicht ihrem objektiven göttlichen Sinne gemäß auffassen und annehmen, sondern lediglich gemäß dem subjektiven rein menschlichen Verständnisse des Einzelnen.

„Ich komme zur privaten Beichte", fährt der Verfasser fort. „Hier möchte ich nun sagen: O hätte ich tausend Münde und in jedem Munde tausend Zungen! Ich wollte sie alle brauchen um auszurufen: Unsere Kirche muß die private Beicht wieder haben. Der Herr hat seinen Dienern gesagt: ‚Wenn ihr einem seine Sünden nachlasset, so sind sie nachgelassen; wenn ihr einem seine Sünden behaltet, so sind sie behalten.' Wenn ihr das eine thut — wenn ihr das andere thut. Das eine oder das andere muß geschehen. Was soll der Diener des Herrn im Einzelfalle thun? ‚Nachlassen' oder ‚behalten'? Beruht das nicht auf dem Eindruck, den er von dem Zustande der Seele empfängt? Wie aber soll er diesen Eindruck vom Seelenzustande erhalten ohne private Verhandlung, ohne private Beicht? Wir haben ein sogen. allgemeines Bekenntniß vor der Lossprechung, und selbst dieses ward lange Zeit hindurch nicht aufrechtgehalten von einer Genossenschaft, die doch ihre Absolutionshandlung auf das Wort Gottes gründet. Dieser blasse Schatten einer Beicht kann höchstens als ein Nothbehelf unter der Ungunst der Zeit gelten, so daß es für den Priester (gemeint ist Prediger) nicht ganz unmöglich wird, seine Hände auf das Haupt des Knienden zu legen. Das kann aber nicht verhindern, daß eine Handlung, die dem Diener des Herrn so lieb sein sollte, gar schwer für ihn fällt." (Hier befindet sich wieder ein todter Punkt im Auge des Verfassers. Was nützt mir die Beichte, wenn ich keinen Priester habe, der mich wirklich absolviren kann? Er vergißt, daß, da es im Protestantismus kein Priesterthum mehr gibt, die Absolutionshandlung zu einer bedeutungslosen Ceremonie geworden ist.)

(Schluß folgt.)

## XIV.

# Religionsunterricht am Gymnasium.

In den letzten zehn Jahren sind gegen den Religionsunterricht, wie er an unseren höheren Lehranstalten ertheilt wird, die schwersten Anklagen erhoben worden. Es werden, hieß es, zu hohe Anforderungen gestellt und einseitig auf theoretisch-spekulatives Wissen Werth gelegt. Dabei wurde dem Religionsunterricht geradezu die Schuld an Skepticismus und Unglauben der Gebildeten in weiten Kreisen beigemessen.[1]) Es wird Verdrängung der systematischen Lehrbücher durch

1) In der Broschüre „Der moderne Religionsunterricht an den deutschen Gymnasien" (Mainz 1881) hat Stöckl den Religionsunterricht in der Form, in welcher er an unseren Gymnasien gegeben wird, die Quelle einer „verschwommenen religiösen Halbbildung, die schlechterdings keinen Halt für das sittliche und religiöse Leben bieten könne", genannt (S. 60). Noch schärfer urtheilt eine anonyme Schrift „Die Reform der Gymnasien" (Graz 1882): im Religionsunterricht „muß sich die Kirche der allgemeinen Methode anschmiegen, d. h. jener Methode, durch welche die Jünglinge auf kurze Zeit sich viel ‚Wissen' aber kein ‚Können' aneignen" (S. 14). „Wenn es so um den religiösen Unterricht bestellt ist, wie kann er dann einen nachhaltigen Einfluß auf den Charakter des jungen Mannes nehmen, wie kann er das Steuerruder der Erziehung leiten? Bischof N. schreibt an einen Freund: ‚Mit den üblichen Lehrbüchern religiösen Unterrichts an unseren Gymnasien bläut man unserer Jugend systematisch den Skepticismus ein; Erfolg ist — der völlige Atheismus unserer gebildeten Gesellschaftsklassen" (S. 15).



den Katechismus befürwortet und häufig auch schon praktisch durchgeführt. Die Controverse, ob systematische oder katechetische Methode vorzuziehen sei, können wir füglich übergehen. Denn es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß ja auch der Katechismus, namentlich ein höherer, der Systematik nicht entbehren könne, daß man andererseits ebenso leicht an der Hand eines systematischen Lehrbuches katechisiren könne,[1]) und fügen wir hinzu, katechisiren solle und müsse. Auch daß die Katechismusform bei einem umfassenden Unterricht mit tieferer Begründung der Wahrheiten didaktische und pädagogische Bedenken gegen sich habe, wurde hervorgehoben.[2])

Die Frage, deren Beantwortung wir unseren Bemerkungen vorausschicken möchten, ist: was soll durch den systematisch-wissenschaftlichen Religionsunterricht auf dem Gymnasium erreicht werden? Nun kann es keinem Zweifel unterliegen, daß heutzutage allein auf dem Gymnasium den Dienern der Kirche die Möglichkeit geboten ist, den gebildeten Gesellschaftsklassen die religiösen Kenntnisse zu vermitteln, der den Studirenden drohenden Gefahr für den Glauben vorzubeugen, ihnen ein Gegengewicht gegen die sie umgebende Geistesrichtung zu verschaffen. Es hat auf dem Gymnasium das Gleiche zu geschehen, wie in der Volksschule: es soll den Schülern ein ihrer geistigen Entwicklung entsprechendes Maß religiöser Kenntnisse beigebracht werden, das sie für ihr Leben in den Stand setzt, den christlichen Glauben zu bekennen und nach demselben zu leben. Daß aber diese geistige Entwicklung umfassendere und tiefere Kenntnisse erfordere, ist offenbar, ebenso daß der geistig

---

1) Schubach, Für den systemat. Rel.-Unt. Cobl. 1881. S. 15.

2) Arenz, Praktische Vorschläge. M.-Gladbach 1882. S. 10. [Sladeczek] Studien zur Religionsunterrichtsfrage. Wien 1884, S. 13: „Bei der Begründung erachte ich es durchaus nicht für gerathen, sich in ein Lehrgespräch mit den Gymnasiasten einzulassen, und gewissermaßen eine skeptische Methode mit Jünglingen zu versuchen.“

höher Stehende einer stärkeren Sicherung und Befestigung seines Glaubens bedürfe. Wenn vielfache Mißerfolge zu gewahren sind, so sind die Gründe gewöhnlich schon in solchen Familien zu suchen, wo man aus naiver Vornehmthuerei oder sklavischer Menschenfurcht das religiöse Leben vernachläßigt, geistige Nahrung, Belehrung und Unterhaltung aus akatholischer und ungläubiger Literatur schöpft, weil man diese für feiner und vornehmer hält, als Katholisches, subjektiv aber in der Weichlichkeit und Gedankenlosigkeit der heranwachsenden Generation. Man hat an einem Gymnasium eben nicht die Mittel der Erziehung, wie sie in den Jesuitenpensionaten so meisterhaft gehandhabt werden, aber doch kann durch eifrige, gewissenhafte, gelehrte Priester[1]) viel Gutes gewirkt werden, wie die Erfahrung lehrt. Nun erachten wir gerade als Hauptaufgabe des Religionslehrers in der Schule die theoretische Befestigung des Glaubens gegenüber der modernen Zeitströmung. Das schließt eine Einwirkung auf Herz und Willen keineswegs aus. Es bleiben ihm aber noch Mittel genug dazu übrig: praktische Einführung in das kirchliche Leben, gemeinsamer Gottesdienst, Sakramentsempfang, Predigt, Conferenzen, Exhortationen, religiöse Vereine, Congregationen. Will die Organisation solcher Veranstaltungen nicht gelingen, werden ihr Hindernisse entgegengesetzt, so versuche man es durch private persönliche Einwirkung in Liebe und Geduld. Ein freundschaftlicher, väterlicher Verkehr mit den Zöglingen, aber nicht bloß mit einzelnen, sondern mit allen gleichmäßig, wirkt viel und nachhaltig; abstoßendes, namentlich auch parteiisches

1) Sladeczek stellt a. a. O. S. 22 die Forderung, daß „die geistlichen Candidaten für den besonderen Beruf eines Religionslehrers am Gymnasium auch eine besondere, streng wissenschaftliche und pädagogisch-didaktische Vorbereitung erhalten.“ Nothwendig ist für sie auch Menschenkenntniß und Welterfahrung, die sie sich durch Reisen und Verkehr mit Gebildeten aller Stände und Richtungen erwerben.

Benehmen hat schon viele in kirchenfeindliches und ungläubiges Lager getrieben.

Wie wir jene theoretische Befestigung des Glaubens möglich und durchführbar denken, zeigt das Folgende, wobei wir die schon gemachten Widerlegungen specieller Einwendungen nicht zu wiederholen brauchen.

Der theoretische Unterricht soll von der untersten Klasse an sich zum Ziele setzen, den Studirenden diejenige Erudition in religiösen Dingen beizubringen, die ihren sonstigen zu erwartenden Bildungsverhältnissen entspricht. Klare Begriffe sind das Wichtigste und Nothwendigste; der Mangel solcher ist die hauptsächlichste Quelle des Indifferentismus und Unglaubens, der ungebührlichen Kritisirsucht und des eingebildeten Zweifels unserer „Gebildeten" und Halbgebildeten Thatsächlich ganz richtig ist, was Stöckl bemerkt (a. a. O. S. 55 f.): „Man müßte die Augen schließen, um nicht zu sehen, daß unsere Zeit, was die positiven Religionskenntnisse bei den gebildeten Klassen betrifft, mit der früheren Zeit gar keinen Vergleich mehr aushalten kann. Den einfältigsten Dingen, welche gegen ihre Religion und gegen ihre religiöse Ueberzeugung vorgebracht werden, stehen unsere „Gebildeten" heutzutage gewöhnlich hilflos und urtheilslos gegenüber. Eine positive und präcise Erkenntniß der christlichen Glaubenswahrheiten haben sie nicht, und so bringt sie auch die einfältigste Einwendung, die nur auf einer Verkehrung, auf einer falschen Auffassung eines Dogmas beruht, in Verlegenheit und treibt sie sogar in die Arme der Gegner."

Bestimmte und klare Begriffe den jungen Leuten beizubringen, daran muß von Anfang an unermüdlich gearbeitet werden.

Theils durch Verordnungen der staatlichen und kirchlichen Behörden, theils durch die Praxis haben sich drei Stufen (oder Cursus) herausgebildet: eine grundlegende, katechetische, in den Unterklassen; eine überleitende in den Mittelklassen, eine wissenschaftliche für die Ober=

klassen. Auf diesen drei Stufen kommt der Inhalt der katholischen Glaubens- und Sittenlehre je vollständig zur Behandlung, bezw. zur Wiederholung. Zwischen die zweite und dritte Stufe hat sich in Deutschland Offenbarungs- und Kirchengeschichte, in Oesterreich bloß erstere als „allgemeine Glaubenslehre" eingeschoben, während hier Kirchengeschichte den „Schlußstein" des Unterrichts in der obersten Klasse bildet; diese Fächer haben schon ursprünglich einen apologetischen Zweck und neuestens sich zur „Apologetik" zu entwickeln begonnen. Diesem Lehrplan haftet nun sicher ein Fehler an, welcher darin seinen Grund hat, daß anstatt eines religiösen Unterrichts für Laien „eine Miniaturkopie von der theologischen Fakultät als Lehrplan für das Obergymnasium herabkam". Der dritte Cursus muß sich unmittelbar an den zweiten anschließen, damit das in diesem Gelernte nun auf eine höhere Stufe emporgehoben und vertieft werden kann, nicht aber durch Neues, — Unverstandenes davon getrennt und wieder vergessen wird.

Glaubens- und Sittenlehre (incl. Gnadenmittel) werden im ersten Cursus katechetisch gegeben, im zweiten in bestimmterer, der wissenschaftlichen sich nähernden Formulirung der Sätze und mit tieferer Begründung derselben, im dritten in systematischer Aufeinanderfolge und Ableitung. Auf diese Weise läßt sich sehr wohl „der gar nicht genug zu schätzende Vortheil der Einheit des religiösen Unterrichts durch die ganze Stufenfolge der Schulen" (Stöckl) erreichen. In der Glaubenslehre sollen die häretischen Gegensätze erst im dritten Cursus gebracht werden. „Die Kirchenlehre und ihre Richtigkeit muß wohlbedacht und wohlberechnet so klar gelegt werden, daß, wenn man am Schluß auf die Ansicht eines Irrlehrers hinweist, es von selbst einleuchtend ist, daß sie falsch ist, und weil sie falsch ist, man damit nichts weiter zu thun habe" (Gladeczek a. a. O. S. 18).

Was die Glaubensquellen betrifft, so soll die Bibel mit dem Mittelcurs ihren Abschluß finden. „Bibelkunde"

und „heilige Geschichte“ am Obergymnasium ist ohne Zweck und Nutzen; ebenso ist Lektüre des Urtextes bloß zeitraubend. Was ein Laie aus der hl. Schrift zu wissen braucht, kann er sich aus der einfachen biblischen Geschichte erwerben. Ueberhaupt werde gelehrtes Vielerlei, wodurch nur zu leicht die Hauptsache Eintrag leidet, vermieden. Im Untercurs sollte das Einfachste und Anziehendste aus der Bibel memorirt werden zur Belebung des Katechismus; für den mittleren Cursus sollte es ein Lehrbuch geben, in welchem der biblische Stoff nach Gesichtspunkten (Geschichtliches, Typen, Prophetie, Wunder, Lehre) geordnet, das Verhältniß der modernen Wissenschaften zur Bibel ohne Kritik und Polemik einfach dargestellt, und die nöthigsten historischen, archäologischen, geographischen, philologischen Notizen gegeben wären. Einleitungen mit Widerlegung der gegen Authenticität und Integrität der einzelnen Bücher gerichteten Einwendungen sind zwecklos. Es genügt eine allgemeine Charakterisirung der Bibelkritik und die Anführung der wichtigsten positiven Zeugnisse. Die Anordnung des biblischen Stoffes für den Mittelcursus soll schon die Beweisführung für die Dogmatik enthalten, wie im Untercurs für den Katechismus. Ueberhaupt ist im Interesse des Erfolges möglichste Vereinfachung und Erleichterung anzustreben. Sodann soll schon in den unteren Cursen auf die apologetische Behandlung gedrungen werden, indem man die Wahrheiten so lehrt, daß der Schüler ebendamit schon die richtige Erwiderung auf die Einwendungen hat; es gilt dieß namentlich auch von der Bibel. Denn es treten nicht nur manche Schüler vor Absolvirung des Gymnasiums zu praktischen Berufsarten über und bedürfen für ihren Bildungsgrad genügende religiöse Kenntnisse, sondern der ganze für Gebildete berechnete Religionsunterricht muß heutzutage apologetisch sein. Wie nothwendig dieß schon von den ersten Klassen an ist, wissen Diejenigen zu beurtheilen, die an paritätischen Gymnasien zu wirken haben. Dasselbe gilt von der Realschule.

Bezüglich der Tradition genügt eine der Dogmatik vorausgeschickte geschichtliche Uebersicht der Patristik und der Concilien, sowie eine kurze Geschichte der Häresien (Name, Zeit, Irrlehre genügt) und ihrer Schicksale; kleinere Sekten muß man dem Conversationslexikon überlassen. Lektüre der Kirchenväter und -Schriftsteller könnte jedenfalls nur neben dem eigentlichen Unterricht hergehen. In der Moral sind die theoretischen Grundvoraussetzungen wohl wahrzunehmen, gründlich und praktisch-concret zu behandeln, gegenüber der heutigen Begriffsverwirrung. Im Allgemeinen ist der vielfach zu beobachtende Fehler zu vermeiden, daß um der Systematik willen alles Mögliche hereingezogen wird; es ist die richtige pädagogische Auswahl zu treffen. „Im Begriff der systematischen Methode liegt nichts, was hindern könnte, den Stoff für die Systematik mit Rücksicht auf einen pädagogischen Zweck auszuwählen." (Sladeczek S. 14.)

Diese drei Curse sollten mit Sekunda ihren Abschluß finden, damit Prima mit beiden Jahren für die specielle Apologetik vorbehalten bliebe. Es erhebt sich nun noch die Frage, welche Stellung dann der Kirchengeschichte zukäme. Die Stellung, die sie bis jetzt in Deutschland hat, ist entschieden nicht förderlich. Es kann doch niemand im Ernst glauben, daß einem Sekundaner möglich sei, einen solchen Einblick und Ueberblick in das große Gebiet der Kirchengeschichte zu bekommen, daß er einen Gewinn für seine religiöse Ausbildung erhalte. Das wäre auch nicht möglich in Prima; wenn in Oesterreich für die oberste (achte) Klasse Kirchengeschichte bestimmt wurde, damit gegenüber der protestantischen und liberalen Geschichtsfälschung wenigstens hier der Wahrheit Zeugniß gegeben würde, so fällt nach dem jetzigen Stand der katholischen Geschichtswissenschaft dieser Grund weg. Die vollständige Behandlung der Kirchengeschichte am Gymnasium hat folgende Bedenken gegen sich: 1. nimmt sie unverhältnißmäßig viel Zeit in Anspruch, wenn sie nur einigermaßen verständig gegeben werden soll; 2. führt

sie zu gelehrtem Detail, das keinen Nutzen bringt und nur wieder vergessen wird; 3. hält sie die Behandlung der Heilswahrheiten, des natürlichen Gegenstandes des Religionsunterrichts auf, sie soll erst auf diesen folgen in Verbindung mit der Apologetik; 4. macht sie durch die Schwierigkeit des Erlernens bei unvollständigem Verständniß die Schüler mißmuthig; 5. läßt sie leicht die Geschichte der Kirche gegenüber der Profangeschichte an Werth in den Augen der Schüler verlieren, weil letztere gründlicher behandelt wird. Die Einführung der Kirchengeschichte in den Mittelcurs ändert daran nichts, auch nicht „in biographischer Form", wie jüngst B. Kehrein (Lit. Handw. 1890, Nr. 23, Sp. 708) vorgeschlagen hat. Es ist aus der Kirchengeschichte auch die richtige Auswahl nach pädagogischen und praktischen Gesichtspunkten zu treffen; für Laien sind viele Dinge nicht von Interesse, die für den Theologen wichtig sind, ihre Auffassung unterscheidet sich wesentlich von der der letzteren, ihre Bedürfnisse sind ganz verschieden von denen der Theologen. Laien bedürfen einer Anleitung zum Verständniß des kirchlichen Lebens im Innern und nach außen, und diese ist für sie nur möglich durch eine theils theoretische, theils historische Darstellung einzelner Seiten des kirchlichen Lebens, die für sie Interesse haben.

Auf einen gründlichen Unterricht in der katholischen Glaubens- und Sittenlehre soll ein apologetischer Curs von zwei Jahren folgen (Prima, Oesterr. 7. u. 8. Kl., Württ. 9. u. 10. Kl.). Apologetik bildet den Schlußstein des Religionsunterrichts auch in Belgien, Frankreich und Spanien. Apologetik bedeutet für das Gymnasium nicht Lehre von den „praeambula fidei", auch nicht Kritik und Polemik, sondern Beschaffung einer Schutzwehr gegen Zweifel und Unglauben. Damit ist Ziel und Aufgabe und mit diesen auch die Methode für dieses Fach genügend gezeichnet und dürfte wohl kaum noch der Einwand erhoben werden können, daß es eine Verkennung der Stellung desselben sei, wenn es auf Dog-

matik und Moral folge; denn es handelt sich ja nicht um eine theologische Disciplin, sondern um eine nach pädagogischen Gesichtspunkten und für praktische Zwecke zu treffende Stoffauswahl. Gründliche und sichere Kenntniß der positiven Glaubenswahrheiten ist nothwendige Voraussetzung für erfolgreiches apologetisches Studium.

„Wir leben in einer geistigen Atmosphäre, welche vom Zweifel durchweht ist, der Geist ‚der verneint‘, übt einen gewaltigen Einfluß. Die Schüler werden durch den Umgang früher oder später bekannt mit Einwürfen. Tagesblätter, Zeitschriften, Unterhaltungsblätter, wissenschaftliche Werke kommen in ihre Hände; der geweckte Kopf gelangt von sich aus zu Bedenken und Zweifeln. Ist es nicht besser, wenn vorgebeugt wird? Tela praevisa minus feriunt.“ [1]) Darum sagt Zöller[2]) mit Recht: „Solange noch die Jugend dem religiösen Einfluß zugänglich ist, soll der Religionslehrer nie unterlassen, ihren Glauben gegen die Angriffe des Zeitgeistes zu waffnen, ihr die Mittel anzugeben, die Wege zu zeigen, mit denen und auf denen sie den Schatz ihres Glaubens vor Schiffbruch retten und für das ganze Leben sichern können“. Man wird vielleicht sagen, es sei unmöglich, im Religionsunterricht alle Einwürfe gegen den Glauben und dessen Lehren zu besprechen und die Schüler gegen dieselben zu wappnen. Aber es handelt sich ja nicht um die Ausbildung von Controverstheologen. Selbst vorausgesetzt, daß das vom Lehrer mit großer Mühe dem Schüler Beigebrachte nicht für immer klar in seinem Geiste zurückbleibe, ist es doch schon von großem Werth, daß die Erinnerung daran bleibe. „Selbst wenn dem Jünglinge bei einer solchen höheren wissenschaftlichen Frage nicht alles von den ersten Principien durch alle Mittelglieder des Beweises bis zu den letzten Consequenzen vollständig durchsichtig wird, so nimmt er doch die Erinnerung

---

1) Schubach, l. c. S. 11.

2) Zur Reform des kath. Rel.-Unt. an den Mittelschulen. 1890. S. 20.

aus der Schule mit hinüber ins Leben: die Einwendung ist besprochen und widerlegt worden." (Schubach a. a. O.) Mit einem Wort: er steht den Angriffen auf den Glauben nicht unvorbereitet und schutzlos gegenüber, während er sonst dem ersten Anprall erliegen würde; er wird sich entweder auf das Gehörte besinnen oder jedenfalls Mittel und Wege zur Vertheidigung suchen und finden können. Wie sehr übrigens apologetische Vorträge schon dem Gymnasiasten Bedürfniß sind, kann man an dem Interesse gewahren, welches er solchen entgegenbringt; mit athemloser Spannung und leuchtenden Augen werden sie angehört, ein Beweis, daß sie ihnen nicht neu und unwillkommen sind, daß die Schüler wohl schon eine Ahnung von einem anderen Geist und leider oft mehr als eine Ahnung haben, aber auch den besten Willen und ein aufrichtiges Streben nach Wahrheit. Und hier soll der Priester, der Seelsorger einsetzen. Gelingt es ihm, soweit es in seiner Kraft liegt, den jungen Mann jetzt zu überzeugen und zu begeistern, so wird er ihn gefestigt haben für den geistigen Kampf, der ihm im Leben nicht erspart bleiben wird.

Es ist aber wohl zu beachten, daß die Behandlung der Apologetik sehr schwer und verantwortungsvoll ist. Der österreichische „Lehrplan" von 1849 sagt: „Es ist aber durchaus nicht rathsam, auf einzelne Einwürfe zu viel einzugehen. Dieß kann, wenn der Religionslehrer nicht ausgebreitete Kenntnisse mit feinem Takt verbindet, mehr auf Erschütterung, als auf Befestigung des Glaubens hinwirken." Bezüglich der Methode stimmen wir vollständig Sladeczek bei, der (S. 19) sagt: „Wenn ich den Zweck einer dießbezüglichen Apologie recht auffasse, so müßte ein solcher Leitfaden die negative Philosophie geschichtlich entwickeln, das Wesen der derzeit zu beachtenden modernen Theorien vorlegen und darauf eine klare, wahrheitskräftige Widerlegung bieten." Dieß alles muß natürlich in populärer, der Auffassung von Laien entsprechender Form geschehen.[1])

1) Was die beiden letzten Punkte betrifft, so genügt die verdienstvolle



Apologetik mit Kirchengeschichte in obigem Sinne soll den Religionsunterricht am Gymnasium abschließen. Es kommt ihr die Aufgabe zu, „eine Vermittlung zur richtigen Auffassung der eventuell nun naherückenden atheistischen Ideen anzubahnen“ (Sladeczek). Dazu ist die Zeit in der Klasse, welche unmittelbar der Universität vorangeht, wird sie aber auch ganz in Anspruch nehmen müssen. Möge, was in Deutschland und Oesterreich angeregt und angebahnt worden, zur Ausführung gelangen, so wird die Entwicklung des Religionsunterrichtes am Gymnasium zu einem befriedigenden Abschluß gelangt sein.

Ravensburg. A. Niedermaier.

---

Arbeit von Dr. P. Hake (Katholische Apologetik für Gymnasialprima. Freib. 1890) denselben in der ausgezeichnetsten Weise, während die sehr wünschenswerthe geschichtliche Darlegung der modernen Theorien Sache des Lehrers bleiben würde (im Zusammenhang — nach den gemachten Andeutungen, oder besser als Einleitung). Das Buch hat den seltenen Vorzug, daß es in der Stoffbehandlung für ein Lehrbuch weder zu viel, noch zu wenig enthält und bei aller Tiefe und Gründlichkeit merkwürdig klar und gemeinfaßlich ist; sehr geschickt sind die Verweisungen auf des Verfassers größeres Werk: Handbuch der allgemeinen Religionswissenschaft (Freib. Herder 1875 und 1886. Vgl. Lit. Rdsch. 1887, Nr. 12). Der Wunsch, den der österr. Episcopat 1849 ausgesprochen, daß ein Religionsbuch seine „heilsame Anregung auch über die Schule hinaus“ erstrecken solle, dürfte so seine Erfüllung finden.

XV.

## Die Katholiken in Frankreich; ihre Stellung zur Republik.

Die alte Frage wegen des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat hat in Frankreich sich jetzt zu einer Frage wegen der Stellung der Katholiken zur Republik zugespitzt. Am 12. November v. Js. hatte der Cardinal Lavigerie in Algier den Stab des Mittelmeergeschwaders und die Spitzen der Behörden zur Tafel geladen, wobei er in seinem Trinkspruch sagte: „Gegenüber der noch blutenden Vergangenheit und der stets bedrohlichen Zukunft ist uns Einigkeit höchst nothwendig; Einigkeit ist auch der höchste Wunsch der Kirche und aller ihrer Hirten. Die Einigkeit verlangt nicht, auf die Erinnerung an die Herrlichkeit der Vergangenheit, noch auf die Gefühle der Treue und Dankbarkeit zu verzichten, welche einen Jeden zieren. Aber wenn der Wille eines Volkes sich so entschieden bethätigt, wenn die Staatsform an sich, wie Leo XIII. kürzlich verkündigt hat, nicht den Grundsätzen zuwider ist, durch welche allein die christlichen und gesitteten Völker leben können; wenn, um das Land dem drohenden Abgrund zu entreißen, die Zustimmung ohne Vorbehalt zu der bestehenden Staatsform nothwendig ist, dann ist der Augenblick da, um unseren Spaltungen ein Ziel zu setzen und dem Heil des Vaterlandes alles zu opfern, was Gewissen und Ehre zu opfern erlauben. Ohne diese patriotische Hingabe ist es nicht möglich, Ordnung und Frieden zu erhalten, noch die Welt von der socialen Gefahr zu befreien, selbst nicht den Cultus zu retten, dessen Diener wir sind. Es wäre Tollheit,

die Säulen eines Gebäudes stützen zu wollen, ohne in letzteres einzutreten."

Obgleich also der hochverdiente Cardinal ausdrücklich die Rechte des Gewissens wahrt, wurde diese Erklärung sofort als eine rückhaltlose Zustimmung zur Republik ausgegeben und daraufhin alles Mögliche gefolgert. Der Cardinal sah sich daher zu weiteren Kundgebungen genöthigt. In den algierischen Blättern erschien die erste Erwiderung: „Es ist durchaus falsch, zu behaupten, der Cardinal habe auch die Zustimmung zu allen Handlungen der Republikaner angerathen, indem er den Katholiken die Unterwerfung unter die Republik empfahl. Es ist eine wahre Niedertracht, einem Bischof, der selber seit zwanzig Jahren gegen die Bedrückungen der Kirche kämpft, einen solchen Gedanken zuzumuthen. Der Cardinal hat ausschließlich nur in politischer Hinsicht der Staatsform zugestimmt, und dadurch sich verpflichtet, nichts zu thun, noch zu fördern, was gegen dieselbe gerichtet ist. In religiöser Hinsicht behält er sich das Recht vor, gegen alle feindseligen Maßnahmen zu kämpfen und alle Katholiken einzuladen, sich zu diesem Zwecke mit ihm zu verbünden."

In einem Schreiben an einen hervorragenden Katholiken beruft sich der Cardinal auf die Encykliken Immortale Dei und Sapientiae Christianae, in welchen dargelegt sei, daß die Kirche keine Staatsform grundsätzlich verwirft, sondern mit jeder auskommen kann, wenn dieselbe die kirchlichen Rechte achtet. Daneben führte der Cardinal an, der Graf von Chambord habe nicht regieren wollen, weil Frankreich nicht mehr monarchisch sei; er erinnert an den Sturz der Monarchie in Mexiko und Brasilien, an die sich in Italien vorbereitende Republik, um zu folgern, daß überall die Völker nach der Republik hinneigen. Diese Meinung des Cardinals kann falsch sein, ist indeß Nebensache. Das Wichtigste ist der Schluß des Briefes: „Die ihres Namens würdigen Katholiken werden die jetzt aufgeworfene Frage lösen durch Hinnahme der jetzigen Staatsform und Verzicht auf unnützen Widerstand, welcher ihre Anstrengungen zur Vertheidigung der Religion lähmen würde, sodann durch Herstellung einer wirksamen katholischen Einigung."

Der Kirchenfürst wünscht also, daß die Katholiken die

Frage der Staatsform hintansetzen, um sich desto rückhaltloser zur gemeinsamen Vertheidigung einigen zu können. Aber gerade dieser Hauptpunkt ist im In- und besonders auch im Auslande am wenigsten beachtet worden; selbst katholische Blätter haben falsche Folgerungen gezogen. Der Bischof von Annecy, Msgr. Isoard, welcher dem Cardinal öffentlich zustimmte, sagte doch deutlich genug: „Wir gehen ein in Eure Republik, um sie zur unsrigen zu machen. Die Katholiken sollten sich am öffentlichen Leben betheiligen nicht als Gegner der bestehenden Republik, sondern indem sie von derselben ihre Rechte verlangen. Wir wollen unseren Platz unter der Sonne. Wenn wir ihn nicht früher eingenommen, so ist es, weil viele Katholiken und Conservative glaubten, es müsse zuerst die Staatsform geändert werden."

Die Republikaner ihrerseits haben die Sache sofort trefflich verstanden, aber auch eine Antwort gegeben, die ebenfalls an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Der Senator John Lemoinne, seit vierzig Jahren Hauptmitarbeiter des „Journal des Débats", ein Mann des linken Centrums, schreibt: „Die republikanische Partei, welche die Laisirungs-Gesetze, diese nothwendige Folge der französischen Revolution, geschaffen, muß diesen Streit im kirchlichen Lager als aufmerksamer und gewarnter Zuschauer verfolgen. Bei der neuen Schwenkung und der Aenderung der Taktik handelt es sich nur darum, den Geist der Revolution mit dem Buchstaben der Republik zu schlagen. Mit dem Allen zustehenden Banner der Republik will man in das gemeinsame Haus einziehen, sich dort einrichten und festsetzen bis zu dem Augenblick, wo man uns das alte Wort wiederholen kann: Dieß Haus ist unser, Sie haben es zu räumen. Deßhalb haben wir den Senatorenwählern die Losung gegeben, diese Neurepublikaner gut zu überwachen, vor Allem aber die Schulgesetze zu wahren, welche den ersten und wichtigsten Grundsatz der französischen Revolution bethätigen: die Säkularisation." Ebenso und mit seltener Einstimmigkeit sprachen sich alle republikanischen Blätter aus: um als Republikaner anerkannt zu werden, genüge die äußere Zustimmung in keiner Weise, man müsse auch unbedingt alle republikanischen Gesetze anerkennen,

vor Allem die Gesetze der Laisirung, als den Kern alles republikanischen Wesens. Die Republik ist die Revolution, d. i. die Laisirung der Gesellschaft, die Austilgung aller christlichen Grundsätze und Spuren aus den öffentlichen Einrichtungen, Sitten und Anstalten.

Ebenso klar hat das in Angers erscheinende Blatt L'Anjou die Frage aufgefaßt: es handele sich gar nicht um die Form der Regierung an sich, nicht um irgend eine unbestimmte Republik, es handle sich vielmehr um die französische Republik, wie dieselbe ist und was sie thut, wie dieselbe stets gewesen und was sie stets gethan hat. „Die Republik ist in Frankreich nicht eine bloße Staatsform, die an sich durchaus annehmbar wäre, sondern ein Lehrbegriff, dessen Verwirklichung in der Laisirung und Säkularisation aller Gesetze und Einrichtungen besteht. Dieß ist die französische Republik von ihrem Ursprung, 1792, an gewesen; dieß würde sie 1848 geworden sein, wenn sie am Leben geblieben wäre, dieß ist sie heute im Jahre 1890. Ihre Grundsätze und Lehren sind durchaus unverträglich mit der Lehre der Kirche. Deßhalb können die Katholiken unter keinem Vorwand der französischen Republik zustimmen. Es ist ihnen untersagt, in das Haus einzutreten, wie der Cardinal Lavigerie ihnen rathet."

Man braucht nur die Geschichte nachzulesen, um die Richtigkeit dieser Ausführungen auf jeder Seite bestätigt zu finden. Wie alle gesitteten Staaten ist auch das französische Königthum hauptsächlich durch Mitwirkung der Kirche entstanden und gewachsen. Die französische Revolution war daher gegen beide gerichtet. Die Führer derselben verstanden dieß so gut, daß sie alle unter Kirche und Königthum entstandenen Einrichtungen mit Stumpf und Stiel auszurotten begannen und ihr Staatsgebäude auf ganz neuen Grundlagen zu errichten suchten. An Stelle der Kirche setzten sie die Vernunft, an Stelle des Gottesrechtes die Menschenrechte, an Stelle des Königthums die Volkssouveränität. Gesellschaftliche Sitten und Einrichtungen, die Zeiteintheilung, selbst die Sprache wurden umgestaltet. Die Kirche wurde noch schlimmer verfolgt als König, Adel und Royalisten, sie hat Blutzeugen ohne Zahl und von allen Ständen aus jener Zeit aufzuweisen.

Diesen schroffen Gegensatz zur Kirche hat die in der Republik verkörperte Revolution stets bethätigt, wenn auch nicht immer mit der Rohheit und dem Blutdurst wie 1793. Die jetzige Republik läßt zwar die Priester und die treuen Katholiken nicht auf das Blutgerüst steigen; aber sie handhabt die unblutige Guillotine mit um so größerer Meisterschaft und Verschmitztheit. Sie geht planmäßig Schritt für Schritt auf ihr Ziel los, welches Ausrottung der Kirche heißt. Es vergeht kein Jahr ohne wenigstens Ein kirchenfeindliches Gesetz, kein Tag ohne eine entsprechende That. Ein Hauptschlag war die Einführung der gottesfeindlichen Zwangsschule, die daher auch von allen Republikanern als das Palladium der Republik gehütet wird. Die Gambetta'sche Losung: „der Klerikalismus ist der Feind", ist stets maßgebend geblieben, jetzt aber überholt. Was kürzlich bei der Berathung des Brisson'schen Antrags nicht gesagt worden, aber hätte gesagt werden müssen, besteht darin, daß der Augenblick gekommen sei für den großen Kampf, bei dem nicht mehr der „Klerikalismus", sondern die Kirche als solcher der Feind ist. So sagte die „Lanterne" (9. Dec.), und kurz vorher hatte das radikale Blatt den Minister des Innern, Constans, auf die Klerikalen losgelassen. Die „Lanterne" hatte berichtet, die kraft der Märzdekrete aufgelösten Ordensgenossenschaften hätten sich neugebildet, da die Behörden nicht mehr wachten. Sofort ließ der Minister einige Kapellen aufgelöster Ordensniederlassungen wiederum schließen.

Msgr. Tregaro, Bischof von Seez, antwortete dem Cardinal ganz richtig: „Die Republik schreckt uns nicht, wenn sie unsere Rechte anerkennt; wir würden sie ohne Vorbehalt annehmen, sogar gegen ein König- oder Kaiserthum vertheidigen, welches uns dieselben verweigerte. Aber, was hat man uns bis jetzt geboten: heimliche und offene Verfolgung immerfort und keine Hoffnung, daß sie sobald aufhören wird. Die heute allmächtige jüdische Freimaurerei arbeitet mit einer größeren Gewaltthätigkeit an unserem Untergang. Die Wackersten unter uns sind in gehässigster Weise ausgetrieben und noch immer in der Verbannung. Hat man den Eltern die Freiheit gelassen, das kostbarste Erbe, den Glauben, ihren Kindern zu hinterlassen? Werden nicht jeden Tag unsere christlichen Schulen geschlossen,

selbst mit roher Gewalt, um gottlose Schulen an ihre Stelle zu setzen? Sind nicht zahlreiche ehrwürdige Priester ihrer Bezüge beraubt und an den Bettelstab gebracht worden, blos weil sie ein Recht ausgeübt, das jedem Bürger zusteht (bei den Wahlen)? Man verweigert der Kirche das Recht, die Völker zu lehren, wozu sie von Gott Befehl und Auftrag erhalten hat. Man hat Gesetze eingeführt, um die Ergänzung des Priesterstandes zu verhindern. Es würde zu weit führen, alle Verfolgungen aufzuzählen. Was bietet man uns? Nicht einmal das nackte Leben, das Recht aller Besiegten. Einer der Führer der uns beherrschenden jüdischen Freimaurerei verkündete noch vor wenigen Tagen: Die Freimaurerei ist bestimmt, Licht zu verbreiten und den Klerikalismus niederzukämpfen, den zu hassen eine heilige Pflicht ist."

Alle republikanischen Blätter stellten, wie gesagt, als erste Bedingung die Anerkennung der republikanischen, besonders der Schul- und Wehrgesetze. Der Abgeordnete Piou, Führer der sogenannten constitutionellen Rechten, welche indeß noch nicht als selbständige Partei dasteht, erklärte, auf alle monarchischen Bestrebungen verzichten und zur Republik stehen zu wollen; aber diese müsse den Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen und die Wehrfreiheit der Priester wieder herstellen, überhaupt mit den Feindseligkeiten gegen die Kirche aufhören. Dafür wiesen ihm die Republikaner die Thüre: Piou und seine Anhänger hätten bei der Rechten zu bleiben. „Man thue, was man wolle, die französische Republik ist die radikalste, kirchenfeindlichste Form der Revolution": sagt das Blatt „Anjou". Dem stimmt der radikale Abgeordnete Ranc vollkommen bei: „Zwischen dem Geist der Revolution und dem Geist der Kirche, zwischen dem Geist von 1789 und dem theokratischen Geist ist keine Aussöhnung möglich; daran werden die Versöhner von der Rechten wie von der Linken nichts ändern." Die Katholiken mögen also die Republik anerkennen, so viel sie wollen, so lange sie ihren Glauben nicht verläugnen, sind sie keine Republikaner. Auch das gewöhnliche Volk ist sich dieses Gegensatzes sehr wohl bewußt. Ein Republikaner ist in seinen Augen stets ein Kirchenfeind, und von einem kirchlich gesinnten Mann findet man es als selbstverständlich und unerläßlich, daß er kein Republikaner

sei. „Aber das ist ja gar nicht möglich, als katholischer Journalist können Sie doch nicht amtlichen Festen beiwohnen“: rief höchlich erstaunt eine Frau aus dem Volke aus, als besagter Schriftsteller ihr zufällig mittheilte, er sei gelegentlich der Weltausstellung bei mehreren solchen Festen gewesen.

„Nicht um des Vergnügens willen, keinen König zu haben, sondern hauptsächlich, um uns von der klerikalen Vormundschaft zu befreien, haben wir die Revolution gemacht“: rief die „Lanterne“ aus. Und gerade dieser unbedingte Gegensatz zur Kirche verhindert die Bildung der katholischen Partei, welche der Cardinal Lavigerie empfiehlt. Da man derselben keinen Platz in der Republik gewährt, muß sie nothwendig bei den Monarchisten bleiben. denn nur bei ihnen findet sie Unterstützung, nur mit ihnen ist für sie ein Zusammengehen möglich. Warum also überhaupt von denselben sich trennen?

Am bezeichnendsten ist dabei die Haltung der Kammer und der Regierung. Den kirchlichen Genossenschaften ist, jedesmal auf Antrag Brissons, 1880 eine Ertrag= und 1884 eine Zuwachssteuer auferlegt worden, obwohl dieselben, außer allen anderen gewöhnlichen Abgaben, seit 1848 die Steuer der Todtenhand zahlen müssen. Es wird nämlich angenommen, daß der Besitz alle zehn Jahre den Herrn wechselt, wobei jedesmal 11,25 Prozent desselben als Erb= oder Besitzwechselsteuer erhoben werden. Da bei Ordensgemeinschaften solche Besitzwechsel nicht stattfinden, hat man besagte Steuer auf zehn Jahre vertheilt und erhebt sie als Abgabe der Todtenhand. Die Ertragssteuer wurde damit gerechtfertigt, daß von dem Ertrag der Werthpapiere der Aktiengesellschaften drei (jetzt vier) Procent als Steuer erhoben werden. Die Thatsache, daß die kirchlichen Genossenschaften keinen Ertrag erzielen, auch keinen unter ihre Mitglieder vertheilen, sondern ihr Einkommen ausgeben und zu guten Werken verwenden, verschlug nichts. Da indessen bei ihnen auch kein Ertrag nachzuweisen ist, half man sich in sehr sonderbarer Weise. Der Besitz der Genossenschaften, Kapellen und Wohnungen der von ihnen verpflegten Armen und Kinder inbegriffen, wird abgeschätzt und ein Zwanzigstel der ermittelten Summe als Ertrag gerechnet und besteuert. Da Liegenschaften und Werthpapiere heutzutage keine fünf Procent einbringen, liegt darin allein schon

eine harte Ueberbesteuerung. Die Zuwachssteuer endlich (droit d'accroissement) geht von dem Grundsatz aus, daß die Mitglieder einer Genossenschaft mit gleichen Antheilen Miteigenthümer des gemeinsamen Besitzes sind, und bei ihrem Tode von den Ueberlebenden beerbt werden, deren Vermögen sich also mehre. Es ist klar, daß diese Zuwachssteuer schon längst durch die besagte Steuer der Todtenhand gedeckt ist, hier also wiederum eine offenbare Doppelbesteuerung stattfindet. Trotzdem entschied eine Abtheilung des obersten Gerichtshofes, an welchen die Genossenschaften sich in letzter Instanz gewendet hatten, daß dem nicht so sei, und die Zuwachssteuer keinem Grundsatze des bestehenden Rechtes zuwiderlaufe, die Genossenschaften hätten also zu zahlen.

Nun stellte Brisson den Antrag in der Kammer, die Genossenschaften zur Nachzahlung der durch die Berufung an die Verwaltungsgerichte und den Staatsrath versäumten Zuwachssteuer seit 1884 anzuhalten. Als derselbe, am 8. Dezember 1890, zur Verhandlung kam, begründete Piou seinen Antrag, die anerkannten Genossenschaften von der Mehrungssteuer auszunehmen, also: Diese Genossenschaften besitzen eigentlich nichts, um so weniger ihre Mitglieder, denn all ihr Vermögen, alle ihnen zugewandten Gaben und Vermächtnisse gelten dem öffentlichen, als gemeinnützig anerkannten Zweck, wegen dessen ihnen die Anerkennung, d. h. die Rechte juristischer Personen gewährt worden sind; das Vermögen haftet so sehr an diesem Zweck, daß ausdrücklich vorgesehen ist, es diesem Zwecke zu erhalten, wenn die Genossenschaft sich auflösen oder ihr die öffentliche Anerkennung entzogen werden sollte. Diese gesetzliche Beschaffenheit des Vermögens der fraglichen Genossenschaften sei bis jetzt durch alle Entscheidungen der Gerichte und der Verwaltung bestätigt worden; wie solle also eine Zuwachssteuer beim Tode eines Mitgliedes erhoben werden, welchem gesetzlich jeder Antheil an dem Vermögen aberkannt ist? Die Ausnahmesteuern, einschließlich derjenigen der Todtenhand, seien nur eine gesetzwidrige Schädigung des gemeinnützigen Zweckes, wegen dessen die Genossenschaften die öffentliche Anerkennung genießen, folglich im Widerspruch mit allen Grundsätzen der Verwaltung und des Rechtes.

Brisson hütete sich wohl, auf diese unwiderleglichen Ausführungen einzugehen; er behandelte diese einfache Rechtsfrage nicht als solche, sondern als politische Partei- und Machtfrage: „Ihr seid nicht hier als Rechtsgelehrte, um über die Anerkennung der Genossenschaften zu erkennen, sondern als Politiker, die den ihnen von den Wählern anvertrauten Schatz zu wahren haben. Ihr werdet es nicht wagen, durch eine solche Auslegung einen Rückschritt gegen die Gesetze von 1880 und 1884 zu bewirken, wodurch Eure Wähler enttäuscht und entmuthigt würden. Die Wähler wissen, daß die Erwägungen, mit denen man uns zu umgarnen sucht, in den Departementen täglich durch die Thatsachen Lügen gestraft werden; sie erwarten, daß Ihr in dieser Frage der Gleichheit (?!) der Besteuerung ebenso wenig Schwäche zeigt, wie betreffend der Wehr- und Schulgesetze; daß Ihr die Sache Eurer Vorfahren nicht preisgeben werdet, welche die Sache der Republik ist und für die Ihr bei den Wahlen eingetreten seid. Ihr habt eine Vollversammlung (sämmtlicher Linken) gehalten, und in dieser habt Ihr nur Einen Entschluß gefaßt: die Schul- und Wehrgesetze nicht antasten zu lassen. Nach den heftigen Wahlkämpfen von 1889 erinnert Ihr Euch um so lebhafter, welches der Hauptfeind ist, der auch 1876 und 1885 den Sturm gegen unsere Staatseinrichtungen angeregt hat. Es ist die Congregation, welche alle feindlichen Parteien zum Sturm auf die Republik geführt und ihr Geld im Wahlkampf eingesetzt hat. Ihr habt die Laien-Republik zu vertheidigen."

Brisson spricht damit den Grundgedanken aller Republikaner aus: die Kirche ist die Trägerin, der unverwüstliche fruchtbare Boden monarchischer Gesinnung. Deshalb stimmte ihm die gesammte Linke einmüthig und mit Begeisterung zu. Die Republikaner sehen in der Ausrottung der Kirche die unerläßliche Bürgschaft des Fortbestandes der eigenen Herrschaft. Der Antrag eines gemäßigten Republikaners, Clausel de Coussergues, wurde kaum von 50 republikanischen Stimmen unterstützt, die dann aber schnell wiederum für das unveränderte Gesetz eintraten. Im Senat trat die Regierung ebenfalls mit allem Nachdruck den Anträgen entgegen, welche die Steuer hätten mildern können. Sie versprach, selbst diese Milderungen zu bewirken, wenn die Zuwachssteuer wirklich

zu den Ungeheuerlichkeiten führen sollte, welche man auszumalen beliebt habe.

Offenbar will die Regierung mit diesem Gesetz die kirchlichen Genossenschaften in ihre Gewalt bekommen, die Zuwachssteuer als Zwangs- und Schreckmittel gebrauchen, nach dem Vorbilde des berüchtigten Falk'schen „Brodkorbgesetzes“ in Preußen. Eine Ordensgemeinde, welche mißfällt, kann mittelst dieser Steuer sofort um ihren Besitz gebracht, von Haus und Hof vertrieben werden. Den Töchtern der Barmherzigkeit (Vinzentinerinen) in Paris werden jetzt 200,000 Fr. Zuwachssteuer für 82 seit 1884 verstorbene Schwestern abverlangt. Wie versichert wird, hat die Oberin geantwortet: „Wir verweigern unbedingt jede Zahlung, weil unser Gewissen verbietet, uns am Gut der Armen zu vergreifen; denn wir haben nichts, Alles gehört den Armen. Die Regierung mag selbst das Armengut antasten.“ Es wäre zu wünschen, daß unverbrüchlich an diesem einzig richtigen Grundsatz festgehalten würde. Der Regierung würde dadurch die größte Verlegenheit erwachsen. Sie soll es einmal versuchen, ihre Steuerforderungen mittelst Zwang einzutreiben, die Wohnungen der Kranken auszuräumen, ihre Betten öffentlich zu versteigern.

Freilich, wenn es in der bisherigen Weise fortgeht, wird es dazu kommen, daß das Gesetz in seiner ganzen Schärfe angewendet und dadurch alle Ordensanstalten vernichtet werden. Letzteres ist der offenbare Zweck, das Ziel, wonach die Republikaner streben. Anfänglich wird man es mit Güte versuchen, die Orden zu bestimmen suchen, freiwillig einen kleinen Theil der Zuwachssteuer zu zahlen, wofür man das Uebrige in zweideutigen Ausdrücken stundet. Haben die Ordensgemeinschaften sich so unterworfen, dann wird allmählig die Schraube schärfer angezogen werden. Sie haben dann keinen Grund zur Weigerung, da sie die Rechtmäßigkeit der Steuer anerkannt haben. Eine solche nachträgliche Weigerung wäre eine Unbotmäßigkeit, auf deren Ahndung sich die Republikaner trefflich verstehen. Die Laien-Republik bedingt durchaus die Vernichtung aller Orden, denn diese sind Burgen der Kirche, sie ermöglichen es, 13,000 kirchliche Schulen zu unterhalten, welche den staatlichen gottesfeindlichen Schulen gegen anderthalb Millionen Kinder

entziehen. Die Durchführung der Schulgesetze, welche von allen Republikanern als Palladium der Republik ausgegeben werden, die vollständige Laisirung der Gesellschaft kann nur durch Ausrottung der Orden erreicht werden. Deshalb glaubte selbst der „Figaro", welcher seit Jahren die „Aussöhnung" befürwortete, an deren Möglichkeit jetzt verzweifeln zu müssen. Er bestätigte, daß das Ministerium, trotz des durch die Wahlen bekundeten Verlangens nach Ruhe und Frieden, sich gleich all seinen Vorgängern mittelst des klerikalen Schreckgespenstes von den Radikalen habe unterjochen lassen. „Es hat die Hand in das Zahnrad gelegt, kann nun nicht mehr zurück. Wird sein Nachfolger das Ministerium der Versöhnung sein? Dies sagen, hieße ihm im voraus den Boden entziehen."

Die gemeinsame Kirche wäre freilich der eigentliche Boden zur Aussöhnung der Parteien. Aber Frankreich hat seit zwei Jahrhunderten stets den katholischen Staaten das Beispiel der Selbstzerfleischung durch Unterdrückung der eigenen Kirche gegeben. Am 13. Dezember sagte Paul de Cassagnac in der Kammer: „Für die ideale, duldsame Republik würden wir auf dem Altar des Vaterlandes alles uns Theuere, Kaiser- und Königthum, geopfert haben. Aber unsern Glauben niemals." Die Republikaner wollen eben den Glauben ausrotten, weil sie ihn als Grundlage der monarchischen Idee ansehen, das französische Volk aber, trotz Allem, noch durchaus monarchistisch ist.

Es ist noch heute, wie es der französischste aller seiner Könige, Ludwig XIV., geschaffen, oder vielmehr wie er ihm die letzte Ausgestaltung gegeben hat. Das französische Volk versteht den Staat nur in der Verkörperung einer Person. Daher die Anhänglichkeit und Begeisterung, mit der noch so viele an dem Kaiserthum hängen, obwohl Napoleon I. und besonders Napoleon III. mehr Unheil als Segen über Frankreich gebracht haben. Thiers hat ebenfalls Frankreich unendlich geschädigt, aber er wurde fast angebetet, weil er als Präsident der Republik sich durchaus als deren unbeschränkten Gebieter aufwarf. Ebenso verdankte Gambetta all seine Erfolge nur seinem gebieterischen, über Recht und Gesetz hinausgreifenden Gebahren. Boulanger fand gerade in Paris so ungeheuren Anhang, weil er ausdrücklich die Diktatur als sein Ziel hin-

stellte. Carnot leistet der bestehenden Ordnung unendliche Dienste, indem er, besonders auch auf seinen öfteren Reisen, durchaus wie ein monarchisches Staatsoberhaupt auftritt. Er wird als solcher von allen Behörden behandelt, von der Bevölkerung gefeiert, die sich in all ihren Anliegen an ihn wendet, ganz so, als sei er ein unumschränkter Gebieter. Die jetzige Republik unterscheidet sich von der Monarchie nur dadurch, daß die Kammer das letzte Wort hat, die höchste Gewalt besitzt. Dem Buchstaben nach hat freilich der Präsident das letzte Wort; er kann die Kammer auflösen, besitzt also alle Rechte eines Monarchen, nur daß, durch die Ungeschicklichkeit der Minister Mac Mahons, die jetzigen Grundsätze die Oberhand erlangt haben. Die Republikaner beweisen durch den rasenden Haß, mit dem sie die Ausrottung der Kirche betreiben, daß sie die Wiederkehr der Monarchie besorgen, und gerade durch diesen unerbittlichen Kampf bereiten sie diese Wiederkehr vor. Anderenfalls, wenn sie ihr Ziel erreichen, würde ein Leichentuch die Stelle bezeichnen, wo ehemals die glorreiche katholische Kirche Frankreichs gewesen.

Der Papst hat nichts gegen die Reden des Cardinals Lavigerie gethan, was ganz natürlich erscheint, wenn man deren Sinn und Zweck richtig versteht. Leo XIII. hat dem Cardinal weder zugestimmt, noch ihn getadelt. Nach den bisherigen Wirkungen ist kaum zu erwarten, daß der Cardinal seinen versöhnlichen Zweck erreicht, auch schon aus dem offen eingestandenen Grunde, daß die Republikaner keine weiteren Genossen an der Staatskrippe brauchen können, da sie selbst unersättlich sind. Der Zweck aber, alle Katholiken unter Hintansetzung der politischen Parteistellung zur Vertheidigung der Kirche zu einigen, hat mehr Aussicht auf Erfolg. Uebrigens bestand bis jetzt innerhalb der Rechten stets in religiösen Fragen vollständige Einigkeit, ebenso wie die Linken, trotz aller inneren Spaltungen, stets einmüthig gegen die Kirche eintraten. Piou und Genossen hoffen keine Aussöhnung mit der jetzigen republikanischen Mehrheit, wohl aber, bei den nächsten Wahlen eine conservative Mehrheit zu erlangen, indem sie die religiöse Frage voranstellen. Bis dahin aber wird der Culturkampf trotz etwaiger Pausen unentwegt vorangehen. Es macht keinen

Unterschied, ob wir als Katholiken, Monarchisten, Bonapartisten oder Neu-Republikaner (wie die Anhänger Piou's und des Cardinals genannt werden) verfolgt werden, die Hiebe treffen immer auf dieselbe Stelle und sind ebenso empfindlich.

---

## XVI.

## Zeitläufe.

### Die Berliner Verhandlungen über das höhere und das Volksschulwesen.

Den 24. Januar 1891.

I.

Es kann sich hier selbstverständlich nur um Streiflichter und Reminiscenzen über einen Gegenstand handeln, der in allen Fach- und täglichen Preßorganen des Langen und Breiten für und wider erörtert wird. Scheinbar sind es allerdings verschiedene Fragen, die dort einerseits auf dem Verwaltungswege und durch eine freie Conferenz gelöst, andererseits aber durch die gesetzgebenden Körperschaften nach vollen vierzig Jahren entschieden werden sollen. Aber sie hängen doch auf's Engste zusammen; denn der Geist der oben einzieht, wird sich auch unten geltend machen, wie immer.

Das Schlagwort ist ausgegeben: „Jung" gegen „Alt"! Es macht sich in beiden Beziehungen bemerklich. Das preußisch-conservative Hauptorgan ist nicht mißzuverstehen, wenn es vor dieser unsere neue Zeit kennzeichnenden Nervosität seine innere Angst verräth: „Gegen die Natur sündigt man nicht ungestraft, am wenigsten zu einer Zeit, wo ohnehin Alles in Fluß und Bewegung geräth, die Pietät gegen das Ueberkommene, wie sich jeder Familienvater eingestehen muß, in

kaum glaublicher Weise schwindet, und die dämonischen Mächte, mit der ‚ganzen Bildung ihrer Zeit bewaffnet‘, von ungeheuern Mitteln materieller Art getragen, den Kampf gegen die Ideen führen, welche in vergangenen Tagen wurzeln und die Brücke zwischen ihnen und der Zukunft bilden. Eine solche Brücke aber will man eben nicht. Alles soll werden, wie es in Frankreich vor hundert Jahren geworden ist. Das Alte und das Neue erstrebt man durch einen Abgrund zu trennen, den Niemand auszufüllen vermag". [1])

Als am 4. December v. Js. die Berliner Conferenz zur Berathung der Fragen des höheren Schulwesens zusammentrat, hielt Kaiser Wilhelm II. eine in vieler Beziehung denkwürdige Eröffnungsrede. Er machte in derselben dem bestehenden höheren Schulwesen vor Allem den Vorwurf, daß es nicht „von selber das Gefecht gegen die Socialdemokratie übernommen", und nicht das Material geliefert habe, „mit dem er im Staat arbeiten könnte, um der Bewegung schneller Herr zu werden". Als vor zwölf Jahren die Attentate auf Kaiser Wilhelm I. stattfanden und allgemein der Socialdemokratie zur Last gelegt wurden, da überlegte auch er, wie der Bewegung Herr zu werden sei, und als er am 8. December 1878 die Glückwünsche der städtischen Behörden Berlins entgegennahm, da erwiderte er: „Die Hauptsache ist, wie Sie in der Adresse richtig bemerken, die Erziehung der Jugend; hier gilt es, die Augen offen zu halten. Das ist Ihre Aufgabe, die Herzen der Jugend so zu lenken, daß solche Gesinnungen nicht wieder aufwachsen. Und dabei ist das Wichtigste die Religion. Die religiöse Erziehung muß noch viel tiefer und ernster gefaßt werden. In dieser Beziehung ist auch in unserer Stadt nicht Alles gut bestellt." [2]) Es ist höchst belehrend, damit die Aeußerungen des Enkels zu vergleichen:

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 4. Januar 1891.

2) „Augsburger „Allgemeine Zeitung" vom 9. Decbr. 1878.

„Da fehlt es vor Allem an der nationalen Basis. Wir müssen als Grundlage für das Gymnasium das Deutsche nehmen; wir sollen nationale junge Deutsche erziehen, und nicht junge Griechen und Römer. Wir müssen von der Basis abgehen, die Jahrhunderte lang bestanden hat, von der alten klösterlichen Erziehung des Mittelalters, wo das Lateinische maßgebend war und ein Bischen Griechisch hinzu. Das ist nicht mehr maßgebend, wir müssen das Deutsche zur Basis machen... Ebenso möchte ich das Nationale bei uns weiter gefördert sehen in Sachen der Geschichte, der Geographie und der Sage... Warum werden unsere jungen Leute verführt? Warum tauchen denn so viele unklare, confuse Weltverbesserer auf? Weil die jungen Leute nicht wissen, wie unsere Zustände sich entwickelt haben, und daß die Wurzeln in dem Zeitalter der französischen Revolution liegen. Und darum bin ich gerade der festen Ueberzeugung, daß, wenn wir diesen Uebergang aus der französischen Revolution in das 19. Jahrhundert in einfacher, objektiver Weise in den Grundzügen den jungen Leuten klar machen, so bekommen sie ein ganz anderes Verständniß für die heutigen Fragen, wie sie bisher hatten."

Es ist nicht zu verkennen, daß der Zusammenhang dieser Sätze seine dunkeln Seiten hat. So viel ist aber klar: wo der Großvater „religiös" sagte, da sagt der Enkel „national". Im Sinne der herrschenden Classe, wie sie aus der französischen Revolution geboren wurde, liegt das allerdings, aber der socialdemokratischen Bewegung wird damit schwerlich ein Abbruch geschehen. Im Gegentheile: sie wird nur umsomehr sich über den Stillstand der „Entwicklung" aus jener Zeit der Umwälzung beklagen und verlangen, daß ihrem folgerichtigen Fortgang freie Bahn gelassen werde. Es gibt ja auch schon Gelehrte der Partei, und es ist der Mühe werth, sie nicht außer Acht zu lassen. Ein solcher Gelehrte hat schon vor Eröffnung der Berliner Conferenz zu den Fragen der Schulreform einen Beitrag geliefert, gegen den sich thatsächlich nicht viel einwenden lassen wird:

„In früheren Jahrhunderten und noch am Anfang des

unserigen wurde in den Lateinschulen das einheitliche Princip durchgeführt, den Schülern eine dem Stande der Wissenschaften entsprechende sprachliche und historische Kenntniß des Alterthums in des Wortes schönster und tiefster Bedeutung beizubringen. In der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts wurde das einheitliche Princip durchbrochen und die aus den Schrift- und Kunstwerken selbst zu gewinnende historische Kenntniß des Alterthums zurückgedrängt, um Raum zu gewinnen für Disciplinen, deren Kenntniß der moderne Zeitgeist erheischte. Aber der traditionelle Geist dieser Bildungsanstalten ließ sich nicht so leicht ändern. Der Spiritus des Alterthums ging allerdings verloren, dafür wurden aber die Sprößlinge der Bourgeoisie in die Folterkammern rein schematischer, den Geist verödender sprachlichen Uebungen gesperrt. Die Grammatik war nicht mehr die Brücke, auf der man, wie in früheren Jahrhunderten, in das Zeitalter der Griechen und Römer wanderte, sondern sie wurde Endzweck des Unterrichtes, und die Schriftwerke der Alten gelten unseren modernen Schulpascha's nur als Dokumente für die Richtigkeit ihrer sprachlichen Regeln".

„Alle diese Schulreformbewegungen kranken an dem einen Fehler, daß sie die Gegenwart, der sie die Schule anpassen wollen, in ganz falscher Beleuchtung sehen, weil sie dieselbe losgelöst von der Vergangenheit betrachten. Es ist dieß eine Errungenschaft der liberalen Geschichtsschreibung, welche in der Geschichte der Vergangenheit nur einen einzigen großen Irrthum, in dem Mittelalter nur eine einzige Nacht sieht, und die Entstehung der Vernunft und das Anbrechen des Morgenrothes in der Weltgeschichte erst in die Zeit der Reformation verlegt. Gegen den mittelalterlichen Katholizismus hat sich das Bürgerthum in eine wahre Berserkerwuth hineinphantasirt. Die Jahrhunderte langen Kämpfe des Bürgerthums mit dem Feudalismus haben in ersterem eine solche Erbitterung erzeugt, daß es für alles und jedes, was mit dem Mittelalter zusammenhängt — und was in der Gegenwart hängt nicht direkt oder indirekt mit der mittelalterlichen Vergangenheit zusammen? — das objektive Verständniß verloren hat. Seine ganze Zärtlichkeit und Liebe concentrirt es dagegen auf die Neuzeit. Diese betrachtet das Bürgerthum in eitler Classenverblendung als sein

eigenes Werk, und mit je größerer Bewunderung es sich in das gigantisch-complicirte Produktionsgetriebe der Gegenwart versenkt, umsomehr verliert es die Uebersicht über das Ganze der Gesellschaftsentwicklung, mit um so größerer Bornirtheit und Gleichgültigkeit betrachtet es die vergangenen Epochen. Diese Gleichgültigkeit macht es verständlich, daß gerade so viele in den Naturwissenschaften, der ureigensten Wissenschaft der Neuzeit, hervorragenden Männer als die energischsten Gegner jedes obligatorischen Schulunterrichtes in den alten Sprachen auftreten. Wer für die Vergangenheit nur ein mangelhaftes Verständniß hat, dem spiegelt sich auch die Gegenwart in unklarem Bilde wieder. Denn nur in der Vergangenheit ist der Schlüssel für das Verständniß der Gegenwart. Und so entbehrt auch das Bürgerthum, obwohl es gerade in der Epoche des Capitalismus seine gigantischsten Werke aufgeführt hat, jeder tieferen Einsicht in das Wesen der Neuzeit." [1])

Eben diese Schule meinte der Prinz von Preußen, spätere Kaiser Wilhelm I., als er im J. 1858 zu einer Deputation des Abgeordnetenhauses sagte: „nach seinen Wahrnehmungen, die er gegenüber dem badischen Aufstande gemacht habe, seien es die gottentfremdeten Schulmeister gewesen, die das ganze Unheil über das Land gebracht haben". [2]) Dieselbe Schule meinte auch der bekannte Dr. Rüdt, einer der offenherzigsten Führer der „Jungen" im Lager der Socialdemokratie, wenn er in einer badischen Parteiversammlung im December v. Js. seine wüthenden Ausfälle gegen Kirche und Staat mit der Erklärung bekräftigte: „Was ich hier vorbrachte, das haben mich die vom Staat gut bezahlten Professoren gelehrt, und ich ziehe nur die Consequenzen aus ihren Lehren und Grundsätzen." Die Aeußerung fiel fast gleichzeitig mit der kaiserlichen Rede bei der Schulconferenz zu Berlin; und um dieselbe Zeit machte ein radikaler Schulreformer in Paris auf das

---

1) Berliner „Volkstribüne" vom 5. April 1890.

2) Abg. Dr. P. Reichensperger in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 27. Febr. 1889.

Aergerniß aufmerksam, daß die Schüler aus den Gymnasien mit classischem Unterricht immer noch sehr eifrig die Kirche besuchten, und zwar vor Allem die Schüler der philosophischen Classe, während „die Schüler der rhetorischen und mathematischen Classen sehr wenig in die Kirche gingen." [1])

Es ist wohl nicht zufällig, daß gleichzeitig mit den Arbeiten der höheren Schulmänner der Entwurf eines Volksschulgesetzes dem Landtag zur Berathung vorliegt. Es soll Alles in Einem Guß hergestellt werden. Auch in Bezug auf die Volksschule hat schon Fürst Bismarck bei dem ersten Schritt zu einer gesetzlichen Regelung im Jahre 1872 die Losung „national" ausgegeben, und noch deutlicher hat er sich später ausgesprochen, was er eigentlich meine: daß die Schule national sei, wenn sie „preußisch" sei und „protestantisch". Am 16. April 1875 hat er im preußischen Abgeordnetenhause ausdrücklich erklärt, daß es, sobald die hinderlichen Verfassungsartikel gestrichen und die preußische Gesetzgebung durch Vervollständigung der Maigesetze gereinigt sei, an die Schule gehen werde. „Ich werde dann", sagte er, „solange mir das Leben gegeben ist, dazu beitragen, den Kampf, den aggressiv zu führen wir eine Weile genöthigt gewesen sind, demnächst nur defensiv fortzusetzen und die Aggression mehr der Schulbildung, als der Politik zu überlassen". Das hieß doch nichts Anderes als, da die katholische Kirche im Reich sich nicht „nationalisiren" lassen will, so muß ihr durch die Schule der Boden entzogen werden. Noch am 24. Januar 1887 erklärte er dem Centrum gegenüber abermals: „Ich rechne auf den Fortschritt, auf die Entwicklung und Schärfung des Urtheils durch die Schule nach ihrer vollständigen Emancipation" (von der Kirche). [1])

---

1) Pariser Correspondenz der Berliner „Kreuzzeitung" vom 30. Decbr. 1890.

2) Berliner „Germania" vom 15. März und 12. Juli 1887.

Am 18. Februar 1876 war, zur Vervollständigung des Schulaufsichtsgesetzes von 1872, die zunächst den Katholiken in's Gesicht geschleuderte Verordnung des Cultusministers Falk erschienen, nach welcher der Religionsunterricht in den Volksschulen nur im Auftrage des Staates ertheilt wird und die Kirche unmittelbar nicht einmal ihren Kindern in der Schule vorgetragene Irrlehren corrigiren darf, sondern sie muß sich an die Staatsbehörde wenden und abwarten, ob diese sich überzeugen und bereit finden läßt, Abhülfe zu schaffen. Der Zustand besteht bis heute fort, und soll nun gesetzlich festgelegt werden. Das ist auch der Zweck der neuen Vorlage. „Schulkampf" gibt es nun nahezu in allen modernen Staaten; es gibt confessionelle und confessionslose Schulen, in welchen der religiöse Unterricht ausgeschlossen ist; aber Zwangsschulen, welche keine anderen Schulen als berechtigt neben sich haben dürfen, und in diesen Staatsschulen auch der Religionsunterricht verstaatlicht: das ist nirgends versucht und denkbar als in Preußen. Hier ist es in Anbetracht des durchsichtigen Zweckes „national" und auch liberal.

Das ist der Schulkampf der preußischen Katholiken. Noch lange nach der Falk'schen Verordnung hat ein Centrums-Correspondent aus Berlin geschrieben: „Gegen den Schulzwang an sich, wornach der Staat nur den Besuch der Schule erzwingt, haben die preußischen Katholiken niemals etwas einzuwenden gehabt. Eine in den Sechsziger Jahren erschienene Broschüre des bayerischen Militärpfarrers Lukas: ‚Der Schulzwang, ein Stück moderner Tyrannei', fand einmüthige Zurückweisung in der ganzen damals den preußischen Katholiken zur Verfügung stehenden Presse."[1]) Ein paar Jahre später dachte zwar das Centrums-Blatt in Berlin an eine Modifikation dieses Schulzwangs durch nebenberechtigte „freie Schulen";[2]) aber die Schulanträge der Fraktion selbst

1) „Augsburger Postzeitung" vom 10. Juli 1883.

2) „Die reine Staatsschule steht nicht über den Parteien und Richtungen, sondern befriedigt die Einen auf Kosten der Anderen,

hielten sich streng innerhalb der Forderungen des kirchlichen Rechtes. Ihr Wortlaut selber straft die Behauptungen der liberalen Feuerreiter Lügen, daß es sich den Antragstellern um die Zerstörung des preußischen Schulsystems, um die Losreißung der Schule vom Staate, um die Unterwerfung der Schule unter die Kirche und die Unterjochung der Lehrer handle.

Der erste dieser Anträge wurde unmittelbar nach dem Erlaß der Falk'schen Februar-Verordnung von 1876 festgestellt, kam aber unter dem Tumult des Culturkampfs nicht zur Vorlage. Erst nachdem der sogenannte „Zugang zum Frieden" eröffnet war, im Jahre 1888, wurden die Anträge in der jetzigen Fassung eingebracht, kamen aber wegen der Todesfälle im Königshause abermals nicht zur Verhandlung. Endlich, Ende Februar 1889, standen sie auf der Tagesordnung des Abgeordnetenhauses.[1]) Es war ebenfalls eine Art Streit der „Alten" gegen die „Jungen". Die Anträge forderten einfach die Rückkehr zu dem Zustande, wie er rechtlich war, ehe Fürst Bismarck zu den Zwecken seiner „nationalen" Politik die Volksschule zu einem Culturkampfmittel zu machen für nothwendig hielt. Noch in der Sitzung

---

und deshalb haben fast ausnahmslos alle Verfassungsstaaten wenigstens neben der Staatsschule die Unterrichtsfreiheit. So England und seine Colonien, die Ver. Staaten von Nord-Amerika, Holland, Belgien, Dänemark, Frankreich, Italien u. s. w. Wir erstreben eine Schule, mit welcher der Staat und die verschiedenen Kirchen zufrieden sind; ist das aber nicht zu erreichen, dann verlangen wir Unterrichtsfreiheit, zunächst die freieste Handhabung des Artikels 22 der preußischen Verfassung, welcher lautet: ‚Unterricht zu ertheilen und Unterrichtsanstalten zu gründen und zu leiten, steht Jedem frei, wenn er seine sittliche, wirthschaftliche und technische Befähigung den betreffenden Staatsbehörden nachgewiesen hat'." Berliner „Germania" vom 7. September 1887.

1) S. die Sitzungsberichte in der Berliner „Germania" vom 28. Februar bis 3. März 1889.

vom 11. März v. Js., als wieder einmal die Unterdrückungsgesetze gegen die Polen zur Sprache kamen, erklärte Dr. Windthorst: „Ich bin auf allen Gebieten der Kirche, wie der Schule vollständig befriedigt, wenn Sie das Geschehene zurückthun, d. h. wenn sie den status quo ante voll und ganz herstellen; das haben wir zu wünschen, das erstreben wir, und wir werden nicht nachlassen, bis es geschehen ist.“ In der Sitzung vom 27. Februar 1889 wendete er sich von diesem Gesichtspunkte aus insbesondere gegen die protestantisch Conservativen und ihre Berufung auf den Charakter Preußens als „evangelischen Staat“:

„Den Satz, daß Preußen ein evangelischer Staat sei und von diesem Standpunkte aus die Schulangelegenheiten, insbesondere auch den Religionsunterricht der Katholiken zu beachten und zu beaufsichtigen habe, weise ich mit aller Entschiedenheit zurück. Preußen ist ein paritätischer Staat, und wenn er das aufhört zu seyn, dann wird er die Führung in Deutschland nicht behalten. Gerade dadurch, daß Friedrich Wilhelm IV. mit so großem Geschick und Takt die religiösen Angelegenheiten geordnet und dadurch in Deutschland ein allgemeines Vertrauen zu Preußen begründet hat, ist es möglich gewesen, das zu erreichen, was jetzt erreicht worden ist. Zerstören Sie das, was Friedrich Wilhelm IV. gethan, dann werden Sie sehen, was die Folgen sind. Glauben Sie denn, daß 15 Millionen Katholiken in Deutschland sich in irgend welcher Weise unter die Suprematie eines rein evangelischen Staates stellen werden? Nimmermehr! Also: Sie haben mit uns allen das große Interesse, die paritätische Stellung des Staates voll und ganz aufrecht zu erhalten. Darin ruht die Kraft Deutschlands, und ohne diese paritätische Basis wird sie untergehen.“ . . . . . „Es ist wahr, daß Friedrich Wilhelm IV. in einem Maße Gerechtigkeit gegen die katholische Kirche geübt hat, wie sie selbst katholische Fürsten manchmal nicht geübt haben. Es ist wahr, daß der verstorbene Kaiser Wilhelm die ersten Jahre seiner Regierung in gleichem Sinne gewirkt und daß er nachher, mit Betrübniß andere Wege theilweise hat genehmigen müssen. Wie der verstorbene Kaiser Friedrich III. gedacht, sehen wir ja aus seinen

Manifesten, und ich zweifle nicht, daß der jetzige Kaiser der würdige Sohn seiner würdigen Ahnen seyn wird, und daß wir unter seinem Schutz vor aller Vergewaltigung gesichert sind; nur kommt es uns darauf an, daß wir eine Gelegenheit haben und behalten, zu jeder Zeit zu den eigenen Ohren Sr. Majestät selbst unsere Klagen und Anschauungen darzulegen, und nicht immer allein durch protestantische Organe."

Der Gesammtantrag stand auf festem Rechtsgrunde. Er berief sich auf Artikel 24 der Verfassung: „Den religiösen Unterricht in der Volksschule leiten die betreffenden Religionsgesellschaften", und die Redner des Centrums hatten als lebendigen Zeugen für den Sinn der einschlägigen Bestimmungen der Verfassung den geistigen Vater derselben und deren ersten Cultusminister, Herrn von Ladenberg, in dem von ihm vorbereiteten Gesetzentwurf für sich. Ueberdieß bestimmte der Artikel 112 der Verfassung noch ausdrücklich, daß das bestehende Schulrecht in Geltung bleibe, bis ein „allgemeines Schulgesetz" erlassen seyn werde. Das soll erst jetzt geschehen. Die Gesetzgebung und Verwaltung wäre also bis heute daran gebunden gewesen, nicht Neues, das heißt nichts, was nicht schon im Jahre 1850 im Staate Preußen bestanden hat, zu statuiren, und die Antragsteller wollten weiter nichts, als dasjenige Schulrecht abgeändert wissen, welches gegen die Verfassung in den Jahren 1872 und 1876 geschaffen worden ist. Bei der Berathung des Schulaufsichtsgesetzes erklärte der Minister Falk selber noch, daß die Bestimmung des Artikels 24 „aktuelles Recht" sei, nicht kraft des Artikels, sondern weil es auch ohne den Artikel in Preußen gelte. Niemanden fiel es, wie der Abg. Windthorst bemerkte, damals ein, daß der Minister gerade aus dem neuen Schulaufsichtsgesetz sich das Recht zu dem Erlaß vom 18. Februar 1876 herausnehmen würde. Aber im Feuereifer des Culturkampfs schien eben Alles erlaubt; was kümmerte man sich noch um eine Verfassung?

Das jetzt vorliegende Gesetz soll nun für alle Zeit den

Geist und Sinn der Schulartikel in der Verfassung in's Gegentheil verkehren. Der Entwurf geht noch weiter, als bisher; er verweltlicht die ganze Schulaufsicht, schmälert die Patronate, benimmt auch den Gemeinden alle Selbstverwaltung in Schulsachen, wie der Kirche den Religionsunterricht; er zieht sogar die Schulstiftungen für die staatliche Verfügung ein. Er wäre mit Einem Worte die Krönung der Staatsallmacht im gesammten Volksschulwesen. Vielleicht würde dann auch noch die einzige Ausnahme wegfallen, auf die der Abg. P. Reichensperger vor zwei Jahren hingewiesen hat: „Auffallender Weise finde ich nirgendwo etwas davon, daß der jüdische Religionsunterricht von irgendwem behelligt werde; der ist ganz frei. Und nichtsdestoweniger hören wir doch von sehr autoritativen Sachkennern, daß in der Talmudslehre vielfach Doktrinen hervortreten und vorgetragen werden in Beziehung auf das Rechtsverhältniß zwischen Christen und Juden, welche denn doch wahrlich einer Einsicht und einer Einwirkung des Staates bedürfen könnten." Dagegen wäre der Uebertragung des Aufsichtsamtes über christliche Schulen an Juden schon nach dem Falk'schen Gesetz nichts im Wege gestanden.

Was werden nun die Parteien am Landtag thun? das ist die Frage. Die Liberalen stehen von vornherein außer Zweifel; ihnen ist an der Vorlage nur das Eine unangenehm, daß sie der confessionellen Schule günstig, der Simultanschule ungünstig ist. Aber die protestantisch Conservativen? um sie handelt es sich. Sie haben sich im Jahre 1872 standhaft gehalten, obwohl ihnen von oben nahegelegt wurde, daß sie eigentlich gar nicht mit im Spiele seien. „Bei der Berathung des Schulaufsichtsgesetzes", erzählte Dr. Windthorst vor zwei Jahren in der Kammer, „gab der Minister Falk noch allerlei beruhigende Erklärungen, also z. B. für die Protestanten, sie könnten ganz ruhig seyn, ihren Predigern würde nichts geschehen; sie würden im Großen und Ganzen das bleiben was sie waren. Wir natürlich waren das corpus vile, an-

dem das Experiment gemacht werden sollte und leider gemacht ist, obwohl damals noch mit einer gewissen wohlwollenden Miene hinzugesetzt wurde: es könnten doch vielleicht nur 20 oder 25 Geistliche in Frage kommen."

Zwar hat noch der Minister Falk selbst vier Jahre nach seinem Erlaß von 1876 denselben auch auf den protestantischen Religionsunterricht ausgedehnt; und sein Nachfolger Herr von Puttkamer hat durch neuen Erlaß auch den Protestanten gegenüber erklärt: daß der Religionsunterricht ertheilt werde von Organen, die im Auftrage des Staats allein handeln, (den Lehrern); daß diese Organe berufen würden nur vom Staat, und daß sie entfernt werden könnten allein vom Staat zu jeder Zeit; daß die Zulassung der Geistlichen zur Mitarbeit in der Schule allein geschehe durch Zulassung des Staats, und daß er sie auch jeder Zeit wieder hinausweisen könne; daß man in Gemäßheit dieser Befugnisse auch nur diejenigen Bücher und Katechismen gebrauchen dürfe, welche der Staat vorschreibe oder zulasse. Scheinbar war das höchst paritätisch, die Praxis aber sehr ungleich. Den „Predigern" ist in der That „nichts geschehen", während überdieß noch Hunderte von Protestanten an die Stelle der aus der niedern und höhern Schulaufsicht verdrängten katholischen Geistlichen traten. In der Sitzung vom 27. Februar 1889 sagte der jetzige Cultusminister selber: „Als Herr von Puttkamer und ich die Regelung dieser einigermaßen verworrenen Verhältnisse übernahmen, waren mehr als 2000 katholische Geistliche von der Leitung und Ertheilung des Unterrichts ausgeschlossen; heute sind es nur noch 190, und wenn wir die Provinz Posen abziehen, nur noch 50".

Bei den Verhandlungen von 1889 waren die protestantisch Conservativen schon nicht mehr zu haben. Sie hatten sich n die damals grundsätzlich bekämpfte Entwicklung seit 1872 hineingefunden. Sie fanden dieselbe jetzt nicht nur unschädlich, ja eher vortheilhaft für ihr protestantisches Interesse, sondern

sogar nothwendig und naturgemäß für den „evangelischen Staat Preußen“. Der Antrag des Centrums kam ihnen jetzt ungefähr so vor, wie dem liberalen Abg. Fabrikbesitzer von Eynern, als er in einer Parteiversammlung ausrief: „Werde dieser Antrag angenommen, so bleibe den Hohenzollern nichts übrig, als vom Throne herabzusteigen!“ Vergebens erinnerte der Abg. Windthorst an die Möglichkeit, daß einmal eine protestantische Richtung im Cultusministerium Meister werden könnte, die den conservativen Herren ebenso feindlich gesinnt seyn würde, wie die bisherige den Katholiken. Ueberdieß ist jetzt auch noch die neue Jesuitenhetze dazwischen gekommen, und erschwert den conservativen Protestanten im Landtag zweifellos die Rückkehr zu der grundsätzlichen Stellung von 1872. Immerhin werden sie sich doch nicht ganz leicht thun im entscheidenden Moment, und man darf überhaupt gespannt seyn auf den Ausfall der Schlacht.

## XVII.

## Baumgartners Fahrten durch Skandinavien.[1])

Ein Werk von Alexander Baumgartner zur Anzeige zu bringen, gehört zu den angenehmen Aufgaben eines Bericht-erstatters. Der geistvolle Verfasser hat uns längst daran gewöhnt, daß wir jedes neue Reisebuch mit freudiger Erwartung in die Hand nehmen, zum vorhinein sicher, daß die verschiedenartigsten Interessen der Leser in gleichzeitig belehrender und

1) Durch Skandinavien nach St. Petersburg. Von Alexander Baumgartner S. J. Mit einem Titelbild, 80 in den Text gedruckten Abbildungen und 22 Tonbildern. Freiburg, Herder. 1890. 352 S. (9 M.)

unterhaltender, Geist und Phantasie wie Gemüth ansprechender Weise dabei ihre Befriedigung finden. An die prächtigen Reisebilder aus Schottland und aus Island schließt sich das neue Werk als Fortsetzung abrundend, nach Gehalt und Darstellung ebenbürtig an. Mit dem kundigen Auge des weitgereisten Mannes, dem Erfahrung und ein durch vergleichende Beobachtung geübter Scharfblick zu Gebote steht, verbindet sich wieder jener unbefangene Sinn, der alle Erscheinungen ohne Voreingenommenheit auffaßt, mit edler Billigkeit und echt historischem Verständniß zu würdigen sich bestrebt. Wieder ist es der frische Ton, die wohlig anmuthende Stimmung eines für die neuen Eindrücke warmherzig offenen, die Beschwerden und Hindernisse mit guter Laune überwindenden Reisenden, was diesen Skizzen von Land und Leuten einen besonderen Reiz verleiht. Der Führung eines solchen Erzählers mag man sich gerne anvertrauen und ihm zuversichtlich folgen durch die grandiose Berg-, Fjord- und Seenwelt der skandinavischen Länder, die uns durch die Beigabe zahlreicher Illustrationen auch bildlich veranschaulicht wird.

Gleich die alte Hansestadt Bergen, von wo der Reisende seine Fahrt nach Norden beginnt, mit ihrer Geschichte — Blüthe und Verfall der Hansa — füllt ein lesenswerthes Kapitel. Der Charakter des heutigen Bergen ist der einer rührigen, reichen, lebhaft aufblühenden Handelsstadt, die übrigens auch Werth darauf legt, eine Anzahl gefeierter Vertreter der neueren nordischen Kunst und Literatur unter ihren Söhnen zu zählen: darunter die Dichter Holberg und Welhaven, den Maler Dahl und den Musiker Ole Bull. Auch die neue katholische Kirche, aus Missionsalmosen in romanischem Stil erbaut gereicht der Stadt zur Zierde. Sie verdankt ihren Ursprung einem norwegischen Convertiten, einem Bürger der Stadt, der als Kaufmann in Italien katholisch geworden und in den Barnabitenorden eingetreten war, und nun als P. Joh. Daniel Stub den Missionsposten in Bergen versieht.

Eine Fahrt an den Hardangerfjord versetzt die beiden Reisenden — auch P. v. Geyr befindet sich wieder in der Gesellschaft — in eine See- und Gebirgsscenerie, die an die Großartigkeit des Vierwaldstättersees erinnert. „Bergen gehört

noch mit zu dem wunderherrlichen Fjord; es ist die Hauptstadt, der Hardanger aber die Campagna dieses nordischen Neapels" (S. 44). Aber kein Arm des vielgezackten Hardanger erreicht den Landschaftszauber des mehr nördlich gelegenen, ausgesucht malerischen Naeröf-Fjords bei Gudvangen, einer Partie des durch seine gigantischen Felsmassen ausgezeichneten Sogne-Fjords. „Dieser Fjord ist ohne Uebertreibung die Perle in Norwegens Schönheitskrone, erhaben und lieblich zugleich, die großartigste Vereinigung von Meer und Hochgebirge" (52). Der Sognefjord ist der Schauplatz der Frithjofsage. Ein weiteres Kapitel schildert die Fahrt an den Jostedals-Gletscher, das größte Eisfeld von Norwegen und Europa überhaupt, von den zwei Meeresarmen des Sognefjord und Nordfjord umschlossen (S. 65 ff.). Endlos ist überhaupt die Zahl und unerschöpflich die Romantik dieser gewaltigen Fjorde, wo Meer und Gebirge in verblüffender Mannigfaltigkeit der Formen ineinander greifen und die Wildheit, Kraft und Größe der alten Sagen gleichsam in der Natur selbst verkörpern. Gerade in diesem Beieinandersein von Meer und Hochgebirge ruht der außergewöhnliche Zauber dieser nordischen Fahrten, und dem Schweizersohne drängt sich ein Eindruck immer wieder auf: es sei, als ob man mitten „auf dem Meere in die wildesten Felsenthäler der Schweiz hineinführe" (104).

An der norwegischen Westküste entlang geht es nach Throndhjem, dem einstigen ehrwürdigen Primatialsitze des Landes, der Stadt des hl. Olaf. Throndhjem (das alte Nidaros) an der Mündung des Nid, dem der Golfstrom immer warmes Wasser zuführt und dadurch ein milderes Klima bereitet, ist Norwegens geschichtliche Hauptstadt; es war der Sitz des Metropoliten, der einst die Könige am Silberschreine des Martyr-Königs Olaf salbte, es war der große Mittelpunkt religiöser und sittlicher, wissenschaftlicher und künstlerischer Cultur für das ganze Reich und nicht zum Schaden der politischen und nationalen Entwicklung. Denn „eine so glänzende Zeit hat Norwegen seither nicht wieder geschaut, wie damals, da König und Erzbischof friedlich in Nidaros zusammen wohnten, und die Stadt einer der bedeutendsten Metropolitansitze der katholischen Welt war — das Rom des Nordens" (S. 122).

Heute ist bekanntlich der politische Schwerpunkt nach der Südküste verlegt und Christiania die Hauptstadt Norwegens, das seit der Union vom 20. Okt. 1814 mit Schweden verbunden ist. Auch hier verweilte der Reisende lange genug, um dieser Stadt und ihren Umgebungen eine eingehende Schilderung widmen zu können. Die originelle Stavekirche von Gol nebst einem nach Oskarhall verpflanzten alten Bauernhaus gibt Anlaß zu einer näheren Beschreibung der volksthümlichen Baukunst in Norwegen, der Holzarchitektur (208 ff.). Ein Ausflug an den Mjösensee führt dann tiefer in das innere Norwegen hinein, namentlich in die Hochgebirgsnatur von Jötunheim. Diese Welt schneebedeckter Felsriesen und Gipfel, in der Zeit der Edda der Wohnsitz jener feindlichen Giganten, deren Fürst dem Thor den Hammer stahl, die dafür aber allesammt mit demselben Hammer zerschmettert wurden — eine treffliche Personifikation der finsteren Naturgewalten, welche in Frost und Reif gehüllt jedes freudige Leben bedrohen — diese von Reifriesen beherrschte nordische Alpenwelt läßt der Verfasser durch eine königliche Feder zeichnen, durch die begeisterte Schilderung König Oskars II. nämlich, der, wie bekannt, Schriftsteller und Dichter ist.

Die altnordische Sage und Dichtung drängt sich bei solchen Wanderungen naturgemäß auf, und so sind es neben den landschaftlichen Eindrücken und den Eigenthümlichkeiten des heutigen Culturlebens vorzugsweise wieder die geschichtlichen, religiösen und literarhistorischen Momente, welche die Aufmerksamkeit des Reisenden beschäftigen. Wie könnte auch ein Sohn der Kirche, ein Ordensmann an den geschichtlichen Hauptstätten und Culturherden dieser nordischen Reiche verweilen, ohne den Erinnerungen der katholischen Vorzeit ein liebevolles Augenmerk zu schenken? Und wahrlich, es sind erquickende Licht- und Ruhepunkte, bei denen man gerne einhält, wie sie denn auch über diese Landschaften einen poesievollen Schimmer verbreiten. Diese katholischen Erinnerungen und Beziehungen sind es, welche, wie der Verfasser einmal treffend bemerkt, die mehr oder weniger prosaische Gegenwart noch mit der Vergangenheit verknüpfen und die man eigentlich katholische Familienbeziehungen nennen könnte. „Nur die katholische Kirche hat solche durch die ganze Welt und durch alle Zeiten hinauf, die große Zeitgenossin des

Neuen und Werdenden, wie des Entschwundenen und Alten." — Im Chor des Domes zu Throndhjem ruhte einst Norwegens größter Schatz, der Reliquienschrein Olafs des Königs. „Da war es, wo Tausende frommer Pilger Rettung suchten und fanden, wo das ganze Volk von Norwegen, König, Ritter und Bauern, einst dieselbe Andacht und Liebe vereinigte. Es ist eine heilige, ehrwürdige Stätte, die man nicht ohne Ehrfurcht betreten kann." Der bilderstümerischer Geist einer späteren Zeit hat dafür gesorgt, daß heute dem Heiligthum der Heilige fehlt und auch der Schrein mit den ehrwürdigen Reliquien verschwunden ist. Doch erinnert die pietätvolle Restauration im Dom daran, daß jener zerstörende Geist ausgetobt hat, und daß „die Neuzeit fast mit einer gewissen Wehmuth und Reue die alte Pracht zurückwünscht". Solchen Gefühlen hat noch im Jahre 1882 der Dichter A. Munch in einem größeren warmen Gedichte Ausdruck verliehen, das (S. 135) in Uebersetzung mitgetheilt ist.

In der ehemaligen Metropole, die übrigens gegenwärtig nur mehr die dritte Stadt des Reiches (nach Christiania und Bergen) ist, hat sich eine katholische Missionsgemeinde gebildet, freilich noch recht klein, von einem französischen Geistlichen pastorirt. Mit der Station ist ein kleines Missionsseminar verbunden, in welchem zur Zeit von Baumgartners Anwesenheit sechs Seminaristen, vier Franzosen, ein Elsässer und Norweger, unter zwei Professoren Theologie studirten, um sich dann der Mission von Norwegen zu widmen. Weitere Missionsstationen finden sich im nördlichen Theile zu Altengaard, von wo aus die wenigen Katholiken in Finnmarken unter den schwierigsten Verhältnissen pastorirt werden, sowie zu Hammerfest und Tromsö. Beide letztgenannten Stationen besitzen gegenwärtig ihre schöne Missionskapelle, ihr Priesterhaus und ihre Schule, welch letztere auch das Vertrauen der Protestanten genießt und stark von deren Kindern besucht wird. Ja in Hammerfest hat der deutsche Missionär Clemens Hagemann, nunmehr Pfarrer in Christiania, sogar ein Krankenhaus gegründet, das von den grauen Schwestern aus Neisse geleitet wird und der Mission den Dank und die Anerkennung der protestantischen Bevölkerung in hohem Grade gewonnen hat (162).

Auch in Christiania erhebt sich eine katholische Kirche, die in gothischem Stil erbaute St. Olafskirche in der Olafsgade, nebst einem dahinterstehenden Missionshaus, der Wohnung des apostolischen Präfekten und einer Schule. Französische Schwestern, die eine Mädchenschule leiten, versehen zugleich ein kleines Spital. Wie anderswo findet auch hier das charitative Wirken ein freundliches und meist dankbares Entgegenkommen. Erfreulich für den Deutschen wirkt die Notiz, daß der schönste Schmuck der alten Hauptkirche in Christiania auf dem großen Markt („Vor Frelsers Kirke"), ein Altarblatt „Christus auf Gethsemane", ein Werk des frommen und sinnigen Altmeisters Ed. von Steinle aus dem Jahre 1858 ist. „Mit ihm hat die katholische Kunst nach mehr als 300jähriger Trennung ihren abermaligen Einzug in Norwegen gehalten."

Von Throndhjem aus führt eine Eisenbahn quer durch Norwegen an die schwedische Grenze, welche bei Storlien in Jemtland überschritten wird. Diesen Weg wählte P. Baumgartner, um in das skandinavische Nachbarreich und nach dessen Hauptstadt Stockholm zu gelangen. Nach einem mehrtägigen Aufenthalt am Storsjö, d. i. großen See, wo die Reisenden noch ein Stück altpatriarchalischer Gastfreundschaft rührendster Art erleben, ging es in ununterbrochener winterlicher Fahrt südwärts nach der herrlichen schwedischen Königsstadt. Die Beschreibung ihrer eigenthümlich insularen Lage zeigt uns den weitgereisten Schilderer. Stockholm „ist nicht in's Wasser selbst gebaut, wie Venedig; es ruht nicht auf Dünensand, wie Amsterdam; es entwickelt sich nicht an einem großen Strom, wie London und Petersburg; es ist auch keine bloße Meerstadt, wie Lissabon, Genua und Neapel. Zwischen Meer und Binnensee, zwischen Tausenden von Eilanden erhebt es sich auf Inseln und Vorgebirgen, auf granitnem Felsengrunde, von der Natur selbst mit dem Zauber einer Inselstadt ausgezeichnet und als Warte für Meer, See und Land hingestellt. Das Meer ist in seiner Nähe schon zum ruhigen, breiten Strom geworden, der See erweitert sich bald zum vielarmigen, inselreichen Fjord. Waldgekrönte Felshügel umsäumen das malerische Labyrinth der hundert sich kreuzenden Wasserstraßen, und an dem engsten Kreuzungspunkte hat menschlicher Fleiß eine Stadt hingebaut, die durch den Glanz ihrer Paläste und Denkmäler mit den prächtigsten Städten der Neuzeit sich messen kann" (307).

Eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges in der Hauptstadt ist das Nationalmuseum, eine Vereinigung von Glyptothek, Pinakothek und historischem Museum. An Kirchen besitzt Stockholm nichts, was sich mit den altersgrauen Domen von Throndhjem, Lund und Upsala vergleichen ließe. Diese drei Städte waren

eben einst die großen kirchlichen Mittelpunkte der Halbinsel, Stockholm nur königliche Residenz. Den Bau einer neueren katholischen Kirche, der ersten, welche seit der Glaubenstrennung in Schweden erbaut wurde (1837), verdanken die Katholiken der Residenz der Königin Josephine, Herzogin von Leuchtenberg. Und ihr Aumonier Lorenz Studach, der dieser edlen Fürstin aus München nach Stockholm gefolgt, ward der Neubegründer des katholischen Lebens in Schweden und Norwegen als apostolischer Vikar (318).

Auch in Göteborg, der zweiten Stadt von Schweden, der dritten von Skandinavien, der Stadt Gustav Adolfs, dessen in München gegossenes Denkmal hier auf dem Hauptplatze steht, haben die Katholiken ein kleines nettes Kirchlein sich gebaut, und dazu eine von französischen Schwestern geleitete Kinderschule.

In Upsala galt der erste Gang des gelehrten Wanderers der Bibliothek und dem berühmten Codex aureus, den die Schweden am Schluß des 30jährigen Krieges aus Prag entführt haben. Ein schönes Blatt der Erinnerung aber, und zwar aus den Forschungen ehrlicher Schweden der Gegenwart gepflückt, ist dem Gründer der Hochschule (1477), dem katholischen Erzbischof Jakob Ulfsson gewidmet, der als unermüdlicher Förderer von Kunst und Wissenschaft und überhaupt als ein geistig hoch über seiner Zeit stehender Mann sich um die höhere Bildung seines Landes unvergängliche Verdienste erworben hat. Auch schwedische Gelehrte lassen ihm heute Anerkennung widerfahren; sein bestes Denkmal aber bleibt die Universität Ein Katholik kann sich deshalb, wie Baumgartner bemerkt, in der schwedischen Universitäts- und Bischofsstadt ebensowenig ganz fremd fühlen, wie in Oxford oder Cambridge (343).

Schweden ist das Land der großen Seen, von denen vier größer sind als der Bodensee. Ein Ausflug an den Wettersee gibt dem Reisenden Anlaß zu einem kleinen Excurs über eine der ehrwürdigsten Stätten des nordischen Reiches, Vadstena. Dieses kleine Städtchen war es ja, wo die große Ordensstifterin und Zeitgenossin Dantes, die schwedische Fürstentochter Birgitta, das Stammkloster des Birgittenordens (1346) gegründet, von dem eine für die religiöse Bildung und Literatur Schwedens so mächtige Anregung ausging, die dann von dort aus immer weitere Kreise gezogen hat.[1]) Schon am Ausgang des 14. Jahrhunderts breitete sich der Orden nach den übrigen Ländern des Nordens aus, und im folgenden Jahrhundert rief er auch in Deutschland eine Anzahl Niederlassungen ins

1) Wir benützen diese Gelegenheit, um auf die neue Schrift: „Leben der hl. Birgitta von Schweden“ von Bettina Ringseis (Regensb. 1890) aufmerksam zu machen — eine fleißige, schöne Arbeit nach gedruckten und ungedruckten Vorlagen.

Leben, von denen heute noch eine einzige, das Kloster Altomünster in Bayern, besteht.

Ueber den culturgeschichtlichen Erinnerungen der Vergangenheit wird die literarische Bewegung der Gegenwart keineswegs übersehen oder unterschätzt. Der in der Weltliteratur bewanderte Verfasser hat sich auch mit der skandinavischen Wissenschaft, Kunst und Poesie vertraut gemacht und läßt den Vertretern derselben in Norwegen und Schweden ihre Würdigung angedeihen. Von den bedeutendsten Dichtern, wie Björnson, H. Ibsen, Joh. Seb. Welhaven, Andreas Munch, Esaias Tegnér ꝛc. werden charakteristische Proben eingeflochten, welche dem Buche ebenso wie die Illustrationen zur Bereicherung und dem Reiseberichte zur erwünschten Abwechslung dienen. Insbesondere dem Dichter der Frithjofsage, dessen freundliche Erscheinung auch im Bilde sich präsentirt, namentlich seinen gedankenreichen Oden, Hymnen und Festgesängen hat Baumgartner alle Ehre angethan.

Auf finnischem Boden, den der Reisende von den Alandsinseln aus betritt, ist es das merkwürdige Volksepos Kalevala, das die eingehende Beachtung des Literaturfreundes in Anspruch nimmt. Mit der Sammlung dieser alten Lieder, von Elias Lönnrot begonnen, von der finnischen Sprachgesellschaft 1835 vollendet, hängt die Wiedererweckung der finnischen Literatur zusammen; der berühmteste unter Finnlands neueren Poeten ist Ludwig Runeberg (1804—1877), von dem einige charakteristische Lieder mitgetheilt werden.

Ueber Helsingfors, der starkbefestigten Haupt- und Universitätsstadt Finnlands, das seit 1809 von Schweden an Rußland abgetreten ist, ging die Fahrt weiter ins russische Reich. Das Endziel war die Czarenstadt Petersburg, von deren Charakter, Sehenswürdigkeiten und Umgebungen wir ein übersichtliches Bild erhalten. Auf der Rückreise wird noch Reval berührt und besichtigt, und mit der Schilderung dieser an eine alte deutsche Reichsstadt gemahnenden Hauptstadt der Ostseeprovinzen schließt das Buch, das, wie man schon aus diesen Andeutungen erkennt, alle Eigenschaften besitzt, dem Leser von der Schönheit der nordischen Natur, von den Sitten und Eigenthümlichkeiten der Volksstämme, von den Schätzen und Bauten des Landes, von dem Reichthum des skandinavischen Geisteslebens eine lebhafte und eindrückliche Vorstellung zu erwecken, zugleich aber in mannigfachen Zügen die Erinnerung an die Verwandtschaft der skandinavischen Völker mit dem deutschen wirksam und wohlthätig aufzufrischen.

---

# XVIII.

## Liturgische Studien.

Seit 5—6 Jahrzehnten ist Hand in Hand mit der kirchengeschichtlichen Forschung auch die liturgische zu neuem Leben erwacht. Es galt hier vor Allem, die großen Leistungen des 17. und 18. Jahrhunderts wieder in Erinnerung zu rufen und den Geist, der in den kirchlichen Liturgien seinen Ausdruck gefunden hatte, der Aufklärungstheologie aber mehr oder minder abhanden gekommen war, wieder aufzufrischen und dem Verständnisse zu erschließen. Wie auf dem Gebiete der klassischen Sprach- und Alterthumskunde sollte auch hier Quellen- und Texteskritik und grammatisch-historische Exegese dazu dienen, den Geist der liturgischen Schriftwerke wieder aufzuwecken und neu zu gebären. Es war dieses zum Theile kein geringeres Werk als die Entzifferung der dem Verständniß entschwundenen alten Runenschriften, Keilschriften und Hieroglyphen. Es entstand die Aufgabe, den durch die großen Forscher des 17. und 18. Jahrhunderts erschlossenen Born der mannigfaltigen Liturgie des Morgen- und Abendlandes wieder zu eröffnen, durch neue Quellenfunde zu bereichern, die geschichtliche Entwicklung derselben zu verfolgen und auf dem Wege eines vergleichenden Studiums neues Licht zu gewinnen für die Erklärung der einzelnen Liturgien, insbesondere der im Abendlande allmälig zur Alleinherrschaft gekommenen römischen Liturgie, und durch Herausstellung ihres geschichtlichen Literalsinnes eine feste Grundlage zu erzielen für eine symbolisch-mystische und ascetisch-erbauliche Deutung und Verwerthung derselben.

Die Fortschritte, welche in dieser Beziehung geschehen sind, lassen sich wohl am übersichtlichsten aus der „allgemeinen Liturgik" von V. Thalhofer ersehen. Ihr hat sich neuestens als erste Abtheilung der speciellen Liturgik eine eingehende Erörterung der Liturgie des eucharistischen Opfers angeschlossen. Sie reiht sich in würdiger Weise den verdienstvollen Arbeiten an, welche katholischer Seits auf dem einschlägigen Gebiete von Kößing, Probst, Hoppe, Bickell, Gihr u. A. seit einem halben Jahrhundert veröffentlicht worden sind. Sie verbreitet sich zuerst über Wesen und centrale Stellung des eucharistischen Opfers, über die Früchte seiner Darbringung und deren Zuwendung, und geht alsdann über zu einer detaillirten Erklärung der jetzigen römischen Meßopferliturgie in deren drei Hauptheilen: der Katechumenenmesse, dem Opfer und Opfer-

mahle. Diese Haupttheile und die verschiedenen Momente, worin sie zum Vollzuge kommen, werden vor Allem ihrer geschichtlichen Entwicklung nach in's Auge gefaßt und zu deren weiterer Beleuchtug nicht bloß aus den Sacramentarien und dem Antiphonarium der alten römischen Kirche, den mittelalterlichen Ordines Romani und den römischen Missalien, sondern auch aus den anderweitigen abendländischen und morgenländischen Liturgien, den Vätern, Concilien, den Entscheidungen des päpstlichen Stuhles und der päpstlichen Congregationen und den liturgischen Schriftstellern der älteren und neueren Zeit ein reiches Material angezogen und kritisch zur Verwerthung gebracht.

An die auf solche Weise gewonnene historisch-grammatische Erklärung der verschiedenen, in Betracht kommenden liturgischen Gebete und Handlungen schließt sich naturgemäß stets an die symbolisch-mystische Deutung derselben, wie sie vorherrschend im Mittelalter zur Anwendung gekommen war mit Hindeutung auf den fruchtbaren Gebrauch, welcher von ihnen in ascetischer Hinsicht für die Förderung des geistigen und geistlichen Lebens gemacht werden kann. Hier überall werden bedeutsame Fingerzeige geboten, wie die liturgischen Studien innerhalb der Schule eine segenbringende Wirksamkeit gewinnen können und über die Schule hinaus. Innerhalb der Schule können sie eine solche dadurch gewinnen, daß sie vor Allem auf eine geschichtliche Grundlage gestellt werden, um ein Verständniß des Sinnes herbeizuführen, welchen die Kirche den verschiedenen Gebeten und Handlungen der Opferliturgie unterlegt wissen will, und im Anschluß hieran in den tieferliegenden mystischen Sinn derselben einzuführen und auch Stoff und Anregung zu bieten für beschauliche Betrachtung. Kraft einer solchen Methode wird einerseits einer Behandlung vorgebeugt, die sich ausschließlich auf historisch-grammatische Erörterungen einbannt, das Gemüth aber kalt und leer läßt, und andererseits einer Behandlung, die ihre Erklärungen in erster Linie nicht aus geschichtlichen Quellen, sondern aus eigenem Fonde schöpft und nur zu leicht in subjektivistische Willkürlichkeiten und Spielereien sich verliert. Kraft einer solchen Methode wird der Schule auch eine segenbringende Wirksamkeit gesichert über die Schule hinaus, indem ein Impuls ertheilt wird zu weitergehenden liturgischen Studien und zur Abhaltung liturgischer Vorträge, welche stets auf fruchtbaren Boden fallen, wenn sie dem Volke mundgerecht gemacht werden, und ein Impuls zugleich zu einer dem eigenen und fremden Heilsinteresse dienstlichen Versenkung in die liturgischen Besitzthümer und Reichthümer der Kirche. Al. Sch.

## XIX.

# Ein protestantischer Theolog Norwegens über die katholische Kirche.

(Schluß.)

## V.

Im Folgenden leidet die Klarheit und Bestimmtheit bedeutend durch das Festhalten an den halt- und gestaltlosen protestantischen Glaubensprincipien; nichtsdestoweniger finden sich auch hier für Protestanten sehr beherzigenswerthe Aussprüche. Im Anschluß an P. Scheers Vortrag über „Schrift und Tradition", den Dr. Tonning für den klarsten und ansprechendsten von allen hält, meint er als Protestant „die Tradition nicht mit der Bibel auf gleiche Stufe stellen zu können, sei es als Quelle für die christliche Erkenntniß oder als Norm für das christliche Leben". Andererseits bestrebt er sich, einen doppelten Irrthum seiner Glaubensgenossen zu beseitigen: 1) daß Luther der erste Bibelübersetzer gewesen, ein Irrthum, der auch in der sehr gebildeten Laienwelt ganz allgemein sei. Die katholische Kirche billige und befördere das Bibellesen, beanspruche für sich nur eine Bewachung und Regelung desselben gemäß 2. Petr. 3, 16.: 2) daß die Schrift allein genüge. „Die Schrift kann so wenig die Kirche entbehren, wie die Kirche die Schrift." (Letzteres ist freilich falsch, das Erstere beweist er schlagend.) „Man hat gemeint und meint zum Theil noch, daß die Schrift in Jedermanns Hand genüge, um die Kirche

zu retten und als Gesellschaft zusammenzuhalten. Aber gibt es etwas, das die Geschichte vollkommen klar bewiesen hat, so ist es dieses, daß der Gedanke eine Illusion ist. Denn was beweist die Geschichte unserer Kirchengemeinschaft? Auf der einen Seite, daß wir jenem Ziele: ‚die Bibel in Jedermanns Hand‘ ziemlich nahe gekommen sind. Auf der anderen Seite, daß nicht allein der Abfall vom christlichen Glauben wächst, sondern auch daß die Unklarheit, der Individualismus, der Streit und Zwiespalt in beunruhigendem Maße zunehmen. Diese Thatsache zeigt klar an, daß die Kirche durch eine allseitige Ausbreitung der Bibel nicht gerettet werden kann, daß wir noch eines anderen bedürfen außer der der Privatauffassung des Einzelnen überlassenen Bibel, daß wir eines Kirchenprincips bedürfen, das viel stärker ist als dasjenige, welches faktisch existirt. Dieses hat eine so schwache Gesundheit, daß es nahe daran ist, mit Tod abzugehen. Und was dann? Wenn die Kirche als ‚Grundveste der Wahrheit‘ uns unter den Füßen fortgezogen ist, was dann? Ja, dann schweben wir in der Luft mit unseren Illusionen.“

Wenn aber der geehrte Herr aus diesen Reflexionen den Schluß zieht: „Es hat uns ein genügend starkes Kirchenprincip als nothwendiges Correlat des Schriftprincips gefehlt“, so können wir doch nicht anders schließen, als daß er hier „mit seinen Illusionen in der Luft schwebt“. Wo ist denn das Kirchenprincip, das neben (oder auch vielleicht über?) dem Schriftprincip gelten soll? Wer soll der Träger sein? Etwa ein norwegisches, preußisches oder englisches Consistorium? Oder ein aus allen Nationen zusammengesetztes Consistorium, damit doch auch die Universalität der Kirche zum Ausdruck käme? Wo aber wäre dann das Princip der Einheit für ein derartiges Consistorium? Auf welches Fundament sollte es seine Auktorität gründen? u. s. w. u. s. w. Hier ist eine Kluft zwischen dem frommen Wunsche und der Erfüllung, die mit reformatorischen Glaubensprincipien nicht

überbrückt werden kann. Dr. Tonning meint: „das Vertrauen auf die Kirche verlangt eine gewisse Pietät für das kirchlich Ueberlieferte, für das Alte, für das Bewährte". Aber ist es nicht inconsequent, wenn er ein derartiges Vertrauen für die Kirchen der Reformation verlangt, nachdem man der Kirche das Vertrauen versagt, die nach seiner eigenen Aussage „ihre Ueberlieferungen nie verletzt, sondern mit der äußersten Pietät vom ersten Tage des Christenthums an bewahrt hat?"

Bemerkenswerth aber für Protestanten ist hier noch die Aufrichtigkeit, womit Dr. Tonning für die katholische Uebersetzung von 1. Tim. 3, 15 columna et firmamentum veritatis „Säule und Grundveste der Wahrheit" eintritt. Bekanntlich haben die protestantischen Theologen verschiedentliche Verdrehungen dieser Stelle vorgenommen, um die Beweiskraft derselben abzuschwächen. Der ehrliche Norweger dagegen meint, es hieße „den Worten des Apostels Gewalt anthun, um einen anderen Gedanken heraus zu bekommen", es hieße „brechen mit der ehrwürdigen, beinahe einstimmigen Tradition der Kirche aller Zeiten, um eine Auffassung anzunehmen, die das widerliche Merkmal voreingenommener Parteiexegese an ihrer Stirne trägt". In einer Anmerkung spricht er den berechtigten Wunsch aus, daß die bevorstehende neue Bibelübersetzung „von diesem entstellenden Makel verschont bleiben möge".

Merkwürdig schwankend ist die Stellung, die Dr. Tonning zur Unfehlbarkeit einnimmt. „Die Unfehlbarkeit der Kirche", schreibt er, „ist ein Begriff, den wir (Protestanten) nicht entbehren können". Indessen will er sich weder dem katholischen Begriff anschließen, den er übertrieben findet, insofern sie die Unfehlbarkeit für sich allein beansprucht mit Ausschließung jeder anderen Religionsgemeinschaft, noch der Ansicht Luthers vom Jahre 1524, daß die Kirche „selbst nicht in dem geringsten Artikel" fehl gehen kann. Er meint verlangen zu müssen, daß „die Kirche nicht fehlgehen, die Seelen nicht in die Irre führen könne in den

Fragen, die zur Seligkeit nothwendig sind". Aber gleich sieht er das Unhaltbare dieser Position ein, da sich die Grenze zwischen nothwendig und nicht nothwendig nicht bestimmen lasse. Thatsächlich weiß er sich nicht zu helfen. In einer früheren Zeit, da protestantische Theologen sich geneigt zeigten, die „Unfehlbarkeit der Schrift in bedenklicher Weise abzuschwächen", machte er sie darauf aufmerksam, daß, wenn der Begriff der protestantischen Kirche „von der auf der Inspiration beruhenden Unfehlbarkeit der Schrift sich nicht halten ließe", dann bliebe nur Ein Weg, „dann müssen wir nach Rom, um eine andere, eine unfehlbare kirchliche Lehrauktorität zu erhalten". Den verschiedenen Ausstellungen, die ihm damals gemacht wurden, setzte er die eine Bemerkung entgegen: „In demselben Grade, als der Begriff der Unfehlbarkeit der Schrift geschwächt wird, muß man darauf bedacht sein, den Begriff der Unfehlbarkeit der Kirche zu stärken." Aber was sind das mehr als pia desideria? Unfehlbarkeit der protestantischen Kirche? — das sind Utopien. Unfehlbarkeit der Bibel? — Ja, die objektive Unfehlbarkeit der Bibel muß ja jeder anerkennen, der an die Inspiration glaubt. Aber was hilft mir der Geldschrank, wenn mir der Schlüssel zum Oeffnen fehlt? Die Bibel mit ihrer objektiven Unfehlbarkeit ist ein verschlossenes Buch, wo die subjektive Unfehlbarkeit der Auslegung fehlt. Da diese dem Protestantismus abgeht, hat sich die Bibel für ihn nur als eine Quelle endlosen Zankes, endloser Zertheilung erwiesen. So ging es und geht es noch heute.

## VI.

Ein weiterer Stein des Anstoßes ist für Dr. Tonning die katholische Lehre von der allein seligmachenden Kirche. Er legt von seinem Standpunkte aus Verwahrung gegen dieselbe ein, weist aber zugleich die crassen protestantischen Mißdeutungen dieser Lehre auf ihr rechtes Maß zurück. Nicht minder stoßend ist für ihn der Begriff der päpstlichen Un-

fehlbarkeit, während er dem Primat einige Worte bedingter Anerkennung widmet. Was zunächst die historische Frage betreffs des Primates des Apostels Petrus angeht, so stimmt er mit uns überein in der dreifachen Behauptung, „es lasse sich kaum mehr Zweifel erheben gegen den Primat Petri über die ganze Kirche kraft (göttlicher) Einsetzung, gegen seinen Aufenthalt in Rom (die Frage nach dem „Wie lange"? sei nicht Gegenstand der Kirchenlehre, sondern nur der Privatmeinung), und gegen die Ausübung dieses seines Primates von Rom aus". Was aber die principielle Frage angeht, ob es im Wesen des Primates, den der Herr zweifelsohne dem Apostel Petrus übertragen hat, liege, daß er in der Kirche sich fortpflanzen solle, so meint er hier von der katholischen Anschauung abweichen zu müssen. Er möchte den Primat wohl mit Melanchthon als menschliche Institution von hohem Werthe gelten lassen. „Wäre der Friede und die Einigkeit der Christen so groß, daß die Leitung der Kirche sich unter einem gemeinsamen Haupte sammeln ließe, es gäbe nichts Schöneres als das. Nicht die ‚Volkskirchen', die ‚Nationalkirchen', die ‚Staatskirchen', jede unabhängig für sich bestehend und mit den anderen im Streit liegend, ist das Vollkommene. Die Einheit ist das Vollkommene gemäß den Worten des Herrn und der Apostel. Der Primat als Einheitsgedanke ist der größte Gesellschaftsgedanke, den die Geschichte kennt." Aber — das böse Aber! Die Fortsetzung des apostolischen Primates Petri, namentlich der darin eingeschlossenen apostolischen Unfehlbarkeit, folglich die Anerkennung der Papstreihe als einer Fortsetzung jenes Primates — das sind Fragen, die ein Protestant „nur verneinend beantworten kann". Der Leser wird bemerken, daß der protestantische Theologe hier die päpstliche Unfehlbarkeit überschätzt; die Unfehlbarkeit des Papstes ist keineswegs die der Apostel. Die Apostel konnten nicht irren, wann immer sie über den Glauben sprachen, der Papst nur, wenn er ex cathedra, d. h. als

oberster Hirt und Lehrer der Kirche zur gesammten Kirche spricht. Aber auch abgesehen davon — ein Primas ohne göttliche Einsetzung als Repräsentant, Wächter und Hort der Einheit mag eine fromme Idee sein, eine Wirklichkeit kann er nicht werden. Sollte denn aber nicht das thatsächliche Bestehen des römischen Primates, sollte nicht seine Fortdauer trotz der zerstörendsten Stürme (man denke an die avignonsche Gefangenschaft und das nachfolgende Schisma u. a.), sollte nicht die aus ihm sich ergebende imponirende Einheit der katholischen Kirche — historische Thatsachen, die selbst ein Blinder sehen kann! — sollte das alles nicht ein Beweis sein für die göttliche Einsetzung eben des römischen Primates? Und wiederum abgesehen hiervon, was könnte der Protestantismus uns selbst an Stelle eines rein menschlichen Primates geben? Er führt uns aus dem Regen in die Traufe. „So weit ich urtheilen kann", versichert Krogh-Tonning, „ist es mehr die individuelle Unfehlbarkeit (der Prediger), als die päpstliche, die eine Gefahr unter uns bildet". Denselben Vorwurf individueller Unfehlbarkeit machte kürzlich auch den dänischen Predigern ein früherer Amtsbruder, jetziger freidenkerischer Schriftsteller.

Mit Genugthuung erwähnt unser wackerer Norwege noch des letzten Vortrages über „Religion und Wissenschaft". Er knüpft daran ein werthvolles Geständniß, indem er nämlich den Protestantismus eines Vorwurfes zeiht, der der katholischen Kirche so gerne von jenem gemacht wird. „Man findet zum Theil bei uns die Forderung des Glaubens auf eine Weise geltend gemacht, daß man einen blinden Glauben verlangt. Das Christenthum wird nach Kierkegaard'scher Manier als ein Paradox hingestellt, das man glauben soll ohne jegliches vorausgehendes intellektuelles Motiv. Man soll sich in die grundlose Tiefe hinabstürzen . . . in Folge dessen aber fragt es sich, ob der Salto-mortale des Glaubens sich noch moralisch verantworten lasse."

Der geneigte Leser sieht, der biedere Norwege spricht

seine Gedanken klar und unumwunden aus, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, wenn er seinen Glaubensgenossen unangenehme Wahrheiten zu sagen hat, ohne von seiner Ueberzeugung Hehl zu machen, wenn das Resultat seiner Forschung sich der katholischen Wahrheit zuneigt, und auch ohne ein verletzendes Wort zu gebrauchen, wenn seine Ansicht mit der katholischen im Widerspruch steht. Es war vorauszusehen, und die Erfüllung hat nicht auf sich warten lassen, daß ein so edler Freimuth ihm wenig Freunde bereiten, wohl aber viele Gegner erwecken würde. Er hat mit dem Bewußtsein zur Feder gegriffen, daß er sich einer undankbaren Aufgabe unterziehe. Aber die Liebe zur Wahrheit hat ihn getrieben, ohne irgend welche Rücksicht nach besserem Erkennen für die Wahrheit Zeugniß abzulegen. Die Angriffe seiner Gegner werden ihn kaum in seiner gewonnenen Ueberzeugung erschüttern können;[1]) eher stünde vielleicht zu erwarten, daß dieselben den edlen Forscher zu einem gründlicheren Studium und zur vollen Erkenntniß der bis dahin erst halb erfaßten Wahrheit führen könnten.

1) Die Zeitung „Vestlandsposten" machte folgende Mittheilung: „Die Vertheidigung des Katholicismus, die Dr. Krogh-Tonning in einer Reihe Artikel im „Morgenbladet" unternommen, hat großes Aufsehen erregt sowohl bei den Theologen als den Laien Christianias. In der „Luthersk Kirketidende" ist ihm von dem hochangesehenen Prediger Gustav Jensen geantwortet. Im „Morgenbl." wird dem Verlauten gemäß Prof. Gisle Johnson ihm Rede und Antwort stehen und nach Weihnachten wird Dr. theol Sigurd Odland aus demselben Anlaß öffentliche Vorträge über die römische Kirche halten". Dr. Tonning ließ auf diese Ankündigung hin folgende Erwiderung in das „Morgenbl." einrücken, d. 14. Nov.: „Ich bin vollständig darauf gefaßt, Mißverständnissen und Jahrhunderte alten Vorurtheilen zu begegnen, die selbst in den Besten unter uns zu Fleisch und Blut geworden sind. Aber ich bin auch ebenso darauf gefaßt, meine Handlungsweise nur durch meine Ueberzeugung von dem, was wahr ist, bestimmen zu lassen."



Wir wollen zum Schlusse noch die warmen Worte hieher setzen, womit der Verfasser die Lebenskraft der katholischen Kirche schildert, um seinen Glaubensgenossen ad hominem zu demonstriren, daß sie doch etwas von ihr lernen könnten.

„Die römisch-katholische Kirche ist eine Gesellschaft, die sich im Besitze einer größeren inneren Kraft gezeigt hat, als irgend eine andere Gesellschaft in der Welt. Sie hat die Angriffe und Kämpfe von Jahrhunderten bestanden und überlebt. Was haben wir in der Beziehung nicht in unseren Tagen erlebt während des Kulturkampfes? Es gab keine Macht, die sich stark genug erwiesen hätte, dem großen Bismarck auf seiner Siegesbahn zu widerstehen, bis es sich zeigte, daß Rom stark genug war, ihn aufzuhalten, ja ihn nach Canossa zu senden voll Reue und Leid, weil er einsehen mußte, daß er seine Kräfte im Kampfe mit diesem Gegner überschätzt habe. Rom wich nicht einen Zoll in dem, was es dem Wesen seiner Kirche gemäß für nothwendig erachtete. Bismarck dagegen mußte weichen. Die Priester Roms ließen sich ihre Einkommen abnehmen, ließen ihr Vermögen confisciren, ließen sich aus ihren Stellen vertreiben, während der Staat ihnen gleichzeitig alles bot, was sie wünschen konnten, für nur ein wenig Fügsamkeit. Diese Priester wanderten in's Gefängniß zugleich mit ihren Bischöfen, weil sie ihrer Pflicht gegen die Kirche nicht untreu werden wollten; die Klöster aber wurden geschlossen und ihre friedlichen Bewohner wurden in die Verbannung gejagt. Ich habe mit mehreren dieser muthigen und opferwilligen Männer gesprochen und ich muß gestehen, daß jede Kirche sich glücklich schätzen dürfte, solche Diener zu haben, so treu in ihrem Berufe und so bereit, für ihre Ueberzeugung zu leiden. Nicht wenige von ihnen starben eines frühen Todes in Folge des Aufenthaltes in ungesunden Gefängnissen. Einer jener langjährig Verbannten war es, der jüngst unter uns stand. Er hatte mit seinen Brüdern nie einen anderen Gedanken genährt, als seine Pflicht gegen die Kirche zu erfüllen durch ein Leben, das in stiller Andacht, stetiger Seelsorge und einer äußerst anstrengenden Thätigkeit im Predigtamte aufging. Sollte man von einer der-

artigen Kraft nichts lernen können? Ob wohl unsere eigene Kirche, unsere „Staatskirche" Kraft haben sollte, eine zehnjährige Belagerung mit allen ihren Leiden auszuhalten, wie diese Kirche es gethan? Ich überlasse die Antwort einem glaubwürdigen Zeugen, dem lutherischen Professor Luthardt in Leipzig:[1])

„Die evangelische Kirche ist nicht derart eingerichtet, daß sie mit dem Staat auf Kriegsfuß stehen könnte. Sie hat sich von Anfang an vertrauensvoll unter den Schutz und Schirm des Staates gestellt; wir könnten gewiß sagen: allzu vertrauensvoll. Denn sie hat dadurch allzusehr der Möglichkeit eigener Initiative und selbständiger Handlungen entsagt. Stellt sich daher der Staat in Gegensatz zu ihr und gebraucht er seine Gesetze als Waffen gegen sie, so steht sie dem Staate gegenüber viel wehrloser und muß viel mehr darunter leiden, als die römische Kirche, die ihr eigenes Haus bewohnt, das sie im Falle der Noth in eine Festung verwandeln kann, während die evangelische Kirche beim Staat in Miethe wohnt und darum von ihrem Hauswirth abhängig ist."

1) Wir geben seine Worte nach der norwegischen Uebersetzung, da uns das deutsche Original nicht vorliegt.



## XX.

# Ein französischer Kirchenfürst unserer Zeit.

(Cardinal Bonnechose.)

## II.

Hatte die Julirevolution einen entscheidenden Abschnitt seines Lebens bezeichnet, der ihn aus dem Gerichtssaal in die Kirche führte, so hebt seine Laufbahn als Bischof mit der Februar-Revolution an. Bis Bonnechose in seiner Diöcese eintraf, war der König, der ihn berufen hatte, in die Flucht gejagt, sein Thron gestürzt.

Die Wahl Louis Napoleons zum Präsidenten der Republik erschien Bonnechose als ein günstiges Vorzeichen. Er glaubte nicht zögern zu dürfen, im Interesse der Kirche den ersten Schritt zur Annäherung an den Vertreter der weltlichen Macht zu thun, und reiste deßhalb im November 1849 nach Paris, wo er vom Präsidenten in besonderer Audienz empfangen wurde. „Napoleon", schreibt Bonnechose über diese erste Audienz, durch welche eine langjährige vertraute Beziehung zu Louis Napoleon eröffnet wurde, „sprach mir zuerst von der Lage des Kirchenstaates; es war erst kurze Zeit verflossen seit seinem Briefe an Edgar Ney. Ich sah, daß seine Ansichten noch dieselben waren, und glaubte sie bekämpfen zu müssen. Er hörte mich ganz geduldig an, machte einige Einwürfe und gab mir dadurch neue Gelegenheit, in ihn zu dringen, daß er dem hl. Vater keine Bedingung auferlege, sondern ihn seine Angelegenheiten in voller Freiheit ordnen lasse. Der Präsident schien meine Gründe mit In-

teresse anzuhören und entließ mich, nicht ohne mir Beweise von Wohlwollen gegeben zu haben."

Eine zweite Unterredung fand in einem höchst denkwürdigen Momente statt: am Vorabend des Staatsstreiches vom zweiten December. „Bonnechose", erzählt Mfgr. Besson, „hatte den Präsidenten nur wenige Stunden vor dem Staatsstreich im Elisée gesehen. Der Bischof erzählte gerne, wie groß die Kaltblütigkeit und Ruhe, die Höflichkeit Louis Napoleons gegen die Besucher war, welche nichts ahnten. Von Zeit zu Zeit erschien durch eine geheime Tapetenthüre Persigny im Salon, näherte sich dem Prinzen und flüsterte ihm etwas in's Ohr. Napoleon machte ein Zeichen mit dem Kopfe, der Minister entfernte sich und der Prinz setzte die Conversation fort, ohne daß irgend etwas in seiner Physiognomie errathen ließ, was vor sich ging. Herr de Bonnechose blieb ziemlich lange und kehrte dann in das Seminar der Missionen, sein Absteigquartier, zurück. Wie groß war aber sein Erstaunen, als ihm sein Kammerdiener am Morgen des zweiten Decembers meldete: ‚Monseigneur wissen nicht, was sich zugetragen hat: es gibt eine Revolution!' Bonnechose blieb noch bis zum 8. Dec. Zeuge des großen politischen Schauspieles, das sich unter seinen Augen vollzog, und benützte diese Zeit, um sich mit mehreren seiner Collegen und dem Nuntius über das Verhalten zu einigen, das zu beobachten und dem Klerus anzugeben für geeignet gehalten wurde". „Napoleon erschien als die sicherste, einzige Schutzwehr gegen die Anarchie. Ich kehrte in meine Diöcese zurück, fest entschlossen, für ihn zu stimmen und meinen Klerus für ihn stimmen zu lassen."

Bei einem Manne vom Charakter Bonnechose's, dessen Thun und Lassen in erster Linie von diplomatischer Klugheit geleitet war, dessen Hauptstreben aber — und dies können ihm selbst seine Gegner nicht absprechen — die Erhöhung der katholischen Kirche, die Anerkennung der päpstlichen Autorität war, kann es nicht überraschen, daß er nichts unter-

ließ, um mit dem Manne des Staatsstreiches, der zwanzig Jahre lang die Geschicke Frankreichs leitete, in die nächsten und besten Beziehungen zu treten; nur so glaubte er wirken und auf friedlichem Wege erlangen zu können, was Andere durch Opposition kaum je zu erreichen vermochten.

Napoleon III. hatte mit raschem Blick in dem ihm huldigenden Bischof von Carcassonne den kirchlichen Diplomaten erkannt; nach eingehenden Unterredungen, in denen Bonnechose namentlich die Nothwendigkeit betonte, an Stelle der „articles organiques", die der Papst nicht sanktionirt hatte, eine neue Convention mit dem hl. Stuhl treten zu lassen, erklärte sich der Kaiser bereit, mit Rom über diese wichtigen Fragen Verhandlungen zu eröffnen, und beauftragte Bonnechose, Pius IX. mit seinen bezüglichen Absichten bekannt zu machen, sowie auch zu erfahren, auf welchen neuen Basen die betreffenden Verhandlungen aufgenommen werden könnten. Offenbar handelte jedoch der wichtigste Auftrag, den er Bonnechose im Geheimen ertheilte, von der Krönung, mit der sich Napoleon im Geiste trug, und die er in Rom feierlich begehen wollte.

Bonnechose reiste im Oktober nach Rom, um sich wider Erwarten vier Monate dort aufzuhalten. Pius IX. gewährte dem Vertrauensmann des Kaisers häufige und langwährende Privataudienzen, während deren die brennenden Fragen der Zeit eingehend durchgesprochen wurden.

Außer der Krönung des Kaisers und den daran geknüpften Bedingungen einer neuen Convention mit Frankreich kamen „die Bestrebungen von gewissen Seiten: Unfrieden zwischen dem Papste und den französischen Bischöfen zu säen", zur Sprache, und Pius IX. nannte diese Bestrebungen „Werkzeuge des Teufels, gegen deren Einflüsterungen er auf der Hut sein werde".

Bei der Abschiedsaudienz am 17. Januar 1853 gab ihm der hl. Vater seine bestimmten Instruktionen; der Hauptpunkt betraf die „articles organiques", an deren Stelle ein Appendix

zum Concordat beigefügt werden sollte. „Was wir in dem Schreiben, das Sie mitnehmen werden, fordern", fügte der hl. Vater hinzu, „erscheint Ihnen vielleicht zu absolut; aber wenn es zu Unterhandlungen kommt, können wir uns über einige Punkte vergleichen und unsere Forderungen noch immer herabstimmen. Wir haben nur die Principien aufgestellt. Vielleicht gelingt Ihr Versuch nicht; aber wir werden uns wenigstens nicht den Vorwurf zu machen brauchen, daß wir den Kaiser nicht aufgefordert haben, die guten Absichten, die er uns eröffnet hat, zu realisiren."

„Als ich den Papst um seinen Segen bat", erzählt Bonnechose, „ertheilte er mir denselben aus vollstem Herzen, indem er mich versicherte, daß mich Gott in Allem segnen würde, daß ich ihm klug erschiene und daß für uns die Klugheit sehr nothwendig sei, um das Hirtenamt tüchtig zu verwalten". „Jesus Christus", fügte er bei, „hat uns die dem Hirten nothwendigen vier Eigenschaften gezeigt: die Treue, die Klugheit, die Thätigkeit und die Beharrlichkeit. Fidelis servus et prudens quem constituit Dominus".

Nach Paris zurückgekehrt, wurde Bonnechose durch die Nachricht von der Vermählung Louis Napoleons überrascht. Er wohnte am 30. Januar in Notre-Dame der Vermählungsfeierlichkeit im Ornate bei, wurde in den nächsten Tagen zum Kaiser befohlen und von diesem, wiewohl er nicht die gewünschten Nachrichten bezüglich der Krönung überbrachte, mit herzlicher Auszeichnung behandelt. Damals schien Napoleon noch vom besten Willen beseelt, dem römischen Stuhle die weitest gehenden Concessionen zu machen; doch schon wenige Tage darauf war er durch eine „antikirchliche" Polemik, die sich in den großen religionsfeindlichen Blättern erhob und sich mit der Krönung und der an sie geknüpften Preisgebung der organischen Artikel beschäftigte, so eingeschüchtert, daß er alle weiteren Verhandlungen darüber mit dem Bischof fallen ließ. Er machte nochmals den Versuch, durch den bei ihm sehr beliebten Msgr. de Segur den hl. Stuhl zu Concessionen

zu bewegen; da dieser Schritt jedoch so erfolglos blieb, wie der erste, und Napoleon mittlerweile sich mit Schrecken bewußt geworden war, daß das Bündniß, welches er vor vielen Jahren mit den Carbonari in Italien eingegangen, ihm nöthigenfalls durch Sprenggeschosse oder Dolche in Erinnerung gebracht werden würde, so ließ er das Projekt der Krönung fallen und die Civiltrauung mit den „articles organiques“ blieb im französischen Gesetz beibehalten. „Statt ein Nachfolger Karl des Großen zu werden, wurde Napoleon ein Sklave der Revolution.“

Zwei furchtbare Geißeln Gottes, welche die Diöcese Carcassonne im Jahre 1855 heimsuchten, wiederholte Erdbeben und die Cholera, stellten den Muth und die Hingebung des Oberhirten auf eine starke Probe, die er ruhmvoll bestand. Er ging seinem Klerus mit leuchtendem Beispiele voran; er verließ seine Kirche nur, um die Spitäler zu besuchen, er veranstaltete feierliche öffentliche Andachten und Bittgänge, er predigte, spendete eigenhändig den Sterbenden die hl. Sakramente, er setzte sich mit den weltlichen Behörden in Verbindung, um überall zu helfen, der Noth zu steuern, die Ordnung aufrecht zu halten. Dieselbe väterliche Fürsorge, mit welcher er in seiner Bischofsstadt waltete, wandte er den Landorten zu, als auch dort die Epidemie ausbrach. In wunderbarer Weise blieb er selbst verschont, wiewohl rings um ihn der Tod seine grauenvolle Ernte hielt und in seiner eigenen Häuslichkeit Opfer forderte.

Wenige Monate nachdem die Seuche erloschen war, verließ Bonnechose die ihm gerade durch solche Opfer sehr theuer gewordene Diöcese, um den Bischofsstuhl von Evreux anzunehmen, für den ihn der Kaiser bestimmt hatte und zu dem ihn auch der Wunsch des Papstes berief. Als Grund dieser Versetzung hatte der Cultusminister angegeben, daß es sich darum handle, in der aufgeregten Diöcese den Frieden wieder herzustellen, und daß der Erzbischof von Rouen ihn ausdrücklich in Vorschlag gebracht habe.

In der Normandie aufgewachsen, kehrte er somit vom südlichen Frankreich in seine engere Heimath zurück und brachte jene genaue Kenntniß von Land und Leuten mit, welche sich ein Fremder erst nach langen Erfahrungen zu erwerben vermag. Sein durchdringender Verstand, sein zugleich biegsamer und fester Charakter, seine Menschenkenntniß befähigten ihn, dort Erfolge zu erzielen, wo die Bemühungen Anderer scheiterten. Er wußte abzuwarten, Rath einzuholen, einen Beschluß zu fassen und den einmal gefaßten ohne Wenn und Aber durchzuführen, und so konnte er wohl auch dieser schwierigen Aufgabe gewachsen erscheinen.

Die Geburt des kaiserlichen Prinzen war ein Ereigniß, das in ganz Frankreich gefeiert wurde, nicht zum mindesten aber von Bonnechose. Als zwei Monate später Cardinal Patrizzi als päpstlicher Legat nach Paris kam, um bei der Taufe Pius IX., welcher die Pathenschaft angenommen hatte, zu vertreten, befand sich der Bischof von Evreux unter den hundert Bischöfen, welche, das Kreuz in der Hand, die Mitra auf dem Haupte, den Altar umringten. Es war die vierte Wiege, welche Bonnechose auf den Stufen des Thrones begrüßte. Als Kind hatte er den enthusiastischen Erzählungen von der Taufe des Königs von Rom gelauscht; als Jüngling war er am Tauftage des Herzogs von Bordeaux zur Festvorstellung im Theater, hatte Talma in der „Athalie" bewundert und mit Rührung die das Ereigniß streifenden Verse angehört; als gereifter Mann hatte er gesehen, wie sich die Thüren von Notre-Dame vor der Wiege des Grafen von Paris aufthaten, und damals schien die Krone von Frankreich dem Erben einer dritten Dynastie gesichert. Aber schon im Jahre 1856 waren diese drei Dynastien dahin: der König von Rom war längst todt, der Herzog von Bordeaux und der Graf von Paris lebten in der Verbannung, und wer wußte, welches das Geschick des kaiserlichen Prinzen sein würde?

Von jetzt an begann Bonnechose, gestützt auf das Ansehen, in welchem er bei dem Kaiser stand, auf diesen bei

Besetzung der Bischofsstühle großen Einfluß auszuüben. Deßhalb erwartete man auch ziemlich allgemein in ihm den neuen Erzbischof von Paris zu sehen, nachdem Msgr. Sibour in der Kirche durch Meuchelmord das Leben verloren hatte. Der Kaiser ließ sich aber durch den Minister Rouland von diesem Vorhaben abbringen, der ihm vorstellte, daß Bonnechose ein höchst gefährlicher Ultramontaner sei, der gegebenen Falles die Interessen des Staates opfern anstatt fördern würde. Schon seit geraumer Zeit pflegte nämlich eine gewisse Partei die französischen Bischöfe in zwei Kategorien, die der Ultramontanen und die der Gallikaner zu theilen; man verfuhr aber bei dieser Classificirung ganz willkürlich und nannte, je nachdem man es für zweckmäßig fand, heute jenen einen Ultramontanen, den man gestern als Gallikaner verschrien hatte, und umgekehrt.

Die zwischen den französischen Bischöfen bestehende Spaltung trat um jene Zeit durch die liturgische Frage wieder hervor. Schon Gregor XVI. hatte gewünscht, daß im öffentlichen Gebet Einheit hergestellt werde; Pius IX. sprach den gleichen Wunsch entschiedener aus, ohne ihn jedoch zu einem kirchlichen Befehl zu gestalten; er wollte vielmehr den Bischöfen die ihnen nöthig scheinende Zeit lassen, um eine durchgreifende Aenderung, wie die Rückkehr zur römischen Liturgie ohne Zweifel war, in den einzelnen Diöcesen vorzubereiten und zu bewerkstelligen. Im Princip waren wohl Alle einig, denn alle Bischöfe waren von Ehrerbietung und Ergebenheit für den hl. Stuhl beseelt; sie wichen höchstens in der Art und Weise, ihm zu dienen, von einander ab. Die Einen waren rascher im Entschluß und gingen kühner voran, die Andern ließen sich durch allzuviele Bedenken aufhalten; einem Befehl des hl. Vaters würden selbstverständlich alle sofort nachgekommen sein. Dem rasch entschlossenen Bischof Bonnechose war es ohne sonderliche Mühe gelungen, in Carcassonne die römische Liturgie einzuführen; ebenso leicht war es ihm, den Klerus seiner neuen Diöcese dafür zu gewinnen,

so daß er schon im August 1856 dem Cardinal Antonelli schreiben konnte: er möge dem hl. Vater die Erfüllung seines Wunsches in der Diöcese Evreux mittheilen.

Zwei Jahre später erfolgte seine Ernennung zum Erzbischof von Rouen. Am 9. Mai 1858 legte Bonnechose in der Kapelle der Tuilerien in die Hände Napoleons den Eid ab und hielt am 1. Juni seinen feierlichen Einzug in Rouen, wo er in seiner Jugend zum erstenmal als angehender Gerichtsbeamter funktionirt hatte. Kaum hatte er aber angefangen seine neue Diöcese zu bereisen und mit dem ihm eigenen Eifer seine Oberhirtenpflichten nach allen Seiten eingreifend und regelnd zu erfüllen, als jenes verhängnißvolle, an den österreichischen Gesandten Baron Hübner gerichtete Neujahrswort Napoleons, das wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Welt erschreckte, auch den Erzbischof von Rouen erschütterte und in seiner Friedensarbeit störte.

In unser Aller Erinnerung steht die perfide Politik Napoleons gegen Rom und wie er „die allerchristlichste Nation", „die älteste Tochter der Kirche", zur Buhlerin der revolutionären Sekten Italiens herabwürdigte. Die ausgezeichnetsten Publicisten, die begabtesten Redner, die edelsten Vertreter der Nation und der Kirche, ein Montalembert, ein Dupanloup, der kühne und zugleich maßvolle Bischof Pie und so viele Andere traten für die unantastbaren Rechte des Stellvertreters Christi unerschrocken ein. Ihren Reihen entzog sich auch der Erzbischof von Rouen nicht; aber sein persönliches Verhältniß zu Napoleon, das ihm einerseits Rücksichten auferlegte, ermächtigte ihn andererseits gewissermaßen zum Zweikampf mit ihm; nochmals suchte er im December 1859 den Kaiser auf und versuchte seine ganze Ueberredungskunst, um Napoleon zur Umkehr auf der abschüssigen Bahn zu bewegen. Er besaß „im gesprochenen Wort mehr als im schriftlichen etwas Gewinnendes und Ueberredendes, dem man nicht zu widerstehen vermochte"; doch diesmal zeigte sich der Kaiser gegen

seinen Zauber gewappnet; was er auch von der Zurückgabe der Romagna an den Papst sprach, es verhallte im Wind.

Auf diesen Mißerfolg griff auch Bonnechose zur Feder und schrieb zwar nicht einen offenen, aber einen Privatbrief an Napoleon, der in seiner unerschrockenen Strenge dem Herrscher die Augen öffnen konnte über den Abgrund, vor dem er stand, wenn er nicht von seiner Leidenschaft gänzlich verblendet oder durch Eide gebunden und machtlos war. Der Schlußpassus dieses Briefes lautet: „Gerade so verhält es sich mit dem Argument des fait accompli. Wollte man glauben, dadurch die Zerstückelung der Romagna zu rechtfertigen, so müßte man aufhören, in der Gesellschaft jedes ausgeführte Attentat zu bestrafen. Es wäre eine allen Räubereien ertheilte Prämie. Nein, Sire, ich kann nicht glauben, daß Ew. Majestät sich fortreißen läßt, solche Ungeheuerlichkeiten zu sanktioniren. Aber es ist Zeit, daß sie sich erkläre, es ist Zeit, daß sie die weisen und ergebenen Geister beruhige und daß sie sich würdige, uns genügende Versicherungen zu geben, um nur allzu gerechte Aufregungen zu beschwichtigen. Ich hoffe, daß der Kaiser in seinem Wohlwollen und in seiner Gerechtigkeit das Gefühl würdigen wird, welches mir diese Zeilen diktirte. Ich sehe vor uns eine ungeheuere Gefahr für den öffentlichen Frieden, für Ihre Regierung, für Ihren Thron, Sire, für denjenigen Ihres Sohnes, den Ihnen Gott geschenkt hat, für Frankreich und für die Kirche, und ich habe es mir nicht erlassen zu dürfen geglaubt, zu sprechen. Allein ich habe vorgezogen, anstatt mich an das Publikum zu wenden und den Alarmruf draußen ertönen zu lassen, an Ihre hohe Einsicht und an Ihr edles Herz zu appelliren und hoffe, es nicht vergebens gethan zu haben.“

Die Antwort ließ nicht auf sich warten. Der Kaiser stieß mit einer Art Staunen, wenn nicht Entrüstung, die Rathschläge des Mannes zurück, den er bis dahin nicht sowohl als Souverän, als vielmehr geradezu freundschaftlich behandelt hatte, und berief sich für sein Verhalten auf „die unwider-

stehliche Macht der Ereignisse!“ Daß Napoleon seinem Verehrer die kühne Sprache jenes mahnenden Briefes weder vergaß noch vergab, sollte Bonnechose empfindlich gewahr werden, obgleich er sich immer wieder durch die Doppelzüngigkeit Napoleons täuschen ließ.

Durch den Tod des Cardinals Morlot war der erzbischöfliche Stuhl von Paris abermals frei geworden und wieder richteten sich Aller Augen auf Bonnechose, der laut als dessen Nachfolger genannt wurde. Aber um selbst den Schein zu meiden, als ob er den Gerüchten irgend welchen Glauben beimesse, wohnte derselbe nicht einmal den Leichenfeierlichkeiten bei; er erklärte außerdem ganz entschieden: „Mein Platz ist nicht in Paris; ich habe nicht die Kraft, welche nöthig ist, eine solche Last zu tragen!“

Als dann am 14. Januar 1863 der Bischof von Nancy, Msgr. Darboy, als der neue Erzbischof von Paris bekannt wurde, verbreitete sich das Gerücht, dem allgemein Glauben geschenkt wurde: der Kaiser habe den Erzbischof von Rouen als Candidaten aufgestellt, aber der Prinz Napoleon habe seine Absicht bekämpft. Bonnechose vermied es, mit dem Kaiser über diese Vorkommnisse zu sprechen, dagegen beauftragte letzterer den Minister Rouland, diese Gelegenheit zum gründlichen Aussprechen mit dem Erzbischof zu benützen. Es sei, sagte Rouland dem Kirchenfürsten, der Wunsch des Kaisers gewesen, ihn zum Erzbischof von Paris zu machen; aber Monseigneur de Bonnechose würde, nach Paris berufen, dort nicht blos Erzbischof gewesen sein; er würde kraft seiner Intelligenz und des Ansehens, das er genoß, eine Macht geworden sein. Wenn sich diese Macht von jener leidenschaftlichen Partei, welche so oft die Kirche compromittirt habe, hätte gewinnen und beherrschen lassen, so hätte sie gefährlich werden können. „Kurz“, fügte der Minister bei, „wir sind Ihrer nicht sicher genug. Der Kaiser liebt Sie sehr und hat Sie immer geliebt; aber Sie haben es ihm nicht mit Gleichem vergolten. Sie haben für ihn nicht gethan, was Sie thun

konnten, was Sie thun mußten und was blos Sie thun konnten. Da Sie zugleich das Vertrauen des Papstes und des Kaisers besaßen, hätten Sie an der Versöhnung Beider arbeiten müssen. Sie haben dem Kaiser die Wahrheit gesagt, sogar ein wenig hart; aber haben Sie sie auch dem Papste gesagt? Nein. Während Ihrer letzten Reise nach Rom haben Sie nicht gewagt, dem Papst zu sagen, was Sie sagen mußten; Sie haben von Rom aus dem Kaiser nicht geschrieben und alle Diejenigen, welche seine Liebe für Sie kennen, sind über die Gleichgültigkeit, welche Sie ihm bewiesen, erstaunt und betrübt gewesen. Wir haben daraufhin geglaubt, daß Sie sich nicht freimüthig genug auf die Seite des Kaisers stellen würden und daß Sie, Erzbischof von Paris geworden, ihn in Verlegenheit bringen könnten".

Dies Alles wurde deutlich genug gesagt, wenn es auch in rednerische Floskeln eingekleidet war. „Monseigneur de Bonnechose", fährt sein Biograph fort, „erkannte recht wohl daß die Minister auf seinen Einfluß eifersüchtig waren und daß sie die Gelegenheit benützt haben, den Kaiser gegen ihn einzunehmen. Um den Ministern zu gefallen, hätte er sich mit seinem Gewissen abfinden müssen, und niemals hätte er dies gewollt".

Napoleon war indeß allem Anscheine nach so überzeugt, wenn nicht von des Erzbischofs Ergebenheit, so doch von seinem diplomatischen Genie, daß er, als seine stets schwankende Politik ihn wieder zu einer Annäherung gegen Rom führte, ernstlich daran dachte, Bonnechose mit einer politischen Mission zu betrauen. Auch ernannte er ihn am 25. August 1863 zum Offizier der Ehrenlegion. Dieser Auszeichnung folgte bald eine noch größere: der Kaiser erbat für den Erzbischof von Rouen den seit dem Tode Msgr. Morlot's erledigten Cardinalshut vom römischen Stuhl. Bonnechose schreibt über diese Angelegenheit in sein Tagebuch: „Heute Morgen habe ich den Prinzen von Latour d'Auvergne — damaligen französischen Gesandten in Rom — gesehen. Er hat mir be-

stätigt, daß der hl. Vater eine wahre Freude bezeugt, als ihm der Kaiser den Vorschlag in Betreff meiner gemacht habe. Er hat beigefügt, der Kaiser seinerseits habe ihm gelegentlich dieser Promotion, von mir sprechend, gesagt: ‚Ja, ich liebe ihn sehr‘. Hieraus wäre zu schließen, daß ich jetzt sowohl das Vertrauen des Kaisers als jenes des hl. Vaters genieße. Wie glücklich wäre ich, wenn ich diese Uebereinstimmung einer Annäherung zwischen den beiden Mächten förderlich machen könnte“.

Das Consistorium, in welchem der Erzbischof von Rouen zum Cardinal erhoben wurde, fand am 21. December 1863 statt. Napoleon mochte sich ein wenig als Nachfolger Karl's des Großen fühlen, als er am Morgen des 14. Januar 1864 in der Kapelle der Tuilerien vor dem versammelten Hofe, in Anwesenheit der Kaiserin und der Prinzen und der Prinzessinen, dem vor ihm knienden Erzbischof das Barett auf das Haupt setzte. Als der Festzug sich in den sogenannten „großen Saal des Consuls“ begeben hatte, ereignete sich etwas, das dem neucreirten Cardinal katholischerseits mit Recht stark verdacht wurde: er richtete eine Ansprache an den Kaiser, worin er denselben als „den Auserwählten Gottes und der Nation“ überschwänglich pries und ihm so mit vollen Händen Weihrauch streute, daß man beim Lesen mit Bedauern die Empfindung hat: dem Kirchenfürsten sei die Freude über die empfangene Auszeichnung berauschend zu Kopf gestiegen, so daß er vergessen konnte, wie schnöde der von ihm gefeierte Machthaber den hl. Vater seinen Feinden überlassen, wie er dem Raube zugesehen, durch den ihm bereits Dreiviertel seiner Staaten entrissen worden, daß er Castelfidardo und Mexiko und deren verhängnißvolle Folgen vergessen konnte. Wahrlich, Manche konnten irre werden an dem Mann, der so schreiende Gegensätze, wie die unbedingte Unterwerfung unter die höchste Autorität des römischen Papstes und die übertrieben höfische Sprache gegen den Alles seinen ehrgeizigen Plänen opfernden Verbündeten der unversöhnlichen Feinde

der Kirche in sich vereinigen konnte. Und wie vermochte er in Wirklichkeit zu gleicher Zeit ebenso dem Kaiser angenehm zu sein, wie dem Papste?

Wenn Bonnechose auf dem glatten Parketboden des Kaiserpalastes gestrauchelt, so stand er festen und sicheren Fußes als Vertreter der Kirche auf der Rednertribüne des Senats, der damals sechs Cardinäle in seinen Reihen zählte.

Als er im Begriffe stand, nach Rom zu gehen, um den Cardinalshut in Empfang zu nehmen, theilte ihm der Kaiser seine Wünsche mit, für den Fall, daß Pius IX., dessen schwer leidender Zustand notorisch war, aus diesem Leben abberufen werden sollte. „Es wäre ganz nothwendig", meinte er, „daß wir einen versöhnlichen Papst bekämen, welcher, indem er die Dogmen und Rechte der Kirche unverletzt erhalte, doch auch die Schwierigkeiten der Zeit, in der wir leben, erfasse". Dann heißt es in Bonnechose's Tagebuch weiter: „Er nannte mir einen Namen;[1]) ich stellte ihm vor, daß der betreffende Cardinal nicht aus dem Stoff sei, aus dem man einen Papst machen könne, und daß er weder den Respekt noch das Vertrauen einflößen würde, welche für eine solche Stellung nothwendig seien. Endlich sprach mir der Kaiser von Garibaldi und von der Aufnahme, welche derselbe in England gefunden. Er verhehlte mir weder seine Unzufriedenheit mit den Engländern, noch seine Verachtung und Antipathie gegen Garibaldi. Er sah mit Verdruß, daß die ihm in England erwiesenen Huldigungen in Italien ihm jene Bedeutung wiedergäben, die er bereits verloren hatte".

Anfang September stieg Bonnechose in Rom im Palaste der französischen Gesandtschaft ab, um dort, dem Herkommen gemäß, als Cardinal sein „ricevimento" zu halten. Er fand den hl. Vater, der seinem Besuch mit Ungeduld entgegensah, körperlich schwer leidend, dazu von Sorgen bedrückt. Derselbe

---

1) „Es handelte sich", bemerkt Mfgr. Besson, „um den Cardinal Andrea, um den sich seit einiger Zeit die Unzufriedenen sammelten".

ließ sich durch die chimärischen Hoffnungen seiner Umgebung nicht täuschen, erklärte aber mit Entschiedenheit, daß er die von ihm geforderten Reformen nicht eher ausführen würde, als bis ihm das Patrimonium Petri zurückerstattet wäre. „Er war ruhig, ergeben, gefaßt", schreibt Bonnechose. „Kein bitteres Wort kam über seine Lippen und Alles, was er sagte, bezeugte eine große Geistesgegenwart und viel Gedächtniß. Aus allen seinen Worten ging hervor, daß er nur noch von Gott Hülfe erwarte. Um den Frieden völlig wieder herzustellen, sagte der Papst, müßte Piemont zurückgeben, was es weggenommen hat und die gegen die Kirche erlassenen Gesetze zurücknehmen; aber Piemont wird das niemals thun — es sei denn, daß Frankreich es dazu zwänge Aber der Kaiser wird nicht handeln wollen. Mala! undique mala!"

Ueber dem feierlichen Akte der Verleihung des Cardinalshutes im versammelten Consistorium und der Einweisung in die Titularkirche S. Clemente lag wie eine drohende Wetterwolke jene verhängnißvolle Convention vom 15. September zwischen Frankreich und Italien, von welcher das Gerücht schon am 22. September nach Rom und zu den Ohren des Papstes gedrungen war. Daß der diplomatische Cardinal unter diesem unglücklichen Zusammentreffen noch ganz persönlich litt, ist sehr begreiflich; wenn er aber seinem Wirth, dem französischen Gesandten, ohne Umschweife bemerkte: „Ich erröthe für unsere Regierung über die Lage, in welche sie uns versetzt hat, und um keinen Preis will ich mit ihr mehr die geringste Solidarität eingehen": so möchte man ihn das folgenschwere Ereigniß doch lieber etwas mehr aus der Höhe und etwas weniger vom egoistischen Gesichtspunkt aus betrachten sehen.

Das Jahr war noch nicht abgelaufen, als die Welt durch die päpstliche Encyklika Quanta cura und den Syllabus überrascht wurde. Man weiß, welch' allgemeines Wuthgeschrei sich gegen diese großen Kundgebungen des Stellvertreters Christi erhob, wie namentlich in Frankreich die Regierung

Gewaltmaßregeln gegen deren Publikation ergriff; sie erblickte darin die Antwort auf die Septemberconvention. Wir Alle erinnern uns auch der flammenden Schrift, durch welche der Feuergeist Dupanloup mit unwiderstehlicher Gewalt der Ueberzeugung für das vollkommen berechtigte Vorgehen des Papstes eintrat und das Unterfangen des Kaisers als ebenso unklug wie ungerecht verurtheilte. Cardinal Bonnechose benützte muthig die Senatstribüne zur Vertheidigung des Papstes und zur Widerlegung der vom Cultusminister Rouland gegen Pius IX., den Nuntius, die römischen Congregationen, die Bischöfe, den Klerus, die Seminare, die alten Klöster, die Encyklika und den Syllabus geschleuderten Anklagen. Seine Rede währte volle zwei Stunden und war vom lauten Beifall aller Wohldenkenden begleitet.

Zu Anfang des Jahres 1866 gewann es auch den Anschein, als ob sich die Aussichten für die Kirche und für den hl. Vater mehr lichten wollten; Bonnechose glaubte von Seiten der Regierung einer entschiedenen Neigung zu begegnen, das päpstliche Gebiet in Schutz zu nehmen; der Kaiser gestattete sogar die Bildung einer ausschließlich dem Dienste des Papstes gewidmeten französischen Legion; er sprach in seiner mit fester Stimme gehaltenen Eröffnungsrede der Kammer mehreremale von der göttlichen Vorsehung, erwähnte nur vorübergehend Italien und bestätigte die unerläßliche Aufrechthaltung der Macht des Papstes. Dem Erzbischof von Rouen fiel dabei nur auf, daß vor dem Worte Macht ein sehr nothwendiges Epitheton fehlte: warum sprach er nicht von der „weltlichen“ Macht des Papstes? Des Cardinals Unruhe darüber war so groß, daß er die erste Gelegenheit benützte, um den Kaiser wegen seiner Absicht zu befragen; er erhielt die Antwort: „Ich habe von den beiden Mächten sprechen wollen“.

Von Napoleons Doppelzüngigkeit konnte er sich bald auf's neue überzeugen; bei der Berathung einer an den Kaiser zu richtenden Adresse des Senats auf dessen Rede hatte

Bonnechose abermals die Nothwendigkeit der Unabhängigkeit des Papstes betont und seine Ueberzeugung verfochten: daß die Angelegenheiten Roms auch jene der französischen Nation seien. Später erfuhr er, der Kaiser habe dieser seiner Rede als einer besonders guten gedacht und den Redner sehr gerühmt. Fast gleichzeitig aber mußte er sich überzeugen, daß die Convention vom 15. September das persönliche Werk Napoleons war, daß er sie ganz allein ohne Wissen seines Ministeriums und seines Conseils entworfen und unterzeichnet hatte.

Wie gerne sich Bonnechose seiner Diöcese und deren inneren Angelegenheiten ausschließlich gewidmet hätte, so wurde er doch durch die Gewalt der Verhältnisse immer wieder gezwungen, sich am öffentlichen Kampfe für die allgemeinen Interessen der Kirche und die specielleren des Stellvertreters Christi mit Wort und That zu betheiligen und einen großen Theil des Jahres ferne von seinem Bischofssitze zuzubringen. „Wie leid thun mir meine Diöcese und meine bischöflichen Angelegenheiten!“ pflegte er während solcher Abwesenheiten zu klagen.

Beschäftigte den stets wachsamen Kirchenfürsten Anfang 1867 das den Volksschulunterricht betreffende neue kirchenfeindliche Gesetz, so wurde seine Aufmerksamkeit doch namentlich durch den Ausgang des österreichisch-preußischen Krieges gefesselt, der ein so ganz anderer war, als sein perfider Hauptanstifter Napoleon erwartet hatte. Einige Monate nach der Abtretung Venetiens an Piemont scheint dieser sich wieder mehr den Interessen des römischen Stuhles zugeneigt zu haben; wenigstens beschied er den Erzbischof aus Rouen nach St. Cloud zu einer Privataudienz, deren Verlauf im Tagebuch ausführlich erzählt wird; man ersieht daraus wenigstens, daß Bonnechose keine Erwiderung schuldig blieb. Das Gespräch drehte sich diesmal ausschließlich um Rom, und zuletzt wurde Bonnechose wieder halboffiziell beauftragt, persönlich den hl. Vater zu versichern, daß es der Wille des

Kaisers sei, den Sturz des päpstlichen Thrones zu verhindern und daß er wohl wisse, wie groß seine Verantwortlichkeit in dieser Hinsicht der ganzen Welt gegenüber sei. Der Mahnung des Cardinals, seinen Entschluß, schlimmsten Falles, d. h. wenn Piemont sich Rom's bemächtigen wollte, mit seinen Truppen dagegen einschreiten zu wollen, öffentlich und zwar im „Moniteur" zu erklären, setzte aber der hinterlistige Mann achselzuckend Bedenken entgegen, aus denen Bonnechose erkannte, in welchem Grade er sich vor den Italienern fürchtete.

Am 6. December 1866 war die in der Convention bestimmte Zeit verstrichen, und die französischen Truppen verließen Rom bis auf den letzten Mann.

Rom, der hl. Stuhl und Pius IX. waren laut dem Tagebuch der Angelpunkt, um den sich die Gedanken und Sorgen des Cardinals drehten. Nach einer nochmaligen Audienz beim Kaiser, aus welcher er die Ueberzeugung mit fortnahm, daß derselbe dem Gang der Ereignisse nicht mehr gebieten könne, daß „er nicht mehr der Herr, daß er ein Sklave sei", bot das 18. Centenarium des hl. Petrus Bonnechose den Anlaß zu einer neuen Reise nach Rom, „wiewohl zu befürchten stand, das Fest möchte durch gewaltthätige Demonstrationen der Garibaldianer gestört werden". Diese Befürchtungen bestätigten sich zunächst nicht. Die Kirche, ruhig und erhaben wie in den Tagen ihrer Macht, erschien während des Romfestes in ihrer majestätischen Einheit. Die aus den fernsten Theilen der Welt herbeigeeilten Bischöfe überbrachten Geschenke, viele Priester begleiteten sie, und die in den Straßen und auf den Plätzen sich drängenden, an allen heiligen Stätten knienden Gläubigen jubelten Pius IX. zu, wenn er an ihnen vorüberschritt, oder warfen sich mit ihm am Fuße der Altäre nieder. Es war die zahlreichste Versammlung von Bischöfen, vierhunderteinundneunzig, welche der Erdkreis je gesehen hatte.

Als Bonnechose zwei Monate später die Heimreise antrat, erfuhr er, daß die Garibaldianer an der Grenze des Kirchenstaates sich zusammenzogen und daß eine Invasion

bevorstehe. Für den von allen weltlichen Mächten verlassenen Papst konnte Hülfe nur noch vom Herrn des Himmels erwartet werden. Nach Rouen zurückgekehrt, ließen den Erzbischof die aus Italien herüberdringenden Schreckensnachrichten nicht ruhen. Er eilte nach Paris und verdoppelte dort seine Bemühungen, Gebete, Ermahnungen. „Während dieser Zeit", behauptet Msgr. Besson, „denuncirt man ihn in Rom, als ob er dem hl. Stuhl nicht ergeben genug sei, in Paris, als zu ergeben dem Papste. Man nimmt den Kaiser gegen ihn ein, weil er seiner schlechten Politik nicht beistimmen kann, man sucht den Papst gegen ihn einzunehmen, weil er nicht an den gefährlichen Ausschreitungen einer Partei sich betheiligt, welche das Monopol der Vertheidigung religiöser Interessen für sich allein beanspruchte." Letzteres lassen wir dahingestellt.

Die meisten unter uns werden sich jener erschütternden Tage erinnern, da von Mund zu Mund die Nachricht flog: bei Mentana hat die kleine päpstliche Armee unter der Führung des Generals Kanzler, unterstützt von einem französischen Hilfscorps, die gegen Rom ziehenden Garibaldianer besiegt. Der hl. Vater wurde wunderbar beschützt und „mit Staunen sah die Welt, wie die ewige Stadt unter dem Schutze Gottes unberührt blieb". Dieser Sieg wirkte auf Frankreich zurück; in einer stürmischen Senatsversammlung warf sich Thiers, der bislang als ein Diener der Revolution gegolten, zum Vertheidiger des Papstes auf und der Vertreter der Regierung, Rouher, erklärte, daß Frankreich „niemals" Rom verlassen werde; und zum zweitenmale zog eine französische Besatzung zum Schutze der päpstlichen Regierung in Rom ein. Jenes „niemals" währte freilich nur drei Jahre; aber noch kürzer währte das zweite Kaiserreich. Am Tage der Niederlage von Weißenburg wurden jene französischen Truppen zur Verstärkung der ungenügenden Wehrkraft Frankreichs von Rom zurückgerufen; dieselben sollten auf dem Schlachtfelde nur erscheinen, um sich — bei Sedan mit dem Kaiser zu ergeben.

Für das Vertrauen, welches Pius IX. zu Bonnechose

hatte, legen seine zum Theil eigenhändigen Briefe an den französischen Prälaten Zeugniß ab; der Biograph zählt im Ganzen sieben und dreißig Breve auf und theilt davon drei im Wortlaute mit. In dem dritten kommt die rein persönliche Bemerkung vor: „Ich kann Sie versichern, daß, was man auch etwa auf Ihre Rechnung gesagt haben mag, und ich erinnere mich dessen jetzt nicht, es in nichts die Werthschätzung und Liebe vermindert hat, welche ich für Sie hege."

Durch eine Encyklika war Mitte 1869 das vaticanische Concil angekündigt und seine Eröffnung auf den 8. December angekündigt worden. Die erste Nachricht, welche davon verlautete, rief sofort bei Napoleon die lebhaftesten Befürchtungen hervor, denen er bei nächster Gelegenheit dem Cardinal gegenüber Ausdruck gab. Dieser verschaffte sich eine nochmalige Audienz, um die hochwichtige Frage dem Herrscher gründlich darzulegen; namentlich verweilte er bei der Unfehlbarkeit des Papstes, deren Definition, wie man bereits wußte, auf dem Concil vorgeschlagen werden sollte. Er bekannte sich sofort als deren entschiedenen Verfechter. „Weßhalb wundert man sich darüber?" sagte er. „Seit dem Concil von Trient ist die Autorität des Papstes von den Jansenisten und den übertriebenen Gallikanern bestritten worden. Diese Autorität ist jedoch in der Zwischenzeit, zwischen dem letzten großen Concil und unserem kommenden, nothwendig geworden. Wenn man sie anfechten könnte, gäbe es keine Regierung mehr. Die Unfehlbarkeit besteht darin, daß, wenn einmal unter Beobachtung der festgesetzten Formen in Sachen des Glaubens, der Moral und der Disciplin die Entscheidung der obersten Behörde gefallen ist, sie befolgt werden muß. Gleicher Art ist die Unfehlbarkeit des Cassationshofes und des höchsten Gerichtshofes, mit dem Unterschied, daß diese Unfehlbarkeit nur eine fiktive ist im Richterstand, während sie eine wirkliche ist in der vom hl. Geiste geleiteten Kirche."

In ähnlicher Weise „katechisirte", wie Mſgr. Besson sagt, Bonnechose den Kaiser über die weltliche Macht des

Papstes, über die Gewissens-, Religions- und Unterrichts-freiheit drei Viertelstunden lang, erlangte aber vom Souverän noch keine bindende Zusage, „daß er sich auf dem Concil vertreten lassen werde“.

Noch einer einzigen Unterredung mit dem Kaiser gedenkt das Tagebuch: es sollte die letzte sein, die er überhaupt noch mit ihm hatte. Bonnechose legte hohen Werth auf diese Privataudienzen, die sowohl seinem Ehrgeize schmeichelten, als die Ueberzeugung seines günstigen Einflusses auf den Kaiser in ihm bestärkten. Er bediente sich in seinen schriftlichen Aufzeichnungen oft der Worte: „Der Kaiser hat sich dem Anschein nach ergeben“; „ich habe, wie es scheint, einen günstigen Eindruck auf den Kaiser gemacht“. Wie oft machten aber die Ereignisse seine Hoffnungen zu Schanden! „Es gab“, sagt Besson, „niemals einen in seinen Meinungen und Ansichten hartnäckigeren Fürsten, als Napoleon. Dies war sein und Frankreichs Unglück. Er besaß schöne Eigenschaften, aber eine Art Fatalismus schien seine Handlungen zu leiten und ihn, ihm selbst zum Trotz, fortzureißen. Er glaubte an seinen Stern; dieser Stern war aber eines jener Irrlichter, welche die Revolution auf den Weg der Weltherrscher ausgestreut hat und durch welche die verblendeten Fürsten, die sie zu ihren Werkzeugen gemacht hat, in den Abgrund locken“.

Das Kapitel über das Concil ist wohl eines der interessantesten des ganzen Buches, da man an seiner Hand oftmals hinter die Coulissen geführt wird und manches Wort gleichsam in's Ohr hört, dessen Klang aus der Ferne oft ziemlich anders lautete. Dasselbe bringt vielleicht nicht viel eigentlich Neues, doch empfehlen wir Jenen, die sich besonders dafür interessiren, das 14. Kapitel des II. Bandes. Die ganze Schwüle jener entscheidenden Tage schwebt gleichsam darüber. Der so oft verdächtigte französische Cardinal stand von Anfang an offen und kühn auf der Seite Pius IX., und seine zuerst minderzählige Partei — „sie bestand nur aus sechzehn Bischöfen“ — trug den Sieg davon. Der eine Umstand aber

verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß der Cardinal in überraschender Weise wieder von allen Parteien ohne Ausnahme, selbst von den in der Opposition am weitesten gehenden, mit Vertrauen und Auszeichnung behandelt wurde und unter ihnen treue und aufrichtige Freunde zählte. „Man wußte", so erklärt dies sein Biograph, „daß er hinsichtlich der Lehre ultramontan, dem Charakter nach vermittelnd, aus Gewohnheit Diplomat, persönlich sehr angenehm dem Papst, nicht minder angenehm dem Kaiser war; daß er der weltlichen Autorität gegenüber mehr Freiheit besaß, als der Erzbischof von Paris, besser unterrichtet war über die Verhältnisse Frankreichs als die meisten Mitglieder des h. Collegiums, kurz, daß er ganz so war, wie er sein mußte, um da angenehm zu sein, sich Gehör zu verschaffen, bitten zu dürfen, wo Andere weder vorgelassen, noch angehört worden wären."

Während eines furchtbaren Gewitters unter Donner und Blitz fand am 18. Juli die Erklärung des Dogmas von der Unfehlbarkeit des Papstes statt. Wie auf göttliche Eingebung hatte der hl. Vater auf die Beschleunigung der Verhandlungen gedrungen; einige Tage nur verloren, und die Entscheidung wäre in unberechenbare Ferne gerückt worden. Fast mit Ueberstürzung wurde das Concil auf die Kriegserklärung zwischen Preußen und Frankreich hin vertagt. Ganz Europa erbebte unter dem bräuenden Unwetter. Zwei Monate später war der revolutionäre Feind gewaltsam in das schutzlose Rom eingebrochen, der Papst seiner Güter beraubt, Gefangener in seinem eigenen Palast.

So kehrte der Cardinal eilig in die Heimath zurück, um unterwegs schon die furchtbaren Niederlagen seiner Landsleute bei Weißenburg am 4., bei Wörth und Forbach am 6. August zu erfahren, und sich bald mit eigenen Augen von der grenzenlosen Verwirrung in Paris, von der unbeschreiblichen Angst der Kaiserin zu überzeugen.

(Schlußartikel folgt.)



## XXI.

# Licht in's Dunkel.

Aufzeichnungen eines österreichischen Anonymus. (VI.)

Universitätsprofessor Weishaupt, auch Prinzenerzieher.

### 3. Die Schüler des Spartakus.

Wir sind, noch einmal sei es gesagt, durchaus nicht gesonnen, bei der Erbauung des Freimaurertempels Handlangerdienste zu leisten. Es ist darum auch nicht unsere Sache, den wahren und den falschen Enthüllungen im Inland und Ausland, durch welche die jüdisch-freimaurerische Sensationspresse nach und mit dem Tode des Kronprinzen noch ein Geschäft machen wollte, neue hinzuzufügen. Uns genügt zum Beweise unserer Behauptung, Kronprinz Rudolf sei ein Opfer der Logentendenz, dasjenige, was schon vor dem Tode so bekannt war, daß zwei nach Staat und Religion ganz verschiedene höchststehende Persönlichkeiten, die eine ein Jahr, die andere sechs Wochen vor der Katastrophe in verschiedenen Sprachen dasselbe sagten: „Das kann kein gutes Ende nehmen“.

Kronprinz Rudolf war geboren am 21. August 1858. Was nun die erste Erziehung unter den Augen seiner kaiserlichen Eltern betrifft, so ist es bekannt, daß dieselbe damals nicht leicht hätte besser sein können. Man braucht sich nur zu erinnern an das wunderhübsche Nachtgebet, welches Kronprinz Rudolf sich selbst gemacht und das die „Histor.-polit. Blätter“ (16. März 1889) mittheilten: „Lieber

Gott! Du kannst mich auch im Dunklen schützen, so thue es denn! Ich habe Dir ja auch immer für alles Gute gedankt!" In der That, die vielen guten Herzenseigenschaften, durch welche Kronprinz Rudolf sich so lange der allgemeinen Sympathie erfreute, haben neben einer wahrhaft edlen Naturanlage in dieser ersten Erziehung ihren Grund gehabt.

Was nun den ersten Punkt in der Pädagogik des Hofrathes Br. . Spartakus, den wissenschaftlichen Unterricht betrifft, so ist es jedenfalls übertrieben, wenn ein in Stuttgart erscheinendes Blatt die Hauptschuld an der späteren Katastrophe in der unseligen Fachlehrermethode und in der unglücklichen Wahl der Lehrer fand. Wir läugnen durchaus nicht, daß die Fachlehrermethode bei dem ersten Unterrichte keine pädagogische ist; wir läugnen auch nicht, daß der Unterricht eben durch die Fachlehrermethode, analog den Instruktionen Weishaupts, auf Seite des jungen Schülers immer in die Breite mehr als in die Tiefe geht; wir läugnen auch nicht, daß die Wahl der betreffenden Fachlehrer vielfach eine glücklichere hätte sein können und sein sollen. Was wir läugnen, ist, daß der damalige von Seiner Majestät aufgestellte Erzieher, General von Latour, an diesem Allem die Schuld trägt. Man erinnere sich doch, daß der wissenschaftliche Unterricht unseres Kronprinzen in die letzten Sechsziger und ersten Siebziger Jahre fällt; daß dieß gerade die Zeit des „fortschrittlichen Aufschwunges," wie in allem Anderen, so auch in den Wiener pädagogischen Kreisen war, daß es die Blüthezeit des anfangs germanisch-centralistischen, dann jüdisch-freimaurerischen Liberalismus auf den Ministerbänken war; daß es die Zeit war, wo von allen Seiten die bisher verborgenen, aber homogenen Genies auf die Wiener Lehrstühle berufen wurden. Für einen geraden, ehrlichen, militärischen Charakter, wie General von Latour, ist es aber geradezu unmöglich zu denken, daß bei Berufung zu einem Universitätslehrstuhl etwas Anderes auch noch maßgebend sein könne, als eben die Wissenschaft; und so mußte er

glauben, das Beste zu thun, wenn er für einen Kaisersohn Universitätsprofessoren als Fachlehrer berufe. Durch dieses und manches Andere mag Manches gefehlt worden sein; aber die Katastrophe psychologisch zu erklären, genügt es nicht, genügt es um so weniger, als Kronprinz Rudolf sein habsburgisch edles, österreichisch gemüthvolles, katholisch religiöses Wesen, das er von der ersten Erziehung mitbekommen, noch längere Zeit über den wissenschaftlichen Unterricht hinaus bewahrte. Und hiemit glauben wir über den ersten Punkt in der Logenpädagogik des Universitätsprofessors Spartakus genug gesprochen zu haben. Eben so offen und objektiv treten wir an den zweiten Punkt heran.

Anders spricht sich die allgemeine Stimme in den kaisertreuen hohen und niederen Kreisen über den Einfluß aus, welchen man nach dem Abgang des Generals von Latour auf unseren hochbegabten Kronprinzen hätte nehmen sollen in jenem Alter, wo überall Vergnügungen und Leidenschaften der jugendlichen Unerfahrenheit gefährlich werden können, und um so gefährlicher, je mehr die neue Beschäftigung, neue Umgebung, neue Freiheit der Bewegung absticht von der früheren. Auch in dieser Beziehung halten wir es entschieden für übertrieben, wenn das so bitter enttäuschte Volk Manche aus der offiziellen Umgebung des jugendlichen Kronprinzen geradezu für Freimaurer hält. Nie und nimmer können wir glauben, daß bei aller Schlangennatur der „Brüder" das gesunde und geübte Auge seines kaiserlichen Vaters jahrelang hätte getrübt werden können. Aber das läßt sich nicht wegläugnen: es wußten sich in die nicht offizielle nächste Umgebung Leute einzudrängen, welche die oben angedeuteten Ziele der Freimaurerei in Bezug auf künftige Regenten, sei es bewußt oder unbewußt, jedenfalls thatsächlich beförderten. Unwillkürlich fallen einem da die oben citirten Worte aus der Geheimschrift des jüdischen Br.·. Weil ein: „Wer in den nächsten Kreisen durch Talent, durch ein tüchtiges Streben oder ein tüchtiges Wirken sich

auszeichnete, der wurde eifrig aufgesucht.“ Und da gelang es leider der Schlangennatur der „Brüder“, das Auge jener offiziellen Umgebung, welcher Se. Majestät den einzigen Sohn so vertrauensvoll übergeben, gründlich zu täuschen. Was nun die allerorts auftauchenden und von den ∴ Journalisten mit Wollust aufgegriffenen und in's Ausland colportirten Erzählungen betrifft, in welchen gewisse „Vergnügungen“ und „Leidenschaften“ eine Rolle spielen, so haben wir darauf nur diese Eine Bemerkung: Entweder sind sie wahr oder nicht wahr.

Sind sie wahr, so ist es leider nur zu wahr, daß Kronprinz Rudolf ein Opfer des oben angedeuteten Geheimmittels aus der Apotheke des Br∴ Spartakus wurde. Es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen vorübergehenden Verirrungen, auf welche ein bekanntes Wort Anwendung findet: „Wer von Euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie,“ und jenem Princip Weishaupts: „Aendert die Sitten, und die Revolution ist unausbleiblich.“ Zu solcher Sittenänderung war unser Kronprinz von Natur und von Haus aus viel zu edel angelegt, das hätte ihm erst beigebracht werden müssen. Sind sie aber nicht wahr, dann ist Kronprinz Rudolf abermals ein Opfer der Loge, denn Grundsatz der geheimen Gesellschaften ist es, durch Verbreitung von Skandalgeschichten die Autorität zu untergraben und so der Revolution vorzuarbeiten.

Wir haben auch hiefür zwei Belege, wie sie der Leser nicht besser wünschen könnte. Im Jahre 1765 starb der Kronprinz von Frankreich, der Sohn Ludwigs XV. und Vater Ludwigs XVI. Mit Rücksicht auf diesen Todesfall schrieb der bekannte Literaturhistoriker La Harpe, welcher beim Tode des Dauphin noch selbst Freimaurer und Freund Voltaires war, später im 15. Bande seines Cours de littérature: „Alsbald tauchten kleine Anekdoten auf, von denen man früher nichts gehört hatte, und welche nun mit aller Bestimmtheit in jenen anonymen Broschüren wiederkehrten, in

welchen sich ohne den Stempel der Lüge so bequem lügen läßt. Sie rechneten dabei nicht so sehr mit der Wahrscheinlichkeit, als mit dem Nutzen der Lüge und mit dem Interesse, daß dadurch ihre eigene Partei in der Oeffentlichkeit mehr Boden gewinne." Und damit man nicht im Zweifel sei, welche Partei La Harpe damit meine, setzte er hinzu: „das war eines von den bei der Freimaurerei gewöhnlich gebrauchten Mitteln."

Daß die Sekten jetzt noch dieses Mittel gebrauchen, zeigt uns folgende Thatsache, die sich kurz vor dem Tode unsres Kronprinzen Rudolf ereignete. Ein Emissär der Socialdemokratie hielt Wanderpredigten auf dem Lande in einer Gegend, welche viele Arbeiter in den Bergwerken beschäftigt. Ein pfiffiges Bäuerlein stellte sich dumm, holte den Herrn Emissär etwas aus, und erfuhr aus seinem Munde, „das beste Mittel für Ausbreitung der socialdemokratischen Partei sei die Ausbeutung von wahren oder falschen Scandalgeschichten in den obern Regionen". Hofrath Weishaupt ist und bleibt ein Psychologe, wenn er sagt: „Aendert die Sitten, und die Revolution ist unausbleiblich!"

Versteht man jetzt die Reden gewisser Abgeordneter, die sich merkwürdiger Weise in hohem Grade der Sympathien sowohl von Seite der Socialdemokraten, als auch von Seite der Wiener Judenliberalen erfreuen? Versteht man jetzt die Ziele jener bekannten und pikanten Erzählungen und Inserate in jener Presse, welche die mit den ∴ geschmückten „Zeitungs-Sammelkästen für die Spitäler an den Bahnhöfen von Wien" aufgestellt hat? Versteht man aber auch jetzt, daß die Vereinigten Christen, welche den ungleichen Kampf mit der mächtigen jüdisch-freimaurerischen Corruptionspresse muthig aufgenommen, nicht diejenigen sind, wo man die Feinde des Eigenthums und der Dynastie zu suchen hat? Möge man sich in den conservativen höheren Kreisen doch endlich einmal darüber klar werden, wo die Feinde zu finden sind.

Und nun zum dritten Punkt, zur Lektüre! Einen Mann, welchen Graf Bombelles auch auf die Empfehlung eines Herzogs und eines Prinzen hin nie hätte zulassen oder wenigstens nicht hätte belassen sollen, dürfen wir hier nicht übergehen. Es ist der Verfasser jenes im Sinne des Ordens geschriebenen Werkes „Ueber das Thierleben", der bekannte Zoologe Dr. und Br. Brehm, dessen Sohn mit einem seines Vaters würdigen Cynismus im Kölner Freimaurer-Organ den todten Kronprinzen noch mit einem von der Fabel her erinnerlichen Fußtritt traktirte.

Es ist sehr wohl bekannt, daß eine hohe Dame, welcher der Verkehr ihres Sohnes mit besagtem Dr. Brehm bedenklich erschien, diesen bei einer Wiener Soiree öffentlich aufforderte, auf Ehrenwort zu erklären, ob er Freimaurer sei oder nicht. Es ist sehr wohl bekannt, daß Br.·. Brehm erklärte, er sei nicht Freimaurer. Es ist aber auch den nicht ganz Profanen sehr wohl bekannt, daß in solchen Fällen der Logeneid höher steht. Es ist uns endlich aus dem Munde eines Freimaurers recht wohl bekannt, wie Br.·. Brehm in frühester Jugend als Lufton zur Loge A. in S. A., von dort nach manchen Abenteuern in Afrika und Spanien als Reisebegleiter in Sachen des Vögelausstopfens an einen Hof dritten Ranges und von dort erst als „gefeierter Ornithologe" an den Hof unseres Kronprinzen kam. Allgemein bekannt ist, welchen Werth man von einer gewissen Seite auf diesen „bedeutenden Mann der Wissenschaft in der Umgebung des österreichischen Kronprinzen" legte, und daß jener katholische Redakteur, welcher öffentlich die „Archimedischen Cirkel" — sapienti sat! — zu stören wagte, dieses Unterfangen mit der Verbannung aus Oesterreich büßen mußte. Bekannt ist auch, daß es endlich des persönlichen Eingreifens Sr. Majestät bedurfte, um diesen bösen Dämon Oesterreichs wenigstens aus der nächsten äußeren Nähe zu entfernen. Ach! wäre doch Kronprinz Rudolf damals schon ganz und rückhaltlos auf die wohlmeinenden Intentionen seines kaiserlichen

Vaters eingegangen! Es wäre dann nicht an ihm zur Wahrheit geworden, was Kaiserin Maria Theresia über ihren Sohn und Kronprinzen einst sagte: „Der Josef wird auch noch auf unsere Worte kommen und es bitter bereuen, sich mit diesen gefährlichen Leuten so tief eingelassen zu haben."

Und nun noch ein Wort über die „guten Schriftsteller von der schönen Literatur", welchen Br.·. Spartakus schon vor hundert Jahren eine Hauptrolle zutheilte; so gut und so schön, daß man nach seinen eigenen Worten erst „Alles in Bewegung setzen muß, um ihnen einen Ruf zu verschaffen". Haben sie es vielleicht unseliger Weise zuwege gebracht, daß unser hochbegabter Kronprinz seinem eigentlichen Berufe entfremdet wurde? Daß er eben bei seiner hohen Begabung die Leere und Oede, welche solche Lektüre und solcher Umgang nothwendig mit sich bringen, doppelt fühlte? Daß er diese doppelt gefühlte Leere und Oede durch anderen Umgang und andere Vergnügungen auszufüllen suchte? Daß endlich ihr edles Opfer zum tiefsten Schmerze aller wahrhaft getreuen Oesterreicher selbst der Gegenstand einer nichts weniger als schönen, aber desto mehr revolutionären Literatur geworden? Die „guten Schriftsteller" mit ihren schillernden Farben von Talmi-Geist, dem stets beweglichen Zünglein voll Talmi-Witz, dem Giftzahn voll Talmi-Lob, kommen einem vor wie die Nattern, welche glatt und geschmeidig am liebsten zwischen den Granitfelsen der alten Ritterburgen sich einschleichen, oder wie die Schlangen des Laokoon, die durch die Wogen des Meeres geräuschlos heranschwammen gegen das dem Untergang geweihte Troja.

Gott verzeihe Allen, welche bewußt oder unbewußt nach diesen drei Punkten des Br.·. Spartakus die für Oesterreich so furchtbare Katastrophe vorbereiten halfen. Aber das geschehene Unheil können sie nicht mehr gut machen, und mögen sie ihre Hände tausendmal mit Pilatus-Wasser waschen! . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

## Schluß.

Hiemit haben wir auf die in der Einleitung aufgeführten rhetorischen Fragen der Vereinigten Antichristen zwar nicht mit rhetorischen Phrasen, wohl aber mit historischen Daten und Citaten geantwortet.

An der Hand von Freimaurer-Dokumenten haben „wir ergründen wollen, wie das Undenkbare möglich geworden; haben wir erforschen wollen, welche Wolken das strahlende Licht dieses krystallklaren Geistes getrübt hat; haben wir ergrübeln wollen, welcher Art und Herkunft die dämonische Kraft gewesen, welche sein Urtheil trübte, seinen Willen unterjochte, seinen Finger lenkte, bis das Unnennbare geschehen war".

Auch wir haben die Methode des Feuilletonisten jenes betreffenden Blattes angewendet und zuvor einige „Rückblicke" vorausgeschickt und einige „ähnliche Erscheinungen" zusammengestellt, und „haben uns versucht gefühlt, aus der Regelmäßigkeit ähnlicher Erscheinungen ein Gesetz abzuziehen" und anzunehmen, daß „die jungen Männer, welche der höchsten Macht am nächsten stehen, den Neid der Götter am leichtesten erregen!"

Allein unsere Zusammenstellung der Aussprüche von zeitlich und örtlich ganz verschiedenen Freimaurergöttern hat uns ein etwas anderes Resultat geliefert, als dem Feuilletonisten. Wahr ist es und „auch wir haben es gewahrt, daß die Kronprinzen fast überall von einem dunklen Verhängniß bedroht sind"; aber nicht wahr ist es, daß hier nur „ein sinnloses Schicksal waltet"; es ist weder „wahrscheinlich noch überhaupt möglich, daß blos der Zufall diese unheimlichen Dinge gereimt hat".

Endlich kamen wir bei unserer Untersuchung auch auf „die Fackel", welche hineinleuchtet in die Finsternisse dieses Verhängnisses. Sie begleitete uns mit ihrem Licht in's Dunkel der Wiener Kapuzinergruft. Wir haben erkannt, daß diese „Fackel entzündet wurde" weder durch ein Wunder, noch

überhaupt von einem Gott — sondern von einem Meister im Orient des Lichtes, von einem Universitätsprofessor und Hofrath: von Br.·. Spartakus. Er hat durch Verschmelzung seines Illuminaten-Ordens mit dem Freimaurer-Bunde, auf dem noch heute unterm 16. Juli gefeierten Wilhelmsbader Convent 1782, der Freimaurerei jene internationale antichristliche und anti-dynastische Richtung gegeben, welche sie befähigt, einerseits vom internationalen und anti-christlichen Judenthum angeführt zu werden, andererseits die anti-dynastischen Elemente aller Nationen anzuführen, d. h. der Sammelpunkt zu werden für die „Vereinigten Anti-Christen", für die Führer des Judenthums, der Socialdemokratie, des Liberalismus, des Extrem-Nationalismus und vor Allem der Presse.

Und wem und „wozu soll uns diese Kenntniß frommen"? Auch auf diese letzte Frage im Wiener Organ der Vereinigten Anti-Christen noch eine kurze offene Antwort!

Erstens. Natürlich frommt es nicht den „wissenden Brüdern" der vom Judenthum geführten Loge, wenn auch die „Profanen" wissen, daß es gerade das von der Freimaurerei für den eigenen Bedarf monopolisirte „Licht" ist, welches so grell hineinleuchtet in die Finsternisse dieses und so vieler anderer Verhängnisse, und daß dieses Licht entzündet wurde von einem Universitätsprofessor und einem Hofrath.

Zweitens. Frommen wird es oder kann es wenigstens den Millionen wahrhaft deutscher, weil ehrlicher Männer, wenn sie bei dieser Gelegenheit einen Blick werfen konnten in die ganze undeutsche Unehrlichkeit der „deutschen" Freimaurerei und dabei lernten, daß die so viel gerühmte „Humanität und Wohlthätigkeit" nur eine Firma ist, um anderes zu verdecken; daß die so viel gepriesene „Loyalität" nur ein Schein ist, um mißtrauische Regierungen zu täuschen; daß den Christen, seien es „Profane" oder „Brüder der mindern" oder „Fürsten der höheren Grade", so viel Licht nur zu Theil wird, als ihnen nach dem Urtheil eines Juden Baruch gebührt.

Drittens. Frommen wird es oder könnte es wenigstens jenen Tausenden, sei es durch Amt oder Geburt hochgestellten Männern, welche, minder scharfsichtig als eine Frau, Kaiserin Maria Theresia, nur ein souveränes Lächeln suffisanter Ungläubigkeit haben zu dürfen glauben für das Geständniß der „Latomia“: „Maria Theresia schrieb nicht mit Unrecht dem Bunde weitgehende politische Absichten zu“; dagegen aber desto mehr freundliches Lächeln entgegen kommender Leichtgläubigkeit gegenüber den offiziellen Betheuerungen eines jüdischen B.·. Lewis, die Freimaurerei sei eine „der reinsten Humanität, Wissenschaftlichkeit und dem conservativen Fortschritte gewidmete Institution!“ — Minister à la Belcredi mit der Klugheit eines: „Trau! Schau! Wem!“ sind eben leider selten.

Viertens. Frommen wird es sicher den Vereinigten Christen, wenn sie bei dieser Gelegenheit ihren eigentlichen Gegner kennen lernten. Feinde der christlich-arischen socialen Ordnung gab es immer, lange bevor sie die Namen „Liberale“, „Socialdemokraten“, „Semiten“ trugen. Aber so recht eigentlich stark wurden diese einzelnen Feinde des Christenthums und der Ordnung, des Thrones und des Altares und des ehrlich erworbenen Privateigenthumes erst durch die Vereinigung. Und die Vereinigung all dieser anti-christlichen, anti-dynastischen und anti-bürgerlichen Vereinigungen sehen wir jetzt in der von der Alliance Israélite geleiteten, von der Judenpresse bedienten Freimaurerei. Diesen Vereinigten Anti-Christen gegenüber können die Christen Altar, Thron und ehrlich erworbenes Eigenthum nur schützen durch eine Vereinigung und keine andere Benennung dieser Vereinigung ist so vollauf berechtigt als: Vereinigte Christen.

Fünftens. Frommen wird es endlich vor Allem den Vereinigten Christen Oesterreichs, wenn sie erkannt haben, daß es die Vereinigten Anti-Christen in und außer Oesterreich

auf den Untergang des Hauses Habsburg abgesehen haben. Und darum schließen wir:

Gott erhalte, Gott beschütze
Unsern Kaiser, unser Land!
Mächtig durch des Glaubens Stütze
Führ' er uns mit starker Hand!
Laßt uns seiner Väter Krone
Schirmen wider jeden Feind!
Ewig bleibt mit Habsburgs Throne
Oesterreichs Geschick vereint!

---

## XXII.

## Franz Grillparzer.

### Eine Gegenstimme.

„Grillparzer ist der Dichter der Leidenschaft"! — Dieser Gedanke beherrscht den Verfasser des Artikels zur Centenar-Feier Grillparzers in diesen Blättern (Heft 1, S. 34) derart, daß er, obgleich ihm das Genie des Dichters Bewunderung abringt, gleich auf der ersten Seite zu folgender Absage gegen den Genius desselben kommt:

„Undenkbar ist es geradezu, daß jemals die deutsche Jugend für Grillparzer schwärmen wird, wie sie es immer noch für Schiller thut. Von einem dramatischen Dichter hohen Stils, wie Grillparzer einer ist, erwarten wir vor allen Dingen ein Eintreten für die heiligsten Güter der Menschheit, seien sie nun rein ideeller — wie die religiöse — oder gleichzeitig irdischer Natur, wir wollen von ihm hingerissen sein zu flammender Begeisterung, zu erhebenden Anschauungen in höhere, reinere Regionen. Er soll ein Prediger der Menschheit sein innerhalb der Grenzen, welche seine Kunst ihm zieht; er soll der Welt

die Welt zeigen, um sie zu bilden und zu bessern. Ein solcher Dichter ist Grillparzer nicht. Bei aller Bewunderung für seine Größe vermissen wir schmerzlich bei ihm den Schwung einer idealen Weltanschauung, die ethischen Gesichtspunkte, die religiöse Wärme.

„In keinem seiner Dramen wird unser Blick nach oben gerichtet, in keinem feiern Kämpfer für die Rechte der Menschheit ihre Triumphe, oder leiden für sie, in keinem tritt die Macht der Religion, in welcher Gestalt es auch sei, in die Erscheinung. Er ist der Dichter der Indifferenz, der Vertreter einer Weltanschauung, welche in der Weltgeschichte nicht das Weltgericht und in Gott nicht den Weltenrichter erkennt. Wenn er dichtet, so treibt ihn nicht eigentlich eine Idee, sie im Gewande der Dichtung zu schöner Wirklichkeit zu rufen, sondern dieses oder jenes Schicksal, diese oder jene interessante Gestalt. Er würde mit aller Entschiedenheit es als eine arge Zumuthung abgelehnt haben, falls Jemand ihn aufgefordert hätte, nach höheren Gesichtspunkten zu streben; wenn sie in den von ihm gewählten Stoffen nicht schon verborgen waren, so fiel es ihm gewiß nicht ein, sie hinein zu legen.

„Darum ist er auch nicht und konnte er nicht wie Schiller der Dichter der That sein. . . . Grillparzer hat keinen Don Carlos, keinen Mortimer, keine Jungfrau von Orleans, keinen Wilhelm Tell geschaffen, sondern Männer, welche über ihrem eigenen Geschick das Voranschreiten der Weltgeschichte vergessen. Grillparzer ist der Dichter der Leidenschaft, wäre es nun die Liebe, die Eifersucht, oder Herrsch- und Ehrbegierde. Nur in ‚Ein treuer Diener seines Herrn‘ hat er ein Drama geschaffen, das lediglich der Verherrlichung einer idealen Charaktereigenschaft gewidmet ist. Ja so weit geht der Mangel einer höheren Weltanschauung bei Grillparzer, daß aus seinen Dichtungen kaum ein Bändchen der jetzt wieder so beliebten ‚Lichtstrahlen‘ auszuziehen wäre.“ —

Möge uns der Autor verzeihen, wenn wir behaupten, er habe bei Beurtheilung des Dichters eine Methode angewendet, die nothwendig zu einem ganz verschiefsten Urtheile

führen mußte. Er stellt ein Programm auf, das wir der Richtung nach als das Ideal eines Dichters gelten lassen wollen, und fordert von ihm dessen Erfüllung. Da aber leider Ideale in dieser Welt sich nie voll verwirklichen, so müssen wir uns begnügen, wenn wir in ihr ein Streben nach dem Ideale finden. Wenn aber Grillparzer die förmliche Absage sich gefallen lassen muß: „Ein solcher Dichter ist Grillparzer nicht,“ dann liegt die Frage nahe: wo findet sich unter unseren Klassikern ein solcher Dichter? Von Göthe kann da wohl keine Rede sein. Ist's etwa Schiller? Fast hat es den Anschein, der Verfasser wolle dies bejahen, denn er stellt Grillparzer mit Schiller in Parallele und beantwortet sozusagen die Frage: welcher von beiden ist mir und der deutschen Jugend lieber, im günstigen Sinne für den letzteren.

Wir wollen dem Verfasser auf diesem weit abseits führenden Wege nicht folgen und insbesondere auch auf die angebliche Spärlichkeit von „Lichtstrahlen“ in Grillparzers Werken, die ganz besonders gegen eine höhere Weltanschauung desselben sprechen soll, kein Gewicht legen, da Grillparzer ja nicht für ein Mädchenpensionat dichtete. Ein Dichter von Gottes Gnaden, wie Grillparzer, hat aber wohl Anspruch darauf, daß man sich ihn um und um besehe, in sein Inneres einzudringen suche und von dort heraus sich die Erscheinung zurecht lege. Das Zusammentragen grämlicher, bissiger, ja lästerlicher Bemerkungen und Dicta gegen die Kirche, die Grillparzer im Anschlusse an das Weimar'sche Heroenpaar niedergeschrieben, genügt bei Beurtheilung seiner Werke nicht als Beweis seines religionsfeindlichen Standpunktes, wenn man, wie es hier der Fall ist, zu dem Geständnisse gezwungen ist, daß „dieser Standpunkt in seinen Dramen nur sehr wenig hervortritt.“

Man unterscheidet den Dichter vom Menschen. Im Grunde ist aber der Dichter doch immer auch der Mensch und wir werden nicht irre gehen, wenn wir einem Dichter, der kein Heuchler war — und das wird doch von Grill-

parzer, der der Wahrheitsliebe in seinem „Weh' dem, der lügt“ ein so schönes Denkmal gesetzt hat, Niemand behaupten — das Wahre und Gute, und die eigene Begeisterung dafür, die in seinen dichterischen Werken niedergelegt sind, zum Vortheile anschreiben.

Es muß doch angenommen werden, daß er in ihnen den Kern seines Wesens offenbart und zwar mehr, als in dem, was er in kalter Reflexion aus falschen Prämissen deducirt oder im gewöhnlichen Leben unter dem Eindrucke der augenblicklichen Verhältnisse, unter dem Einflusse seiner Erziehung, seiner dem Irrthum unterworfenen Tagesstimmung gesagt hat. Wir übersehen dabei nicht, daß die Inspiration, ähnlich der Gnade der Propheten, dem Dichter Anschauungen eröffnet, die das Alltagsleben wieder verschleiert. Jedenfalls aber werden wir dem Dichter nicht gerecht, wenn wir in seinen Werken jene tieferen Anschauungen übersehen, weil er im schwankenden Tageslicht des Lebens solche nur selten geäußert hat. Schließt man denn von der Schale auf den Kern? das wäre unbillig. Es fällt uns nicht ein, das „Verkehrte, Schlimme, Abscheuwürdige,“ das Grillparzer irgendwo gesagt, zu beschönigen. Er sagte solches aber nie in seinen Dramen und d i e s e sind es, von denen eigentlich die Rede ist, die ihn groß machen und für die wir die Theilnahme der Welt in Anspruch nehmen.

Was bleibt denn Positives von unseren Klassikern, gewiß auch von dem edlen Schiller, wenn wir verfahren wie der Herr Verfasser? Sie kämpften gegen ein Phantom der Kirche, das das Widerspiel der wirklichen war, und erhitzten sich in diesem Kampfe, vielfach etwa ohne besseres Wissen, wie der Ritter von La Mancha im Kampfe gegen Windmühlen.

Dennoch behaupten wir, daß gerade Grillparzer zum Vortheile seiner Werke gegenüber jenen der protestantischen Weimar'schen Heroen aus einer katholischen Atmosphäre heraus-

dichtete, die sein Gemüth erwärmte, ohne daß er sich darüber klar war.

Doch zunächst einige zur allgemeinen Charakteristik gehörige Züge aus seinem Leben! Er besuchte in früheren Jahren oft das Haus des bekanntlich streng kirchlichen Historienmalers Leopold Kupelwieser, der einmal gerade an einem Altarbilde malte, als Grillparzer kam. Kupelwieser ließ sich wie gewöhnlich nach der Begrüßung durch den Besuch nicht stören, sondern arbeitete weiter. Grillparzer saß eine Weile stumm und sah zu. Endlich brach er in die Worte aus: „Wie müssen Sie glücklich sein in Ihrem Glauben!" — Die Anregung, die Führich's „Vater unser" zu seinem Fragment gegeben, ist bekannt. — In den fünfziger Jahren traf er öfter mit einem Jugendbekannten, dem geistvollen, echt katholischen Geschichtslehrer des Kaisers Franz Joseph, Professor Joseph Fick, zusammen und verlangte einmal von diesem die Angabe eines guten historischen Werkes zur Lektüre. Fick, der der Geistesrichtung Grillparzers nicht allzu schwere Kost zumuthen zu dürfen glaubte, sprach von K. A. Menzel. „Ach nein, nicht deutsche Geschichte. Was sagen Sie denn zu Hurter's Innocenz III?" war die Antwort. Bekanntlich hatte er gerade dieses Werk früher verunglimpft. Fick konnte nur wärmstens rathen. — Es ist also doch wohl eine Klärung auch in Grillparzers religiösen Anschauungen vor sich gegangen. Leider können wir diesfalls nicht mehr von ihm sagen. In politischen Dingen war er conservativ im guten Sinne des Wortes, aber gewiß kein unbedingter „Bewunderer des Althergebrachten", wiewohl ihm vieles davon als das Altbewährte erscheinen mußte.

Was aber nun den angeblichen Mangel idealer Weltanschauung überhaupt betrifft, so ist uns diese Behauptung selbst dann nicht erklärlich, wenn wir den Mann nur aus seinen biographischen und sonstigen Aufzeichnungen und mit Ignorirung seiner dramatischen Werke in der Seele des Beurtheilers uns abgespiegelt denken; eher, wenn wir einem ka-

tholischen Autor im Jahre 1891 zutrauen dürften, er schwärme für den jugendlichen Schiller und seine Ideen des Jahres 1789. Diese allerdings hatte Grillparzer, der ja durch Don Carlos und Cabale und Liebe zu seiner „Blanca von Castilien“ veranlaßt worden war, früh hinter sich gebracht. Grillparzer sagt von sich selbst und seiner Dichtung:

Hast du vom Kahlenberg dir rings das Land beseh'n,
So wirst du, was ich schrieb und was ich bin, versteh'n.

Er war ein Wiener seiner Zeit mit dem sprichwörtlichen Pessimismus seiner Landsleute, der sich gerne an allen Dingen reibt, ohne es eben gar bös zu meinen. Er hatte auch die Eigenschaft des Wieners, daß es ihm verhaßt war, mit guten Eigenschaften und Anmuthungen, mit Idealen zu prunken. Eher kehrte er, so tief diese auch sitzen mochten, die stachlichte Seite hervor. Denken wir an ein anderes echtes Wiener Kind — den Meister Moriz von Schwind, der, im Leben manchmal stachlicht wie ein Igel, den Born des Ideals im Innern verschlossen hielt, dessen Ergüsse in den Werken seiner Kunst ernste Männer tief zu ergreifen vermochten. Ist denn des Oesterreichers Weise so ganz vergessen im Nachbarlande?

Welcher Dichter hat wohl die mittelalterliche, katholische Idee des christlichen Weltreiches tiefer erfaßt, als es in den Worten Rudolfs von Habsburg im „Ottokar“ geschieht? Ist es möglich zu leugnen, daß in diesem Drama die wahre Seite des Ausspruchs: „die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ durchschlagend vertreten ist? Gibt's ein Drama Schillers, in dem Gott als der Weltrichter deutlicher hervortritt, als in dem letzten Monologe Ottokars? —

Wir freuen uns mit Recht über der Jugend Thatendurst. Ihr nehmen wir das Schwärmen selbst für den jugendlichen Schiller, „den Dichter der That“, nicht übel. Ueber dem Werth der That aber steht doch wohl der Werth des Rechtes. Wer das erkennt und lehrt, steht höher als der jugendliche Stürmer, wenn er eingebildete Ideale verficht. Die Macht

des Rechtes in der höheren Weltordnung ist der Grundgedanke im „Ottokar". Das würde jeder Unbefangene herauslesen, selbst wenn Grillparzer die Grille gehabt hätte, es einmal in Frage zu stellen. Deshalb ist Rudolfs Haltung so majestätisch, weil er diese echt österreichische Idee mit der ihr entsprechenden Einfachheit zum Ausdruck bringt. Er wird dadurch zum christlichen Helden gegenüber dem haltungslosen Hitzkopf Ottokar.

„Mich hat, wie Euch, der eitle Drang der Ehre
Mit sich geführt in meiner ersten Zeit,
An Fremden und Verwandten, Freund und Feind
Uebt ich der raschen Thatkraft jungen Arm,
Als wär' die Welt ein weiter Schauplatz nur
Für Rudolf und sein Schwert. In Bann gefallen,
Zog ich mit Euch in Preußens Heidenkrieg,
Focht ich die Ungarschlacht an Eurer Seite;
Doch murrt' ich innerlich ob jener Schranken,
Die Reich und Kirche allzu ängstlich setzen
Dem raschen Muth, der größern Spielraums werth.
Da nahm mich Gott mit seiner starken Hand,
Und setzte mich auf jene Thronesstufen,
Die aufgerichtet steh'n ob einer Welt!
Und gleich dem Waller, der den Berg erklomm
Und nun hinabsieht in die weite Gegend
Und auf die Mauern, die ihn sonst gedrückt,
So fiel's wie Schuppen ab von meinen Augen,
Und all mein Ehrgeiz war mit Eins geheilt.
Die Welt ist da, damit wir Alle leben,
Und groß ist nur der ein' allein'ge Gott."

Der dies geschrieben, hat allerdings vorher in Ottokars Haltung den Ehrgeiz trefflich geschildert. Er läßt ihn aber der Geschichte treu durch Gottes Gericht zu Falle kommen. Genügt es da, ihn den Dichter der Leidenschaft, des Ehrgeizes zu nennen? Wir meinen, hier habe er eine ideale Weltanschauung, ethische Gesichtspunkte, ja selbst religiöse Wärme an den Tag gelegt, und es würde der deutschen Jugend wohl anstehen, sich an solchen idealen Gedanken eher zu be-

geistern, als etwa an einem: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!"

Wir können es Grillparzer gewiß nicht zum Vorwurf machen, daß er Shakespeare, den Dichter der göttlichen Gerechtigkeit, Calderon, den Dichter der göttlichen Barmherzigkeit so hoch hielt. Ihn aber können wir mit Grund als den Dichter der Treue und der Pflichterfüllung bezeichnen, denn nicht weniger als vier seiner Dramen: Ottokar, Ein treuer Diener, Der Traum ein Leben, Weh' dem, der lügt — sind diesen Idealen gewidmet.

Dem letztgedachten „Lustspiele" geschieht zumal von Seite katholischer Beurtheiler sein Recht nicht, wenn man nur auf seine „groteske eigenthümliche Komik" hinweist. Es ist ja nur in sehr nebensächlichem Sinne ein Lustspiel. Oder liegt auch ihm keine Idee zu Grunde? Unserer Ueberzeugung nach sogar mehr als eine blos ethische — eine religiöse Idee. Als solche muß doch wohl das unbedingte Gottvertrauen gelten. Nach der prächtigen Meditation des Bischofs Gregor über die Lüge und nachdem Leon sich zur Befreiung des gefangenen geliebten Neffen desselben mit den kecken Worten erboten hat: „Wär' ich nur dort, ich lög' ihn schon heraus", antwortet Gregor: „Weh' dem der lügt", und will den Neffen eher sterben sehen und mit ihm sterben, als daß er der Lüge die Freiheit verdanken sollte. „Aber seht, wenn nicht ein Bischen Trug uns helfen soll, was hilft dann sonst?" meint Leon, und Gregor antwortet: „Gott, mein, dein, aller Gott" und mahnt ihn: „Thu', was dir Gott gebeut, vertrau' auf ihn! Vertraue, wie ich's nicht gethan, ich nicht, ich schwacher Sünder nicht." Er klagt sich an, daß er „vom Gelde hoffend, was nur Gott vermag", Lösegeld gespart, und ordnet dessen Vertheilung unter die Armen an, die Leon wirklich durchführt, wobei ihm gleich der Wegweiser in dem Pilger entgegen geführt wird. Nach Ausführung der Flucht ergibt sich bei der Ueberwindung der Versuchung zur Lüge gerade dadurch unverhoffte Hilfe aus drohender Gefahr. Als aber die Fliehen-

den rings umstellt und verloren scheinen, bricht Leons Gottvertrauen sieghaft durch in kindlichem Gebete:

„Ich weiß, Unmögliches schein' ich zu heischen;
Doch ist ja möglich das nur, was du willst,
Und was du nicht willst, das nur ist unmöglich." — — —

Das Gebet findet wunderbare Erhörung. —

Wir wollen auf die antiken Dramen, auf „Libussa" und die „Jüdin" nicht eingehen, obwohl auch in jedem dieser Dramen ein entsprechender idealer Grundzug liegt.

Nur eines noch: Einen Vorzug gesteht der Verfasser dem Dichter vor den Klassikern und ihren Epigonen zu: „Er war eine keusche Natur!" „Er hat die Liebe in ihren glühendsten Aeußerungen geschildert, ohne über die Grenzen des Anstandes und der Sitte hinauszugehen." Ja, so ist es. — Aber wie, „der Dichter der Leidenschaft", der die Liebe in ihren glühendsten Aeußerungen kannte — eine keusche Natur und doch ohne jede höhere Weltanschauung, ohne ethische Gesichtspunkte, ohne religiöse Wärme? Möge der Herr Verfasser uns dies Räthsel lösen, oder — uns die Hand reichen mit dem Zugeständnisse: In ethischer Beziehung über dem Kämpfer für die Menschenrechte steht der Kämpfer für die Menschenpflicht, und es gibt einen deutschen Dichter, dessen schönste Werke dieser Gedanke beherrscht — Grillparzer.

Wien. L. v. F.

---

## XXIII.

## Cardinal-Fürstprimas Dr. Johann Simor †.

Die katholische Kirche Ungarns hat eine schwere Heimsuchung erfahren: ihr allverehrtes Haupt, der Cardinal-Fürstprimas von Ungarn und Erzbischof von Gran, Dr. Johann Simor, ist am 23. Januar l. J. nach kurzer Krankheit aus diesem Leben geschieden. Dieser unerwartete Verlust traf die Katholiken Ungarns wie ein Donnerschlag; denn noch vor kurzer Zeit hatten sie die hohe Freude, den Leiter der Kirche Ungarns in der Vollkraft seines Geistes und trotz der siebenundsiebzig Jahre seines segensreichen Lebens auch in erfreulicher leiblicher Gesundheit mit gewohnter Umsicht, Klarheit und Energie das Schifflein Christi in diesem Lande rüstig lenken zu sehen. Mitten in der unermüdeten Arbeit für der Kirche Heil und Wohl gegenüber von bedenklichen Ein- und Uebergriffen einer nach Omnipotenz strebenden Staatsgewalt hat der Herr seinen treuen Diener abberufen.

Das äußerliche Leben und Wirken des Verblichenen wurde vor wenigen Jahren aus Anlaß des fünfzigjährigen Priesterjubiläums Simors von anderer Seite in diesen „Blättern" (vgl. Bd. 99, S. 290—314) auf Grund guter Quellen ausführlicher geschildert. Indem wir hierauf zurückverweisen, wollen wir nur in flüchtigen Umrissen über die Persönlichkeit Simors und dessen kirchenpolitische Haltung einige Bemerkungen uns erlauben und sie als bescheidenen Beitrag zur richtigen Werthschätzung dieses bedeutenden Mannes auch weiteren Kreisen zur Kenntniß bringen.

Cardinal Simor gehörte zu jenen Persönlichkeiten, deren wenngleich nur einmalige Begegnung einen bleibenden Eindruck hinterläßt. Zwar sein Aeußeres war unscheinbar. Von mittlerer Statur und schmächtigen, doch nicht schwächlichen Körperbaues bot seine Erscheinung keine besonders in die Augen fallende Merkwürdigkeit dar. Wer jedoch das Antlitz mit der charakteristischen Physiognomie näher ins Auge faßte, wen der scharfe, durchdringende Blick traf: der mußte erkennen, daß in diesem Manne von bescheidenem Aussehen eine seltene Geisteskraft walten müsse.

Im mündlichen Verkehre war Simor keineswegs rasch mittheilsam; er beobachtete vielmehr anfänglich eine mißtrauische Zurückhaltung, wobei er den Besucher und dessen Rede aufmerksam prüfte, um sich die Ueberzeugung zu verschaffen, ob und inwieweit er demselben Vertrauen schenken könne. Fand er den Betreffenden eines Entgegenkommens nicht werth, dann war er oft schroff ablehnend, entschieden zurückweisend, strenge bis zur Starrheit. Von daher stammte das Gerücht, daß der Cardinal ein barscher, unnahbarer, hartgesinnter Mann sei.

Nichts konnte falscher sein, als dieses Gerücht. Wenn Simor sich von der Würdigkeit des Mannes, von der Richtigkeit oder mindestens von dem aufrichtigen Ernste der ihm vorgetragenen Ansichten, Meinungen, Vorschläge überzeugt hatte: dann war er von überaus gewinnender Liebenswürdigkeit und von einer Offenherzigkeit und Mittheilsamkeit, welche für beide Theile gleich ehrend erscheinen mußte. Fand der Gegenstand des Gesprächs sein Interesse und war er namentlich von allgemein wichtiger, kirchlicher oder politischer Natur: so ruhte der Cardinal nicht eher, als bis man durch Rede und Gegenrede zu einem Resultate gekommen war. Das bloße Schwatzen war nicht nach seinem Sinn.

Schreiber dieser Zeilen gedenkt mit großem Vergnügen der wiederholten längeren Unterredungen mit dem verblichenen Kirchenfürsten, der nicht müde wurde, den von ihm erfaßten

Gegenstand nach allen Seiten hin zu beleuchten. Hierbei bekundete er ein überaus reiches Wissen, eine seltene Vertrautheit mit der einschlägigen Literatur, mit den verschiedenen Geistesströmungen und Parteirichtungen in der Presse, mit den meisten maßgebenden Persönlichkeiten in Kirche und Staat.

Cardinal Simor besaß einen geraden, offenen Charakter; er haßte Umschweife, Winkelzüge und Heuchelei. Stets gab er den Dingen und Verhältnissen den rechten Namen und hielt mit seinem Urtheile auch dann nicht zurück, wenn dasselbe hochgestellte Personen betraf. Im privaten Leben ein überaus mildthätiger, dem Scherz und Frohsinn nicht abgeneigter Mann, war er in allen Fragen des öffentlichen Lebens, in Angelegenheiten seines hohen Berufes, bei Interessen der Kirche und des Staates von großer Strenge und Consequenz, von unerbittlicher Festigkeit in der Vertheidigung des Rechtes, von zäher Ausdauer und exemplarischer Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung der eigenen Pflichten, weshalb er auch von Anderen die Pflichterfüllung unnachsichtlich forderte.

Das laxe Wesen in der Vollstreckung des Lebensberufes duldete er ebensowenig, als er es zuließ, daß man begangene Fehler und Verschulden durch Belastung Anderer entschuldigen oder beschönigen dürfe. Gegen solche sittliche Schwäche kannte er keine Schonung; desgleichen war er ein abgesagter Feind alles Protektions- und Corruptionswesens. Er hatte es an sich selbst erfahren, daß der tüchtige Mann bei ernster Pflichterfüllung und sittlicher Lebensführung der demoralisirenden Protektion entbehren kann. Der Sohn des bescheidenen Schusters in Stuhlweißenburg brachte es nur allein durch die Kraft seines Geistes, durch seinen Pflichteifer, durch sein tief religiös-sittliches Wesen und seine ausdauernde Willenskraft bis auf die Stufe fürstlichen Ranges. Diese Thatsache zeugt nicht minder für die hohe Bedeutung des Mannes wie dafür, daß es in unserer Zeit der Patronage und der Cliquen-Herrschaft dennoch möglich ist, auch durch

moralisch unanfechtbare Mittel und Wege im Leben auf- und emporzukommen. Jede Zeit ist sittlich so viel werth, als die Menschen bedeuten, welche diese Zeit bestimmend beeinflussen.

Wie Cardinal Simor selber keinerlei Protektion in Anspruch genommen, so übte er auch seinerseits keine parteiliche Protektion aus. Ebenso war ihm alles Nepotenthum fremd. Seine Verwandten beließ er in ihren bescheidenen bürgerlichen Kreisen, sorgte zwar für deren materielles Fortkommen, doch stets innerhalb der von ihnen gewohnten Lebenssphäre und widerstand allen Versuchen, welche eine Verrückung dieser Grenze anstrebten. Seinen im hohen Alter verstorbenen Eltern blieb er zeitlebens der liebevollste, dankbarste Sohn, der das Dasein seiner Erzeuger sorgenfrei gestaltete, aber nach deren Wunsche selbst ihr Leben durch fremde Sitten und Gewohnheiten nicht störte und beunruhigte.

Der Wissenschaft hatte Simor seine glänzende Laufbahn zum größten Theile zu danken, und darum blieb er auch dieser seiner Helferin, Freundin und Trösterin bis ans Ende unwandelbar getreu. Vor Allem war es aber das weite Gebiet der theologischen Wissenschaften, welches der Cardinal mit Hingebung und Ausdauer pflegte. Seine zahlreichen Predigten, Reden und Hirtenbriefe geben volles Zeugniß hievon. Doch waren es weniger abstrakte, rein theoretische Themata, mit denen der Verblichene sich beschäftigte, als vielmehr Fragen aus dem unmittelbaren praktischen Leben. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit hatte er der brennenden Tagesfrage, der Frage über die sociale Reform, zugewendet.

Er offenbarte hierbei genaue Kenntniß des Gegenstandes, wie einen überaus klaren Einblick in die verworrenen Verhältnisse unserer gesellschaftlichen und politischen Zustände. Er zeichnet mit deutlichen Umrissen ein Bild von diesen Zuständen, zeigt deren Wesen und Bedeutung, die Schädlichkeit und Gefährlichkeit der antichristlichen Richtungen; aber er gibt auch die Heilmittel gegen die Krankheiten in unserer

modernen Gesellschaft an. Wahre Religiosität im Geiste und nach der Lehre Christi und seiner Kirche, welche ja die Bewahrerin und Spenderin der wahren Seelenspeise ist, ist der alleinige Boden, auf welchem diese kranke Gesellschaft wieder genesen kann. Im andern Falle wird sie eine Beute der unterirdischen Gewalten der Gesellschafts- und Kirchenfeinde werden; denn diese beiden gehen engverbündet Hand in Hand.

In der vordersten Reihe der Vorkämpfer gegen diese Feinde soll aber der katholische Priester stehen. Darum war es des Verblichenen unablässige Sorgfalt, daß „das Salz der Erde“ in seinem Kirchensprengel nicht stumpf werde. Auf die gediegene wissenschaftliche und berufliche Vorbildung seines Klerus legte der Cardinal-Fürstprimas ein Hauptgewicht; ihr brachte er große Opfer und ihr widmete er jederzeit seine volle Aufmerksamkeit. Gerne wirkte er persönlich auf die geistige und sittliche Haltung der ihm Untergebenen unmittelbar ein; er zog sie oft in seine Nähe und verschmähte es nicht, den jüngeren Geistlichen durch mündliche Anweisungen und Erklärungen in verschiedenen Fragen und Lebenslagen die richtigen Pfade zu weisen.

So hatte er beispielsweise in seinem Palaste eine vollständige Sammlung aller Abzeichen, Symbole, Kleidungsstücke, Werkzeuge rc. der Freimaurer angelegt. Kam nun ein geistlicher Besuch, so wies er ihm diese Sammlung nicht etwa einfach als Curiosität vor, sondern er erklärte ihm im Detail und anschaulich Bedeutung und Zweck jedes einzelnen Stückes und unterwies ihn über die Mittel und Endziele dieser Gesellschaft, welche er mit Recht als die größte Feindin der Kirche betrachtete und deshalb in ihrer Maulwurfsarbeit ohne Unterlaß verfolgte.

Es war dem Cardinal namentlich ganz unzweifelhaft, daß die verschiedenen Uebelstände, Bedrängnisse, Anfechtungen und Schädigungen, denen der Katholicismus in Ungarns Gegenwart von verschiedenen Seiten her ausgesetzt ist, ihre

Quellen und Wurzeln, ihre Unterstützung, Ausführung oder Förderung großentheils und wesentlich dem in Ungarn leider ziemlich weit verbreiteten, von Staatswegen gestatteten Freimaurer-Orden zuzuschreiben haben. Dieser wirkt auch hauptsächlich in der Tagespresse, er beeinflußt das politische Leben, hat im Parlamente und selbst in Regierungskreisen seine zahlreichen Anhänger und Freunde, und muß als eine der Hauptursachen jenes kirchlichen Indifferentismus bezeichnet werden, der insbesondere bei den Katholiken Ungarns allerwärts in der Oeffentlichkeit fühl- und erkennbar ist.

Niemand hat diesen Umstand mehr beklagt, niemand dagegen entschiedener angekämpft als eben Cardinal Simor. Er konnte vom heiligen Zorne übermannt werden, wenn er auf diesen bedenklichen Zustand zu sprechen kam. Dabei war er stets bemüht, den katholischen Laienstand für die kirchlichen Fragen zu interessiren, und kämpfte mit Ernst und Eifer gegen die falsche Auffassung, als ob die kirchlichen Fragen und Angelegenheiten nur „Pfaffensache“ wären, um welche sich die Laien nicht zu bekümmern hätten. Deshalb unterstützte er die Bestrebungen zu Gunsten der Herstellung einer Katholiken-Autonomie und war er hierin zu Concessionen bis an die äußerste Grenze bereit, weil er nur auf diesem Wege hoffen konnte, in diesem Lande der vielfachen confessionellen Autonomien auch die eigenen Gläubigen für die Kirche gewinnen und von der Bewunderung des Fremden ablenken zu können.

Große Macht besitzt in Ungarn die Tages-Presse; leider ist sie fast ohne Ausnahme in den Händen des religiösen Indifferentismus oder der entschiedenen Kirchenfeindlichkeit. Ungarn hat zur Zeit nur ein einziges katholisches politisches Journal in ungarischer Sprache, und auch dieses vertritt den Standpunkt und die Interessen der Kirche nicht stets mit der erforderlichen Umsicht, mit der nöthigen Klugheit und mit jenem Verständnisse, das da immer im Auge behält: die Kirche sei die Gesammtheit aller Rechtgläubigen. Der

sonst ganz verdienstvolle „Magyar Allam“ („Ungar. Staat“) läßt nur zu oft diese Wahrheit außer Acht, er ist dadurch nahezu ein ausschließlich geistliches Blatt geworden, das von den Weltlichen nur ausnahmsweise gelesen, im Ganzen nicht beachtet wird. Das ist ein schwerer Nachtheil, dem der Cardinal zwar wiederholt durch journalistische Neugründungen abzuhelfen versucht hatte; leider stets ohne den gewünschten Erfolg. Dennoch ließ er von diesem Gedanken nicht ab und beschäftigte sich in letzter Zeit mit demselben in eingehendster Weise. Der Tod verhinderte auch hierin die Ausführung der gefaßten Entschließungen.

Ungelöst blieben indessen noch manch andere drängende Fragen auf dem Gebiete der ungarischen Kirchenpolitik. Der moderne Staat mit seiner Theorie und Praxis von der alleinseligmachenden Staatsomnipotenz hat in Ungarn gleichfalls mehrseitigen Anlauf genommen, um unter Zurückdrängung der kirchlichen Autorität und Wirksamkeit seine Macht auszubreiten. Das Gebiet der Schule, der Ehe, der Familie lockt ihn immer wieder zu erneuten Versuchen an. Bisher ist ihm noch kein durchgreifender Schritt gelungen; denn der „Wächter Zions“ im altehrwürdigen Gran verhinderte stets die Absicht. So behauptete die katholische Kirche Ungarns ihre Mittel- und Volksschulen, ihre Studienfonds und Stiftungen, die ungehinderte geistliche Erziehung ihres Klerus, die freie Vermögensverwaltung der Bischöfe und Domkapitel, den kirchlichen Charakter der Ehe und die geistliche Ehegerichtsbarkeit gegenüber den Versuchen zur Einführung der „allgemeinen“ Religionsfreiheit, der „obligatorischen“ oder der „fakultativen“ Civilehe u. dgl.

Cardinal Simor wußte wohl, daß diese Versuche und Aspirationen der modernen Staatsgewalt trotz der erlittenen Niederlagen immer wieder auftreten werden: darum hielt er sich und die Seinen gewappnet und als neuestens der Ansturm wegen der bekannten „Wegtaufungen“ erfolgte, da wurde er abermals siegreich zurückgeschlagen. Noch ist dieser Streit

nicht völlig geschlichtet; allein er befindet sich auf dem Wege des Ausgleiches, welchen der Fürstprimas im Einvernehmen mit dem übrigen Episkopate und nach den Weisungen des hl. Vaters ihm gewiesen hat.

Dem sichtbaren Oberhaupte der Kirche war Simor in hingebender Liebe und Ehrerbietung zugethan; mit dem Mittelpunkt der Kirche unterhielt er den lebhaftesten Verkehr; er selber war achtmal bei dem Grabe der hl. Apostelfürsten und unermüdlich stand er im Dienste zur Hebung, Förderung und Vertheidigung der Interessen des hl. Vaters, die ja zugleich die gemeinsamen Interessen unserer Kirche sind. Diesem Zwecke spendete er auch reichliche materielle Opfer; noch in seinem Testamente hinterließ er dem Papste hunderttausend Stück Dukaten.

Als Legatus natus des römischen Stuhles in Ungarn vertrat er sein hohes diplomatisches Kirchenamt mit großem Eifer und entschiedener Selbständigkeit. Ueberhaupt wachte er eifersüchtig über die strenge Bewahrung seiner umfassenden kirchlichen und politischen Rechte. Diese vertheidigte er voll Unerschrockenheit gegen Jedermann. Wenn es galt, als Kirchenfürst und Magnat öffentlich zu erscheinen, dann entfaltete der sonst so bescheidene, einfache Mann den vollen Glanz und Pomp seiner hohen Stellung, keineswegs zur Befriedigung eigener Eitelkeit, als vielmehr zur Festigung und Erhöhung des Ansehens der von ihm bekleideten Würde.

Mit der hingebenden Treue, welche Cardinal Simor der Kirche und ihren Interessen überall aus tiefer Herzensüberzeugung entgegenbrachte und bethätigte, — mit derselben Treue war er im Leben seinem eigenen Volke und seinem Vaterlande zugethan. Ungar in seinem Denken und Empfinden, kannte er im politischen Leben keinen heißeren Wunsch, als die Größe und den Ruhm seiner Nation erhöht, das Gedeihen und die Zukunft Ungarns gesichert zu sehen. Mit aufrichtiger Freude begrüßte er deshalb den im Jahre 1867 gelungenen staatsrechtlichen Ausgleich und damit die Wieder-

kehr besserer Zeiten für sein Volk. Der Tag, an welchem es ihm vergönnt war, seinem geliebten Monarchen, dem Kaiser und Könige Franz Josef I., die Krone des hl. Stefan auf's Haupt zu setzen (8. Juni 1867), war nach seinem Geständnisse der glücklichste Tag seines Lebens.

Aber Simor war kein engherziger und kurzsichtiger Patriot; er huldigte keinem nationalen Chauvinismus und perhorrescirte alle centrifugalen Selbständigkeits- oder gar Trennungsgelüste des politischen Radikalismus. Er fand Ungarns Heil und Zukunft nur im Realverbande mit den übrigen Ländern der österreichisch-ungarischen Monarchie; ihm waren diese anderen Theile des Reiches keineswegs fremde Gebiete oder „Ausland“, sondern er hatte eine klare Einsicht in den organischen Zusammenhang aller dieser Theile mit Ungarn, und deshalb folgte er auch den Entwickelungen des öffentlichen Lebens in den außerungarischen Gebieten der Monarchie mit dem regsten Interesse und nahm gegebenen Falles daran selbst mehr oder minder persönlichen Antheil.

Opfer und Gaben für öffentliche, kirchliche, wissenschaftliche, künstlerische und humanitäre Zwecke waren des Cardinals gern und reichlich geübte Beschäftigung. Die zahlreichen Stiftungen von Schulen, Erziehungsanstalten, Spitälern, Waisenhäusern; die großen Bauten, darunter insbesondere die Vollendung und Ausschmückung der Graner Basilika und des Primatial-Palastes; die Unterstützung literarisch-wissenschaftlicher Unternehmungen, die ungemeine Bereicherung der Primatial-Bibliothek, die Anlage einer werthvollen Bilder-Gallerie u. s. w. zeugen lautredend für des Cardinals hochgesinnte Freigebigkeit. Nahezu an fünf Millionen Gulden betragen die bekannt gewordenen Gaben, Stiftungen, Schenkungen des Verblichenen für edle, gemeinnützige Zwecke.

Seinem erhabenen Vorbilde, dem heiligmäßigen Cardinal-Erzbischof und Primas Peter Pázman gleich lebte und wirkte der Cardinal-Fürstprimas Simor unablässig nur für das Heil der Kirche und des Staates. In unnahbarer

Selbstlosigkeit brachte er die größten persönlichen, geistigen und materiellen Opfer, um die schweren Pflichten seiner hohen Stellung in Kirche und Staat musterhaft zu erfüllen. Zahlreiche Werke und Thaten verkünden und verewigen seinen Ruhm und bewahren ihm in den Herzen aller Katholiken, ja aller wahren Patrioten Ungarns und aller Freunde der österreichisch-ungarischen Monarchie ein getreues, dankerfülltes Angedenken. Möge der Herr ihm die Krone der Gerechten verleihen und die katholische Kirche Ungarns mit einem Haupte segnen, das würdig ist zu sein der Nachfolger Pázmans und Simors!

Dr. S.

---

## XXIV.

## Zeitläufe.

### Der confessionelle Friede in Preußen und im Reich: Sperrgelder und Jesuitengesetz I.

Den 12. Februar 1891.

Es wird mit jedem Tage unheimlicher im Reich. Während es „kriselt" diesseits und jenseits des Oceans, selbst das Militär in kleineren europäischen Staaten nicht mehr zuverlässig ist, sogar an einem Berliner Bahnhof ein Rekrutenzug die „rothe Fahne" hoch leben ließ und die Socialdemokratie mit berechtigter Genugthuung auf das riesenhafte Anwachsen allgemeiner Unzufriedenheit hinausschaut, in Berlin Eine alte Säule nach der andern fällt und der Rebellions-Kessel in Friedrichsruh brodelt: bieten die Stimmführer der verschiedenen protestantischen Parteien dem schadenfrohen Ausland noch eigens ein Schauspiel für Götter. Sogar der

Liberalismus ist mit dem Treiben der „Pastoren und Professoren“ nicht durchweg einverstanden, um so mehr, wie sich von selbst versteht, die Loge.

Was haben die Katholiken im Reich gethan, daß ein solcher Kriegslärm sich rechtfertigen ließe? Sie sind mit heiler Haut aus dem Bismarck'schen Culturkampf hervorgegangen: das ist ihr Hauptverbrechen in den Augen aller derjenigen, die mit Zuversicht darauf gerechnet haben, daß es ihrem großen Kanzler gelingen werde, die katholische Kirche als Unkraut auf deutschem Reichsboden zu vertilgen. Der mächtige Staatsmann mußte sein Fiasko selber offen eingestehen, aber gewisse besonderen Veranstaltungen zum Zwecke würde er allem Anscheine nach heute noch aufrecht erhalten wollen. Was hätte man in aller Welt gesagt, wenn die Katholiken im Reich und ihre Vertreter sich das ruhig hätten gefallen lassen? Sie thun, was sie nicht lassen können, wenn sie verlangen, daß mit den Bismarck'schen „Waffen auf dem Fechtboden“ aufgeräumt werde nach Recht und Gerechtigkeit, wie mit ihm selber geschehen.

Sie kämpfen für die Austreibung des Falk'schen Geistes aus dem neuen Volksschulgesetze; sie verlangen die Rückerstattung der aus dem traurigen „Brodkorbgesetz“ angesammelten Sperrgelder an die Bezugsberechtigten, und es ist ihre kirchliche Ehrenpflicht, die Aufhebung des Jesuitengesetzes zu fordern. Es soll also werden, wie es vor dem Culturkampf in Preußen und im Reiche war, nichts mehr und weiter. Man hat damals, dreißig Jahre lang, keinen Jammerruf vernommen, daß das „deutsche Evangelium“ in Gefahr sei; im Gegentheile, es wurde von allen Kanzeln und Kathedern stolz erhobenen Hauptes auf uns als auf die geistig unebenbürtigen Glieder der Nation herabgeschaut. Und jetzt soll der ganze deutsche Protestantismus von der, um mit Herrn Prediger Stöcker im Abgeordnetenhause zu reden, „durch eine fehlerhafte Politik schon ganz in's Ungemessene gestärkten Macht der katholischen Kirche“ bedroht seyn!

Der Heidenlärm wegen der Erhaltung des Jesuitengesetzes könnte sich fast noch entschuldigen lassen; denn seit Jahrhunderten verbreitete und eingewurzelte Vorurtheile machen unzurechnungsfähig und lassen die Dinge nicht mehr im natürlichen, sondern in gespenstigem Lichte erscheinen. Aber daß gerade der Gesetzentwurf wegen Rückerstattung der Sperrgelder den Unmuth auf's Höchste gesteigert hat, ist mehr, als zu erwarten war, wenn auch der nackte Geldneid mit im Spiele ist. Diejenigen, welchen durch ein Willkürgesetz ihre Bezüge beschlagnahmt waren, sollen entschädigt werden, und zwar ohne Zinsen, und in diesem Zugeständniß erblickt man nun sogar den angehenden Beweis, daß Preußen anfange, seinen Beruf bei der Gründung des Reiches als „protestantisches Kaiserthum" zu verfehlen. Ohne Scham verräth man den Hintergedanken, daß es sich mit diesem Beruf überhaupt nicht vertrage, den Katholiken gerecht zu werden, geschweige denn ihnen Geld zurückzugeben, das ihnen nun einmal aberobert sei.

In Augsburg erscheint ein nationalliberales Blatt, das von allen Behörden aus Regiemitteln gehalten werden darf. Das Blatt hat geradezu mit der „tiefgehenden Verstimmung" über die Haltung der preußischen Regierung in der Sperrgelder-Frage gedroht: „Wenn diese Vorlage Gesetz wird, sich also Preußen den Diktaten des Dr. Windthorst fügt, dann wird in den nationalgesinnten Kreisen Süddeutschlands der Glaube an den Führerberuf Preußens bald Noth leiden." In demselben Tone hat ein „evangelischer Theologe" in der Berliner „Nationalzeitung" der „tiefen Mißstimmung aller Protestanten" Ausdruck gegeben. Auch er behauptet, in Folge der „unerquicklichen kirchlichen Verhältnisse in Preußen seien die Evangelischen auch außerhalb Preußens" von tiefer Verstimmung gegen die preußische Regierung erfüllt. „Es ist nur natürlich, daß gerade bei denen, die zuerst dem Reiche zugejauchzt haben, allmählig eine andere Stimmung Herr wird und die reine Freude an diesem Reiche, in dem der Ultramon-

tanismus so ausschlaggebend gebietet, in's Wanken geräth." Allen voraus lamentirt das Hamburger Blatt aus Mitteldeutschland: „In weiten Kreisen des deutschen Volkes würde das Gemüth erleichtert werden, wenn bald etwas geschähe, was das alte Gefühl der Stärke und des Vertrauens wieder aufleben ließe." Also: der Kaiser soll aufhören, sein eigener Kanzler zu seyn, und Fürst Bismarck wieder an's Steuer treten![1])

„Unterwerfung des preußischen Staats unter den Ultramontanismus": war auch sofort die über Hamburg aus Friedrichsruhe ausgegebene Losung, und zwar mit unverkennbarer Spitze gegen die allerhöchste Person selber. Allerdings werden zunächst „die Männer des neuen Regimes" darum hergenommen, die zeigen wollten, daß „es auch ohne den Fürsten Bismarck gehe", und darum allen Forderungen nachgäben, denen „früher ein heilsames Quos ego entgegen gesetzt worden wäre". Zu den bereits begangenen Fehlern stellt das Blatt noch weitere in Aussicht: „Mit Socialdemokraten und Ultramontanen sei der Anfang gemacht, das reichsländische Franzosenthum, die Welfen und Polen würden nachfolgen; die Sperrgelder-Vorlage enthalte nur das Eingeständniß einer Situation, die Weiterblickende schon längst als unabwendbar angesehen hätten".[2]) Nun weiß aber Jedermann, daß das neue Regime Niemand anders ist, als der junge Monarch selbst. Der obengenannte „evangelische Theologe" gibt ihm auch geradeaus zu bedenken, daß auf diesem Wege die von ihm hochgeschätzte Würde eines obersten Bischofs der Landeskirche auf's Spiel gesetzt werde, und der bekannte Hr. von Eynern konnte doch auch keinen Minister, und wäre es selbst Herr Miquel, meinen, wenn er

1) „Augsburger Postzeitung" vom 29. Januar, „Kölnische Volkszeitung" vom 28. Januar, Berliner „Germania" vom 23. Januar d. Js.

2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 26. Januar d. Js.

in der Kammer offen erklärte: Hr. von Goßler habe mit der Vorlage „einem anderweitig geltend gemachten Wunsche nachgegeben, und es nur als seine Pflicht erachtet, sich der Verantwortung nicht zu entziehen".

In der That hat sich der Cultusminister damit selber zum Opfer gebracht, und zwar in einer Weise, die ihn überdieß zum Gespött der ganzen Kammer machte. Am 29. April 1890 hatte er die erste Vorlage wegen der Sperrgelder und am 24. Januar 1891 die jetzt vorliegende zweite vertreten. Die beiden Entwürfe stehen im schärfsten Gegensatz zu einander; was jener für unmöglich erklärte, empfiehlt dieser als am annehmbarsten. Noch dazu behauptet der Minister, er habe seinen Standpunkt nicht verändert, vielleicht deshalb, weil die Regierung nach wie vor einen Rechtsanspruch der katholischen Kirche überhaupt und der Geschädigten insbesondere auf Rückgabe der beschlagnahmten Gelder principiell nicht anerkennen will, aber thatsächlich durch beide Vorlagen doch wieder anerkennt. Trotz dieser Spitzfindigkeit haben aber die Gegner nicht Unrecht, wenn sie sagen: „damals die ganze Autorität der Staatsregierung gegen den jetzt eingeschlagenen Weg einzusetzen, um nach wenigen Monaten einfach klein beizugeben, das sei unerhört; dieselbe Regierung, derselbe Minister muthe demselben Parlament zu, dasjenige zu beschließen, was vor kaum einem halben Jahre für unannehmbar galt — das sei ein kirchenpolitisches Olmütz für den Minister". [1])

Der vorjährige Entwurf war noch unter der Herrschaft des alten Kanzlers festgestellt und in seinem Geiste gehalten; das ist nicht zu übersehen. Hienach sollte der Staat die angesammelten Gelder im Betrag von rund 16 Millionen von nun an mit 3½ Procent verzinsen und die Rente auf die Diöcesen zur Verwendung für kirchliche Zwecke aus-

1) Abg. O. Arendts in seinem „Deutschen Wochenblatt". Berlin 29. Januar d. Js. S. 53.



theilen, die Art der Verwendung aber sollte von der Genehmigung der bischöflichen Vorschläge durch die Staatsregierung abhängen. Also „diskretionäre Gewalt“, das beliebte Bismarck'sche Hausmittel, vom Anfang bis zu Ende. Das, erklärte der Minister, sei „die Grenze des überhaupt noch Möglichen“; den Gegenantrag des Centrums bezeichnete er als „ganz unannehmbar“; das hieße die Regierung „um den letzten Rest von Autorität bringen“, und „in der Regierung sitzen auch Menschen die eine politische Ehre haben“. Er betonte insbesondere die unumgängliche Rücksichtnahme auf das „protestantische Gefühl“: die Regierung sei „gegenüber den Bewegungen in der evangelischen Bevölkerung mit der Vorlage an die Linie herangegangen, welche als eine Diagonale noch zur Noth festgehalten werden könne.“ Die andere Art der Rückerstattung, verkündete der „Reichsanzeiger“, sei „politisch, juristisch und physisch unmöglich“.

Jene Berufung auf die protestantische Eifersucht kehrte auch bei der neuen Vorlage wieder, ohne eine Rüge aus dem Munde des Ministers, daß sie vollkommen unberechtigt und die Klage über verletzte „Parität“ vollends lächerlich sei. Die Geistlichen der Landeskirche haben ja doch durch das Brodkorbgesetz auch nicht Einen Pfennig verloren; auf ihre Kosten hat sich nichts angesammelt, kann also auch für sie über nichts verfügt werden. Dennoch ruft auch das conservative Hauptorgan in Berlin aus: „Das Vertrauen der gesammten evangelischen Bevölkerung zur Staatsregierung steht auf dem Spiele.“ Vollends erklärt das Berliner Pastorenblatt: wisse die Regierung für die 16 Millionen keine andere Verwendung, so „versenke man sie in's Meer, wo es am tiefsten ist“. Solle aber die katholische Kirche eine solche „Dotation“ zu freier Verfügung der kirchlichen Oberen durchaus erhalten, dann habe die Regierung ein Gleiches gegenüber der evangelischen Kirche zu thun. „Wir Protestanten verlangen keine Bevorzugung für unsere Kirche, obwohl uns die Geschichte des preußischen Staats und der Umstand, daß

der König unser Summepiskopus ist, ein Recht dazu geben, aber wir verlangen ernsthaft Parität.“[1])

Diesem sonderbaren Verlangen hat schon bei der Berathung des vorjährigen Entwurfs die Commission eine ebenso sonderbare Gestaltung gegeben. Sie beschloß nämlich eine Aufforderung an die Regierung, „ohne Verzug mit den Organen der evangelischen Landeskirche zur Herbeiführung einer sachgemäßen Ordnung der Stolgebühren in's Benehmen zu treten“. Die Entschädigung für den Verlust derselben aus Staatsmitteln war nämlich mit Erlaß des Civilehe-Gesetzes zugesagt, aber, wohl auch wegen der enormen Schwierigkeiten des Vollzugs, immer noch hinterblieben. Daß die Entschädigung übrigens ebenso den katholischen, wie den protestantischen Pfarrern zustehen würde, scheint immer noch absichtlich übersehen zu werden, weshalb auch die Vertreter des Centrums erklärten: es müßte jedenfalls das Wort „evangelischen“ gestrichen werden, wenn sie zustimmen sollten. Mit Recht wollten sie sich aber bei der Resolution schon deshalb überhaupt nicht betheiligen, weil eine zur Berathung einer Entschädigung für das durch das Brodkorbgesetz der katholischen Kirche zugefügte Unrecht berufene Commission protestantische Interessen berathe, die mit der Sache in gar keinem Zusammenhange stehen, und zwar obgleich die katholische Entschädigung von der Commission abgelehnt war.[2])

Die Erinnerung an diesen Vorgang ist jetzt am Platze, da der Fall wiedergekehrt ist. Der Cultusminister hat den Antrag als Wink für ihn und als Vorwurf zu Herzen genommen, als wenn „die Regierung im Lande nicht noch das Vertrauen hätte, die evangelischen Interessen zu bewachen“, und sie ist bei der neuen Vorlage zuvorgekommen. Gleich in seiner einleitenden Rede vom 24. Januar hat der neue

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 26. Januar und aus dem „Reichsboten“ Berliner „Germania“ vom 23. Jan. d. Js
2) Berliner „Germania“ vom 10. Mai 1890.

Kanzler selbst erklärt: es seien bereits alle Einleitungen getroffen, „die evangelischen Desiderien in Bezug auf die Stolgebühren zu befriedigen, gemäß dem Vorschlag des evangelischen Oberkirchenraths, daß der Staat jeder Gemeinde direkt soviel überweise, als nöthig sei, um die Ausfälle der Stolgebühren, die jetzt durch Kirchensteuern von den untern Steuerstufen gedeckt werden müssen, zu decken.“ Hr. von Goßler aber ging am Schlusse seiner Rede, der wie ein wehmüthiger Abschiedsgruß klang, noch weiter. Er sagte: „Ich bin überzeugt, wenn einige Wochen in's Land gegangen sind, werden Sie meine Stellung mehr verstehen, als heute. Wenn ein angenehmes Licht für mich auf die Sache fällt, so ist es die Stellung der evangelischen Kirche. Die Regierung wird nach ihrer Richtung entgegenkommen, und wir werden alle Kräfte daran setzen, die Materie mit der Generalsynode in Ordnung zu bringen. Vom 24. Januar, von der Erklärung des Ministerpräsidenten ab, datirt meines Erachtens eine neue Periode für die evangelische Kirche, und das ist meines Erachtens der Lichtschein, der auf meine Thätigkeit fällt.“

Es liegt ein Dunkel auf dem Sinn dieser Worte, das auch der Abg. Stöcker, ehemals Hofprediger, sofort anzeigte. „Der Minister erwartet eine neue Epoche für die evangelische Kirche; doch nicht etwa wegen der Stolgebühren-Entschädigung“? sagt er. Diese Kirche habe noch ganz andere Schmerzen. Zwar erklärte er, nur für seine eigene Person zu sprechen, aber der Beifall kam auf der conservativen Seite doch lebhaft zum Ausdruck, als er fortfuhr: „Uns ist es vollkommen unmöglich, den Sprung (des Ministers) mitzumachen, ohne im Lande die Sympathien zu verlieren, deren eine große Partei nicht entbehren kann.“ Und zum ersten Male in seinem Abgeordnetenleben hatte er auch die eigentlichen Cartellparteien zu Bewunderern,[1]) als

1) „Stöcker hat wohl selten eine solche Wirkung im Parlament erzielt, er zwang auch seine entschiedensten Gegner zu rückhaltloser Anerkennung“: sagt der Abg. Arendt a. a. O. S. 54.

er seine Rede schloß: „Ich möchte die Regierung doch auch daran erinnern, daß Preußen ein wesentlich protestantischer Staat ist, die Vormacht des Protestantismus, die Vormauer der größten evangelischen Kirche der Welt. An dieser evangelischen Stellung verlieren wir, wenn wir auf der schiefen Ebene weiter gleiten, auf der wir uns befinden. Wenn der protestantische Charakter Preußens verwischt würde, würden wir hundertmal mehr verlieren, als wir durch eine solche Vorlage vielleicht bei unseren katholischen Mitbürgern gewinnen würden."

Trotz der Ablehnung in der Commission wäre im Juni v. Js. die erste Vorlage angenommen worden, wenn das Centrum hätte Ja sagen wollen. Diese anscheinend schlaue Bedingung war aber von Seite der Cartellparteien ein nicht minder „großer Fehler", als der, den sie jetzt so erbittert der Regierung vorwerfen. Sie hätten, wenn sie der Vorlage durchgeholfen hätten, wenigstens die „diskretionäre Gewalt" des Staates gerettet, auf die es ihnen vor Allem ankommt. Selbst Hr. Stöcker würde sich sogar mit der jetzigen Vorlage abfinden, wenn in der Commission wenigstens die Verwendung der nach Hinausbezahlung an die Interessenten „übrig gebliebenen Gelder" wieder der staatlichen Curatel unterstellt würde. Ueberdieß hat Hr. Rickert, Namens der „Freisinnigen", den Herren vom Cartell mit Recht vorgehalten: nach ihrem damaligen unüberlegten Verhalten sei der Regierung, wenn sie ernstlich den Frieden wollte, nichts übrig geblieben, als die gegenwärtige Vorlage. „Früher erklärten fast alle Redner, sie würden nur für die Vorlage stimmen, wenn die katholische Bevölkerung und das Centrum befriedigt seien; jetzt sind sie zufrieden, also müssen Sie doch jetzt dafür stimmen."

Ein conservativer Redner, der übrigens den Standpunkt der Regierung theilt, daß mit dem Sperrgesetz die definitive Confiskation der Gelder ausgesprochen sei, bemerkte nebenbei: „Ich muß gestehen, daß es mich überrascht hat, daß die

Herren vom Centrum die vorjährige Vorlage nicht angenommen haben, denn sie war viel mehr geeignet, die katholische Kirche zu stärken". Das heißt: die Kirche wäre der Rente aus der Gesammtsumme der 16 Millionen unmittelbar sicher gewesen für katholische kirchliche Zwecke; und es läßt sich nicht leugnen, daß, vom bloßen Geldpunkt aus beurtheilt, jene Vorlage den Vorzug verdient hätte.[1]) Ohne Zweifel ist auch von der preußischen Regierung die Sache in diesem Lichte dem Vatikan vorgestellt worden. Allein der hl. Stuhl ließ den Bischöfen und dem Centrum freie Hand, und beiderseits wurde an dem Rechte auf Rückerstattung an die Geschädigten, also in erster Linie allein Empfangsberechtigten, ohne weitere Rücksicht festgehalten. Nicht einen Groschen mehr, wie Dr. Windthorst bemerkte, „bekommen wir, sogar noch viele Groschen weniger", denn in der fraglichen Summe sind nicht nur die in den 15 Jahren hoch angelaufenen Zinsen nicht enthalten, sondern „außerdem bleiben alle die Bedürfnißzuschüsse einfach in der Kasse".

Der Cultusminister verwahrte sich ausdrücklich dagegen, als ob die Regierung sich damals vom Centrum an die Bischöfe habe verweisen lassen, dieselben seien vielmehr erst im November v. Js. von selber gekommen und zwar, wie Herr von Caprivi weiter ausführte, mit zwei Eingaben. Die Eine wegen des Gesetzes über die Volksschule sei sofort abgewiesen worden, die andere wegen der Sperrgelder sei dem

1) Hr. von Goßler hatte diesen Punkt gleichfalls berührt: „Die Einsetzung einer $3^1/_2$ prozentigen Rente war nach meiner Meinung ein unendlich Mehreres im Interesse der katholischen Kirche. Die katholische Kirche in Preußen konnte keine größere Stärkung erfahren, als wenn eine neue Rente im Staatshaushalt eingesetzt worden wäre. Es wird eine Zeit kommen, wo man bedauern wird, daß man die Bemühungen der Staatsregierung nicht unterstützt hat. Ich habe die Ueberzeugung, daß von dem Capital sehr wenig übrig bleiben wird, daß diejenigen Hoffnungen und Wünsche, die ernste katholische Geistliche gehegt haben, scheitern werden. Ich sage leider!"

betreffenden Gesetz zu Grunde gelegt. Der Kanzler meinte weiter, wenn einmal der Weg zur Befriedigung der geschädigten Interessenten und Institute eingeschlagen werden solle, so sei es dankenswerth, daß die Bischöfe mit einer freien Commission das schwierige Geschäft übernehmen, und der Staatsregierung das Odium abnehmen wollten. Auch der Cultusminister war der Meinung, daß sich der Staat auf die Ausmittelung der Interessenten und Rechtsnachfolger nicht einlassen könne. „Für mich ist es wie heißes Eisen, in die Sache einzugreifen; ich glaube, daß der juristische Concursus, der da eintreten wird, für die Bischöfe ein recht unerfreulicher seyn wird."

Beide Minister äußerten ferner ihre Ueberzeugung, daß nach der Vertheilung der Gelder an die Berechtigten ein großes Capital nicht mehr übrig bleiben werde. Das Gesetz macht denn auch bezüglich der Verwendung etwaiger Erübrigungen nur einige unmaßgeblichen Vorschläge und fordert hiefür „bloße Mittheilung" an das Cultusministerium. Wenn den Bischöfen bedeutendere Mittel zur Verwendung und überhaupt für katholische Zwecke zuwachsen würden, so würde es ohne Zweifel nur durch freiwillige Verzichtleistung und fromme Zuwendungen geschehen, wie Hr. von Goßler beispielsweise gesagt hat: „Ich glaube allerdings, daß die Einwirkung der Bischöfe so weit gehen wird, daß die heute noch lebenden Geistlichen im Interesse eines Emeritirungsfondes verzichten werden." Ohne Zweifel würden auch die „noch lebenden" Bischöfe und hohen Würdenträger selbst mit dem guten Beispiele vorangehen, wie es Hr. Stöcker abschreckend an die Wand gemalt hat.

„Durch eine fehlerhafte Politik ist die Macht der katholischen Kirche schon ganz ins Ungemessene gestärkt worden, und ich sehe nicht, daß sie ihre Macht dazu gebraucht, friedlich und versöhnend zu wirken. Diese Macht würde jetzt noch vermehrt werden. Glauben Sie z. B. daß der Erzbischof Krementz von Köln, der dort die ungeheueren Einnahmen hat,

noch für sich persönlich die Gelder nehmen würde, die ihm in Frauenburg gesperrt worden sind? Man würde ihm nur einen Agitationsfonds gründen. Dem Herren wäre es ja sehr angenehm, wenn ihm so wie aus den Tiefen des Rheins ein Nibelungenhort aufstiege."

Aber was wäre denn von Staats- und Rechtswegen gegen solch edelmüthige Verzichtleistungen einzuwenden? Und wie kann man, wie derselbe Mann es thut, solche freiwilligen Stiftungen zu kirchlichen und wohlthätigen Zwecken als „Benützung zur Agitation für römische Zwecke und zur Agitation gegen die protestantische Majorität des Landes" hinstellen? Aber das Schlagwort von einem „kirchlichen Dispositionsfond" und der „Ansammlung der zersplitterten einzelnen Summen zu einem klerikalen Agitationsfond" war von Anfang an ausgegeben. Ein „Freiconservativer" versicherte sogar in der Kammersitzung vom 24. Januar: „wie viel bei der Vertheilung übrig bleiben werde und wie viel von den vertheilten Summen an den Centralfond zurückfließen werde, ließe sich gar nicht übersehen; es werde also eine dauernde Unruhe und Unzufriedenheit der evangelischen Bevölkerung bleiben". Sogar das conservative Hauptorgan in Berlin glaubte der drohenden Gefahr der Ansammlung einer „katholischen Dotation" durch einen Vorschlag entgegentreten zu müssen, von dem nur so viel ganz klar ist, daß der Staat die gewährte freie Hand fesseln und die Sache von Neuem der Bureaukratie anvertrauen solle.

„Setzt man eine Frist, etwa von fünf Jahren, fest, nach Ablauf welcher die Ansprüche der Geschädigten für präkludirt erklärt werden, befriedigt die Staatskasse die während dieser fünf Jahre von der einzusetzenden Commission ausdrücklich als berechtigt anerkannten Forderungen der Geschädigten in freigebiger Weise und behält sich im übrigen weitere gesetzliche Regelung vor, so erscheint die von verschiedenen Seiten angedeutete Gefahr, der Einfluß der Bischöfe werde ausreichen, die Beschädigten in weiterem Umfang zum Verzicht auf ihre

Ansprüche zu Gunsten der Kirche zu bestimmen und somit der letztern den größten Theil der aufgesammelten Fonds als Dotation zuzuführen, als ausgeschlossen. Der nach Ablauf der fünfjährigen Frist verbleibende Rest der 16 Millionen trägt dann einen von dem heutigen Fonds durchaus verschiedenen Charakter und läßt sich demgemäß unter ganz anderen Gesichtspunkten behandeln; gegen die volle Befriedigung der Geschädigten aber kann loyaler Weise vom evangelischen Standpunkte nichts eingewendet werden." [1])

Auch dieses Blatt behauptet, wie gesagt: „Das Vertrauen der gesammten evangelischen Bevölkerung zur Staatsregierung stehe auf dem Spiel". In der That hat zu dem dankenswerthen Versuch, dem katholischen Rechte in Preußen bezüglich der Sperrgelder Genugthuung zu verschaffen, jener unerschrockene Wille gehört, der auch die Bismarck'sche Gewaltherrschaft gebrochen hat und „hinter dem die ministerielle Verantwortung zurücktritt", wie man in Friedrichsruh sagte. So tief hatte sich der Geist jener alten Aera eingefressen, daß die neue Vorlage sofort auch die Erinnerung an die damals beliebten „Handelsgeschäfte" hervorrief, so daß sich der neue Kanzler öffentlich und feierlich dagegen verwahren mußte: „Ich habe in der Presse die Bemerkung gefunden, daß die Staatsregierung wahrscheinlich ein Handelsgeschäft mit einer Partei dieses Hauses abgeschlossen habe. Ich verwahre mich Namens der Staatsregierung gegen eine solche Unterstellung; so lange ich die Ehre habe, an der Spitze der Staatsregierung zu stehen, glaube ich versichern zu können, daß mit Angelegenheiten, die das Staatswohl betreffen, Handel nicht getrieben wird."

Im Hause selbst fanden sich aber sofort ein paar Stimmen, welche die Sache für um so schlimmer erklärten, wenn das Centrum als billiges Entgelt für die 16 Millionen nicht einmal den Widerstand gegen den neuen Schulgesetz-

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 26. Januar d. Js.



Entwurf aufgebe. Allerdings, erwiderte Herr Windthorst, „ich könnte die in dieser Hinsicht eingenommene Stellung selbst dann nicht aufgeben, wenn das uns vorliegende Gesetz dieserhalb scheiterte. Hier handelt es sich um Geld, dort handelt es sich um die Erziehung und Seligkeit unserer Kinder, und die ist uns um Geld nicht feil.“

## XXV.

## Werden die Pessimisten Recht behalten?

Die „Historisch-politischen Blätter“ brachten vor Kurzem eine Zuschrift, welche die Stellung der Katholiken im Kampfe gegen die Socialdemokratie behandelte und die Auffassung vertrat, die deutschen Katholiken sollten sich nicht in die vorderste Schlachtreihe drängen, vielmehr ihre Gegner untereinander sich bekämpfen lassen. Von verschiedenen Seiten ist gegen diese Kundgebung Widerspruch erhoben worden und zwar in soweit nicht mit Unrecht, als die Katholiken schon im Selbsterhaltungs-Interesse gegen die andrängende Socialdemokratie energisch Front zu machen haben und überhaupt der Verpflichtung sich nicht entziehen können, die von der Socialdemokratie bedrohten Güter unseres Volksthums zu vertheidigen. Als Warnung vor Uebereifer in der Bekämpfung der socialdemokratischen Bewegung haben derartige Stimmen jedoch ihre Berechtigung. Es gibt auch unter den Katholiken Leute, welche glauben, die Gegenwart habe nichts zu thun, als der Socialdemokratie sich zu erwehren. Der Kampf gegen die Socialdemokratie darf nicht als Sport und vor allem muß er mit den rechten Mitteln geführt werden, damit er nicht als gegen berechtigte Bestrebungen des vierten Standes gerichtet erscheint, und verbitternd und abdrängend auf die Arbeiter als solche wirkt. Es ist gewiß Heuchelei, wenn die Socialdemokratie heute versichert, die sociale Frage sei zu neun Zehnteln eine wirthschaftliche Frage,

aber anderseits wäre nichts verkehrter, als die sociale Frage lediglich als eine religiös-sittliche behandeln zu wollen: sie ist eine religiös-sittliche und wirthschaftliche zugleich. Doch das nebenher.

Die in Rede stehende Ausführung der gelben Hefte war der Ausfluß einer gewissen pessimistischen Stimmung, hervorgegangen aus der Betrachtung unserer innerpolitischen Zustände. Eine solche Stimmung ist weit verbreitet, und wer wollte behaupten, daß ihr die thatsächliche Unterlage fehlt? Es geht ein dumpfes Gefühl des Unbehagens durch die Gesellschaft und keineswegs durch die deutsche allein Und immer größer wird die Zahl derjenigen, welche ein Bismarck'sches Wort variirend sagen: Durch eine Katastrophe müssen wir hindurch; es wird nicht eher besser, als bis alles einmal „drunter und drüber“ gegangen ist.

Sehen wir uns darauf hin einmal die europäische Gesammtlage an. Sie ist und bleibt eine überaus gespannte. Die größten Nationen stehen sich mißtrauisch bis an die Zähne bewaffnet gegenüber: der Dreibund auf der einen, Frankreich und Rußland auf der andern Seite. Aengstlich überwacht die eine Macht die militärischen Fortschritte der andern, der Wettlauf auf dem Gebiete des Heerwesens dauert nun schon so lange, daß allen Betheiligten der Athem auszugehen droht. Und doch darf kein Stillstand eintreten. Immer auf's neue werden die Kräfte angespannt; was der menschliche Geist zu ersinnen vermag, wird in den Dienst der Kriegskunst gestellt und die finanziellen Hilfsmittel der Länder dienen dem gleichen Zwecke der Verstärkung der Wehrhaftigkeit bis zur Erschöpfung derjenigen Länder, welche nicht immer neue Quellen zu eröffnen verstehen. So viel friedliche Redewendungen auch ausgetauscht werden mögen, Europa ist doch ein großes Pulverfaß, in welches jederzeit der zündende Funke fliegen kann.

Und die einzelnen Länder jedes für sich betrachtet? Der russische Koloß wird nur durch eine eiserne Despotie zusammengehalten; in seinem Innern sind die Elemente des Zerfalles und der Fäulniß stetig wirksam. Die höhere Gesellschaft von dem Gifte einer Scheincultur zerfressen, die Masse des Volkes in sklavischer Abhängigkeit, ein verrottetes Kirchenthum, eine be-

stechliche Beamtenschaft. Dabei schonungslose Unterdrückung aller der panslavistischen Idee widerstrebender Bevölkerungstheile, der deutsch-lutherischen in den Ostseeprovinzen, der polnisch-katholischen im Westen des unermeßlichen Reiches.

Mit dem Lande der Knute ist das Land der ungemessenen Freiheit durch ein unnatürliches Bündniß verbunden. Napoleon I. meinte, das Europa der Zukunft werde entweder republikanisch oder kosackisch sein. Einstweilen hat der Republikaner an der Seine dem Don'schen Kosacken die Hand gereicht. Exceß der Gewalt hier, dort Verachtung jeglicher Autorität, Verknöcherung und Versumpfung im Osten, Ruhelosigkeit und unablässiger Wandel im Westen. In Rußland regiert der Eine Wille unumschränkt, in Frankreich herrscht die ungeordnete Masse. Die Parteien reiben sich auf in unfruchtbarem Kampfe und zuweilen scheint es, a.s habe für das heutige Frankreich nur das Nichtige Bedeutung.

England hat seine irische Frage. Es fehlt am rechten Willen, das schwere Unrecht von Jahrhunderten wieder gut zu machen, und irische Leidenschaft erleichtert es dem englischen Eigennutz, in seiner Bedrückungs-Politik zu verharren. In Oesterreich-Ungarn will der Nationalitätenstreit nicht verstummen. Eben jetzt wieder scheint er einen Systemwechsel herbeizuführen, dessen erstes Opfer der Minister war, welcher eine der Herkulesarbeiten verrichtet hat, indem er den Stall der österreichischen Finanzwirthschaft gefegt. Italien hat seine Papstfrage, den Pfahl in seinem Fleische, in Spanien folgt ein Ministerium dem andern, Belgien wird von der Militärfrage und der Wahlrechtsfrage bis in die Tiefen aufgewühlt.

Allen europäischen Ländern gemeinsam sind die socialen Nöthen. Die Klassengegensätze verschärfen sich mehr und mehr, der Kampf um's Dasein wird immer schwieriger, eine selbständige Existenz nach der andern verschwindet durch die Entwickelung d.s Maschinenwesens, gewaltige Ausstände lassen das Gefühl der Ruhe und Sicherheit in Handel und Wandel nicht mehr aufkommen, und die internationale Socialdemokratie liegt auf der Lauer, um die Massen verhetzend und verwirrend überall einzusetzen, wo Störungen und Stockungen eintreten.

Zu den bedrohlichsten Erscheinungen gehören diejenigen,

welche auf eine Lockerung der Disciplin der Heere hinweisen. In Brasilien ist das Kaiserreich durch eine Militärrevolte weggefegt worden, ohne daß „ein Hahn darnach gekräht" hat; England und neuerdings in rascher Folge Portugal und Belgien haben aufrührerische Bewegungen in der Armee gesehen, welche man sich gewöhnt hatte als die stärkste, ja als die allein zuverlässige Stütze der staatlichen Autorität zu betrachten. Die militärischen Putsche haben aufgehört, eine „berechtigte Eigenthümlichkeit" der südamerikanischen Republiken zu sein.

Was soll man vom Deutschen Reiche sagen? Ohne Zweifel ist dasselbe von allen europäischen Staaten der Gegenwart am festesten gefügt; seine militärisch-polizeilich-bureaukratische Organisation zeigt keine Lücke. Ohne zu übertreiben, darf man den Satz aussprechen: Deutschland ist der große europäische Gendarme, welcher die Ordnung auf dem Continent verbürgt. So lange das Deutsche Reich aufrecht steht, hat die internationale Revolution keine Aussicht auf Erfolg Aber fehlt es bei uns an ernsten Wetterzeichen? Die Socialdemokratie mag anderwärts lärmender und großsprecherischer auftreten, nirgends ist sie tiefgründiger als in Deutschland. Ihre Anhänger sind von dem Fanatismus der Sekte beseelt. Nirgends hat die Socialdemokratie eine solche Vertretung wie im Deutschen Reichstage; wo immer die internationale Socialdemokratie sich ein Stelldichein gibt, werden die deutschen Führer als die Seele der Bewegung anerkannt, führen sie das große Wort. Planmäßig, Schritt für Schritt rückt die deutsche Socialdemokratie vor und wir sehen die Elemente nicht, welche ihr in weiten Gebieten der protestantischen Landestheile Halt zu bieten im Stande wären.

Und was bedenklicher noch ist: auch angesichts der riesengroß wachsenden socialen Gefahr machen die confessionellen Gegensätze mit nicht verminderter Schärfe sich geltend, im Gegentheil, es scheint, als wollten sie bitterer werden denn je. Zahlreiche protestantische Blätter hallen wider von leidenschaftlichen Kriegsrufen „gegen Rom", weil man der katholischen Kirche in Preußen die Millionen wieder geben will, die man ihr zu Unrecht genommen, und weil die Katholiken nach Aufhebung des gegen die Socialdemokratie erlassenen Ausnahme-

gesetzes die Ordensgenossenschaften zurückfordern, die man in den schlimmsten Tagen des sogen. Culturkampfes vertrieben hat. In fast allen großen Industriestädten ist der Einfluß der evangelischen Geistlichen auf die Massen in erschreckendem Maße geschwunden, aber obwohl ihnen das Wasser an der Kehle steht, ballen sie noch drohend die Fäuste gegen den Katholicismus, dessen unerschütterter Stellung auf deutschem Boden sie sich freuen müßten, wenn sie für die Solidarität der christlichen Interessen auch nur das geringste Verständniß hätten. Gleichzeitig liegt der Vertretung des größten deutschen Staates ein Gesetz vor, welches unter Mißachtung der Rechte der Eltern, der Kirche und der Gemeinden die starre Hand der staatlichen Bureaukratie noch schwerer als bisher auf die Volksschule legen will.

Keine Frage: eine Erschütterung des Deutschen Reiches durch eine äußere Katastrophe oder durch schwere innere Verwickelungen, namentlich durch religiöse Kämpfe, die schon so viel Unheil über deutsches Land gebracht haben, würde die internationale sociale Revolution entfesseln. Die Wege sind ihr in den Geistern geebnet. Viele nüchterne besonnene Männer, welche die Zeichen der Zeit studiren, können sich des Gedankens nicht erwehren, daß das Ende des laufenden Jahrhunderts schlimmere Dinge sehen werde, als die Wende des vorigen. Man spricht dem gegenüber gern von pessimistischen Anwandlungen, aber Alles in Allem erwogen — wer wagte es, ohne weiters die Frage zu verneinen: werden die Pessimisten Recht behalten?

Vom Rhein im Febr. 91.

## XXVI.

## Der Cursus Scripturae sacrae der P. P. Jesuiten.

Wie das Materialprincip der Reformatoren (Zuwendung der Gerechtigkeit Christi allein um des Glaubens willen, Unmöglichkeit guter Handlungen für den Menschen), praktisch durchgeführt, zur Zerstörung und Vernichtung des christlichen Lebens, ja der natürlichen Sittlichkeit führen müßte,[1]) theologisch-geschichtlich einen Zersetzungsproceß des positiven Christenthums innerhalb des Protestantismus herbeigeführt hat,[2]) so wurde auch durch das protestantische Formalprincip (Bibel allein Quelle und Regel des Glaubens) der christliche Glaube in seinen tiefsten Fundamenten erschüttert. Denn die Consequenz desselben war zunächst eine starre Ueberspannung des Inspirationsbegriffs mit der ebenso nothwendigen Reaktion, daß bei der offenkundigen Thatsache der Verschiedenheit des Stils, des weniger reinen, der Zeit entsprechenden Charakters der Sprache, der vielfachen Varianten das wahre Wort Gottes in Zweifel gestellt wurde. Die Inspiration sank herab von einer „übernatürlichen Anregung zum Schreiben" bis zum bloßen Getragensein vom religiösen Geist. Ihrer Ausdehnung nach ließ sie schon Calixt (1586—1656) nur für die Heilswahrheiten gelten. Aus der gesammten alt- und neutestamentlichen Offenbarungsgeschichte waren es sodann nur die Hauptthatsachen, auf welche das normative Ansehen der Schrift sich beziehen sollte. In weiterem Fortschritt ist es bald nur noch die Person Jesu Christi. Dann blieb bloß mehr die Lehre Jesu, aber nur nach ihrem religiösen Geist; endlich ließ man nur noch den allgemein re-

---

1) Döllinger, Reformation I, 295 ff III, 40 ff., 230 ff.

2) Hettinger, „Krisis des Christenth." S. 72—119.

ligiös-sittlichen Kern der hl. Schrift übrig. Die moderne speculative Theologie will nur das in der Geschichte sich darstellende religiöse Bewußtsein wissenschaftlich begreifen und aussprechen. Sie hat damit einen Schritt über die alldeutige Vermittlungstheologie Schleiermacher's und seiner Schule hinaus gethan, und zu diesem führte sie die destruktive Bibelkritik in ihrer neuen Form. Hatte der Nationalismus,[1]) welcher die Bibel ihres übernatürlichen Charakters entkleidet hatte, sie als historische Urkunde gelten lassen, so beweist die höhere Kritik, inaugurirt von David Friedrich Strauß († 1875), aus äußeren und inneren Gründen, daß die wichtigsten Bestandtheile derselben mythischen und tendenziösen Ursprungs seien.[2]) Das ist im Wesentlichen der Stand der „Evangelienfrage" bis heute, wenn auch manche Concessionen gemacht wurden.[3])

Die meisten canonischen Schriften entstanden um Mitte des zweiten Jahrhunderts und wollen die Gegensätze zwischen Petrinismus (Judenchristenthum) und Paulinismus (universales Christenthum) aussöhnen im Kampf gegen den Gnosticismus. Die alttestamentliche Frage dreht sich heute um den Pentateuch. Es ist Wellhausen,[4]) welcher die von Reuß (1834), George, Vatke (1835) aufgebrachte, nach Graf (Reuß's Schüler) benannte, von Hupfeld und Nöldeke modificirte Hypothese[5]) wieder aufnahm, daß der Pentateuch nach den Propheten entstanden sei.[5])

Das sind die Gegensätze, denen sich die katholische, überhaupt die positiv christliche Exegese entgegengestellt sieht. Zwar ist der destruktiven Kritik von Seiten der gläubigen Protestanten mit dem Aufgebot staunenswerther Gelehrsamkeit entgegengetreten und ungemein viel für die Bibelforschung geleistet worden. „Doch waren sie mehr glücklich im Widerlegen der gewagten und unbegründeten Behauptungen ihrer Gegner, als in der Begründung ihrer eigenen Thesen." (Hettinger.)

Auf katholischer Seite ist es Schanz, der in seinen Evangeliencommentaren (1879—1885) mit ebenso großem Scharfsinn wie Fleiß die Kritik bis in die minutiösesten Winkel verfolgt und zurückweist. Im Allgemeinen sind die Klagen über zu

1) Johann Salomo Semler († 1791). — H. E. G. Paulus († 1851).

2) F. Chr. Baur († 1860), Schwegler, Zeller, Volkmar, Hausrath, Schenkel, Holtzmann (Renan).

3) Hase, Keim, Hilgenfeld.

4) Prolegomena zur Gesch. Israels, 2. Aufl. 1886.

5) Ueber diese Hypothese handelt ausführlich P. Schanz (Apologie II, K. 5) und weist sie mit gründlicher Gelehrsamkeit und überzeugender Sicherheit zurück.

geringe Pflege der exegetischen Wissenschaften bei uns nicht ganz unberechtigt. Vielfach vergessen, von den Gegnern ignorirt, sind die zahlreichen, sehr tüchtigen Arbeiten L. Reinke's († 1879)[1]) über alttestamentliche Fragen.

Doch nicht bloß Kritik und Polemik soll die Exegese sein, ihre Aufgabe ist eine positive. Ihre Gestaltung ist bedingt durch die Gegensätze, die sie bekämpfen muß, durch die Zeitverhältnisse, durch den Stand der Geschichts- und Naturwissenschaften, aber ihr letztes Ziel ist die Darlegung des Inhaltes der Offenbarungsurkunden auf Grund der kirchlichen Tradition. Kein Zeitpunkt scheint mehr geeignet zu sein für ein die ganze heil. Schrift umfassendes exegetisches Werk, als der gegenwärtige. Die Phantastereien, die maßlosen Willkürlichkeiten und unlösbaren Widersprüche der destruktiven Kritik können nur noch auf die Kreise ihre Zaubermacht ausüben, die bereits das Opfer derselben geworden sind. Vor einer ernsten wissenschaftlichen Forschung können sie auf die Dauer nicht mehr bestehen. Andererseits lassen die wissenschaftlichen Forschungen auf den verschiedensten Gebieten hoffen, daß sie immer mehr zur Bestätigung der hl. Schrift dienen werden. Wer erkennt nicht darin eine Fügung der göttlichen Vorsehung, daß die ägyptischen und assyrischen Entdeckungen den geschichtlichen Charakter der hl. Schrift bestätigten in einer Zeit, in welcher man ihn mit selbstbewußter Sicherheit abgethan zu haben glaubte? Ist das Verhältniß zu den Naturwissenschaften theilweise noch ein unklares, so beruht es auf der Unsicherheit mancher Ergebnisse derselben, die immer bleiben und die niemand läugnen wird. Wo die Geologie und Paläontologie Fragezeichen machen müssen, gibt uns das erste Kapitel der hl. Schrift sichere Auskunft. Das anzunehmen, berechtigt uns wenigstens der Stand dieser Wissenschaften.

Darum ist es mit hoher Freude zu begrüßen, daß ein Werk begonnen wurde, das allen wissenschaftlichen Anforderungen der Zeit vollkommen genügend, eine monumentale Darstellung der katholischen Exegese bieten wird. Unsere Absicht ist nicht die Besprechung der bisherigen Publikationen; dieselbe liegt ohnedies nicht im Rahmen dieser Blätter. Sie ging vielmehr dahin, die große, wir möchten sagen, weltgeschichtliche Bedeutung dieses Unternehmens in's Auge zu fassen. Zu diesem Zwecke hielten wir obige geschichtliche Skizze für nothwendig. Das

1) Exeg. crit. in Js. 52, 13—53, 12 (1836), Emmanuel (1848), Weissagung Jakobs (1849), Mess. Weissagungen (1859 ff.), Mess. Psalmen (1857 f.), Beiträge, 9 Bde. (1851—74), Malachias (1856), Sophonias (1868), Aggäus (1868), Habakuk (1870).

Gelingen des Werkes verbürgen zur Genüge die Arbeitskräfte, die es übernommen haben, selbst wenn wir den Beweis in den bisher erschienenen Bänden noch nicht vor Augen hätten. Der „Cursus“ wird über vierzig Bände stark, Einleitungen, Commentare, sprachliche und archäologische Lexika umfassen; bisher erschienen die Einleitungen von Cornely (4 Bde. zus. 2604 S. Lex.), Commentare zu den Propheten, Job, Prediger und Hoheslied, Richter, Ruth und Samuel. Da die Einleitungen vollständig vorliegen, läßt sich das Gesammtwerk jetzt schon überblicken; die Commentare werden nur noch die weitere Ausführung und tiefere Begründung bringen.

Welch' ein Unterschied zwischen den Arbeiten der „Kritik“ und diesem Werke! Wie wohlthuend unterscheidet sich die ruhige, klare, edle Sprache, in welcher die tiefste Gelehrsamkeit und die Selbstlosigkeit und Demuth des Ordensmannes zugleich ihren Ausdruck finden, von dem hochmüthigen, anmaßenden Gekreisch in den Aufstellungen jener, von der wilden Hetzjagd in ihren Begründungen, dem schwindelerregenden Durcheinander von Bemerkungen, Bestreitungen, wahren und unwahren Behauptungen, die man mit großer, oft vergeblicher Mühe auseinander zu bringen sucht! Wie die Methode, so ist auch die sachliche Bearbeitung solid. Welch' ein Unterschied wiederum zwischen den luftigen Hypothesen, die sich verändern und verschwinden wie Nebelbilder in den Wolken, und der einfachen, natürlichen Begründung durch die Zeugnisse des Alterthums, zwischen den subjektiven Meinungen und Auslegungen, die der Augenblick eingegeben, und den Erklärungen, die sich stützen auf eine 1800jährige Tradition! — Den Commentaren ist der Text der Vulgata zu Grund gelegt. Das empfiehlt sich schon aus rein praktischen Gründen. Wie viele gebieten über Kenntniß der hebräischen Sprache, auch der griechischen, wenn man die ganze katholische Welt in's Auge faßt? Wie vielen erlaubt es die Zeit nicht, den Urtext zu studiren! Sodann ist die Textkritik noch nicht abgeschlossen. Der eigentliche Grund ist aber ein tieferer. Was die Theologie anbelangt, so unterscheidet sich die Vulgata vom Urtext in keiner Weise (die bekannten Stellen sind in der hl. Schrift dogmatisch begründet). Warum also auf dem letzteren bestehen, wo es sich um eine theologische Disciplin handelt? Die Vulgata ist aber als Text der Kirche anzusehen, für welchen eben wir der Exegese bedürfen, und dieser soll die Kritik und das Studium des Urtextes als Hilfsmittel dienen. Wie dies geschehen kann, ist aus dem „Cursus“ am besten zu ersehen.

Ravensburg. A. Niedermaier.



## XXVII.

# Briefe über Schiller.

### Vorbemerkung.

Die nachfolgenden Briefe werden am füglichsten durch die Zuschrift eingeleitet, welche der verehrte Einsender, ein lang bewährter Freund dieser „Blätter", an die Redaktion gerichtet hat. Derselbe schreibt:

Bei Sichtung meiner Papiere bin ich auf ein Packet Briefe meines väterlichen Freundes Professor Joseph Fick [1]) aus dem Jahre 1881 gestoßen, die eigentlich den Charakter einer kleinen Abhandlung tragen. Ich hatte sie schon vor längerer Zeit zurückgelegt in der Ueberzeugung, daß ihr Inhalt wohl einem größeren Leserkreise Interesse abgewinnen könnte, da sie eine populäre Dichterpersönlichkeit behandeln. „Schiller und sein Verhältniß zur Kirche", so möchte man etwa den Inhalt bezeichnen. Der Autor aber, der „Wiener Anonymus", ist einer der ältesten Mitarbeiter

1) Den Lesern dieser Zeitschrift ist Professor Fick (geb. 1800 in Wien, † 25. Nov. 1881 in Graz) als „der Wiener Anonymus" bekannt, ein Gelehrter und Denker, der durch eigene Wahl und Verhältnisse zu den „Verborgenen" gehörte, der aber von seiner stillen Klause aus mit der Fülle und Tiefe seines Wissens auf Viele erleuchtend gewirkt hat. Vergleiche darüber den Artikel der „Histor.-pol. Bl." 89. Bd. S. 333—47 u. 426—43: „Dr. Joseph Fick. Der Wiener Anonymus" (1882). A. d. Redaktion.

der Histor.-polit. Blätter gewesen.[1]) Vielleicht verschaffen die gelben Blätter der Stimme des längst Heimgegangenen noch einmal Gehör. Sollte dies der Fall sein, dann möge das Folgende zur Aufklärung über die Entstehung der Briefe dienen:

Fick war zum Lehrer geboren. Sein Bedürfniß, sich mitzutheilen, blieb rege bis zu seinem Tode als einundachtzigjähriger Greis. Der Verkehr mit ihm war aber ebenso Genuß als Gewinn, weil seine Rede, die jedem Gegenstande eine interessante Seite abzugewinnen wußte, durchaus nicht lehrhaft angelegt war und doch so reiches Wissen und tiefes Erkennen vermittelte. So kam es, daß ich, als er wenige Jahre vor seinem Ende nach Graz übersiedelt war, ihm bei persönlichen Besuchen und in Briefen immer allerhand von seinen verborgenen Schätzen abzulocken mir herausnahm. Einmal schrieb er mir: „Seit ich nichts mehr drucken lasse, sind Sie mein Publikum." Ich versorgte ihn mit Büchern, die er selbst verlangte, oder über die ich sein Urtheil hören wollte, und so fügte es sich, daß ich ihm gelegentlich das in den Histor.-polit. Blättern im 51. Bande S. 528 u. ff. besprochene Büchlein G. F. Daumer's: „Schiller und sein Verhältniß zu den politischen und religiösen Fragen der Gegenwart" sandte und ihn um sein Urtheil bat.

Dies ist der Anlaß zu den vorliegenden Briefen. Die eingeschobenen Bemerkungen über Grillparzer's „Weh' dem, der lügt" werden im Jubiläumsjahre des Letzteren nicht ferne liegend erscheinen, zumal sie das Hauptthema nicht eigentlich unterbrechen.

Wien. L. v. Führich.

1) Siehe die beiden „Sendschreiben an Heinrich Leo" im 2 und 3. Bande (1838 und 1839).

## I.

Graz, den 11/4. 81.
Am Namenstage des hl. Vaters.

Verehrter Freund!

Ich fange gleich mit Daumer an, nämlich in seinem Verhältnisse zu Schiller. Nun kenne ich zwar Daumer nicht so genau, wie manchen Anderen, aber doch genug, auch in seinen anderen Verhältnissen, um eine Meinung zu haben. Schiller's literarische Laufbahn theilt nun Daumer entschieden in zwei Perioden: eine welt- und himmelstürmerische, ganz revolutionäre Sturm- und Drang-Periode, und eine zweite, resipiscirende, völlig versöhnliche und bis an die Grenzen des Katholicismus conservative. Nach Dramen dargestellt, umfaßt die erste die rasch aufeinander folgenden Tragödien: „Räuber", „Fiesko", „Cabale und Liebe" und „Don Carlos", sie geht vom Jahre 1778—82; die zweite umfaßt den „Wallenstein", „Maria Stuart", die „Jungfrau von Orleans", die „Braut von Messina", „Wilhelm Tell" und den unvollendeten „Demetrius", von 1799—1804; Produktionen von noch rascherer Folge. Man sieht wohl, daß zwischen diesen beiden Perioden, wenn sie so nach Dramen bestimmt werden, ein überaus langer leerer Zwischenraum von 1782—1799 liegt; aber derselbe ist keineswegs ganz leer, es fallen hinein nicht nur die historischen und philosophischen Arbeiten, sondern auch eine große Menge von Gedichten, die für Schiller's Wandelungen nicht weniger bedeutend sind, als seine Dramen, und auch eine mehrjährige Vorbereitung und Ausarbeitung für Wallenstein.

Im Ganzen kann man wohl Daumer vielfach Recht geben; aber vor Allem muß bemerkt werden, daß diese Eintheilung in einen „doppelten Menschen" noch weit mehr für ihn selbst paßt als für Schiller. In seiner ersten schriftstellerischen Periode ist er der ingrimmigste Feind des Christenthums; und zwar in einer Tiefe voll Haß und Finsterniß, so daß er in dieser ganzen doch allgemein unchristlichen Periode kaum einen Anderen seines gleichen hat. Was er damals für das Richtige hält, hat kein neuer Rationalist, sondern es haben es nur etwa abergläubische, alte heidnische Weiber aus der römischen Verfolgungs-

zeit so gemeint, daß die Christen bei ihren Versammlungen Kinder verzehren, daß überhaupt das Menschenopfer allgemein ist ꝛc. Und da begnügt er sich nicht, das allein von den Christen zu meinen; das ganze israelitische Alterthum ist ihm als Vorkirche des Christenthums gleichfalls ein Dienst voll Menschenopfer und er weiß das auszuführen. Am Christenthume, sagt er selbst, kennt er nur einen einzigen Punkt, der ihm gefalle, und das sei der Marienkult. Und dieses Gefallen treibt er so weit, daß er sich mit diesem Punkte durch alle Jahrhunderte und Völker beschäftigt und selbst als Dichter und besonders geschickter Versemacher Marienlieder aus allen orientalischen und occidentalischen Quellen sammelt und übersetzt.

Und das hat er nicht vergebens gethan. Daumer scheint eine der klarsten Eroberungen der Mutter Gottes zu sein. Auf einmal ist dieser finstere und haßerfüllte Protestant der lichteste und liebevollste Katholik. Ja seine Liebe geht so weit, daß er Alles in Liebe anschaut und die Menschen viel leuchtender und glänzender sieht, als sie sind. So entdeckt er schon in Goethe einen halben, in Schiller einen 9/10 Katholiken und gibt sich Mühe, diese Meinung durchzukämpfen. Das Beste ist, daß er für Schiller zwar leider noch immer Unrecht hat, aber doch Etwas für sich anführen kann. Von Goethe wollen wir hier nicht sprechen. Werden Sie mir erlauben, hier einmal abzubrechen und dasjenige, wie weit er Recht und wo er Unrecht hat, worüber denn gar viel zu sagen wäre, auf ein andermal zu versparen? Ein Buch wäre hierüber leichter zu schreiben, als ein Brief. Also Sie erlauben eine Fortsetzung?

Sie haben aber noch Etwas gewünscht: Einige Meinungen über den Freundschaftskreis und die Dienstags-Abende bei Ihrem Vater. Das habe ich auch nicht vergessen, aber man kann nicht Alles auf einmal thun. Wenn mir Gott das Leben schenkt, um etwas weitläufiger darauf zurückzukommen, so will ich mit „Hempel“ den Anfang machen, das haben Sie ja selbst gewünscht. Also das Alles zukünftig, soferne man im bald vollendeten 81. Jahre eine Zukunft hat. Leben Sie recht wohl und glücklich und vergessen Sie nicht auf Ihren

treuen und dankbaren Freund

J. Fick.

II.

Graz, den 19/4. 81.

Ich rede weiter von Daumer und Schiller. Die erste Periode Schiller's ist weniger bei Daumer zu bemängeln. Die Meinung ist im Ganzen die richtige, nur darf auch hier nicht eine gleiche Farbe fortlaufend gedacht werden. Im ersten Anfange gestalten sich die Produkte wohl am überschwänglichsten und rabbiatesten; aber erst gegen Ende sind sie am schlimmsten. Ich halte den „Don Carlos“ für verwerflicher als die „Räuber“. In den „Räubern“ wird zwar viel herumgetollt und mancher ungewaschene Satz losgelassen, aber das Ganze ist nicht so grundschlimm. Im „Don Carlos“ ist die Revolution wohlgesitteter und hoffähig geworden, aber sie geht viel weiter in die Tiefe. Mit den kleineren Gedichten verhält es sich ebenso. Die „Resignation“, die „Freigeisterei der Leidenschaften“ und die „Götter Griechenlands“ gehören erst den Ausläufern dieser frühesten Zeit. Das macht, daß Schiller erst in Mitte dieses Abschnittes entschiedenen Schiffbruch am Glauben gelitten hatte. Ich habe einmal in einer Biographie Schillers gelesen, er habe inmitten der Krise zu Gott gebetet, ihm mit dem Glauben die Ruhe seines Herzens zu belassen! Hätte er nur fortgefahren! Wieland berichtet von derselben Krise, er habe, um sich nicht den Vorwurf machen zu dürfen, daß ihn die Strenge der christlichen Moral aus dem Glauben getrieben, den Entschluß gefaßt, Nichts mehr zu glauben, aber so zu leben, als ob er Alles glaubte. Sehr aufrichtig fährt er fort: „Das habe ich aber nicht vierzehn Tage ausgehalten“. Ich glaube, er wird es nicht vierzehn Stunden ausgehalten haben. Auch in diesen Krisen momentan steht der Vortheil noch für Schiller, aber leider ist das große Unglück doch über ihn gekommen, und das ist der entscheidende Zwischenabschnitt im ersten Abschnitt.

Die Reihe von Jahren zwischen „Don Carlos“ und „Wallenstein“ ist meist mit wissenschaftlichen Studien ausgefüllt, philosophischen und historischen. Er hat sich sogar längere Zeit die Poesie versagt, um was Ernstes und Tüchtiges in der Welt zu leisten und eine feste Lebensstellung zu gewinnen. Die

Kant'sche Philosophie, der er sich fast ganz dahingab, war ein morscher Haltpunkt für den verlorenen Glauben, und keine Richtung zum Wiedergewinne desselben. In der Geschichte kann Schiller als Muster-Exempel betrachtet werden, wie der Historiker nicht sein soll. Er hat das sogar selbst erkannt und das Geständniß abgegeben, daß er sein Resultat immer vor den Studien hat und die Studien nur gebraucht, um das schon festgesetzte Resultat zu bewähren. Uebrigens hat ihn die poetische Behandlung des „Don Carlos“ auf den Abfall der Niederlande geführt; darnach fand er besonderen Geschmack an Studien über den dreißigjährigen Krieg und hier führt ihn die Geschichte auf die Tragödie. Daß sich während dieses langen Zeitraums Manches in Schiller geklärt hatte, ist nicht zu läugnen. Hätte er den „Wallenstein“ mit Intentionen geschrieben, wie sie ihn zur Zeit des „Don Carlos“ beherrschten, so hätte hier eine noch weit ungeheuerlichere Tragödie zum Vorschein kommen müssen, denn der 30jährige Krieg bot Gelegenheit. Aber das ist allerdings nicht geschehen. Freilich kann er den Grundnerv jener Vorgänge als Protestant nicht finden, aber er stellt sich doch dazu so unparteilich, als ihm möglich ist, und eine ganz andere Lebensanschauung als im „Carlos“ entwickelt sich hier; freilich noch nicht die rechte, aber der rechten um vieles genäherter, vor Allem eine ruhige Beurtheilung der Vorgänge in ihrer Zeit Einzelne Gedanken sind sogar vortrefflich, das Ganze ist noch so unklar, wie er selbst den Charakter des Helden im Prologe darstellt. Auf bloß künstlerisches Interesse will ich nicht eingehen.

Nun kommen die Tragödien, die Daumer vor Allem liebt, „Maria Stuart“ und die „Jungfrau von Orleans“. Diese beiden scheinen ihm schon entschieden katholische Hintergedanken zu haben; am wenigsten ist das von „Maria Stuart“ zu begreifen. Es ist wahr, die Schilderung Mortimers von dem Eindrucke der katholischen Lehre und des katholischen Cultus auf ihn ist mit hinreißender Schönheit dargestellt, das ist aber schon beinahe Alles, und die fernere Entwickelung eben dieses Charakters und seiner Umgebungen ist so entsetzlich verzerrt, daß auch der bitterste Haß des katholischen Kirchenthums nichts Aergeres hätte zu Stande bringen können. Wohl waren die

Zeiten der Ligue Zeiten der Versuchung, aber wie Schiller die Dinge vorgehen läßt, das übertrifft die schlimmste historische Erscheinung. Wahr ist wiederum, daß der Dichter die katholische Maria der protestantischen Elisabeth fast wie ein Engelsbild einer Dämonen-Fratze gegenüberstellt (und doch hat damals die Geschichte die Schuldlosigkeit der Maria in den schwersten Vorwürfen, die ihr gemacht wurden, noch nicht zu Tage gefördert); und unbegreiflich ist es sogar, wie er die innerste Elisabeth errathen konnte, wohin die Geschichte damals auch nicht reichte. Aber nichts destoweniger wäre die Annahme, daß der Dichter dieser Tragödie eine katholische Weltauffassung zu Grunde gelegt, noch weit über die Wahrheit hinausgegriffen. Von der „Jungfrau von Orleans“ ein andermal.

## III.

Graz, den 27./4. 1881.

Weil Sie es denn so wollen, so fahre ich fort. Der vortreffliche Daumer findet in der „Jungfrau von Orleans“ den Höhenpunkt der katholischen Tendenzen Schillers, und nennt das in ihm Vorgegangene geradezu eine Conversion, nicht zwar eine äußerliche, aber doch eine innerliche. Denn convertere, meint er, heiße umkehren, converti sich umkehren, und Schiller sei in der „Jungfrau von Orleans“ das völlige Gegentheil von Demjenigen, was er in seiner Sturm- und Drangperiode gewesen. Das letzte Urtheil ist ein vollkommen richtiges. Niemand, der etwa die „Räuber“ gelesen, würde sich eine Vorstellung gemacht haben, daß derselbe Dichter späterhin die „Jungfrau von Orleans“ schreiben konnte. In seinen Anfängen ist der gewaltigste Kampfesdrang gegen die ganze bestehende Welt, später, was in der „Jungfrau von Orleans“ besonders deutlich hervortritt, war eine Versöhnung eingetreten mit der Welt, wie sie liegt, nicht nur mit der äußerlichen, sondern auch mit ihrer christlichen Seele. Das war jedenfalls eine intellektuelle, wohl auch moralische Conversion; von einer zu erschließenden religiösen wollen wir später reden. Eine bloße intellektuelle Conversion ist im Allgemeinen sehr wenig; in jener Zeit aber und für Schiller war das doch schon viel, denn sie setzte eine frühere moralische voraus. Folgendes

muß man auch ohne Bedenken zugeben: Schiller hat seine Tragödie ganz auf christliche und katholische Basis gestellt, nicht bloß einzelne Gedanken hingeworfen, die durch andere paralysirt werden, wie in „Maria Stuart"; er will aufrichtig und ehrlich die katholischen Anschauungen als die Grundlage seiner Tragödie annehmen und hat gar nichts gethan, dieser Grundlage etwa wieder zu widersprechen; wenigstens nicht mit Willen; denn was sich etwa doch nicht völlig fügt, stammt nur aus mangelhafter Erkenntniß des katholischen Glaubens und Lebens. So viel muß zugegeben werden.

Ein innerliches katholisches Bekenntniß des Dichters ist damit noch nicht festgestellt. Ich glaube, wir haben schon bei Ihrem letzten Hiersein davon gesprochen, warum Schiller diese seine Tragödie eine romantische genannt hat. Ganz gewiß wollte er sich nicht zu einem Adepten der damals aufstrebenden romantischen Schule bekennen, gegen welche er kurz vorher (in den Xenien) sehr unholde Urtheile abgibt. Aber das Wort „romantisch" erlaubt in seiner Dehnbarkeit gar verschiedene Auffassungen, vielleicht wäre die natürlichste, daß es ein Drama so sehr über alle natürlichen und gewöhnlichen Lebensgestaltungen hinausgehoben habe, wie das nicht nur von den gegenwärtigen, sondern auch von den alten und rechten Romantikern mitunter zu geschehen pflegte. Denn ganz ohne Beziehung auf die romantische Schule ist der Ausdruck gewiß nicht. Aber Schillers Tragödie (und er selbst würde gewiß das nicht in Abrede stellen) ist doch zugleich auch eine historische; sie hat eine bekannte Geschichtsphase nicht aus morgengrauem sagenhaften Alterthum, sondern aus dem mittagslichten 15. Jahrhundert zum Vorwurfe. Jedermann räumt dem Dichter ziemlich freies Gebahren mit historischen Stoffen ein; doch ist diese Freiheit keine schrankenlose, und allgemein erscheinen dreierlei Abweichungen von der Geschichte auch für den Dichter als unzulässig: 1. die Umkehrung eines historischen Charakters in sein Gegentheil, 2. die Veränderung des tragischen Motivs und 3. die Verwechselung der historischen Katastrophe mit einer andern. Gehen wir zuerst ein wenig auf diese Seite der gewöhnlichen Forderungen ein. Vielleicht wird ein solches Eingehen einigermaßen von Resultaten für unsere Absicht sein.

Schiller hat in allen drei Beziehungen gegen die gewöhn-

liche Regel gehandelt. Der Charakter seiner Jungfrau ist ein völlig anderer, als der historische. Der Grund- und Hauptzug der wirklichen Jeanne d'Arc ist eine außerordentlich hervortretende Kindlichkeit und Einfalt, und zwar von ihrer ersten Erscheinung bei den Heerden, durch ihre ganze Kriegslaufbahn, durch das Martyrium ihrer langen Gefangenschaft und bis auf den Scheiterhaufen. Sie ist fast überall voller Thränen und gar nirgends auf ihre eigene Erscheinung bedacht. Kindlich erscheint sie vor dem König und im Kampfe, kindlich unter allen Quälereien ihrer Richter, und ihre Antworten schließen oft mit lauten Thränen. Ihre Erscheinung hat durchaus nichts Sublimes und gerade das hat ihr Schiller verleihen wollen, wohl ohne besondere Absicht, sondern weil es so mehr in seinen eigenen Charakter paßte. Die historische Johanna hat zwar das Schwert geführt, aber nie einen Engländer auch nur verwundet; bei Schiller wird sie zu einer Art von Kriegesgöttin, der zu begegnen tödtlich ist.

Daumer hat nun die Meinung, Schiller habe in einigen, sehr viel aussprechenden Reden der Jungfrau während ihrer Heldenbahn einen ersten Fall ausdrücken wollen, und dieser Hochmuth habe dann den zweiten sinnlichen Fall zur Folge gehabt. Wir unsererseits können den Dichter nicht so auffassen. Ihre großen Worte versteht er nicht als Sünde, sie gehören eben zu dem von ihm geformten Charakter. Noch ein Wichtiges. Daß sich die Jungfrau vor dem Könige durch Entdeckung seines Gebetes legitimirte, wovon kein Mensch Kunde haben konnte, ist der Ueberlieferung gemäß, aber dieses Gebet war keines von den dreien, die Schiller anführt, sondern ganz ein anderes, was freilich auf der Bühne nicht gut gesagt werden konnte.

Auch die Erscheinungen hat der Dichter, wir wissen nicht warum, völlig anders gestaltet. In der Ueberlieferung ist nirgends von einer Erscheinung der Mutter Gottes die Rede, sondern der Erzengel Michael erscheint ihr, ich glaube, nur einmal, aber fortwährend begleiten sie und sprechen zu ihr im Kampfe, wie im Gefängnisse, und bis zum Tode die beiden Heiligen, Katharina und Margaretha, die sie ihre Stimmen nennt. Diese Veränderung der Legende scheint keinen zureichenden Grund zu haben.

Erlauben Sie mir wieder abzubrechen und gestatten Sie mir mitunter längere Pausen zu machen; denn auf eine 80jährige Gesundheit ist wenig Verlaß. In kleineren Portionen schreibe ich leichter. Empfehlen Sie mich Ihrer ganzen werthen Familie und haben Sie Geduld mit viel abgebrochenen Mittheilungen.

## IV.

Graz, den 3./5. 81.

Ich fahre wieder fort. — Noch eine Bemerkung über den Charakter der „Jungfrau" wird bei einer späteren Gelegenheit besser am Platze sein; von den übrigen Charakteren will ich zwei hervorheben, die darum ein gewisses Interesse haben, weil sie Schillers eigene Schöpfungen sind; ich meine damit erstens den Charakter Talbot's, von dem wohl historisch sonst nichts bekannt ist, der mir aber als Atheist und Materialist im Mittelalter fast unmöglich scheint. Denn auch das Schlechte, und dieses ganz besonders, trägt gewöhnlich Zeit- und Lokalfarbe. Wenn man irgend einem Charakter jener Zeiten solche Gesinnungen zutrauen könnte, so wäre es der hohenstaufische Friedrich II.; aber auch dieser ist nicht Atheist geworden, sondern nach dem Ausdrucke der Verkehrten seiner Zeit, ein halber Mohamedaner. — Der andere Charakter wäre der Erzbischof von Rheims. Schiller hat sich alle Mühe gegeben, einen ehrwürdigen Charakter aufzustellen, aber es ist ihm nicht gelungen. Von diesem Erzbischofe weiß nun die Geschichte weiter gar nichts, aber sein Charakter in der Tragödie paßt zu keinem Bischof und zu keinem unterrichteten katholischen Laien. — Als die Jungfrau zuerst vor ihm niederkniet, seinen Segen zu erbitten, antwortet der eigenthümliche Bischof:

„Du bist gekommen, Segen auszutheilen,<br>
Nicht zu empfangen — Geh' mit Gottes Kraft!<br>
Wir aber sind Unwürdige und Sünder".

Er weiß also nicht, daß nicht das Subjekt, sondern das Amt segnet, und daß er der Jungfrau Segen zu gewähren hat, und wenn sie die größte Heilige und er der größte Sünder jener Zeit wäre. — In jener unglücklichen Scene, wo der ganze Hof über die Jungfrau her ist, daß sie inmitten ihrer Lauf-

bahn einen Bräutigam wählen soll, da gibt auch der Bischof seinen Senf dazu:

> „Dem Mann zur liebenden Gefährtin ist
> Das Weib geboren, — wenn sie der Natur
> Gehorcht, dient sie am würdigsten dem Himmel!“

Das sind ungefähr die drei albernsten Verse, die Schiller in seinem Leben niedergeschrieben hat. Also einen Erzbischof kann der Dichter mit bestem Willen nicht gestalten.

Der deutlich überlieferte historische Charakter der Königin Isabeau ist von Schiller in strenger Einhaltung der Ueberlieferung dargestellt worden.

Es käme nun die Rede auf das tragische Motiv, wie es bei Schiller zur Katastrophe hindrängt Es ist ein Fall der Helden-Jungfrau, und zwar eine Uebermannung derselben durch irdische Liebe. Das ist das ärgste Vergehen des Dichters an dem historischen Charakter, und es kömmt in der gesammten Ueberlieferung auch kein leiser Zug einer solchen Möglichkeit vor. Wir kommen hier auf einen allgemeinen Schaden der neuen deutschen Poesie. Es ist eine Kunst der Sinnlichkeit, und diese Empfindung beherrscht sie so sehr, daß sie bald als ein Höchstes in sich, bald wenigstens als das einzige würdige Hinderniß des Höchsten dargestellt wird. Unser Dichter hat den zweiten Weg eingeschlagen, aber die Geschichte ist viel würdigere Wege gegangen. Von da ab ist mit der Geschichte völlig gebrochen und die Tragödie ist keine historische mehr. Natürlich hängt das am nächsten zusammen mit der völlig veränderten Katastrophe. Kein Mensch kann entscheiden, ob die historische Johanna zur Martyrin angelegt war. Man könnte die Frage vielleicht verneinen, denn sie erklärt wiederholt, historisch wie in der Tragödie, daß sie zwei Aufträge habe, Orleans zu befreien, und den König zur Krönung nach Rheims zu führen, habe sie das vollbracht, so müsse sie zu ihren Schafen zurückkehren. Sie hat diesen Auftrag überschritten und ist auch nach der Krönung des Königs beim Heere geblieben. Hierin hat man häufig jene Schuld gefunden, welche durch ihre nachfolgenden maßlosen Leiden und durch ihren Schmerzenstod auf dem Schaffot gesühnt wird. Ich glaube, die Jungfrau selbst klagt sich an (ich weiß jetzt nicht gleich die hieher gehörige

Stelle in G. Görres zu finden). Ist eine Schuld in ihrem Verbleiben bei dem Heere, so war es gewiß nicht die des Ehrgeizes, sondern diejenige einer gutmüthigen Schwäche, welche dem Andrängen des Königs und des Heeres nicht zu widerstehen entschieden genug war. Also wie gesagt, die Fortsetzung der Tragödie wird von diesem Augenblicke eine andere, als in der Geschichte. Da nun alles dieses den Dichter auf die Neuschaffung einer Katastrophe führt, so will ich dieses zunächst in Einem besprechen, und benütze den noch freien Raum zu etwas Anderem. . . . . **Vale, vale, vale, optime et carissime!**

## V.

Graz, den 13. Mai 81.

Ich habe schon gesagt, daß mit dem von Schiller erfundenen Fall der „Jungfrau" die historische Tragödie aufhört und eine rein romantische sich fortsetzt. Es ist aber diese Conception des Dichters eine dem wirklichen Charakter der Jungfrau in ganz besonderem Maße widersprechende; denn gerade die Gnade der Reinigkeit scheint sie in ungewöhnlichem Grade besessen zu haben. Einer der vielen Beweise ist der heftige Zornausbruch, dem sie historisch unterliegt, wenn sie verdächtige Weibspersonen bei dem Heere entdeckt. Diese Zornausbrüche sind wieder für den wirklichen naiven Charakter der Jungfrau ganz bezeichnend. Sie übermannen sie rasch und gewaltsam, aber nur bei Gelegenheiten, wo die Ehre Gottes gefährdet ist; beim ersten Ausbruch aber weiß sie sie bald wieder zu bemeistern. Es ist die Naturstimme, welche sie sogleich mit dem höheren Beistande zum Schweigen bringt. Auch diese Erscheinungen vollenden den Beweis, wenn es noch einer Vollendung bedürfte, daß die Agnes Sorel zu den Zeiten der Jungfrau noch nicht bei dem Könige war. Sie, die den gemeinen Mann beim Heere von aller Sünde frei haben wollte, weil sie meinte, daß man mit sündigen Soldaten keine Siege gewinne, hätte am allerwenigsten auf Seite des Königs, um dessen Sache Alles ging, ein unerlaubtes Verhältniß geduldet. Zum letzten Male vernimmt man einen solchen Zornausbruch nach der Krönung in Rheims, zu St. Denis auf dem Wege nach Paris. Da hatte sich wieder eine verdäch-

tige Person dem Heere zugesellt. Die „Jungfrau" gerieth darüber in solche Aufregung, daß sie mit dem flachen Schwerte nach derselben schlug. Es war aber dies jenes wunderbare Schwert, welches ihr durch Offenbarung war gezeigt worden, wovon selbst eine Erwähnung in der Tragödie geschieht; das Schwert brach von dem Streiche entzwei, und kein noch so geschickter Waffenschmied konnte es wieder zusammen schmieden. Die Jungfrau war darüber im höchsten Grade betrübt, und es scheint dies eines von den Zeichen gewesen, die zu erkennen gaben, daß ihre Aufgabe vollbracht sei und daß sie weiter nichts mehr bei dem Heere sollte. Sie erkämpfte sich von einem Engländer ein anderes Schwert, dessen sie sich von nun an bediente, aber ihre Betrübniß über das verlorene hielt an.

Reden wir weiter von der Tragödie. Der Inhalt der letzten Akte, die Anklage des Vaters, ihr beharrliches Stillschweigen dabei, ihre Verbannung, ihre Flucht mit Raimond, dem sie ihre Gedanken alle offenbart, ihre Gefangennehmung durch die Engländer, das Wunder im Thurme, die letzte Schlacht, wo sie die tödtliche Wunde erhält, sind insgesammt prächtige Darstellungen des Dichters, aber sie sind es nur, wenn man auf die historische Johanna völlig vergißt und ein Gebilde der dichterischen Phantasie an die Stelle setzt. Im Einzelnen kommen wunderbar schöne Punkte vor. So, als sie nach empfangenem Todesstreich wieder aus der Betäubung zur Besinnung gelangt, nichts von allen Umgebungen versteht, aber sich wieder von dem Könige und den französischen Führern umgeben sieht. Ihr erstes Wort:

> „Nein, ich bin keine Zauberin! Gewiß
> Ich bin's nicht,"

ist so einfach schön und wahr, daß es beinahe die wirkliche Johanna auch hätte sagen können, aber sie hat es nicht gesagt! Ebenso schön ist die zweite Verwunderung über die Theilnahme, die sie von allen Seiten gewahr wird:

> „Man flucht mir nicht, man blickt mich gütig an;"

darauf kommt dann freilich der Triumph im Tode.

Ich will nun kurz zusammenfassen, was meine Absicht bei



dem Allem war, nämlich im Verhältniß zu Daumer: Es ist wahr, Schiller hat hier einen durchaus katholischen Stoff gewählt und hat ihn, ohne verletzende Zwischengedanken, nämlich ohne solche, die er freiwillig zugesetzt hätte, sogar mit Liebe behandelt. Aber das ist das Aeußerste, was man sagen kann. Eine eigene katholische Gesinnung des Dichters geht nicht daraus hervor; bei der ganzen Tragödie war durchaus keine böse Absicht, aber die gute hat sich zum Theile selbst mißverstanden, zum Theil wird sie von der viel herrlicheren und poetischeren Erscheinung der Geschichte völlig überholt. Ein Weiteres möchte ich mir noch auf's Ende ersparen. Denn es handelt sich darum, dem liebenswürdigen Irrthum Daumers gegenüber noch die ferneren Tragödien und besonders auch die kleineren Gedichte in dieser Hinsicht anzuschauen. . . . . Ihr dankbar ergebener J. Fick.

(Schluß im nächsten Heft.)

---

## XXVIII.

## Ein französischer Kirchenfürst unserer Zeit.

III. (Schluß.)

Ueber Frankreich sollte das Strafgericht hereinbrechen, und bald befand sich Cardinal Bonnechose inmitten von Jammer und Elend, wie ihn jeder Krieg um sich verbreitet. „Die Preußen rücken vor", schreibt er, „Paris bereitet sich zum Widerstand, Havre und sein Arrondissement befinden sich im Belagerungszustand. Hier organisirt man Nationalgarden. Die Fabriken werden geschlossen, der Handel stockt. Wir werden von unglücklichen Flüchtlingen bestürmt, welche aus den besetzten Provinzen geflohen sind, von Klagen und Forderungen um Hilfe von Seiten arbeitsloser Arbeiter, von dem Kummer der Familien, welche ihre Söhne zur Armee geben müssen; überall Elend und Thränen; überall

Unglück für den heutigen Tag, Furcht vor dem morgigen." Der erzbischöfliche Palast wurde sofort in eine Ambulance von zwanzig Betten, und seine Staatssäle in Krankenzimmer umgewandelt, denn von allen Richtungen her kamen Verwundete und Kranke. Inmitten der den Cardinal in nächster Nähe bedrängenden Sorgen lastete aber am schwersten die Angst um den hl. Vater auf ihm: seit der am 20. September ausgebrochenen Revolution war Pius IX. auf Gnade und Ungnade Piemont überlassen; entfesselt, wie die Leidenschaften waren, konnte man selbst für die persönliche Sicherheit des erhabenen Gefangenen fürchten. Bonnechose sprach dem hl. Vater seine schmerzliche Theilnahme brieflich aus, protestirte aber auch in einem Hirtenbrief gegen die Invasion des Kirchenstaates durch die italienischen Truppen.

Daß der Cardinal aber selbst unter den schwierigsten Verhältnissen den Kopf oben behielt, bewies er während dieser Zeit wiederholt. Man staunt, wenn man liest, daß er, während der siegreiche Feind durch Ströme von Blut, über Tausende von Leichen hinweg immer näher und näher rückt, die Ausführung des schon früher gehegten Planes, in Rouen eine Kirche zu Ehren des hl. Papstes Clemens zu erbauen, unternimmt und am Gedächtnißtage dieses Heiligen, am 23. November, mit großer Feierlichkeit den Grundstein dazu legt.

Wenige Tage später steht der Feind vor Rouen, das sich nach einigem nutzlosen Blutvergießen ergeben muß. Den besonneneren der Einwohner muß der einziehende Feind sogar als Retter erscheinen, da ein Haufen Schlechtgesinnter aus der eigenen Bevölkerung der Stadt, die im Trüben zu fischen beabsichtigen, sich der Waffen bemächtigt haben und die städtischen Behörden, sie des Verrathes beschuldigend, mit Aufruhr bedrohen.

Am Abend des 7. Dezembers stattete der General von Manteuffel dem Cardinal seinen ersten Besuch ab; Letzterer erwiderte denselben gleich am nächsten Morgen. Die beiden

Männer scheinen sich vom ersten Augenblick an sympathisch angezogen zu haben. Der Kirchenfürst fand bei dem Feldherrn freundliches Gehör für seine Bitten um Erleichterungen für die Stadt, um deren Schonung; Beide begegneten sich in dem Wunsche, daß der Friede geschlossen werde. Folgende Notiz im Tagebuch des Cardinals beweist, daß ihre Zwiegespräche bald über das Nächstliegende hinausgegangen waren: „Manteuffel ist Protestant; gleichwohl wünscht er die Wiedereinsetzung des Papstes in seine weltliche Herrschaft; ja er versichert, der König und selbst Graf Bismarck hegten dieselben Gesinnungen.“

Aus diesen freundlichen Beziehungen zu dem Commandirenden der preußischen Truppen ergaben sich eine Menge glücklicher Wendungen und Lösungen für Rouen und die ganze Erzdiöcese, welche der Kirchenfürst vermittelte; denn selbst aus den entlegensten Ortschaften wandte man sich in schwierigen Lagen an Bonnechose um Hilfe und dieser verweigerte niemals seine Intervention, welche meist den gewünschten Erfolg hatte. Man sollte es kaum für möglich halten, daß den Feinden des Cardinals auch die so wohlthätigen Beziehungen zu der deutschen Autorität Anlaß zu den gemeinsten Verdächtigungen boten. Es hieß, er habe mehrere Millionen erhalten, um den Preußen freien Einzug in die Stadt zu verschaffen. Die dümmsten Gerüchte wurden in Umlauf gebracht und das Volk dadurch gegen ihn aufgehetzt.

Nach Manteuffel, dem Bonnechose für den Rest seines Lebens die wärmste Verehrung bewahrte, lernte er im Großherzog von Mecklenburg einen andern deutschen Heerführer von gewinnendem Entgegenkommen kennen, mit dem er sich bald in den ernstesten Fragen verstand. Der Großherzog konnte ihm schon bei seinem ersten Gegenbesuch die glückliche Nachricht von dem ersehnten Aufhören der Feindseligkeiten und dem für Frankreich freilich unter harten Bedingungen geschlossenen Waffenstillstand überbringen. Bald sollte der Kirchenfürst auch zum König von Preußen und zum Grafen

Bismarck in Beziehung treten, und zwar wurde ihm der Weg zu Beiden durch Manteuffel gebahnt.

Am 11. Februar theilte der Nachfolger des Großherzogs im Oberbefehl den städtischen Behörden mit, daß Kaiser Wilhelm dem Departement Seine-Inferieure eine Contribution von sechsundzwanzig Millionen auferlegt habe; die Stadt Rouen trafen davon 6,500,000 Franks. Eine Deputation des Gemeinderaths begab sich sofort zu dem Cardinal und bat ihn, sich mit ihnen zu vereinigen, um die Behörde der nationalen Vertheidigung in Paris zu veranlassen, von Deutschland eine Ermäßigung jener der ohnehin schwer geschädigten Stadt auferlegten Contribution zu erwirken. Der Cardinal überlegte nicht lange. Manteuffel, sowie der Großherzog von Mecklenburg hatten ihn bereits dringend aufgefordert, im Interesse Frankreichs und der allgemeinen Ordnung in Europa eine Unterredung mit dem inzwischen zum deutschen Kaiser proklamirten König von Preußen nachzusuchen. Er schlug jetzt der Deputation vor, ihre Bemühungen mit ihm zu theilen und während sie Hilfe in Paris suchten, wolle er sich nach Versailles begeben, um die Sache der Stadt beim deutschen Kaiser zu vertreten. Der Vorschlag wurde freudigst begrüßt und schon am andern Morgen trat er bei strenger Kälte die Reise an, zunächst auf der Eisenbahn nach Passy; von dort aus konnte er in einem elenden überfüllten Omnibus bis Saint-Germain gelangen, und daselbst um schweres Geld einen Wagen auftreiben, der ihn nach Versailles brachte. Doch wäre er ohne Manteuffels Laissez passer schwerlich durch die Kette der Vorposten gedrungen. In Versailles selbst war kein Unterkommen zu finden, da jeder Winkel besetzt war; endlich überließen zwei Offiziere dem Prälaten ihr Zimmer im großen Seminar. Auf sein briefliches Gesuch um eine Audienz beim Grafen Bismarck antwortete dieser sofort französisch mit großer fester Schrift (d'une large et solide écriture): „Ich würde Ew. Eminenz selbst aufsuchen, wenn ich nicht fürchten

müßte, zu ungewohnter Stunde die geistliche Gemeinschaft zu stören". Der Ueberbringer der Antwort, der Adjutant Bismarcks, war beauftragt beizufügen, daß „Herr von Bismarck die Ehre haben würde, den Prälaten am andern Tag um 1 Uhr zu empfangen".

Im großen Ornat begab sich der Cardinal nach der im stillsten Quartier der Rue de Provence gelegenen Wohnung des Kanzlers. „Sie hat eine Terrasse, Gitter, Balkon und eine herrliche Einfahrt. Auf dem Perron standen Lakaien und Diener in schöner Ordnung; mitten unter ihnen ein starker und großer Mann, den der Prälat anfangs für den Haushofmeister hielt. Dieser Irrthum war um so verzeihlicher, als der Betreffende, sobald der Wagen hielt, herbeieilte, den Wagenschlag öffnete und dem Prälaten beim Aussteigen behilflich war. Erst im Arbeitszimmer des Kanzlers erkannte Bonnechose den Irrthum: es war Herr von Bismarck selbst, den er vor sich hatte. „Seine Stimme ist weich; seine Manieren einfach und höflich."

Der Cardinal appellirte zunächst nicht an das Mitleid der Sieger, sondern legte die Unmöglichkeit dar, die geforderte Contribution zu leisten. Er sprach so eindringlich und beredt, daß Bismarck erwiderte: „Ich möchte Ihnen gern nützlich sein; aber ich bin nicht der Kriegsminister; die Angelegenheit hängt von Herrn von Roon ab; eigentlich aber ist sie Sache Sr. Majestät. Vom König, vom König allein können Sie eine Milderung der erlassenen Befehle erlangen. Bitten Sie Se. Majestät um eine Audienz. Verhalten Sie sich dem Könige gegenüber gerade wie bei mir. Stellen Sie sich auf den Boden der Thatsachen und nicht auf jenen des Rechts, und zählen Sie auf den Eindruck, den Sie hervorrufen werden. Ich weiß nicht, ob der König Sie empfangen kann," fügte er noch bei; „er ist seit einigen Tagen sehr leidend; er ist von einem lumbago (Hexenschuß) befallen. Aber glauben Sie mir, schreiben Sie an ihn".

Als sich der Erzbischof verabschieden wollte, nöthigte ihn

der Kanzler zu längerem Verweilen und lenkte das Gespräch auf die nächste Zukunft Frankreichs. Er erklärte sich als offener Feind der Revolution; am liebsten würde er die Wiederherstellung der Monarchie durch Heinrich V. sehen, aber er warf diesem Fürsten Mangel an Initiative vor; er beklagte sich über die Haltung der Prinzen von Orleans und schien noch am meisten einer Restauration der Napoleoniden geneigt. Er halte den Kaiser für geschwächt, aber gebessert; der kaiserliche Prinz sei noch zu jung, die Kaiserin unschlüssig. Uebrigens wolle sich Preußen nicht in die inneren Zustände Frankreichs einmischen. Der Cardinal nahm diese „theils strengen, aber gerechten, theils exclusiven Eröffnungen" stillschweigend entgegen; alsbald aber zog er den Kanzler auf das religiöse Gebiet und veranlaßte ihn, sich über die italienische Frage auszusprechen, indem er seine Gründe für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes als Garantie für seine geistliche Unabhängigkeit geltend machte. „Herr von Bismarck schien mir vollkommen zu begreifen, daß der neue Kaiser von Deutschland in dieser Beziehung den Katholiken seines Reiches eine Genugthuung schulde. Er sagte mir, daß er den italienischen Krieg von 1859 mißbilligt, daß Napoleon dessen volle Tragweite nicht erkannt habe und daß er unbedingt den Papst hätte stützen müssen; daß Preußen dagegen nicht zwei Dinge zugleich thun könne; daß es jetzt unmöglich wäre, Italien den Krieg zu erklären, um den Papst im Kirchenstaat zu erhalten; daß man auch später von den Protestanten Deutschlands nicht verlangen könne, ihr Blut für diese Sache zu verspritzen, daß sich aber wohl andere Mittel finden lassen würden, um sie zu stützen und ihr zum Siege zu verhelfen, das Berliner Kabinet aber dieselben sicherlich ergreifen und geltend machen werde."

Die Unterredung hatte fünf Viertelstunden gewährt und sollte am andern Abend fortgesetzt werden. Durch Vermittelung des Kanzlers wurde der Prälat von Kaiser Wilhelm am 14. um 1 Uhr, vom Kronprinzen um 4 Uhr

empfangen. „Der König“, schreibt Bonnechose in seinem Tagebuch, „empfing mich äußerst freundlich und nachdem er meinen Vortrag zu Gunsten meiner Diöcese und der Stadt Rouen angehört, versprach er mir, meine Bitte in Erwägung ziehen zu wollen. Das Gespräch lenkte sich alsbald auf die Politik und den gegenwärtigen Krieg. Der König sagte mir, er, wie seine Armee seien bei ihrem Eintritt in Frankreich nicht wenig erstaunt gewesen über den Anblick der allgemeinen Wohlfahrt des Landes und daß er nicht begreifen könne, weßhalb sich dessen Bewohner nicht zufrieden gefühlt hätten. Hierauf erzählte er mir seine Unterredung mit Napoleon nach Sedan. „Sie haben den Krieg nicht gewollt; er ist Ihnen also aufgezwungen worden?“ — „Ja“, erwiderte der besiegte Kaiser. — „Aber durch wen?“ — „Durch die öffentliche Meinung“. — „Und wer hat die öffentliche Meinung gemacht, wenn nicht Ihr Ministerium?“ Hierauf erging sich König Wilhelm in Anklagen wider die Thorheit und Unfähigkeit der Mitglieder dieses Ministeriums. Er sprach mit mir auch über die Gefahr der Revolution und über die Schwierigkeit für Frankreich, eine Regierung zu finden, welche ihm Sicherheit biete. Er wünschte die Rückkehr zur Legitimität; aber er schien den Grafen von Chambord für unzulänglich zu halten. Dann erzählte er, er habe seine Truppen in Varennes Halt machen lassen, habe seinen Offiziersstab um sich versammelt und folgende Worte an sie gerichtet: „Sie wissen, wo wir augenblicklich sind und welches Attentat vor achtzig Jahren hier ausgeführt wurde. Von hier sind alle Unglücksfälle ausgegangen, welche Frankreich betroffen haben. Wenn ein Volk seinen König solcher Art behandelt, legt Gott strafend seine Hand auf dasselbe.“

„Ich brachte die Rede auf den Papst und auf die Nothwendigkeit, ihm zu Hilfe zu kommen. Der König sagte mir, er erkenne seinen katholischen Unterthanen gegenüber die Pflicht an, die Freiheit ihres geistlichen Oberhauptes sicher zu stellen. Wir haben diesen Gegenstand bis ins Einzelne

besprochen und ich habe die Ueberzeugung in mich aufgenommen, daß König Wilhelm, Kaiser in Deutschland geworden, sich für verpflichtet halten wird, etwas Durchschlagendes zu thun, um die katholische Welt gänzlich zufrieden zu stellen."

Kaum achtzehn Monate brauchten zu vergehen, und der Cardinal mußte zu seinem Schmerz sich überzeugen, daß er wieder einmal allzu optimistisch gesehen. Die „Maigesetze" zeigten ihm, welcher Art das „Durchschlagende" war, mit dem die preußische Regierung die katholischen Unterthanen für ihre Treue und Hingebung zur Zeit der Gefahr und Noth belohnte. Der Widerspruch mit dem, was er in Versailles gehört und dem, was er schon 1873 in Deutschland Wahrheit werden sah, regte Bonnechose so auf, daß er, seinen Einfluß überschätzend, lebhaft daran dachte, selbst nach Berlin zu gehen und nicht nur beim Reichskanzler, sondern auch beim Kaiser selbst für die geknechtete Kirche zu wirken Einen Brief, den er in der gleichen Angelegenheit zunächst an Manteuffel schrieb, zu dem er unbedingtes Vertrauen hatte, entnehmen wir folgende Stelle, welche den Cardinal wieder als den gewiegten Politiker zeigt: „Ich hatte die frohe Zuversicht gehegt, daß, wenn auch Frankreich unter den Siegen der Preußen zu seufzen habe, wenigstens die Katholiken Preußens nicht darunter zu leiden haben würden. Ach, wie steht es jetzt damit? Sollte es denn kein Mittel geben, den Kaiser zu seinen früheren Gesinnungen zurückzuführen? Es wäre nicht allein im Interesse der katholischen Kirche, sondern in jenem des Kaiserreiches selbst; denn jene Gewaltthätigkeiten werden sich gegen dieses selbst kehren. Die Katholiken werden keine Revolution machen, aber *sie werden nicht nachgeben.* Wenn die Regierung auf dem Wege beharrt, den sie eingeschlagen hat, wird sie gegen alle preußischen Bischöfe gerade so vorgehen müssen, wie sie es gegen Mfgr. Droste-Vischering gethan hat, und die daraus hervorgehende Lage wird eine völlig unhaltbare werden.

Diejenigen, welche den Kaiser zur strengen Anwendung der gegen die katholische Kirche neu gemachten Gesetze drängen, schließen die Augen gegen die unverantwortlichen Folgen dieses Verfahrens."

Doch kehren wir ins Jahr 1870 und nach Versailles zurück!

Ebenso liebenswürdig, wie der kirchliche Würdenträger Frankreichs vom Kanzler und vom Kaiser aufgenommen worden war, empfing ihn der ritterliche Kronprinz, dessen Art, sich zu geben, Bonnechose sehr sympathisch war, und der Großherzog von Baden suchte ihn sogar selbst zuerst auf und hatte andern Tages noch eine zweite, fünfviertelstündige Unterredung mit ihm, die „sehr substantiell" war, und von der er hoffte, „sie werde nicht unfruchtbar bleiben."

Mit dem Erfolge seiner Mission konnten der Erzbischof und seine Mandatare sehr zufrieden sein: kraft kaiserlichen Beschlusses wurde die Contribution auf das Drittel herabgesetzt.

Während in Paris die Commune wüthete, trat der Oberhirte wieder seinen Rundgang in den ihm anvertrauten Gemeinden an, die er alle vom besten Geiste beseelt antraf, so daß er Gott dankte, der seinen Klerus und seine Diöcesanen so gnädig vor den Verkehrtheiten und Gräueln der Revolution bewahrte.

Mit Manteuffel hatte er eine nochmalige persönliche Begegnung in Compiègne, wo er anfänglich nur mit Mühe die schmerzlichen Erinnerungen niederzukämpfen vermochte, die ihm jene Tage zurückriefen, da er den gestürzten Kaiser in der Fülle seiner Macht, von allem Glanze seiner Regierung umgeben, so oft gesehen hatte. Im Walde mit einander spazieren gehend, vertieften sich die beiden unter so eigenthümlichen Verhältnissen einander nahe getretenen Männer in religiöse Gespräche, die sich namentlich um jene Punkte drehten, welche die Katholiken und die Protestanten von einander trennen. „Ich habe ganz offen Proselytenmacherei

getrieben", schreibt er naiv in seinem Tagebuche. „Ich habe dem General vorgeschlagen, das Buch von Mßgr. Trevern, „la discussion amicale" zu lesen; er ist darauf eingegangen und ich werde ihm das Buch zuschicken."

Getreu der Aufgabe, die er sich gestellt, als Vermittler zwischen der geistlichen Autorität und der weltlichen Macht zu wirken, trat er, nachdem die Sieger das Land verlassen und die Republik festen Bestand gewonnen hatte, mit ihren obersten Leitern in Beziehung, mit Thiers, Jules Simon, Dufaure u. A., welche ihm mit der ihm gebührenden Ehrerbietung begegneten, seine Bitten, Vorschläge, Winke in kirchenpolitischen Fragen, in Besetzung der Bisthümer u. A. berücksichtigten und in ihm der kirchlichen Autorität huldigten Wir fassen uns über diese Periode seiner Wirksamkeit, so interessant sie Mßgr. Besson darstellt, kürzer, da sie in ihrem strengen Bezug auf damalige französische Zustände mehr für Frankreich selbst, als für einen größeren deutschen Leserkreis bedeutsam erscheint. Aber mit gutem Grund nennt ihn Besson „le plénipotentiaire perpétuel de la France à Rome et le ministre le plus accrédité par la cour de Rome dans les affaires de France." Nur des einen großen Verdienstes müssen wir erwähnen, das sich der unermüdliche Verfechter der kirchlichen Rechte und Freiheiten um die Erhaltung der weiblichen Congregationen erwarb, als die „rothe Republik" gegen alle Ordensanstalten losstürmte. Möchte dem vielfach angefochtenen Kirchenfürsten katholischerseits dieses Verdienst nie vergessen werden!

Seiner Anhänglichkeit an Napoleon und dessen Familie, den „rothen Prinzen" ausgenommen, blieb er auch nach dem Sturze treu und unterhielt einen warmen Briefwechsel mit der Kaiserin, später auch mit dem Prinzen. Da er an den Fortbestand der Republik nicht glaubte, so richtete er sein Auge am liebsten auf die Wiedereinsetzung der kaiserlichen Dynastie, der er seit 1872 um so zuversichtlicher entgegensah, als er sie insgeheim durch die deutsche Politik unter-

stützt glaubte. Mſgr. Besson betont, daß es dem Erzbischof von Rouen dabei ausschließlich um das Wohl der Kirche zu thun gewesen sei;. als der Kaiser in der Verbannung starb, war seine Sorge um dessen Seelenzustand vor dem Tode so groß, daß er sich bei der Kaiserin speciell darnach erkundigte und in deren Auftrag vom Pfarrer von Chislehurst die tröstliche Nachricht erhielt: das religiöse Verhalten Napoleons sei ein höchst erbauliches gewesen und noch kurz vor seinem überraschend schnell eingetretenen Tode habe er seine Pflichten „als guter Katholik“ erfüllt.

Die Hoffnung des Cardinals, den kaiserlichen Prinzen noch einmal als den Retter seines Vaterlandes zu begrüßen, wurde durch seinen Besuch auf dem Schloß Arenenberg und durch den ausgezeichneten Eindruck, den der vor seiner Volljährigkeit stehende Prinz auf ihn machte, lebhaft angefacht. Er blieb mit demselben im Briefwechsel, bis den Unglücklichen sein tragisches Geschick erreichte, das von seinem väterlichen Freunde bitter beklagt wurde. Nach dem Tode des Prinzen sandte die tiefgebeugte Kaiserin dem Cardinal die Abschrift eines Gebetes, das ihr Sohn selbst verfaßt hatte und das in katholischen Kreisen wohl gekannt zu werden verdient.

Kein Vorkommniß, kein noch so lebhaftes persönliches oder lokales Interesse konnte aber die innige und schmerzliche Theilnahme des Kirchenfürsten von dem gefangenen und unterdrückten Oberhaupt der Kirche ablenken. Fast alljährlich begab er sich persönlich nach Rom, um die schmerzliche Freude zu genießen, dem Stellvertreter Christi seine Ergebenheit und Treue zu bezeugen. Doch wurde er auch wiederholt vom Präsidenten der Republik, Thiers, halboffiziell mit wichtigen Missionen nach Rom gesandt. Als ihm Jahre 1875 Bonnechose letzterem die gefahrvolle Lage des Papstes in dem revolutionären Rom darstellte, erwiderte derselbe: „Es kommt mir nicht zu, dem Papste Rathschläge zu ertheilen. Wenn er nach Frankreich kommen will, wird er wie Pius VII.

auf den Knieen empfangen werden. Ich bin bereit, den Palast in Avignon zu seiner Aufnahme in Stand setzen zu lassen; aber ich glaube, daß er es vorziehen wird, in Rom zu bleiben". Dieses Wort des scharfsichtigen Staatsmannes fand eine schöne Bestätigung während eines Besuches des Erzbischofs in Rom. Als derselbe die Rede auf die bedrohte Stellung des hl. Vaters in Rom brachte und ihn zu einer Willensäußerung deßhalb veranlassen wollte, verschob dieser zunächst seine Antwort auf die folgende Audienz; gegen Ende derselben zeigte Pius IX. auf ein Kästchen, das ein schönes in Elfenbein geschnittenes Basrelief enthielt, und sagte: „Dies ist ein Andenken, das ich Ihnen zu hinterlassen wünsche: es stellt den hl. Petrus, aus seinem Gefängniß fliehend, außerhalb Rom dar. Aber dem Apostel begegnet unser Herr mit dem Kreuze beladen, und er sagt zu ihm: „Domine, quo vadis?" Jesus erwiderte: ‚Ich gehe nach Rom, um mich zum andernmale kreuzigen zu lassen.' Der hl. Petrus verstand das Wort und kehrte in die Stadt zurück, wo er das Martyrium erlitt. Sehen Sie, mein lieber Cardinal, wenn man in mich dringt, Rom zu verlassen, und ich überlege, welchen Entschluß ich fassen soll, tritt diese große Vision vor meinen Geist. Ich schließe daraus, daß ich hier bleiben und die Sache abwarten muß." Er harrte aus in der ewigen Stadt, bis ihn der Ruf des Herrn am 9. Februar 1878 in die Ewigkeit abrief.

Die Todesnachricht traf den Erzbischof von Rouen schwer krank in Paris, wo er sich wegen einer Operation längere Zeit aufhalten mußte. Trotz seines leidenden Zustandes mußte er dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten drei Unterredungen gewähren, über welche Bonnechose Folgendes schreibt: „Die Regierung wünscht, daß der neue Papst ein Italiener und ein gemäßigter Mann sei; sie fürchtet einen Ordensgeistlichen. Auch wünscht sie die Tradition der Ablehnung aufrecht zu halten und bat mich, dies auf mich zu nehmen. Ich erwiderte: Der neue

Papst würde vermuthlich ein Italiener sein, und zugleich sowohl ein gemäßigter als standhafter Mann; was aber mich beträfe, so könne ich keine Mission übernehmen, welche meine Wahl behindern und mein Gewissen belasten würde. Nach dieser Erklärung berieth sich der Minister mit seinen Collegen und dem Marschall. Hierauf händigte er mir einen vertraulichen Brief ein, durch den mir die französische Regierung die Vollmacht gab, in ihrem Namen zu handeln, wie ich es für das Interesse Frankreichs für gut halten würde. Ich war ermächtigt, diesen Brief vorkommenden Falles dem Dekan des h. Collegiums, dem Präsidenten des Conclave, aber nur diesem allein, vorzuzeigen. Ein Mandat von diesem Umfang und so voll Vertrauen konnte mich in keine Verlegenheit setzen und war nur ehrenvoll. Ich nahm es daher an."

Das unter so schwierigen Verhältnissen abzuhaltende Conclave schildert Bonnechose in seinen Aufzeichnungen höchst interessant als Augenzeuge und Theilnehmer. Von den baulichen Veränderungen an, die der Vatikan wegen des Conclave erleiden mußte — die früheren hatten in dem vorzüglich dafür eingerichteten Quirinal stattgefunden — bis zu dem Augenblick, da sich der Subdekan, Cardinal di Pietro, dem Erwählten mit der Frage nahte: „Sie sind zum Papst gewählt: wollen Sie die Wahl annehmen?" und der Cardinal Pecci, weiß wie Linnen, erwiderte: „Da es die Vorsehung so will, unterwerfe ich mich und nehme sie an," — ist die eingehende Schilderung dieses geistreichen Conclavisten höchst anschaulich, und zugleich geht daraus hervor, daß sein eigener Einfluß dabei kein geringer war.

In der kurzen Charakteristik, welche er von dem Cardinal Pecci gibt, legt er gleichsam sich selbst Rechenschaft über dieses Resultat der Wahl ab. „Wir haben", schreibt er, „Pecci gewählt, weil er fromm, unterrichtet, erleuchtet, gerecht, gemäßigt und sehr standhaft ist. Er kennt die Welt, er besitzt eine große Erfahrung mit Menschen und Dingen.

Er ist Delegat in Benevent, Nuntius in Belgien gewesen; er war dreißig Jahre lang Bischof und hat alle seine Aemter mit Erfolg verwaltet, indem er sich Achtung und Liebe erwarb. Liegen in dieser Vergangenheit nicht genügende Bürgschaften, um unsere Wahl zu rechtfertigen?"

In der ersten Privataudienz wurde Cardinal Bonnechose von Leo XIII. mit der gleichen Güte empfangen, die ihm dessen Vorgänger erzeigt hatten. Der Cardinal überbrachte als Peterspfennig hunderttausend Franks, die dem hl. Vater sehr gelegen kamen, da die Kosten für das Conclave außerordentlich beträchtlich waren. Im weiteren Verlaufe ihrer Unterredung bewies der hl. Vater dem vielerfahrenen, bewährten Kirchenfürsten rückhaltloses Vertrauen; er bewahrte ihm dasselbe trotz der schwierigsten Verhältnisse, zwischen denen der Prälat stand, bis zu dessen Tod, ehrte ihn durch Beachtung seiner Rathschläge und durch alle Anerkennung seiner Wirksamkeit.

Jene schwierigsten Verhältnisse umfassen die ganze Geschichte der Kirchenverfolgung in Frankreich unter dem Banner der Republik: den Klostersturm, der mit der Vertreibung der Väter der Gesellschaft Jesu begann, die Schließung der geistlichen Seminare, die Entchristlichung der Schulen, die ebenso grausamen wie lächerlichen Gesetze und Dekrete Ferry's. Wer künftig über französische Kirchengeschichte während der Jahre 1830—80 schreiben will, wird Msgr. Besson's Biographie des Erzbischofs von Rouen nicht außer Acht lassen dürfen.

In diese sturmvollen Zeiten des Kampfes fallen wie halkyonische Tage des Friedens die von Zeit zu Zeit in Rom zugebrachten Wochen. Zu Füßen des Stellvertreters Christi athmete der müde Kämpfer auf, gewann wieder neue Kräfte zu neuen Kämpfen, die seiner in der Heimath harrten. Leo XIII. ehrte den greisen Cardinal am Jahrestage seiner Krönung durch eine ganz persönliche Auszeichnung: er ließ denselben einladen, ihm während des Pontificalamtes zu

assistiren, d. h. neben ihm auf der Estrade zu sitzen, ihm das Schiffchen mit dem Weihrauch zu reichen und dreimal vor ihm das Rauchfaß zu schwingen. Bonnechose sah darin in erster Linie einen Akt der Artigkeit gegen die Franzosen, dann aber auch ein öffentliches Zeugniß der Achtung für ihn selbst, das ihn tief rührte und tröstete.

Wenn der Cardinal im Interesse der Kirche mit den Spitzen aller Parteirichtungen in gutem Einvernehmen zu stehen suchte und durch seine feinen Formen, seine ausgesuchte Höflichkeit, seine diplomatische Gewandtheit selbst den rothesten Republikanern Rücksicht abzwang, sie oft sogar für seine Vorstellungen gewann, so konnte er sich doch nicht entschließen, Gambetta die Ehre persönlicher Verhandlungen mit ihm zu erweisen. Er stellte dessen unglaubliche Frechheit und sein Rednertalent weit über seine geistige Begabung und schrieb seinen Haupterfolg dem zu, daß er durch sein cynisches Vorgehen gegen die Kirche, das in dem Worte gipfelte: „der Klericalismus ist der Feind!" alle Gottlosen und Schlimmen, aber auch die Unerfahrenen und selbst die Eingeschüchterten um sich schaarte. Ebenso verabscheute Bonnechose Paul Bert, dem Gambetta bei Bildung des Kabinets den öffentlichen Unterricht und den Cultus zugewiesen hatte und der, wie alle seine Creaturen, wie „ein Sklave in seiner Hand" war. Als der Cardinal gegen Grevy sein mißbilligendes Staunen darüber aussprach, daß er Gambetta an die Spitze des Kabinets gestellt und ihm die Wahl seiner Mitarbeiter freigestellt habe, suchte sich dieser zu rechtfertigen: „Die Journale, die Kammern, die öffentliche Meinung haben mir Gambetta aufgedrängt!" Er versprach aber dem Prälaten, daß er für Aufrechthaltung des Konkordats und des Cultusbudgets Sorge tragen und lieber abdanken, als den verderblichen Gelüsten jener Feinde nachgeben werde. „Was, abdanken?" rief der Cardinal; „das wäre ja keine Hilfe! Kämpfen muß man und verhindern!"

Nachdem Gambetta schneller als zu erwarten stand

seine politische Rolle ausgespielt hatte, nahm Bonnechose wieder Stellung zum Ministerium. „Es war nicht wenig peinlich“, bemerkt Msgr. Besson, „in seinem Alter und bei der hohen Lebensstellung, die er einnahm, die Mitglieder dieses Ministeriums aufzusuchen und sich mit ihnen ins Benehmen zu setzen, um sie über die religiöse Frage aufzuklären und wenigstens theilweise das Böse, das sie aus Unwissenheit oder Böswilligkeit unternehmen konnten, zu verhindern. Aber er glaubte im Interesse der heiligen Sache, der er sein Leben gewidmet, diese für den Purpur demüthigende Rolle auf sich nehmen zu müssen; der erkrankte Nuntius bat ihn darum; der Erzbischof erklärte offen, er habe zu derartigen Verhandlungen weder Befähigung noch Neigung. Mit Gutheißung des hl. Vaters fing er dann bei dem häufigen Wechsel der Personen mit jedem neuen Ministerium seine undankbare Aufgabe von vorne an — undankbar, weil der Erfolg oft ein sehr geringer, die Beurtheilung aber, die er von den verschiedenen Seiten erfahren mußte, oft eine höchst ungerechte und gehässige war. Dies mag ihn vielmals mehr entmuthigt haben, als die trostlosen Zustände selbst, mit denen er es zu thun hatte.“

Gewiß war die Bürde mehr als schwer für einen Greis, der das achtzigste Lebensjahr überschritten hatte! Seit fünfzig Jahren war er Priester, seit fünfunddreißig Jahren trug er den Bischofsstab, seit zwanzig Jahren war er Mitglied des hl. Collegiums, seit einem Vierteljahrhundert nahm er den erzbischöflichen Stuhl von Rouen ein. Das glänzende Fest, welches sein Klerus, seine Amtsbrüder und seine Diöcesanen gelegentlich des Jahrestages dieses Ereignisses am 5. Juni 1883 veranstalteten und das durch einen Brief des hl. Vaters und dessen Segen gekrönt wurde, mochte dem hohen Würdenträger ein süßer Lohn und Trost für das Opfer seines langen, mühevollen Lebens im Dienste der Kirche sein.

Es war, als sollte dasselbe fast mit diesem Feste seinen Abschluß finden.

Beinahe plötzlich trat bei dem bis dahin trotz seiner schneeweißen Haare fast jugendlich rüstigen Greise mit heftigen, rheumatischen Schmerzen im linken Arm ein rascher Kräfteverfall ein. Die Bäder von Aix thaten ihm wohl und schienen ihn nochmals zu beleben, ja er vermochte sogar, sich noch einmal, zum letztenmal für die Reise nach dem von ihm so heißgeliebten Rom zu rüsten; vorher jedoch spendete er den „Kindern von Frankreich“, dem Sohn und der Tochter des in Eu residirenden Grafen von Paris, in der dortigen Schloßkapelle das hl. Sakrament der Firmung. Gelegentliche Begegnungen mit dem Grafen, der zu seinen Diöcesanen gehörte, hatten Bonnechose sehr zu dessen Gunsten gestimmt. Der Hoffnungen, die er auf eine Erneuerung des Kaiserreichs gesetzt, durch den Tod des Prinzen Napoleon verlustig geworden, ohne Vertrauen in Jene, die demselben nachfolgen konnten, an dem Fortbestand der damals herrschenden Zustände zweifelnd, hatte er sich rückhaltslos den Repräsentanten des monarchischen Princips in Frankreich, den Bourbonen, zugewendet. Der Graf von Chambord war sterbend; bei öfterem Begegnen hatte der Graf von Paris, der Erbe der Krone von Frankreich, einen vorzüglichen Eindruck auf den Cardinal gemacht. „Die ganze Haltung des Hauses, die wahrhaft christliche Erziehung, welche die königlichen Kinder unter den Augen ihrer hohen Eltern erhielten, alles hatte ihn im höchsten Grade befriedigt.“ Der Fürst selbst erschien ihm „erleuchtet, aufrichtig religiös“, von der Wichtigkeit seiner Pflichten in seiner Eigenschaft als ältester Sohn der Kirche durchdrungen. . . . „Seine Ueberzeugungen sind tief gegründet; man darf von ihm Alles hoffen, Alles erwarten. Wenn Gott ihm erlaubt, den Thron seiner Väter wieder zu besteigen, wird Frankreich einen sehr christlichen König an ihm haben.“

In der Abschiedsaudienz bei Leo XIII., der dem greisen Kirchenfürsten in so hohem Grade Achtung und Vertrauen bezeugte, daß derselbe bis zu Thränen gerührt wurde, über-

reichte er dem Stellvertreter Christi als den zuletzt in seiner Diöcese gesammelten Peterspfennig 60,000 Franks und legte ihm seine Ansichten dar, wie Rom dem Papst zurückgegeben werden könne und zwar nicht allein mit Zustimmung der Mächte, sondern durch ihre eigene diplomatische Intervention. — Schwerer als je zuvor verabschiedete er sich diesmal von der ihm so theuren ewigen Stadt, in der seine Tage zu beschließen er früher wohl gehofft und gewünscht hatte; eine Ahnung sagte ihm, daß er von ihr, von ihren vielen heiligen Stätten, von ihrem ehrwürdigen obersten Hirten für immer scheide.

Msgr. Besson widmet der Wirksamkeit des Cardinals Bonnechose als Redner und Schriftsteller, als Verwaltungsbeamter und Seelenführer zwei umfangreiche Kapitel, denen wir nach dem bisher Mitgetheilten keine Einzelheiten entnehmen wollen, da es zu weit führen würde. Dagegen dürfen wir es nicht unterlassen, nachdem wir vorzugsweise dem Gange seines öffentlichen Lebens gefolgt, mindestens soviel aus seinem Privatleben mitzutheilen, als nothwendig erscheint, um sein Gesammtbild zu vervollständigen.

Seinem priesterlichen Privatleben gehören mehr oder minder die zahlreichen, oft geradezu erstaunlichen Bekehrungen an, die er unter allen Ständen, Nationen, Geschlechtern, Altersstufen mit einer wahren „apostolischen Leidenschaft“ gewirkt hat. Er ging den Seelen mit unermüdlicher Ausdauer nach, wie der gute Hirte, er suchte sie unter dem Schisma, wie unter der Häresie auf, er bebte weder vor ihrer Unwissenheit, noch vor ihrer Ueberbildung zurück. Er betrachtete es als sein ganz specielles Amt, zu dem er sich innerlich vor Allem berufen fühlte. Man hat seinen Versuch, den General-Feldmarschall Manteuffel zum Katholicismus bekehren zu wollen, belacht; sein Biograph erzählt eine ganze Reihe von ihm bewirkter Conversionen, die in ihrem Verlaufe ungleich merkwürdiger waren, als die Conversion des ernsten strenggläubigen preußischen Waffenhelden gewesen wäre.

Der große Einfluß, den er auf die Seelen ausübte, war nicht zum wenigsten auf die gewinnende Anmuth, milde Würde und seelische Schönheit seiner äußeren Erscheinung zurückzuführen, die dem achtzigjährigen Greise im Purpur noch gerade so eigen war, wie dem vierzigjährigen Mann. Seine hohe, gewölbte Stirne, schlanke Gestalt, seine stramme Haltung wurden vom Alter kaum berührt; der Blick seiner blauen Augen hatte nichts von seiner Lebhaftigkeit, nichts von seiner Heiterkeit eingebüßt; der Ton seiner Stimme war klar, sein Wort fest und bestimmt. Das Schönste an ihm war wohl sein Lächeln, das sein edles Antlitz verklärte und, ohne den Ausdruck hoher Intelligenz abzuschwächen, ihm etwas überaus Gütiges verlieh, das ihm die Herzen gewann.

Seine Lebensweise war eine streng geordnete und sein Tageslauf, wie er von seinem Privatsekretär mitgetheilt wird, kann als ein wahres Muster für Geistliche wie Laien bezeichnet werden. Er beobachtete die von ihm festgesetzte Ordnung am Vorabend seines Todes den 27. Oktober 1883 gerade so, wie er es am Tage seiner Inthronisation den 2. Juni 1848 gethan hatte. Wie er seinem Aeußeren nach den Gewohnheiten seiner frühesten Jugend stets große Aufmerksamkeit schenkte und in dessen Vernachlässigung einen Mangel an Selbstachtung erblickte, so war er auf strengste Ordnung in seiner Umgebung und auf die gewissenhafte Benützung der Zeit bedacht; Alles mußte seinen bestimmten Platz einnehmen, Alles zu seiner Zeit geschehen, und wie im äußeren Leben Alles methodisch geregelt war, so war es auch in seinem innerlichen Leben.

Diese außerordentliche Pünktlichkeit seines Lebens gab auch seiner Verwaltung das Gepräge der Bestimmtheit und Ordnung.

Inmitten seines von Tausenden beanspruchten, von Geschäften fast überbürdeten Lebens war es ihm aber gelungen, eine Stätte der Einsamkeit in seinem Herzen zu gründen, die er immer und überall mit sich trug. „Es gibt keine zwei Wege, um in den Himmel zu kommen; es ist durchaus noth-

wendig, daß man sich mitten im Weltgetriebe eine Einsamkeit schafft", pflegte er zu sagen. Es war der tiefe, erleuchtete Glaube, die ernsteste Religiosität, was ihm half, diese Einsamkeit in seinem Innern zu schaffen. Er sagte eines Tages, ohne die Spur von Ostentation: „Ich weiß nicht, ob ich jemals den Gedanken an die Gegenwart Gottes verliere"; und bevor er Bischof wurde und mit geistlichen Studien beschäftigt war, schrieb er in sein Tagebuch: „Ich befand mich fortwährend in der Gegenwart Gottes". Nichts unternahm er, ohne gebetet, viel darüber gebetet zu haben. Es findet sich in seinem Tagebuch nicht eine einzige Seite, wo sich dieser Geist der Frömmigkeit nicht fast auf jeder Zeile offenbarte.

„Aus dieser erhabenen und zugleich so kindlichen Frömmigkeit", sagt Mfgr. Besson, „entsprang ein Gefühl, das gleichsam deren natürliche Blume ist und in unseren Tagen so selten wird, wie die wahre Frömmigkeit selbst; wir meinen die Dankbarkeit. Der Cardinal machte aus ihr eine Art Beruf und versäumte keine Gelegenheit, ihr Ausdruck zu verleihen."

„Der Geist der Frömmigkeit, des Glaubens und der Dankbarkeit, welcher den Cardinal beseelte, hatte seine Wurzel in einem Gefühle, das seiner Seele tief eingegraben war, mehr als irgend einer anderen Seele seiner Zeit, und das ihn im Staat und selbst in der Kirche vor den meisten seiner Zeitgenossen auszeichnete. Es war die Achtung für die Autorität . . . Wir dürfen behaupten, daß ihm die Autorität immer obenan stand, sei es, daß er sich selbst ihr unterwarf, sei es, daß er dies von Anderen forderte. In dem Zustande, in welchem sich gegenwärtig die Christen befinden, haben selbst Diejenigen, welche sich noch für Christen halten, nur noch eine unbestimmte Idee von diesem Culte für die Autorität, ob die häusliche, sociale oder kirchliche, welche in der zeitlichen Ordnung den Vater, die Obrigkeit, den Souverän, in der geistlichen und göttlichen Ordnung den Priester, den Bischof, den Papst umfaßt, und welche vom Vater, diesem Priester

der Familie, vom Souverän, diesem Priester des Volkes, vom Papst, dem Vater und Oberpriester par excellence bis zu Gott emporsteigt, dem Vater und Hirten aller Seelen". Aus diesem, dem Cardinal tief innewohnenden Gefühl für die Autorität erklärt Msgr. Besson, was ihm so oft zum Verbrechen angerechnet wurde: daß er der Restauration, dem Julikönigthum und dem zweiten Kaiserreich seine Dienste geweiht hat. Seine Antipathie gegen die republikanische Regierungsform hat er, wie wir gesehen haben, nie verhehlt: „aber etwas Anderes ist die Form einer Regierung, etwas Anderes sind die Menschen, welche sie repräsentiren". Bonnechose war vor Allem Mann der Kirche und innerhalb der Kirche ein Mann der Autorität. Er wollte, daß man um ihn herum die Autorität respektire, wie er sie selbst respektirte; er litt nie, daß man leichtfertig über sie sprach, und wies Jene, welche sie verächtlich machen oder verhöhnen wollten, streng zurecht.

Eine seiner liebenswürdigsten Seiten war sein unermüdlicher Wohlthätigkeitssinn, von dem zahllose Beispiele zu erzählen wären. Niemand war dem Mitleid zugänglicher, als er; Almosen spenden war ihm Vergnügen; und er that es mit einer Zartheit, mit einer Güte, mit einer Zuvorkommenheit, daß er auch dadurch wieder wohl that, die verschämten Armen in ihren eigenen Augen aufrichtete, in die Wunden ihrer Seele dabei Balsam goß. Nicht nur aus allen Theilen Frankreichs, aus der Schweiz, Italien, Deutschland gingen schriftliche Bittgesuche an ihn ein; er beantwortete alle und gab überall hin. „Sie würden nicht geschrieben haben, wenn sie nicht in Noth wären", pflegte er zu entgegnen, wenn Einwendungen gegen seine unbegrenzte Wohlthätigkeit gegen völlig Fremde erhoben wurden.

Bei einer solchen Nächstenliebe für Unglückliche aller Art kann man sich denken, wie gütig er gegen seine Priester, gegen die Ordenspersonen, gegen die Leute seines Haushaltes, gegen Alle war, die in Beziehung zu ihm standen oder seiner Familie angehörten.

Bis an das Ende seiner Tage nährte er Geist und Herz mit den Worten großer Geistesmänner neben dem Buch der Bücher, das er in einer kleinen zweibändigen Ausgabe selbst auf alle seine Reisen mitnahm. Seine tägliche Lesung hielt ihn in beständigem Verkehr mit den Heiligen Gottes. Auch das Studium der Geschichte gewährte ihm noch im Alter so Genuß wie Belehrung; die aus der Geschichte geschöpften Lehren waren ihm durch keine anderen zu ersetzen. Nahrung für seine Seele bot ihm aber vorzugsweise der große Bossuet, dessen „Elevations sur les mystères“ und die Predigten. Im hohen Alter beschäftigte er sich namentlich gern mit Bossuets Gedanken über die Kürze des Lebens und die Plötzlichkeit des Todes; er bereitete sich damit selbst auf den Tod vor.

Sanft und leicht, ohne daß eine eigentliche Krankheit voranging, löste der Tod nach einem fast vierundachtzigjährigen Leben die Seele dieses außergewöhnlichen Mannes von der Hülle des Leibes. Er selbst vermochte noch am 27. Oktober 1883 anzuordnen, daß in allen Kirchen seiner Erzdiöcese für ihn gebetet werde; schon am 28. Oktober kurz nach Mitternacht war er zum ewigen Leben eingegangen.

Wie sehr sein Verlust von Allen, die ihn gekannt hatten, betrauert wurde und wie lebendig sein Andenken über das Grab hinaus in den Herzen seiner Diöcesanen fortdauerte, bezeugte die allseitige Theilnahme an der Sammlung, welche zur Herstellung eines würdigen Denkmales in Marmor veranstaltet wurde. Dasselbe, von einem der ersten Bildhauer Frankreichs entworfen, stellt den Cardinal in knieender Haltung, die Hände gefaltet, die Augen gen Himmel gerichtet, dar, so wie er oft in seiner Kathedrale betend gesehen worden war. Es trägt die Devise des Kirchenfürsten: „Fide et virtute“.

# XXIX.

## Der Laacher Conciliensammlung siebenter Band.[1])

### (Das Vatikanische Concil.)

Zum letzten Mal haben wir uns in dieser Zeitschrift mit dem großartigen Sammelwerke beschäftigt in Band 89 S. 526 ff. Seitdem sind mehr als acht Jahre dahingeflossen, innerhalb deren der emsige Leiter des Unternehmens P. Gerhard Schneemann aus dieser Zeitlichkeit zu einem besseren Leben abberufen wurde. Nach den uralten Ueberlieferungen der Gesellschaft Jesu wurde an Zeit, Mühe und materiellen Ausgaben nichts gespart, um den siebenten Band, welcher mit einer der großartigsten und folgenschwersten Thatsachen, dem ökumenischen Concil vom Vatikan, befaßt ist, in möglichster Vollendung an das Licht zu bringen. Zu diesem Zwecke schien die Benützung der zu Rom im neu errichteten Archiv des Vatikanischen Concils aufbewahrten Akten der allgemeinen Kirchenversammlung unumgänglich nothwendig, wollte man anders zu einem sicheren Urtheil über eine Menge bis dahin nur wenig aufgehellter, oder vielmehr gänzlich entstellter Thatsachen kommen und über bereits vorhandene Sammlungen hinausgelangen.

---

1) Acta et Decreta sacrorum conciliorum recentiorum. Collectio Lacensis. Auctoribus presbyteris S. J. e domo B. V. M. sine labe conceptae ad Lacum. Tomus septimus: Acta et Decreta Sacrosancti Oecumenici Concilii Vaticani. Accedunt permulta alia documenta ad Concilium ejusque historiam spectantia. Cum indicibus generalibus septem voluminum totius collectionis. 4°. (XX S. u. 1942 Col.) ℳ 26.



Wenn gleich in seiner Gesundheit erschüttert, wagte P. Schneemann dennoch 1884 eine abermalige Romreise, von welcher er reichen literarischen Gewinn, aber auch den Keim des Todes mitbrachte, welcher am 20. November 1885 zur Ausgestaltung gelangte und damit ein Leben zu Ende brachte, welches sich ruhmvoll im Dienste der Kirche, der Wissenschaft und des Ordens verzehrt hatte.

Unverweilt füllte der Orden die entstandene Lücke durch Berufung des P. Theodor Granderath aus, welcher seitdem die Leitung des Riesenwerkes übernommen und heute in glücklicher Weise zum Abschluß gebracht hat. Aus der von ihm verfaßten Vorrede entnehmen wir, daß er, unbefriedigt mit der von seinem Vorgänger in Rom gemachten Ausbeute, nochmals dem Archiv des Vatikanischen Concils einen Besuch abstattete. Der Gefälligkeit des Archivars, Canonikus Antonio Cani, haben wir es zu danken, daß Granderath die von Schneemann gesammelten Urkunden nochmals mit den Originalien vergleichen, verbessern und durch Gewinnung neuer Schätze wesentlich bereichern konnte. Mit Recht gedenkt er in dankbarem Sinn der vortrefflichen Hilfe, die ihm zu Rom der als Herausgeber des „Archivs für Kirchengeschichte des Mittelalters" in der ganzen wissenschaftlichen Welt bekannte Ordensgenosse P. Franz Ehrle, diesseits der Alpen die Väter Joseph Esseiva und Mathias Aymans geleistet haben. Den beiden letztern wird entscheidender Antheil an dem Zustandekommen des Bandes zugeschrieben. In der That, es ist ein Werk von solcher Größe des Planes und Genauigkeit der Ausführung, daß es nur aus dem Zusammenwirken vieler einzelner Kräfte in's Dasein treten konnte und weniger den Ruhm einer Einzelperson, als vielmehr den eines ganzen Ordens bildet. In ihm besitzen wir eine aus den reinsten Quellen geschöpfte Sammlung der zur Beurtheilung des Concils erforderlichen Akten. Selbstredend ist das nicht von einer abschließenden Vollständigkeit zu verstehen, die man nicht anstreben wollte, und die der hl. Vater im gegenwärtigen

Zeitpunkte auch nicht gestatten konnte. Aber was uns dargeboten wird, ist echt und geeignet, die früheren Sammlungen zu ergänzen und neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung der mit dem Concil in näherem oder entfernterem Zusammenhang stehenden Begebenheiten zu eröffnen.

Indem wir zu einer Skizzirung des Inhaltes übergehen, sei es gestattet, darauf hinzuweisen, daß diese nur in den alleräußersten und feinsten Strichen geschehen kann, denn dieser Band mit 1752 Textesspalten in Großquart, die an den meisten Stellen eine ganze Welt der erhabensten Gedanken der Philosophie, der Theologie und des Kirchenrechts umfassen, will nicht etwa bloß einmal studirt sein. Wünscht man ihn vollends zu bewältigen, so darf man ihn zeitlebens nicht außer Augen lassen. Während die „Documenta" (1—500) gleichsam den officiellen Theil bilden, erscheinen die quasi-officiellen Urkunden und Aktenstücke im Anhang (501—1752). Die auf die Zeit bis zur Eröffnung des Concils am 8. Dezember 1869 bezüglichen Urkunden sind bekannt. Neues Gebiet betreten wir in den Berichterstattungen (Relationen), welche die von der Glaubensdeputation aus ihrem Schooße berufenen Bischöfe über die Entwürfe zu den Dekreten über den Glauben in den Generalcongregationen vor dem ganzen Concil zu halten hatten. Als solche Berichterstatter, deren Relationen die von den Vätern eingebrachten Bemerkungen zu den Glaubensdekreten prüften, erscheinen bei der Glaubens-Constitution der Erzbischof Simor von Gran, sowie die Bischöfe Pie von Poitiers, Martin von Paderborn und namentlich Gasser von Brixen. Sammt und sonders bilden diese Relationen bleibende Denkmale der allseitigen Gelehrsamkeit dieser ehrwürdigen Männer. Ist es bei solchem Reichthum der Bildung einen Augenblick gestattet, eine Wahl zu treffen, dann möchte man dem hochseligen Bischof Gasser von Brixen die Palme zuerkennen. In den Relationen dieses Prälaten reichen sich philosophisches und theologisches Wissen im schönsten Verein die Hand. Der Zahl nach enthält dieser

Band für die Constitution vom katholischen Glauben an Bericht-erstattungen von Simor 2, von Gasser 10, von Martin 7, von Pie 3.

Auf einige Relationen des Bischofs Gasser, welche sich ohne Ausnahme durch knappe Sprache, durchsichtige Darstellung, vollendete Handhabung des Syllogismus und Kenntniß der scholastischen Philosophie, der Geschichte der Philosophie und des gegenwärtigen Standes der philosophischen Forschung auszeichnen, wollen wir hierorts insbesondere hinweisen. In der Relation über die Canones zum ersten Kapitel der Constitution vom katholischen Glauben legt er die Gründe dar, welche eine ausdrückliche Verwerfung des Pantheismus wenn auch weniger für Deutschland, so doch für Frankreich und Italien nothwendig erheischten. Mit welch' ängstlicher Sorgfalt in den Concilsverhandlungen jedes Wort, jede Silbe, jedes Unterscheidungszeichen abgewogen wurden, erkennen wir aus Gasser's Relation über die Anfangsworte im ersten Absatz der ersten Constitution. Indem das Concil mit den Worten „Sancta Catholica Apostolica Romana Ecclesia" anhebt und jedes Komma dabei ausschließt, hat es die Zweigtheorie der Anglikaner schon vorläufig stillschweigend abgelehnt, aber mit dem Vorbehalt, in der Constitution über die Kirche Christi diesen gefährlichen Irrthum noch besonders verwerfen zu wollen (118). Von weiterm Belang sind Gasser's Bemerkungen über das System des Traditionalismus, dessen crassere Form das Concil ausdrücklich, dessen gemäßigte Form es stillschweigend treffen wollte. Nicht minder gefährlich, als der in Pantheismus auslaufende Ontologismus fordert der Traditionalismus, welcher die natürliche Gotteserkenntniß im vermeintlichen Interesse der übernatürlichen Offenbarung überspannt, die kirchliche Lehrgewalt zum Einschreiten auf. In seinen treffenden Ausführungen zeigt Gasser (130), daß er in diesen Fragen lebt und webt, und dieses System auch in seinen feinsten Schattirungen kennt. Auch über den bedeutungsvollen vierten Paragraphen des zweiten Kapitels der Glaubenscon-

stitution, welcher die Lehre über die Auslegung der heiligen Schrift enthält, hat Gasser Bericht erstattet. Zwar hat das Concil von Trient bei der Abfassung des Dekrets über die Erklärung der heiligen Schrift eine negative Form gewählt, „aber lediglich zu dem Zwecke, damit Jedermann offenkundig sei, daß der katholische Erklärer so lange einen neuen Sinn einer biblischen Stelle beilegen könne, als ihm nicht feststehe, daß die Kirche oder die einhellige Auffassung der Väter eine Bibelstelle allbereits dogmatisch erläutert habe". Der Bischof ist indeß davon überzeugt (iam persuasus, immo persuasissimus sum), daß der „Sinn der tridentinischen Väter ein positiver war". Um Aller Wünsche zu erfüllen, wird nun das vatikanische Concil zuerst eine positive Formel anwenden, und dann die negative Formulirung des Tridentinums wiederholen (145). Der Paragraph „Quoniam vero" des zweiten Kapitels, welcher die Erklärung der heiligen Schrift nach Maßgabe und im Sinne der katholischen Kirche und der Väter positiv einschärft, gehört dem Jahre 1870 an. Ueber die Nothwendigkeit dieses Dekrets kann kein Zweifel bestehen, denn heute ist man in außerkirchlichen Kreisen dahin gekommen, daß man nicht allein die ehrwürdigste Urkunde des menschlichen Geschlechts, den Pentateuch, dem Moses abspricht und in weit jüngere Zeiten versetzt, sondern auch Persönlichkeiten wie König David, den Sänger der Psalmen, alles übernatürlichen Gehaltes entkleidet und auf die Stufe von klugberechnenden Abenteurern, die einem modernen Politiker zum Verwechseln ähnlich sind, herabdrückt.

Unzweifelhaft eine der vornehmlichsten Leistungen Gasser's ist die Relation, in welcher er auf der Rednertribüne der Concilsaula noch einmal quasi uno obtutu sämmtliche wider den Entwurf der Constitution vom katholischen Glauben vorgebrachten Bemerkungen und Einwürfe Revue passiren läßt. Sie fand statt am 19. April 1870, nachdem das Concil einigen Vätern, darunter auch dem Bischof Wedekin von Hildesheim, die Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimath aus

Gründen der Gesundheit ertheilt hatte. Mit welcher Gewissenhaftigkeit der geistesmächtige Prälat bei seinem Bericht zu Werke ging, beweist die Thatsache, daß er sogar die griechischen Scholien zum Aristoteles in der Ausgabe des Prof. Brandis in Bonn, und die eudemische Ethik des Aristoteles in der „sehr schönen Ausgabe von Fritzsche" zur Stütze der Behauptung anzog, daß Aristoteles Gott als den Ursprung, als Final- und Wirkursache der Welt erkannt habe (237). Weiterhin gedenken wir der treffenden Ausführungen des Bischofs über das bedeutungsvolle Wort „et perfectionem" im zweiten Canon des zweiten Kapitels, über die Verwerfung der Hermesischen Lehre von der Einschränkung der Nothwendigkeit der Gnade auf den Glauben, der in Liebe thätig ist, und endlich über den bedeutungsvollen Schlußparagraph der ersten Constitution, der mit den Worten „Quoniam vero satis non est" (233 ff.) beginnt.

Ueber diese Clausel und ihre Nothwendigkeit enthält die Relation goldene Worte. „Nicht etwa bloß einmal", bemerkt Bischof Gasser im allgemeinen Concil, „sondern wiederholt hat die Glaubensdeputation diese Frage in ihren Sitzungen berathen, und stets mit der nämlichen Einhelligkeit sich dahin ausgesprochen, daß dieser Schlußsatz oder eine ähnliche Ermahnung unumgänglich nöthig sei. Denn sie mußte vorhersehen, wie viele Uebel sich ergeben würden, wenn jene Anschauung Platz griffe, als dürfe man über alle Fragen, die weder in den Kapiteln, noch in den Canones dieser Constitution entschieden worden, in freier, ja in freiester Weise in den Schulen verhandeln. Diesem Uebel, das um so größer wäre, als das Vatikanum erst nach Jahrhunderten auf das Concil von Trient folgte, glaubte das Vatikanum nach der Ansicht der Glaubensdeputation auf andere Weise nicht vorbeugen zu können, als durch Beifügung einer solchen Clausel, welche die Gläubigen zur Vermeidung und Ausrottung des Irrthums auffordert, die Lehrer (der Theologie) aber daran erinnert, daß es für einen erprobten Katholiken (probato

catholico) nicht genüge, das zu vermeiden, was gegen den Glauben verstoße, daß ihm vielmehr obliege, auch das zu beobachten, was die Dekrete des hl. Stuhles entschieden haben" (244). An diese ausgezeichnete Relation schließt sich die Constitution über den katholischen Glauben mit den Namen der einzelnen Väter, welche dieselbe am 24. April 1870 bestätigten, und der Rede Pius IX nach Genehmigung des Concilsbeschlusses.

Von ausnehmender Wichtigkeit sind die Mittheilungen unserer Sammlung über die Geschichte der Wahl der Mitglieder der Glaubensdeputation, sowie der Entstehung des berühmten vierten Kapitels der ersten dogmatischen Constitution von der Kirche Christi mit der Ueberschrift „Vom unfehlbaren Lehramt des römischen Papstes". Granderath durfte die betreffenden Mittheilungen zunächst einem im Archiv des Concils niedergelegten Tagebuch eines Mitgliedes der Glaubensdeputation entlehnen. Nebstdem benützte er die Akten oder Protokolle dieser Deputation, welche in zwei Exemplaren vorhanden sind, von denen eines aus der Feder des Sekretärs des Deputation entstammt und in den Sitzungen selbst zu Papier gebracht wurde, während das zweite nach den Sitzungen von anderer Hand verfaßt wurde. In beiden Exemplaren sind die Verhandlungen jeder Sitzung mit der Namensunterschrift des Sekretärs versehen. Was die Wahl der Glaubensdeputation anlangt, so kam bei derselben die Stimmung der Majorität über die brennende Frage sofort zum Ausdruck. Den drei Gruppen der deutsch-ungarischen, französischen und amerikanischen Bischöfe standen „jene Väter gegenüber, welche Definition der Unfehlbarkeit verlangten". In der Villa Caserta, dem Hauptkloster der Redemptoristen, zu Berathungen vereinigt, „beschlossen sie einhellig, keiner sei in die Glaubensdeputation zu wählen, der der Definition der Unfehlbarkeit abgeneigt sei, dagegen seien die Mitglieder aus verschiedenen Nationen zu berufen und ihre Namen dem Erzbischof von Westminster einzuhändigen. Bereits nach einigen

Tagen war ein Verzeichniß der Wahlcandidaten aufgestellt und durch Steindruck bei befreundeten Bischöfen zum Zweck der Verbreitung übergeben. In der Generalcongregation vom 14. Dezember 1869 wurden mit überwiegender Stimmenmehrheit (maximo suffragiorum numero) lediglich solche Mitglieder in die Glaubensdeputation berufen, die der Definition der Unfehlbarkeit günstig gesinnt waren, oder wenigstens nicht offen widerstrebten. Auch die Gegner der Definition ließen ein Verzeichniß der Wahlcandidaten drucken. Was die Majorität der Väter von der päpstlichen Unfehlbarkeit hielt, erhellte schon klar aus der Vornahme der Wahl der Glaubensdeputation" (Sp. 1646). Durch vorstehende authentische Mittheilung gelangte die Wahrheit zu ihrem Recht. Die Legenden von unberechtigtem Einfluß Pius IX auf das Concil, oder gar von einer Vergewaltigung durch die Jesuiten oder andere kirchliche Orden, welche Schulmeinungen zum Siege zu verhelfen wünschten, sind ferner unhaltbar. Denn thatsächlich hat jede der beiden Gruppen, in welche die Bischöfe von vornherein zerfielen, nur von ihrem Recht Gebrauch gemacht und ihm bei der entscheidenden Wahl der Mitglieder der Glaubensdeputation Ausdruck verliehen. Einen sehr genauen Einblick in die umfassende, gründliche, gewissenhafte Thätigkeit dieser Deputation, welcher der hl. Vater den Cardinal Bilio als Präsidenten und den Prälaten Professor Schwetz aus Wien zum Sekretär bestimmte, gewinnen wir durch die mitgetheilten Auszüge aus deren Sitzungen. Diese 58 Sitzungen lassen erkennen, welche Bedeutung jedes auch anscheinend noch so kleine Wort der dogmatischen Dekrete besitzt. Als erläuterndes Beispiel sei verwiesen auf die Besprechungen über die Frage, ob der Plural oder der Singular in der Ueberschrift des vierten Kapitels zu wählen sei. Aus weittragenden Gründen entschied man sich für die Fassung „De Romani Pontificis infallibili magisterio" (1692).

Wie hat es sich zugetragen, daß das ursprüngliche Schema der Constitution „Von der Kirche Christi" durch Beifügung

des Entwurfs zum Dekret über die päpstliche Unfehlbarkeit erweitert wurde, und wie kam es, daß sogar dieses erweiterte Schema dadurch nochmals abgeändert wurde, daß jetzt der die Infallibilität behandelnde Theil den Vorzug der Priorität erhielt? Hierüber berichten die Akten des Archivs ausführlich. In letzter Instanz sind beide Maßnahmen auf die fortgesetzten Angriffe der Presse gegen eine mit dem Glauben und der Verfassung der katholischen Kirche auf das innigste verwachsene und in allen Jahrhunderten unablässig geübte Lehre zurückzuführen. „Die Cardinalpräsidenten waren vielleicht alle der Definition zwar günstig. Aber nicht alle widerstanden mit gleicher Kraft den wider die Behandlung der Definition erhobenen Schwierigkeiten". Namentlich bezeichnet der bischöfliche Verfasser des Tagebuches den ersten Präsidenten des Concils, Cardinal De Angelis, als einem dilatorischen Verfahren geneigt. „Die von ihm an das Gutachten (Broschüre) des Erzbischofs Cardoni geknüpften Hoffnungen haben sich nicht verwirklicht. Die Erwartungen dagegen jener Väter des Concils, welche, vertrauend auf Gottes Hilfe, dem Concil und der Congregation unverweilt einen Antrag vorlegen wollten, hat der Gang der Ereignisse nicht getäuscht. Am 9 Februar lehnte die mit der Prüfung der Eingaben betraute Congregation einen wider die Definition vorgelegten Antrag ab, mit dem Bemerken, daß der Antrag zu Gunsten der Definition dem hl. Vater in hohem Grade zu empfehlen sei (magnopere summo Pontifici commendandam). Einzig und allein abweichender Meinung war der Cardinal Rauscher, der sich außer Stande erklärte, die wider die Infallibilität und ihre Definition erhobenen Einwürfe zu lösen; aber alle übrigen Mitglieder hielten die Definition für überaus nöthig (vel maxime necessariam)" (1697). Am 9. März 1870 gelangte das Schema der Infallibilität, bekannt unter dem Namen Caput addendum, unter die Concilsväter zur Vertheilung.

Für die in der Augsburger Allgemeinen Zeitung „fast täglich gegen die Definition der Infallibiliät, den heil.

Stuhl und die der ersteren geneigten Bischöfe gerichteten Angriffe" macht das Tagebuch vor allen den Stiftspropst von Döllinger verantwortlich (praecipuus auctor). Gerade dieses Verfahren hatte in Verbindung mit dem die dilatorischen Bemühungen der Minderheit der Bischöfe fördernden Auftreten des Cardinals Bilio zum Ergebniß, daß die Majorität jetzt sogar unverzügliche Behandlung des Kapitels über die Infallibilität beantragte. „Denn sie vermutheten, daß man den Aufschub in dieser Sache nur zu dem Zwecke beantrage, um die Definition gänzlich zu hintertreiben". Die Cardinalpräsidenten entsprachen diesem Wunsche nicht; nur das Eine stellten sie in Aussicht, nach Erledigung der Constitution über den Glauben werde man mit der Infallibilität beginnen. Jetzt bestürmten beide Gruppen Cardinal Bilio, den Präsidenten der Glaubensdeputation, mit ihren Anliegen. Während die Minorität beantragte, man möchte das Schema de Ecclesia, wie es vorlag, also die Infallibilität zuletzt behandeln, verlangte die Majorität, von der Furcht beherrscht, es möchte die Infallibilität jetzt ad calendas graecas vertagt werden, sofortige Vorlage des vierten Kapitels. „Bilio erwiderte, die Cardinalspräsidenten hätten beschlossen, das Schema des Caput addendum sei gleich vorzulegen und nicht vorher vom Primat zu handeln. Er habe bereits den Druck der Bemerkungen zum Kapitel vom Primat (cap. XI des Schema über die Kirche), sowie zum Cap. Addendum befohlen". Während der Charwoche hatte eine Reihe von Mitgliedern der Glaubensdeputation Besprechungen beim Erzbischof von Westminster, wo man die Anträge von zwei Theologen billigte, gemäß welchen „die ganze Constitutio de Romano Pontifice, also das elfte Kapitel des Schema de Ecclesia sammt dem Caput addendum über die Infallibilität in eine Constitution von vier Kapiteln zerlegt wurde". Nach dem Tagebuch raffte die Minorität noch einmal alle Kräfte zusammen. „Unter anderem sagten sie, sie würden der Infallibilität zustimmen, wenn das Schema de Ecclesia nach der Reihe der Artikel behandelt würde" (1698). Jetzt

wurden die Cardinäle Morichini und Bilio wankend. Sie neigten einem Aufschub der Verhandlungen zu. Ja, als die Majorität durch einige ihrer Mitglieder am 18. April dem ersten Präsidenten Cardinal De Angelis ihre schweren Befürchtungen für das Heil der Kirche mittheilen ließ, erfuhr sie, „daß die Präsidenten diejenigen, welche Aufschub verlangten, begünstigten“ (1918). Aber sie ruhte nicht. Am 19. April schilderte sie die gefahrvolle Lage dem Papst, „welcher sie (die Deputation) freundlich aufnahm und das, was passend scheine (quod congruum videretur), zu thun versprach“. Am 23. April überreichten drei Bischöfe dem Papst eine von 150 Vätern unterzeichnete Bittschrift, worin beantragt wurde, die Verhandlungen über die Constitution vom Papste sofort zu beginnen. Aber erst am 27. April war die Sache außer allen Zweifel gestellt, denn an diesem Tage wurde in der Deputation für Glaubenssachen die Vorlage der Constitutio de Romano Pontifice entschieden (1698—99).

Des Weiteren können wir diese Angelegenheit hier nicht verfolgen. Zur Ehre des vielgeschmähten Cardinals Bilio, welcher das caput addendum über die Infallibilität verfaßt hatte, sei noch bemerkt, daß gerade dieser Mann es war, der unerwarteter Weise (inopinatum omnibus accidit) dieses Kapitel in letzter Stunde in heftigster Weise angriff, weil darin nach seiner Ansicht der Infallibilität des Papstes ein weiterer Spielraum gestattet sei, als die Theologen für die Unfehlbarkeit der Kirche annehmen, während doch beide zusammengehören und dieselben Gegenstände betreffen. An der Lösung der vorgebrachten Einwände hatte Bischof Martin von Paderborn hervorragenden Antheil. Die heute vorliegende officielle Fassung des Dekretes des berühmten vierten Kapitels über die lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes verdanken wir namentlich den Cardinälen Bilio und Cullen (Erzbischof von Dublin). (1701.)

Im höchsten Grade belehrend sind die Mittheilungen der Sammlung über die in den Generalcongregationen

des ganzen Concils gepflogenen Verhandlungen über die Unfehlbarkeit. Als Berichterstatter der Deputation für Glaubenssachen erscheinen Erzbischof Leahy von Cashel in Irland, sowie die Bischöfe Pie von Poitiers, Martin von Paderborn, D'Avanzo von Calvi und Teano (in Neapel), Zinelli von Treviso und Gasser von Brixen. Die Reden, in welchen diese Männer vor dem ganzen Concil die zu den einzelnen Schemata eingebrachten Verbesserungen und Einwürfe als Vertreter der Deputation für Glaubenssachen behandelten, bilden eine Fundgrube des umfassendsten und solidesten Wissens und dürfen von keinem Dogmatiker oder Canonisten übersehen werden. Aber auch hier darf man sagen: dem Bischof von Brixen gebührt die Palme. Als erstem Berichterstatter begegnen wir Bischof Pie von Poitiers. Er macht die treffende Bemerkung (291), daß Fragen von ähnlicher tief aufregender Bedeutung nie in einem Staate zu Tage getreten, ohne daß man sich an die gesetzgebenden Faktoren gewendet und für sie die Tagesordnung verlangt haben würde. Ihm ist Petrus mit seinen Amtsnachfolgern kein rein passives, sondern das dynamische Fundament der Kirche. Amtsnachfolger im Primat hat Petrus kraft göttlichen Rechts, derart, daß wer der Nachfolger auf seinem bischöflichen Stuhl ist, damit zugleich als der Erbe der Primatialgewalt erscheint. Daß aber der hl. Petrus seinen bischöflichen Stuhl nach Rom verlegte, also der jeweilige Bischof von Rom dem hl. Petrus auf seiner Kathedra folgt, ist kirchlich-apostolischen Rechts (293), wobei aber Pie unter Berufung auf Papst Gelasius I. auch die „mirabilis Christi dispensatio" und unter Anführung des zweiten Laterankoncils das „disponente Domino' nicht ausgeschlossen haben will.

Im Hinblick auf die von den Gegnern der Infallibilität beliebte Vergewaltigung solcher Schrifttexte, deren Sinn längst durch ausdrückliche Erklärungen der Kirche und der Concilien festgestellt war, macht er die Bemerkung, daß bei solchem Verfahren „das Concil von Trient, zu schweigen

vom Canon der hl. Schrift, der Sakramente der Firmung, letzten Oelung und Buße, nicht einmal die wirkliche Gegenwart Christi in der Eucharistie dogmatisch hätte aussprechen können“ (signa approbationis).

In ähnlichen Richtungen bewegen sich die Ausführungen des Bischofs D'Avanzo Für diese Zeitschrift besitzt der Bericht dieses Prälaten über die Verbesserungen zum ersten und zweiten Kapitel der ersten dogmatischen Constitution über die Kirche Christi noch einen besonderen Werth. Denn D'Avanzo war es, der gegenüber dem Bischof von Mainz das System des berühmten Mitbegründers der Histor.-polit. Blätter und nachmaligen hervorragenden Canonisten George Phillips vor dem allgemeinen Concil ausführlich begründete und betonte, daß die von jenem hervorragenden Manne beliebte Ordnung des kirchenrechtlichen Stoffes und sein System sich decke mit derjenigen, welche man im vorliegenden Schema gewählt habe. Zuerst wird vom Fundament, dann vom Gebäude gehandelt (316).

In den trefflichen Relationen des Bischofs Gasser erregen zwei Punkte unsere Aufmerksamkeit. Zunächst seine ausgezeichnete Vertheidigung der Bedeutung der Glaubensformel des Papstes Hormisdas, in deren Annahme Abend- und Morgenland sich begegneten, wobei er sich auf den vom gegenwärtigen Bischof von Ermland in den Epistolae Roman. Pontificum besorgten Text beruft (392). Des Weiteren gedenken wir seines Berichts über den Gegenstand und die theologische Bedeutung der päpstlichen Dekrete zur Entscheidung von Sachen des Glaubens und der Sitten. Das Vatikanische Concil schreibt dem Papst dasselbe Charisma der Unfehlbarkeit zu, welches die Kirche besitzt. Was also die Theologen über den Gegenstand und Grad der Sicherheit der infallibeln Dekrete der Kirche lehren, das gilt auch von solchen unfehlbaren Glaubensentscheidungen des Papstes. Nun ist zu beachten, daß unter den Theologen über den Gegenstand der Unfehlbarkeit der Kirche Uebereinstimmung herrscht. Jene

bezieht sich nicht bloß auf Sachen des Glaubens und der Sitten, sondern auch auf dogmatische Thatsachen, d. h. solche, „die zwar nicht zufolge ihrer Natur zur Hinterlage des Glaubens gehören, aber die Beschützung desselben bezwecken". Gleiches gilt von der Unfehlbarkeit des Papstes. Hier hat das Concil seine Hebel eingesetzt. „Die Glaubensdeputation", bemerkte Bischof Gasser, „ist der Ansicht, das Dekret über die Infallibilität des Papstes sei derart abzufassen, daß darin definirt werde, über den Gegenstand der päpstlichen Unfehlbarkeit sei genau das Nämliche zu glauben, was geglaubt wird von dem Gegenstand der Unfehlbarkeit der Kirche in ihren Glaubensdefinitionen" (416). Das ist auch in der That geschehen. Das Vatikanische Dekret bezieht sich auf den Gegenstand der päpstlichen Unfehlbarkeit.

Auf der andern Seite gehen die Theologen auseinander bei der Frage nach dem Grade der Gewißheit, ob nämlich die Infallibilität der Kirche bei Vorlegung dieser Wahrheiten (dogmatischer Thatsachen) und der Verwerfung des entgegenstehenden Irrthums durch solche Censuren, die niedriger sind als die Censur der Häresie, als ein Dogma des Glaubens, und wer dasselbe leugne, als Häretiker zu betrachten sei, oder ob sie lediglich den Rang einer zwar nicht in sich geoffenbarten, aber doch aus einem Offenbarungsdogma abgeleiteten Wahrheit besitze, und demzufolge nur „theologisch sicher sei". Selbstredend taucht die nämliche Streitfrage auf bei der Unfehlbarkeit des Papstes. Sie ist vom Vatikanischen Concil nicht entschieden, sondern lediglich in ihrem seitherigen Stadium belassen worden (415).

Der Anhang, welcher den weitaus größten Theil der Sammlung einnimmt, besteht aus zwei Theilen: Synodal- und geschichtlichen Urkunden. Aus den Synodalurkunden heben wir zunächst hervor die neunzehn Schemata zu den Constitutionen über Glauben und Sitten sammt den Relationen über das Schema de sede episcopali vacante und de parvo catechismo. Von tief einschneidender Natur sind die Postulate,

die zum Theil durch die bekannte Sammlung des Bischofs Martin von Paderborn bekannt sind. Der siebente Band der Conciliensammlung bereichert dieselbe wesentlich durch Mittheilung neuer Anträge, unter denen wir die umfangreiche Eingabe der neapolitanischen Bischöfe besonders hervorheben (768—832). Bei anderen Anträgen, wie bei dem über die Beicht der Priester, sind jetzt zum erstenmal die Namen der Antragsteller beigefügt (885). Aeußerst bezeichnend für die Stimmung der Geister sind die für und gegen die Definition der Unfehlbarkeit eingesandten Anträge, Proteste und Klagen. Einfach, aber gedankenschwer ist der vom belgischen Episkopat dem hl. Vater überreichte Brief der Professoren der Theologie der Universität Löwen vom 22. Dezember 1869. Rückhaltlos bekennen sie sich zur Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes, wünschen einhellig deren Definition und berufen sich dabei auf ihre berühmten Amtsvorgänger, aus denen ich mir erlaube einen besonders namhaft zu machen (942). Thomas Stapleton, vielleicht der scharfsinnigste Theologe Englands im Zeitalter der Reformation, und Professor der Theologie in Löwen, welchen der Stiftspropst Döllinger in seiner großen Rede zu München 1863 auf den Schild gehoben, trägt die päpstliche Unfehlbarkeit mit einer Sicherheit und Genauigkeit in seinen „zwölf Büchern der Controversen“ vor, daß man sich bei der Lektüre fragen muß: Hat denn Stapleton wirklich im 16. Jahrhundert oder nach 1870 gelebt?

Die geschichtlichen Urkunden betreffen in vier Abtheilungen: 1. die entfernte und 2. die nähere Vorbereitung auf das Concil, 3. und 4. die religiös-politischen Bewegungen aus Anlaß des zu erwartenden und bereits versammelten Concils. Unter den Aktenstücken der zweiten Abtheilung verdienen eingehende Beachtung die Gutachten des Jesuiten Sebastian Sanguineti über das Vorschlagsrecht auf den allgemeinen Concilien (1077—1087) und des Professors von Hefele über das in den Generalcongregationen zum Zwecke rascherer Erledigung der Geschäfte zu beobachtende Verfahren (1087

bis 1100). Die dritte Abtheilung umfaßt sechs Unterabtheilungen. Lange Zeit hat man geglaubt, jener Brief, in welchem vierzehn deutsche Bischöfe am 4. September 1869 zu Fulda dem heil. Vater ihre Bedenken gegen die Opportunität der Definition der Unfehlbarkeit kund gaben, sei verloren gegangen. Unser Werk bringt das Aktenstück nach dem in der erzbischöflichen Cabinets-Registratur zu Köln beruhenden Originalminüte (1196). Die vierte Abtheilung begreift sogar zehn Unterabtheilungen, von welchen die achte nach Ländern die von den Staatsregierungen ausgegangenen Aktenstücke darbietet, die in genauem Text in den Landessprachen wiedergegeben werden. Bis zum Tagebuch des hochseligen Kaisers Friedrich herab (1610) hat der Herausgeber mit Bienenfleiß Alles hier einschlagende Material zusammengestellt. Urkunden und Aktenstücke, die man sonst für deutsche Leser verloren gegangen erachtete, sind hier mit äußerster Sorgfalt vereinigt.

Was Frankreich betrifft, so besitzt unser Band nicht wenige lesenswerthe Beiträge. Zum Theil sind sie dem zweibändigen Werke des Exministers Emile Ollivier, „L'Église et L'État au Concile du Vatican" entnommen. Vielfach schmerzlich berührend, erfüllen sie den Geist anderseits mit inniger Freude. Man lese doch einmal die prächtige Schilderung, welche Ollivier vom Erzbischof Lavigerie von Algier, seinem Charakter, seiner Gabe der Unterredung und insbesondere seiner genauen Stellung zur Unfehlbarkeit entwirft.

Charakteristisch ist der Brief des Bischofs Dupanloup an Pius IX. vom 17. Juli 1870, der noch am Vorabend der Entscheidung dem hl. Vater den Rath ertheilte, den Beschluß des allgemeinen Concils am nächsten Tage anzuhören, aber vorläufig nicht zu genehmigen, sondern für die Bestätigung „eine günstigere Zeit und eine größere Ruhe der Geister abzuwarten" (993). Zur Steuer der Wahrheit ist aber beizufügen, daß sowohl Dupanloup durch Schreiben aus Bordeaux vom 18. Februar 1871 (999), wie auch Erzbischof Darboy von Paris, einer der Hauptgegner der Definition, durch Brie

aus Paris vom 2. März 1871 an Pius IX. die Constitution vom 18. Juli 1870 annahm. „Heiligster Vater“, schreibt der Erzbischof, dem sich allbereits die Schatten des Todes näherten, „ich würde mir Vorwürfe machen, wenn ich nicht vom gegenwärtigen Brief Veranlassung nähme, Ihnen, Heiligster Vater, zu erklären, daß ich rein und einfach (purement et simplement) dem Dekret vom 18. Juli zustimme“ (997—99).

Aus den Akten des Concil-Archivs bringt Granderath weiterhin die Verhandlungen der 89 Generalcongregationen (710—764). Doch bei weitem bedeutender sind die „Urkunden, die sich auf jene Arbeiten der Väter und Theologen beziehen, aus welchen die beiden dogmatischen Constitutionen hervorgingen“ (1612). Der Akten zur Geschichte der Wahl der Glaubensdeputation und der Entstehung des vierten Kapitels mit dem Dekret über die Unfehlbarkeit wurde bereits gedacht. Weiter nennen wir die Rede, welche der Consultor P. Franzelin vor 24 Bischöfen über das erste Schema der ersten Constitution gehalten, sowie ein „Fascikel von Verbesserungen zum Unfehlbarkeitsdekret“. Im letzten Theil erscheinen die Urkunden betreffend die Verkündigung der Dekrete des Concils, wobei das bayerische Placet als die unbegreiflichste, weil kleinlichste aller Maßregeln den peinlichsten Eindruck hervorruft.

Ein Meisterwerk der Ausdauer, Gelehrsamkeit und Umsicht bilden die Indices des Buches. Auf das Personen- und Sachregister dieses Bandes folgen vier Register, welche die sämmtlichen Materien aller sieben Bände nochmals zusammenfassen. Und was die Drucklegung angeht, so erscheint dieselbe, wie sich das bei einem Werke, an dessen Herstellung die gemeinsame Thätigkeit einer Reihe gelehrter Ordensmänner betheiligt ist, nicht anders erwarten läßt, als von außerordentlicher Genauigkeit. Fortan wird die Collectio zu den Quellenwerken der neueren Theologie und des heute geltenden Kirchenrechts gehören und eine Zierde der öffentlichen Büchereien bilden.

**Aachen.** **Alfons Bellesheim.**



# XXX.

## Zeitläufe.

### Der confessionelle Friede in Preußen und im Reiche: Sperrgelder und Jesuitengesetz II.

Den 22. Februar 1891.

Vor ein paar Wochen ist ein Aufruf bekannt geworden, welcher von Berlin aus an zahlreiche protestantische Adressen versandt wurde und folgenden Wortlaut hat: „Angesichts der hochgradigen Beunruhigung, welche die Entwicklung der Sperrgelderfrage in evangelischen Kreisen hervorruft, sprechen wir hiemit die dringende Bitte aus, mit allen Mitteln (!) für die Ablehnung der Regierungsvorlage wirken zu wollen. Es kann nicht dem confessionellen Frieden dienen, wenn das evangelische Volk immer mehr jene Rücksichten auf seine Gefühle — welche noch vor acht Monaten vorhanden zu sein schienen — schwinden sieht“.

Der Aufruf ist zu zwei Dritteln von „Pastoren und Professoren“ unterzeichnet und trägt leider kein Datum.[1]) Dieser Mangel ist deshalb zu bedauern, weil sich hienach nicht genau beurtheilen läßt, bis auf welchen Zeitpunkt die genannten „acht Monate“ zurückreichen, bis zu denen die „Rücksichten auf die Gefühle des evangelischen Volkes“ noch vorhanden gewesen sein und dann in's Schwinden gerathen sein sollen. Man kann sich, je nach dem, die Entlassung des

1) Im preußischen Abgeordnetenhause wurde er am 5. Februar unter den nicht zum Centrum zählenden Mitgliedern vertheilt.



Fürsten Bismarck oder die Berufung des neuen Finanzministers Dr. Miquel, auf dem noch von den Zeiten des Culturkampfes her der schwarze Verdacht der Katholiken-Freundlichkeit lastet, als die kritische Wendung denken, oder auch beides mitsammen. Jedenfalls richtet sich die vergiftete Spitze der „acht Monate" gegen den jungen Kaiser und König selber, von dem ja das Eine wie das Andere ausgegangen ist, und der überhaupt immer mehr „verdächtigt" wird, wie er bereits selber klagt.

Während dieser Aufruf gegen das Sperrgesetz bekannt wurde, hat man im Bureau des Reichstags anderthalbtausend Petitionen für und wider die Aufhebung des Jesuitengesetzes gezählt. Ganz ähnlich, wie gegen jenen ersteren Schritt der preußischen Regierung, ist auch die Hetze gegen die Wiedereinsetzung der Jesuiten in ihre staatsbürgerlichen Rechte unter dem Vorwande des „confessionellen Friedens" eingeleitet worden, und zwar von den Todfeinden desselben, dem „Evangelischen Bunde". Nur mit dem Unterschiede, daß diese Herren ihre Namen nicht zu einem öffentlichen Aufrufe hergaben, im Gegentheile die Weisung erließen: „die Bewegung dürfe nicht unter der Firma des Evangelischen Bundes auftreten und ebenso wenig sich nur innerhalb der Grenzen desselben halten"; es seien vielmehr von seinen führenden Mitgliedern wo möglichst in Gemeinschaft mit anderen Evangelischen schleunigst größere Volks-, bezw. Ortsversammlungen zu berufen, Petitionen zu massenhafter Unterzeichnung aufzulegen und zu colportiren, insbesondere auch für Verbreitung in den Zeitungen zu sorgen. Das Schreiben des „Central-Vorstandes" verspricht seine Musterpetitionen überall hin zu senden, Material für die Redner zu besorgen, und verweist inzwischen auf die Artikel in der „Kirchlichen Correspondenz" des Bundes.[1])

---

1) Rundschreiben des Vorsitzenden vom Pfälzischen Hauptverein des Evangelischen Bundes, Professor Stichter in Zweibrücken, vom 27. November 1890.

Natürlich durfte die Freimaurerei im weitern Bunde nicht fehlen. Alle deutschen Logen erließen ihre Aufrufe zum Kampfe, mit Ausnahme der demokratischen Logen-Sekte des Herrn Findel in Leipzig, die nicht in's Gewicht fällt. Das „Bundesblatt" in Berlin, Hauptorgan der deutschen Freimaurerei, ging mit dem Beispiel voran: „Auch hier sind Petitionen gegen die Zulassung des Jesuitenordens aufgelegt. Wir machen die hiesigen Brüder mit dem Bemerken darauf aufmerksam, daß jeder deutsche Freimaurer es als seine Pflicht erkennen sollte, nicht nur diese Petitionen zu unterzeichnen, sondern auch in seinen Bekanntenkreisen für die Unterzeichnung zu wirken. Von Seite der Ultramontanen werden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um ihren gewandtesten und rücksichtslosesten Vorkämpfern wieder offene Bahn (im Geheimen wirken sie sicher auch heute bei uns fort) zu schaffen". Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen ist zu derselben Zeit in Berlin ein „Verein zur Abwehr des Antisemitismus" gegründet worden;[1]) zu den Unterzeichnern des Aufrufes gehören Mitglieder beider Bunde, des offenen „evangelischen" und des geheimen der Loge. Die Herren beiderseits wollen die „volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung" der Juden vertheidigen helfen, dieselbe „volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung" der Nationsgenossen, die dem Jesuitenorden angehören, anzuerkennen, ist schwerlich Einer von ihnen gewillt.

Es hieße, Wasser in's Meer tragen, wollte hier der Verlauf der Hetze geschildert werden, welche nun seit Monaten gegen die Aufhebung des Ausnahmegesetzes vom 4. Juli 1872 wüthet, und die Fluth des Hasses und der Verläumdung, die allen Schmutz dreier Jahrhunderte aufwühlt, um die Gehässigkeit jenes Gesetzes zu rechtfertigen. Schon gleich im Anfang hat ein pfälzischer Redner den Grundton, der, wenn

---

1) Berliner Correspondenz der „Augsburger Postzeitung" vom 21. Januar d. J.



auch nicht immer so grell hervortretend, die ganze Bewegung durchzieht, in dankenswerther Weise gekennzeichnet.[1]) „Der schrecklichste Parteikampf", hat er gesagt, „würde jetzt entbrennen, wenn die Jesuiten wieder in's Vaterland kämen. Dann wird sich der Fanatismus der Protestanten entzünden, ein Feuer wird durch die Lande gehen, alle anderen Interessen werden gegenüber diesem Kampfe zurücktreten. Ich fühl's an meinem eigenen Körper, wie fanatisch ein Protestant werden kann, und wenn ein Protestant fanatisch wird, dann erglüht er im Fanatismus zehnfach mehr, als jeder Andere, denn wir sind mit Bewußtsein fanatisch! Ich möchte nicht, daß wir gereizt werden, zu zeigen, wie leidenschaftlich wir werden können!"

Die „Jesuiten" nennt man, und nebenbei die „Ultramontanen", aber die Katholiken als solche meint man, sobald sie sich rühren und nicht bloß geduldet seyn wollen im Reich. Nicht selten läuft auch der Mund über von dem, was das Herz denkt. Kurz nachdem ein Bonner Professor die Gefahr geschildert hat, welche dem deutschen Kaiserthum von den Jesuiten drohe, „unter die Dienstbarkeit des von der Gesellschaft Jesu geleiteten römischen Papstes" zu gerathen, hat ein Pastor auf einer Versammlung des „Evangelischen Arbeitervereins" zu Essen vom 7. December v. Js. den deutschen Katholiken überhaupt dieselbe Tendenz zugeschrieben. Die Sache war so arg, daß anderthalbtausend Krieger aus den Feldzügen seit 1864 sich versammelten zum Protest gegen „die böswillige Verläumdung, daß die Katholiken eine vaterlandslose und vaterlandsfeindliche Schaar seien, die ihr eigenes Vaterland schlecht mache und es lieber heute als morgen in Stücke gehen sehe", gegen die Frechheit, „die Katholiken mit französischen Communisten, russischen Nihilisten,

1) Und das war nichteinmal ein berufsmäßiger Pastor, sondern der Rechtsanwalt Bangratz als Redner bei der Protestantenversammlung zu Landau i. d. Pf. vom 15. November 1890.

spanischen Republikanern und deutschen Socialdemokraten zu vergleichen, ja, sie noch unter dieselben zu setzen", gegen die grobe bewußte Unwahrheit, zu behaupten, „Millionen von Katholiken hätten ihr Vaterland im Vatikan zu Rom". Hiernach mag man den Geist der Essener Versammlung beurtheilen.

Am gleichen Tage berichteten die Zeitungen von einer nationalliberalen Wahlversammlung in Bochum, deren Candidat bekanntlich, um den Centrums-Candidaten auszustechen, den Wunschzettel der socialdemokratischen Bergleute unterschrieben hat. Unter anderen Wahlmachern der Partei kam ein Amtsrichter Kuhlemann aus Braunschweig, früher selbst Abgeordneter, herüber: er versicherte den Zuhörern, „die Centrumspartei sei ebensowenig existenzberechtigt, wie die Jesuiten; sie sei durchaus jesuitischer Natur, habe an Bodenlosigkeit, Nichtsnutzigkeit, Gemeinheit und Schmutzigkeit das Höchste geleistet".[1]) Ueberhaupt haben diese Kämpfer für den „confessionellen Frieden" in der Jesuitenangst nicht nur vergessen, daß ihrem Evangelium eine noch größere und unmittelbare Gefahr droht, sondern sie gehen der Socialdemokratie gerade zu um den Bart. In seiner Besprechung des Ulmer Katholikentags hat das Stöcker'sche Kirchenblatt die protestantische Presse Württembergs höhnisch getadelt wegen ihrer antijesuitischen Lauheit: „sie sei recht froh, daß die Katholiken ihre horrenden (!) Forderungen in solch friedliche Worte gekleidet haben; da brauche man ja doch nicht dagegen zu kämpfen, da bleibe denn doch der confessionelle Friede ungestört"; dagegen hat das Blatt die socialdemokratische Zeitung von dort gelobt: „wahrhaft wohlthuend gegenüber solch' naiver Harmlosigkeit berühre die Art, wie sich die ‚Schwäbische Tagwacht' mit dem

---

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 6. Januar 1891 und 24. December 1890.



Katholikentag auseinandersetze".[1]) Ueberhaupt werden die Socialdemokraten in den Kämpfen gegen die Jesuiten thatsächlich mit einer scheuen Vorsicht geschont, als ob sie die stillen Bundesgenossen gegen den gefährlichern Feind, die katholische Kirche im Reiche, wären.

„Alle protestantischen Stadtgemeinden, dazu auch viele Landgemeinden werden von der Social-Demokratie unterwühlt, wo aber sieht man die Prediger gegen die Social-Demokraten kämpfen? Nur in Ausnahmefällen geschieht es, aber gegen die Jesuiten leiert fast jeder sein Sprüchlein herunter, den alten Kohl aus polemischen Schriften protestantischer Zeloten. Unter diesen Umständen kann von einem ‚gemeinsamen Kampf' gegen die Social-Demokratie gar keine Rede sein. Jenen Herren steht der Kampf gegen den Katholicismus viel höher; so hoch, daß alle anderen Dinge ihnen dagegen als Nebensachen erscheinen. Der Neue Evang. Gemeindebote hat aus ihrem Herzen gesprochen, als er dieser Tage sagte, es thue noth, ‚den Geist Luther's wider den alt' bösen Feind lebendig werden zu lassen'. Es gibt Leute, denen die ganze Social-Demokratie nicht so viel Kummer macht, als der Umstand, daß der Cultusminister angeblich katholischen Bischöfen, die ihn besuchen, die Berliner Museen zeigt, den General-Superintendenten aber nicht. Wir können es anstellen, wie wir wollen, diese Elemente werden stets uns in erster Linie, weit mehr als die Social-Demokraten hassen, weil sie uns nicht verzeihen können, daß wir wagen, zu existiren."[2])

In keiner der zahlreichen Versammlungen, welche katholischerseits wegen der Aufhebung des Jesuitengesetzes abgehalten worden sind, wie in Ulm, ist die andere Confession angegriffen, „der confessionelle Friede" auch nur mit Einem Worte gestört worden. Aber von irgendeiner Sänftigung des Sturmes auf der andern Seite war keine Rede, und man

---

1) Aus der Berliner „Deutsch-evangel. Kirchenzeitung" in der „Deutschen Reichszeitung" vom 30. Decbr. 1890.

2) Zuschrift vom Hauptschauplatze der Bewegung an die „Kölnische Volkszeitung" vom 17. Decbr. 1890.

braucht nicht die Finger Einer Hand, um die Männer zu zählen, welche es wagen, offen gegen das wüste Treiben aufzutreten. Einer davon war noch dazu ein Schweizer, auch schon Gegner der ersten Mobilmachung des „Evangelischen Bundes", Pastor von Orelli in Basel. Als endlich auch ein preußischer Abgeordneter, ein Mann mit dem ehrwürdigen Namen eines Herrn von Gerlach, dem Bund und seiner Agitation — „entweder mit offener Flagge oder nicht, wie letzteres leider in der Rheinpfalz festgestellt wurde" — entgegenzutreten gedachte, mußte er das obscure Stöcker'sche Blättchen in Berlin aufsuchen, und dieses glaubte den unbequemen Mahner wenigstens vor dem schlimmsten Verdacht durch die Redaktionsnote retten zu müssen: „Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerken wir, daß Herr von Gerlach evangelisch-lutherischer Confession ist." Als wenn ein Protestant überhaupt nicht so, wie er gethan, sprechen könnte!

„Mir kommt es vor Allem auf die grundsätzliche Seite der Frage an, und da muß ich sagen, daß ich es für unwürdig der evangelischen Kirche halte, wenn sie sich vom Staat durch Polizeimaßregeln gegen ihre katholische Schwesterkirche schützen läßt. Sie gibt damit zu, daß sie dieser im freien Wettbewerb und Geisterkampf nicht gewachsen zu sein glaubt. Das mag für den Augenblick auch stimmen. Denn sie ist in staatliche Fesseln eingeschnürt und jeder Aktionskraft beraubt. Niemand kann diesen Zustand mehr beklagen, als ich. Aber ich meine, daß man sicherlich die evangelische Kirche nicht dadurch stärken wird, daß man ihr künstlich von Staatswegen die Gegner vom Leibe hält, sondern vielmehr dadurch, daß man die Wurzeln ihrer Ohnmacht, ihre Knechtschaft durch den omnipotenten Staat, beseitigt. Hier könnte man für den ‚Evangelischen Bund' ein verdienstlicheres Ziel seines Strebens finden." [1])

Man sollte meinen, daß denn doch auch die verbissensten Köpfe über die Ungeheuerlichkeit nicht hinwegsehen könnten, daß

---

1) Aus dem Blatt „Volk" in der Berliner „Germania" vom 23. Januar 1891.



„alle Jesuiten, die doch Deutsche und Christen sind wie wir“, wie Hr. von Gerlach sagt, „zu Bürgern zweiter Classe gestempelt werden, während es Juden, die so schamlos unser Volk ausbeuten und vergiften, Anarchisten, welche die Vernichtung von Königthum, Christenthum und Gesellschaft auf gewaltsamem Wege als Programm bekennen, gestattet ist, sich des unbeschränkten Bürgerrechts in Deutschland zu erfreuen“. Er weist auch auf die sociale Gefahr hin, die solche Verkehrtheiten verbiete: „In unseren Tagen ist es wahrhaft nöthig, daß wir alle wirklich christlichen Elemente zusammenfassen, um die sociale Reform auf friedlichem Wege durchzuführen; die Evangelischen allein sind es gewiß nicht im Stande“. Endlich gibt er einen praktischen Rath, wie folgt:

Das Jesuitengesetz sei zu beseitigen und den paar Dutzend deutscher Jesuiten, die aus dem Auslande zurückkehren würden, solle der volle Genuß der staatsbürgerlichen Rechte zustehen; jetzt liege gegen den Orden und die überwältigende Anzahl seiner Mitglieder nichts vor; sollten aber die Jesuiten sich wieder, wie nach der Meinung des Hrn. von Gerlach in der Vergangenheit, „Uebergriffe erlauben, nun, so werden evangelische Kirche und Staat schon zu rechter Zeit einzuschreiten wissen; der ‚Evangelische Bund‘ wird ja auf dem Posten sein und sie mit wachsamem Auge controliren“.

Gewiß ein Vorschlag zur Güte: Zulassung der Jesuiten auf — Probe! Aber in den Reihen des tonangebenden Fanatismus, so weit sie zu übersehen sind, ist der Gedanke nirgends auch nur als discutirbar erachtet worden. Warum nicht? Weil die Jesuiten insgeheim unverbesserlich sind. Sie sind „berufsmäßige Verschwörer“: hat der Aufruf des Wiesbadener Pastors gesagt; und folgerichtig hat der Bismarckische Leibdiener, auch Führer der „Deutschconservativen“ in Preußen, Hr. von Helldorf, erklärt: „Wer für die Jesuiten sei, sei ein Verräther am Vaterlande und am Herrscherhause“. Sie sind schlimmer als die Socialdemokraten. Denn diese sind „verirrte Kinder unseres Volkes“, die Jesuiten dagegen sind

eine „auswärtige Geheimgesellschaft“, sie sind auch gar keine Deutschen mehr und ihr Orden ist „eine permanente Verschwörung gegen das deutsche Reich“. Darum ist auch keine Analogie zwischen dem Socialisten- und dem Jesuitengesetz zulässig, und die Behauptung, daß nach der Aufhebung des erstern das letztere logisch und juristisch nicht aufrecht zu halten sei, ist von vornherein hinfällig. So ist zu lesen in den breiten Anklageschriften, welche der Großmeister des „Evangelischen Bundes“, Professor Beyschlag zu Halle, in einer Berliner Wochenschrift veröffentlicht hat, und deren Extraabdruck ein Jeder auf Verlangen kostenfrei in's Haus geschickt erhalten kann.

„Insonderheit hat man den üblen Klang, den das Wort ‚Ausnahmegesetz‘ in den Ohren doktrinärer Liberalen hat, und den halb freiwilligen Verzicht der Reichsregierung auf das Socialistengesetz verwerthet, um für die Aufhebung des Jesuitengesetzes Stimmung zu machen. Nun, Ausnahmegesetze für Ausnahmefälle! Die Existenz einer vaterlandslosen Geheimgesellschaft, die sich unter dem Titel der Religion in alle Weltangelegenheiten einmischt und vermöge ihrer politischen Prinzipien eine permanente Verschwörung gegen das Deutsche Reich darstellt, ist gottlob ein Ausnahmefall in der civilisirten Welt, dem gegenüber das Deutsche Reich nur ein Ausnahmegesetz haben kann. Was aber die Analogie des Socialistengesetzes angeht, so wollen wir zwar die Aehnlichkeit der schwarzen Internationale mit der rothen nicht in Abrede stellen, aber schon mit den Socialisten, wie vielmehr mit dem Socialistengesetz, ist es doch ein anderes Ding. Die Socialdemokraten sind verirrte Kinder unseres Volkes, mit denen wir in Güte und Strenge zurechtkommen müssen. Die Jesuiten sind eine auswärtige Geheimgesellschaft, der wir nichts schuldig sind; wer aus Deutschland seit 1872 in sie eingetreten ist, der ist wie ein Deserteur heimlich über die Grenze gegangen und hat im Ordensgelübde sein Vaterland abgeschworen, er mag bleiben wo er ist, oder wiederkommen, ohne sein Ordenshandwerk auszuüben.“[1])

---

1) O. Arendts „Deutsches Wochenblatt“. Berlin vom 25. Dec. 1890. S. 625 f.



Man muß zugeben, daß Herr Beyschlag mit Bienenfleiß Alles zusammengesucht hat, was zur Verdammung der Jesuiten dienlich sein konnte. Keinen verdächtigen Zeugen hat er abgewiesen, aber keinen Vertheidiger hat er gefragt: ob es auch wahr sei?[1]) Was die Jesuiten bei uns für Verderben stiften würden, kann er nicht grausig genug schildern. Vor achtzehn Jahren, damals als man in preußischen Landestheilen noch mit leiblichen Augen Jesuiten, sogar mit dem eisernen Kreuz decorirte, sehen konnte, durfte Hr. Wagener, mit der Begründung des Ausnahmegesetzes im Reichstag von Bismarck betraut, dreist behaupten: die Jesuiten seien die brennendste Gefahr für das Reich, sie wollten in Frankreich und von da aus in den gegenwärtigen Dreibundsstaaten Gesellen-, Arbeitervereine und Casino's gründen und gegen die vaterländischen Staaten fanatisiren. Jetzt sagt Hr. Beyschlag, die Gefahr sei allerdings vor Allem eine innere, sie liege aber schon in der Zusammensetzung des Reichs, das eben kein Reich sei, wie ein anderes. Warum? Nun, es hat zu viel und zu gute Katholiken neben und unter der protestantischen Mehrheit.

„Das junge deutsche Reich, so stark es sei, hat seine Achillesferse, es hat zwei Fünftel Katholiken: kann man die vatikanisiren, jesuitisiren, kann man die organisiren zu einer geschlossenen Opposition, und so das Ganze theilen, einschüchtern, innerlich verwirren und zerreißen, dann ist die Todeswunde da. Mit jenem sicheren, klaren Blick, der dem Menschen in großen Wendepunkten seines Lebens vergönnt ist, erkannte das junge deutsche Reich seinen Todfeind; es war eine seiner ersten Lebensäußerungen, die Gesellschaft Jesu aus seinen Grenzen auszuweisen. Und heute wird ihm zugemuthet, diesen Akt der

---

1) Schwerlich hat im ganzen Bereich des „Evangelischen Bundes“ auch nur Einer die ebenso maßvolle, als lehrreiche Schrift des Domcapitular Dr. Höhler zu Limburg: „Religionskrieg in Sicht?“ auch nur gesehen. S. „Histor.-polit. Blätter“ 1890. Band 106, S. 629.



Selbsterhaltung zu widerrufen! Ja, was ist denn in diesen achtzehn Jahren geschehen, daß wir ihn widerrufen sollen? Leider ist vieles geschehen, das nichts getaugt hat. Naturgemäß haben, nachdem die äußere Lebensfrage Deutschlands gelöst war, die inneren ungelösten Lebensfragen sich in den Vordergrund gedrängt, und ihnen gegenüber war die Meisterhand, die unsere äußeren Verhältnisse so herrlich zu ordnen und zu schirmen verstanden, leider keine Meisterhand. Die kirchliche Lebensfrage war dem jungen Reiche durch's vatikanische Concil von vornherein in schroffster Weise aufgedrängt. Die Mahnung des weitschauenden Fürsten Hohenlohe, den vatikanischen Beschlüssen vorzubeugen, ward in den Wind geschlagen. Als das Concil vorüber und das katholische Deutschland, selbst in der Mehrheit seiner Bischöfe und Priester, über die Ergebnisse desselben entsetzt war, da ward die unwiederbringliche Gelegenheit, Roms Macht auf deutschem Boden zu brechen, in unbegreiflicher Weise versäumt. Erst als die den vatikanischen Dekreten abgeneigten Bischöfe und Priester, vom Staate verlassen, sich dem jesuitischen Joche gebeugt und ihr Gewissen zum Opfer gebracht hatten begann der Versuch, sie durch Gesetz und Polizei den Lebensbedingungen des deutschen Staates unterwerfen zu wollen. Als dieser Versuch, zu spät und theilweise mit falschen Mitteln unternommen, eben daran war, wenigstens eine formelle Nachgiebigkeit zu erreichen, setzte man sich selbst in's Unrecht, indem man den Rückzug anzutreten begann. Und wenn man noch einen stolzen Frieden geschlossen hätte, einen Frieden, der gesagt hätte: wir kennen einander, und wenn wir euch gewähren lassen — hütet euch, es zu übertreiben! Statt dessen ist man in das System einer unwürdigen Liebedienerei gegen Papst und Bischöfe verfallen, durch welches man die Evangelischen erbittert und den Römischen wahrlich nicht imponirt. Es ist nur natürlich, daß durch das Alles der Uebermuth der Ultramontanen in Deutschland auf's Aeußerste gesteigert worden ist, und die Frucht dieses Uebermuthes ist jetzt das Verlangen, daß auch das Reich seinen Canossagang thue und die Schutzwehr abtrage, die es gegen die römische Ueberfluthung aufgerichtet hat. — Und nun ist auf der anderen Seite die sociale Frage mit akuter Macht über uns gekommen, und hat die ganze religiös-

sittliche Zerfahrenheit weiter gebildeter Kreise unter uns von neuem offenbar gemacht. Während der deutsche Katholicismus sich schweigend einer Vertretung unterwirft, die ihre Losungen aus Rom empfängt und mit einer an den Jesuitenorden erinnernden Disciplin ausführt, wissen hochgebildete und einflußreiche protestantische Politiker weder über die eigene Confession und Kirchengeschichte, noch über die gegnerische Bescheid, oder sie folgen in ihrem inneren religiösen Bankerott der Losung: „Religion in's Volk, einerlei welche, ich selber mache ja keinen Gebrauch davon", d. h. Obst her, und wenn's Tollkirschen wären, denn ich selber esse nicht mit!" [1])

Wohin die Spitze aller dieser Schreckbilder gerichtet ist, läßt sich mit unbewaffnetem Auge ersehen. Aber auch noch eine diplomatische Finte wird für dienlich erachtet, den Eindruck allerhöchsten Orts zu verstärken und an die Anstiftung einer europäischen Verschwörung glauben zu machen. Die Politik des Vatikans soll eine dem Dreibund feindliche Wendung genommen haben und zwar unter dem Einfluß der Jesuiten. Das eigentliche Organ dieser seit geraumer Zeit fortgesetzten Anschwärzung ist die Münchener „Allgemeine Zeitung". Früher war sie wirklich ein „Weltblatt", und insoferne unparteiisch, als sie ihre Berichterstatter und Mitarbeiter reden ließ, ohne daß die Redaktion tagtäglich leitartikelte und ihre eigene Meinung dem Publikum aufzudrängen suchte. Jetzt ist sie ein Bismarck'sches Parteiblatt geworden, geht auch in der Bemängelung des jungen Kaisers auf den schlecht verdeckten Wegen des Herrn und Meisters durch Dick und Dünn; die Jesuitenfrage insbesondere bearbeitet einer der Berliner Correspondenten systematisch in den Spalten des Blattes, und zwar nach ihrer angeblichen internationalen Bedeutung.

Schon gegen Ende vorigen Jahres berichtete dieser Herr: „Wenn wir im Vatikan zur Zeit die Freunde des Jesuitenordens dominiren sehen und als Frucht ihres Ueber-

1) A. a. O. S. 624 ff.

gewichts uns die Abwendung des Papstes von der mitteleuropäischen Liga entgegentritt, so folgt daraus, daß auch Windthorst genöthigt wird, die Consequenzen aus dieser Thatsache zu ziehen. Hat doch erst jüngst ein hervorragender Jesuit den Satz aufgestellt, daß wenn der Papst, wie es geschehe, die Rückerwerbung Roms als eine Nothwendigkeit erkläre, daraus folge, daß auch die gläubigen Katholiken diesen Satz, gewissermaßen wie ein Dogma, in ihren Glaubensschatz aufzunehmen hätten. In welchem Zusammenhange hier die Theorie mit einer zunächst Italien und mittelbar Deutschland feindseligen Praxis steht, liegt auf der Hand und ist durch die Versuche einer Annäherung an Frankreich und Rußland bethätigt worden".[1]) Ein paar Wochen später kam neuer Bericht aus Berlin:

„Im Vatikan ist zur Zeit eine Richtung am Ruder, die dem Dreibunde nicht eben ein freundliches Gesicht zeigt, wie wir schon mehrfach zu betonen Anlaß gehabt haben. Neuerdings hat das Hervortreten republikanischer Strömungen in Italien die Aufmerksamkeit der Thatsache wieder zugewandt, daß die Geflissentlichkeit, mit welcher der hohe italienische Klerus sich der

1) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 17. December 1890 — Einem frühern Berliner Bericht vom 8. December über die Jesuitenfrage hat die Redaktion aus Eigenem die Bemerkung beigefügt: „Die protestantische Abwehr hat einen recht lebhaften Charakter angenommen, namentlich in den süd- und südwestdeutschen Gegenden, wo man die Wirksamkeit der Jesuiten kennt und ihre Spuren noch lange Jahre in einer fanatischen Verhetzung der Confessionen und einer traurigen Demoralisirung des Volkes wahrgenommen hat". — Wer eben erst frisch aus dem Norden nach Süden gekommen ist, der wird selbstverständlich nicht viel Kenntniß der bayerischen Geschichte mitgebracht haben, noch weniger die im Volke lebenden Traditionen kennen, deren sich wir älteren Leute immer noch erinnern, wie z. B. Graf Friedrich von Quadt-Wykradt-Isny in seinem „Offenen Briefe über die Jesuiten-Frage" (Kempten, 1891). Nicht die Jesuiten waren die „Verhetzer" und „Demoralisirer" des Volkes, sondern ihre Gegner und die Einzieher ihrer Güter waren es.

französischen Republik freundlich zu erweisen sucht, keine zufällige Erscheinung ist, sondern als Symptom einer tiefgehenden Verstimmung zu gelten hat. Cardinal Lavigerie, das tritt immer deutlicher hervor, hat im Auftrage geredet, wenn er den republikanischen Gedanken sich zu eigen machte, obgleich dieser dem europäischen Programm des hl. Stuhles bisher nicht entsprach . . . Es ist unter diesen Umständen als ein besonderes Glück zu betrachten, daß die Verständigung mit Rußland immer wieder an der abwehrenden Haltung Rußlands scheitert. Und trotzdem gehen die Verhandlungen fort. Der letzte Grund ist eben der, daß das republikanische Frankreich seit geraumer Zeit bündnißfähig geworden ist, was es früher nicht war, auch für den Czaren, der noch 1884 den Gedanken eines französischen Bündnisses mit Abscheu zurückwies. Damit rechnet man auch im Vatikan, und so hat zweierlei geschehen können: das Paktiren mit der Republik und das Capituliren vor dem russischen Cäsareopapismus — eine logische Dissonanz, wie sie eben nur in unserer widerspruchsvollen Zeit denkbar ist." [1])

Um ja kein Mittel der Abschreckung außer Acht zu lassen, mußte auch noch der Geldpunkt herhalten, der in der Sperrgelderfrage die Hauptrolle spielt. Unter Berufung auf die „Kölnische Zeitung" weist Herr Beyschlag auf das „mehr als Rothschild'sche Vermögen" hin, „das der Orden auch heute wieder beisammen habe". [2]) Also etwa zwei Milliarden!

Faßt man Alles zusammen, was in dem stürmischen Toben dem jungen Monarchen zu Gehör geredet wird, so muß man sagen, daß fast übermenschlicher Muth dazu gehören würde, in dem edeln Bestreben, mit der Bismarck'schen

---

1) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 19. Januar 1891. Abendblatt. — Dieser Bericht hat auch den „Moniteur de Rome" auf das tendenziöse Treiben aufmerksam gemacht, welcher am 23. Januar d. Js. mit einer kräftigen Replik erwiderte, deren Sinn sich in die Frage zusammenfassen ließe: „Und wenn es so wäre, wer trüge daran die Schuld?"

2) Berliner „Deutsches Wochenblatt" vom 1. Januar 1891.

Hinterlassenschaft aufzuräumen, tapfer fortzufahren, und zunächst die empörendsten Inventarstücke derselben zum Fenster der Reichs- und Staatskanzlei hinauszuwerfen: den Sperrgeldersfond und das Jesuitengesetz. In logischer Folge würde es sodann den Dritten im Bunde, den Welfenfond, treffen. Nicht unwahrscheinlich, daß auch er zu einer Frage des „confessionellen Friedens“ gestempelt werden könnte.

---

## XXXI.

## Der Staatshaushalt des Vatikan und die Ausgaben des heiligen Vaters.

Es wird so unglaublich viel über die Finanzen des Vatikan und die Summen, welche dem heiligen Vater persönlich zur Verfügung stehen, gefabelt, daß es mir an der Zeit erscheint, auf Grund der letzten Abrechnungen einen summarischen Ueberblick über den päpstlichen Staats- und Privathaushalt zu geben. Da es nicht Zweck dieser Zeilen sein kann, genau die Lire und Centesimi der Camera-Rechnungen hier vorzuführen, so gebe ich auf Grund der letzten Jahresabschlüsse die mittleren Durchschnittssummen für die einzelnen Posten an. Dazu muß jedoch bemerkt werden, daß in einzelnen Jahren bei außergewöhnlichen Veranlassungen manche Ausgabeposten zuweilen die doppelte oder dreifache Höhe erreichen, welche sich aber dann meistens auf anderen Gebieten verrechnen lassen. Daß mit der folgenden Uebersicht nicht auch zugleich das Einnahmebudget gegeben werden kann, ist aus leicht begreiflichen Gründen — zumeist politischer Natur — klar.

Wenn in letzter Zeit die liberale Presse Italiens sich eingehender um die Ersparnisse, die im Vatikan gemacht werden, gekümmert hat, und manche der thatsächlichen Angaben nicht gerade unrichtig sind, so müssen doch alle Schlußfolgerungen

jener Presse von vornherein als falsch abgewiesen werden. Es handelt sich nicht um Coterien und Cliquen, die ihre Ansichten mit aller Macht geltend machen wollen, es handelt sich nicht darum, die Welt glauben zu machen, „daß der Papst am Verhungern sei" und was sonst der schönen Dinge mehr sind, sondern es werden wie in jedem geordneten Haushalte die nothwendigsten Dinge zunächst bedacht, dann das Nützliche und schließlich erst das Angenehme.

Ich gebe nunmehr die einzelnen Titel in runden Summen an und lasse dann die nöthigen Erklärungen dazu folgen.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. | Zur privaten Verfügung des heiligen Vaters | Lire | 500,000 |
| 2. | Für die Cardinäle | „ | 700,000 |
| 3. | Für die armen Diöcesen | „ | 460,000 |
| 4. | Präfektur der apostolischen Paläste | „ | 1'800,000 |
| 5. | Staats-Secretarie | „ | 1'000,000 |
| 6. | Für die Beamten | „ | 1'500,000 |
| 7. | Für Schulzwecke und die Ausgaben der päpstlichen Elemosineria | „ | 1'200,000. |
| | Gesammtbetrag | Lire | 7'160,000 |

Die halbe Million Lire (= Francs), welche zur Verfügung Sr. Heiligkeit stehen, werden verwendet für den Haushalt des heiligen Vaters im engeren Sinne und für alle diejenigen Ausgaben, welche derselbe macht oder machen muß, soweit dieselben nicht unter einen der anderen Titel fallen. Dahin gehören: Geschenke an Souveräne, Ausgaben für Ordensinsignien, welche ausnahmsweise bei der Dekorirung hochstehender Persönlichkeiten dem Breve beigefügt werden,[1]) Ankäufe von Kunstgegenständen, sonstige Bestellungen, um Geschenke zu machen, sowie alle diejenigen Spenden für wohlthätige Zwecke, welche unmittelbar aus allerhöchster Entschließung gegeben werden, ohne daß dieselben durch das Bureau der Elemosineria zu gehen haben.

Der zweite Titel verrechnet 700,000 Lire für die Cardinäle. Dieses ist folgendermaßen zu verstehen. Alle Cardinäle in curia,

---

1) Die Ordensverleihungen des heiligen Stuhles geschehen durch Breve, welchem ein sogenannter Figurino beigefügt ist, der die Ordensuniform darstellt; die Insignien sich selbst anzuschaffen, bleibt jedem überlassen.

d. h. die in Rom residirenden Cardinäle erhalten ein jährliches Einkommen vom heiligen Stuhle angewiesen. Die übrigen Purpurträger sind alle aktive Erzbischöfe oder Bischöfe — letzteres allerdings nur ganz ausnahmsweise — und haben so ihre mensa cardinalizia. Als einzige Ausnahme eines Cardinals, der nicht Bischof war und trotzdem nicht an der Curie residirte, ist der kürzlich verstorbene Cardinaldiacon Newman zu nennen. Jedoch nur durch besonderes Privileg Leo XIII. war es ihm gestattet in Birmingham auch als Cardinal weiter zu wohnen. Gegenwärtig residiren 25 Cardinäle in curia. Das Minimaleinkommen eines jeden Cardinals beträgt 20,000 Lire, eine Summe, welche in Ansehung der Hofhaltung, welche die Kirchenfürsten zu führen verpflichtet sind, als ziemlich klein angesehen werden muß. Außerdem gibt es nun noch etwa 10—12 Aemter. welche von Cardinälen zu versehen sind und die ein von der mensa cardinalizia abgesondertes Einkommen für den jeweiligen Inhaber darstellen. Hierher gehören beispielsweise die Stellungen des Decans des heiligen Collegiums, des Expedienten der Breven (Cardinal Ledóchowski), des Generalvikars Sr. Heiligkeit und andere mehr. Je nachdem gerade einige Titel vakant sind oder nicht, variirt die Höhe der Ausgaben um 60—100,000 Lire.

Die Ausgaben von 460,000 Lire für arme Diöcesen sind dahin aufzufassen, daß der heilige Vater einer großen Anzahl armer, meist italienischer Diöcesen bezüglich der bischöflichen mensa, der Priestererziehungs-Seminare, undotirter Pfarreien 2c. regelmäßige Unterstützungen zukommen läßt.

Das Budget der Präfektur der apostolischen Paläste wird alljährlich vom Maggiordomo Sr. Heiligkeit — gegenwärtig Monsignor Ruffo Scilla — entworfen und bewegt sich zwischen $1^1/_2$ und 2 Millionen Lire. Dasselbe umfaßt alle Ausgaben für den apostolischen Hof und den Palast des Vatikan; es regelt die Verwaltung aller derjenigen Paläste und Gebäude, welche noch in den Händen des heiligen Stuhles geblieben sind; es bestreitet die Ausgaben für die Museen und Gallerien der apostolischen Paläste und gewährt die Mittel für die Unterhaltungs- respektive Restaurationsarbeiten der Kunstwerke. Als verschwindend kleine Einnahme steht vom 1. Februar laufenden Jahres ab das Eintrittsgeld von einer Lire für die beiden Museen

des Vatikan- und Lateranpalastes zur Verfügung des Maggiordomates. Schließlich muß aus dem Budget auch noch die Verwaltung der Floreria Apostolica und der vatikanischen Gärten bestritten werden. Die Verwaltung der Museen und die nothwendigen Restaurationsarbeiten verschlingen alljährlich allein eine Summe von 100,000 Lire, woraus man entnehmen kann, wie haushälterisch gewirthschaftet werden muß „to make the two ends meet“.

Eine Million Lire steht zur Verfügung des Staatssekretariats. Davon müssen alle Nuntiaturen erster und zweiter Classe, alle Internuntien, apostolischen Delegaten politischen Charakters und alle diplomatischen Reisen und außerordentlichen Gesandtschaften bei besonderen Anlässen unterhalten werden. Zugleich wird der große in curia befindliche Beamtenstab des Ministeriums daraus besoldet. Es bestehen zur Zeit: vier große Nuntiaturen (erster Classe) in Wien, Paris, Madrid und Lissabon, zwei Nuntiaturen in München und in Brüssel, zwei Internuntiaturen in Haag und in Rio de Janeiro und drei apostolische Delegationen 1) für Equador, Bolivia und Peru, 2) für Columbia und 3) San Domingo, Hayti und Venezuela. Die Nuntiatur der Schweiz (Luzern) und die Delegationen für Chili und Costarica sind vakant. Die übrigen 7 Delegationen sind rein kirchlichen Charakters und unterstehen der Propaganda.[1])

Die Summe von 1'500,000 Lire unter dem Titel „für die Beamten“ wird nicht für aktive Beamte des hl. Stuhles verausgabt, sondern umfaßt Pensionszahlungen. Als am 20. September 1870 die Piemontesen durch die Bresche der Porta Pia in Rom einrückten, zogen es die weitaus meisten der päpstlichen Beamten vor, nicht in italienische Dienste überzutreten. Der heilige Vater konnte jedoch den ganzen Beamtenapparat nicht weiter verwenden, und so wurden denn die Meisten pensionirt. In den ersten zehn Jahren waren diese so erwachsenen Ausgaben ganz ungeheuer; aber Pius IX. wollte seine treuen Diener nicht ganz dem Elende überliefern und so nahm er denn diese große

---

1) Hieher gehören die Delegationen in 1) Constantinopel, 2) Aegypten und Arabien, 3) Griechenland, 4) Ostindien, 5) Mesopotamien, Kurdistan und Kleinarmenien, 6) Persien und 7) Syrien.

Last auf sich. Naturgemäß vermindert sich diese Summe von Jahr zu Jahr durch eintretende Todesfälle, so daß dieselbe jetzt auf dem bescheidenen Standpunkte von 1½ Millionen angekommen ist.

Auf den ersten Blick erscheint die Summe von 1'200,000 Lire für Schulen und wohlthätige Zwecke vielleicht etwas groß. Wenn man jedoch bedenkt, daß fast alle katholischen Privatschulen der ewigen Stadt aus der päpstlichen Schatulle unterhalten werden müssen, dann erklärt sich dieses. Zu gleicher Zeit muß hervorgehoben werden, daß dieser Titel stets im Wachsen begriffen ist. Denn bei der absolut unzureichenden Fürsorge von Commune und Staat für die Armen mehren sich die nothwendigen Armenunterstützungen von Seiten des heil. Stuhles in wirklich außerordentlicher Weise. Welch' eine Summe von Arbeit in der Elemosineria apostolica geleistet werden muß, ersieht man daraus, daß dieselbe mit Einschluß von Monsignor Elemosiniere sechs Beamte umfaßt.

Wenngleich die vorstehenden Angaben die mehr oder weniger festen, regelmäßigen Ausgabetitel umfassen, so sind damit doch die Anforderungen an den heiligen Stuhl keineswegs abgeschlossen. Die außerordentlichen Ausgaben werden nur zum allerkleinsten Theile dem Publikum bekannt. Und welche Summen dabei häufig in Frage kommen, ersieht man aus der nun schon zum dritten Male erfolgten Zuwendung von 500,000 Lire an die Congregatio de Propaganda fide. Die vielen gelehrten Institute Roms, wie die Akademie des heiligen Thomas, die Conferenze giuridico-storiche, die Accademia Pontificia Tiberina, die Accademia dei Nuovi Lincei und viele andere empfangen außerordentliche Zuschüsse oder erhalten Summen zur Drucklegung wichtiger Werke. Ich erinnere ferner an die großartigen Umbauten der Apsis der Lateranensischen Basilika zum heiligen Johannes, welche über 5'000,000 Lire gekostet hat. Unvergessen bleibe die ausgezeichnete Wiederherstellung des Portals am Klosterhofe der gleichen Basilika. Der Hinweis auf die Ausgrabungen in den römischen Katacomben wird dem Leser in's Gedächtniß zurückrufen, daß dieses nur auf Kosten des heilgen Vaters geschieht. Carpineto, der Geburtsort Leo XIII., verdankt der Municifenz des Summus Pontifex die Anlage einer

großartigen Wasserleitung und eines herrlichen Hospitals, Monumente, deren Kosten recht bedeutende waren. Was in Perugia, der Bischofsstadt des Papstes, geschehen, vermag Jeder zu sehen, der diese Stadt besucht. Die Vollendung der Gedenksäule an das Vatikanische Concil im Cortile della Pigna verdanken wir Leo XIII. Und die Ausführung des herrlichen Werkes zeigt uns deutlich, daß dieses nicht mit kleinen Summen geschehen konnte.

Auf dem altehrwürdigen Thurme Gregor XIII., über den Schätzen von Bibliothek und Archiv thronend, ist im Laufe des letzten Jahres eine Specola, eine Sternwarte eingerichtet worden, für welche der heilige Vater eine besondere Verwaltung eingesetzt hat. Wer sich bei einem Besuche überzeugen will, wie viele Präcisionsinstrumente zu dieser Einrichtung erforderlich waren, wer den Bau der neuen großen Pariser Kuppel auf dem Thurme Leos XIII. zum Zwecke der Himmelsphotographie aufmerksam verfolgt hat, wird verstehen, daß diese außerordentliche Ausgabe eine gewaltige ist.

Es ist gut, wenn die Welt wieder einmal auf Grund authentischer Angaben erfährt, wie der heilige Vater sein kleines Reich verwaltet, damit die Gläubigen sich daran erbauen und die Feinde der Kirche verstummen und erröthen. Denn Jemand, dessen persönliche Bedürfnisse täglich mit 5 Lire gedeckt werden, der für sich selber alles abweist, um es edlen und guten Zwecken zuzuführen, ist doch wahrhaftig ein Muster für die ganze Welt. Und wer von unseren Gegnern nicht ganz verbohrt ist, muß offen anerkennen, daß im Vatikan mit diesen verhältnißmäßig kleinen Summen mehr Dauerndes, Großartiges, aere perennius geschaffen wird, wie manch anderwärts mit dem drei- und vierfachen Betrage.

Marchese Camposanto.

---

# XXXII.

## Neuere Literatur über die letzten Lebensschicksale Maria Stuarts.

Zwei weite Gebiete, sagt Brantôme, hat der zu bearbeiten, welcher sich mit der berühmten Schottenkönigin beschäftigt: die Geschichte ihres Lebens und ihres Todes. Nach beiden Richtungen hin, zumal aber nach der ersteren ist in den letzten Jahrzehnten eine umfangreiche Literatur in und außer Deutschland angewachsen. Wir beschränken uns heute auf die weniger zahlreichen neueren Werke der zweiten Art, welche über die letzten Lebensschicksale und den Tod Maria Stuart's handeln.

Es ist bekannt, auf welche Anklage hin die unglückliche Schottenkönigin zum Tode verurtheilt wurde. Man beschuldigte sie der Theilnahme an einer Verschwörung gegen das Leben der Königin Elisabeth. Maria hat bis zum letzten Athemzuge jede Schuld hieran mit solcher Bestimmtheit geläugnet, daß ein angesehener Forscher, welcher dieselbe trotzdem für erwiesen hielt, keinen Anstand nahm, zu behaupten, sie sei „mit einer Lüge auf den Lippen vor ihren himmlischen Richter getreten".[1]) Wahrlich, ein hartes Wort, welches auszusprechen nur volle historische Gewißheit den Geschichtsforscher berechtigen kann. Daß aber diese Gewißheit keineswegs besteht, ja daß im Gegentheile Maria Stuart unschuldig auf dem Schaffot blutete, das nachzuweisen ist der Zweck der unten verzeichneten neueren Schriften von Dr. B. Sepp[2]) und Baron Kervyn de Lettenhove.[3])

1) H. Breßlau in Sybel's hist. Zeitschrift. 1884, Bd. 52, 289.

2) Der Rücklaß der unglücklichen Schottenkönigin Maria Stuart. (Mit Abbildungen). München, Lindauer'sche Buchhandlung. 1885. S 93 ff.

Maria Stuarts Briefwechsel mit Anthony Babington. Ebda. 1886.

Prozeß gegen Maria Stuart zu Fotheringay 14/24. und 15./25. Oktober 1586 und in der Sternkammer zu Westminster 25. Okt./4. Nov. 1586. Nach den Akten dargestellt. Ebenda. 1886

3) Marie Stuart. L'oeuvre puritaine. Le procès. Le supplice. 1585—1587. Paris. 1889. 2 vol. Vgl. die zustimmende Be-

Ersterer, auf diesem Forschungsgebiete bekannt durch seine Arbeiten über die Kassettenbriefe, übersetzt und erklärt mit der Sorgfalt und Gründlichkeit des deutschen Gelehrten das vorhandene Quellenmaterial; letzterer, der berühmte Präsident der belgischen historischen Commission, schreibt mit der glänzenden, geistreichen Feder des Franzosen den Text dazu. Ziehen wir aus den Werken beider Forscher das Facit.

„Zwei Sonnen können nicht ein Land erleuchten", sagt kurz aber bezeichnend eine alte Flugschrift über den Tod der Schottenkönigin.[1]) In der That erblickte Elisabeth, auch als ihre Sonne am hellsten strahlte und ihre Rivalin in engster Gefangenschaft schmachtete, immer noch eine Gefahr in ihr. Noch bedrohlicher aber erschien ihre Existenz der puritanischen Partei, welche damals in England das Ruder führte. Maria Stuart war Elisabeths nächste Verwandte und Erbin. Darum mußte sie vor Elisabeth sterben, denn andernfalls wäre mit ihr eine katholische Königin auf den englischen Thron gekommen. Und da keine genügenden Rechtsgründe vorlagen, sie zu beseitigen, so mußten Vorwände geschaffen werden, es mußte ein Complott geschmiedet werden, das sie verderben sollte.

Ein gewisser Gilbert Gifford diente als Werkzeug. Er wußte sich in die Kreise, welche seit längerer Zeit schon eine Befreiung Maria's, nöthigenfalls mit spanischer oder französischer Hilfe, planten, einzuführen[2]) und trat besonders mit einem jungen katholischen Edelmanne, Anthony Babington, der voll Begeisterung für Maria war, in Verbindung. Mehrere andere Katholiken schlossen sich an. Man besprach Anschläge zur Rettung der gefangenen Königin; man suchte sich mit ihr in Verkehr zu setzen, und siehe da, das englische Kabinet, welches

---

sprechung von G. Baguenault de Puchesse in der Revue des questions historiques. 1890. I. 47, 619 ff., wogegen Revue historique (1890) 43, 104 das Verfahren Elisabeths als politische Nothwehr zu rechtfertigen sucht.

1) „L'Angleterre ne pouvoit endurer deux soleils". La mort de la royne d'Écosse. 1588.

2) Es scheint uns übrigens wohl möglich, daß Gifford es anfänglich redlich mit Maria meinte, und daß er erst, als deren Feinde Verdacht gegen ihn schöpften, in den Sold derselben trat, um sich hierdurch sein Leben zu erkaufen.

ihr in der letzten Zeit die Correspondenz völlig abgeschnitten hatte, ermöglichte deren Wiederanknüpfung, freilich nur in der Weise, daß jedes Schriftstück, ohne daß Maria oder der französische Gesandte, Baron v. Chateauneuf, oder auch die Verschworenen eine Ahnung hatten, durch die Hände Walsingham's ging. Galt es ja auf solche Art der Gefangenen einen Beweis hochverrätherischer Absichten zu entlocken.

Diese heimtückische Veranstaltung und deren trauriger Erfolg ist es, was Baron Lettenhove auf dem Titel seines Werkes als „oeuvre puritaine“ bezeichnet; denn die puritanische Umgebung Elisabeths, vor allem Leicester und Walsingham, deren ersterer öffentlich erklärt hatte, er werde alle seine Macht anwenden, um die Schottenkönigin zu verderben, waren die Anstifter.

Gelang es nun wirklich, Maria zur Einwilligung in einen Plan gegen das Leben Elisabeths zu bestimmen? Die Antwort auf diese Frage müßte ihr Briefwechsel mit den Verschworenen, an erster Stelle mit Babington bieten, welchen Harry Breßlau im englischen Wortlaut[1]) und darauf fußend Dr. Sepp in deutscher Uebersetzung veröffentlicht hat. Allein derselbe ist keineswegs im Original erhalten. Wir besitzen lediglich nichtoffizielle Abschriften, und unter diesen findet sich nur ein einziges Schreiben Maria's, in welchem außer dem Plane ihrer Befreiung auch ein Anschlag gegen das Leben der Königin von England angedeutet zu sein scheint. Es ist dies der sogenannte lange Babington-Brief (Nr. III, Sepp, Briefwechsel, S. 36 ff.) vom 17./27. Juli 1586, die Antwort auf Babington's Schreiben vom c. 6./16. Juli desselben Jahres (Brief II, Sepp, S. 28 ff.).

Dieser ausführliche Brief wurde von Maria in französischer Sprache entworfen, von ihrem ersten Sekretär Claude Nau weiter ausgeführt und stilisirt, von dem zweiten Sekretär, Gilbert Curle, ins Englische übersetzt, hierauf chiffrirt und so abgesandt. Durch den Agenten des englischen Kabinets, Thomas Philipps, entziffert, ins Französische rückübersetzt und abgeschrieben, hatte dieser einzige belastende Brief fünfmal seine

1) Hist. Zeitschrift 1884. Bd. 52, 311 ff.



Gestalt verändert, bevor er von den Feinden Maria's benützt werden konnte. Es ist klar, daß ein solches Dokument, wenn es zudem durch Hände wie die eines Philipps, der sich selbst später als Fälscher von Schriftstücken bekannte, und der dazu aufgestellt und besoldet war, in der Correspondenz der Gefangenen eine gravirende Aeußerung zu entdecken, keinen Werth mehr besitzen kann gegenüber der feierlichen, im Angesichte des Todes aufrechterhaltenen und eidlichen Betheuerung Maria's und ihrer beiden Sekretäre von ihrer Unschuld.

Diese Erwägungen allein genügen, um es höchst wahrscheinlich zu machen, daß die belastenden Stellen in Babingtons Brief (II) und Marias Antwort (III) durch Philipps in seine dechiffrirten Abschriften eingeschoben wurden. Die ferneren Gründe hierfür, zumal die Widersprüche mit dem nachfolgenden Inhalte der Briefe und der übrigen Correspondenz der Schottenkönigin hat Dr. Sepp zusammengestellt und gründlich erörtert. Geradezu überraschend aber ist der von demselben Forscher gebrachte Nachweis, daß es durch die wiederholte Einschiebung der einzigen Ziffer 6 (der Zahl der angeblich gegen das Leben Elisabeths verschworenen Edelleute) dem Fälscher gelang, den Sinn des Briefes III so zu ändern, daß er, statt auf den Anschlag zur Befreiung Marias, nunmehr auf das Complott behufs Ermordung der englischen Königin Bezug zu nehmen scheint.

Es ist eine schwerwiegende Thatsache, daß das englische Kabinet in dem Prozeß, welcher nach Gefangennahme der Verschwörer auch gegen die Schottenkönigin eröffnet wurde, keine weiteren Beweise gegen dieselbe besaß als diesen einzigen Brief III, und daß selbst dieser nur in Abschriften von Philipps vorgelegt werden konnte, weil man das Original — wie unklug, wenn es wirklich so belastenden Inhaltes war! — unbedenklich an den Adressaten (Babington) ausliefern und durch diesen vernichten ließ.

Allein das Schicksal der unglücklichen Gefangenen war nun einmal besiegelt und der Ausgang des Prozesses im vorhinein bestimmt. Dr. Sepp hat in verdienstvoller Weise sämmtliche auf den Prozeß zu Fotheringay und in der Sternkammer bezüglichen Aktenstücke in deutscher Uebersetzung veröffentlicht,

commentirt und durch einen fortlaufenden, Camden's Annalen entnommenen Text verbunden. Hierdurch ist zum erstenmale einem größeren Kreise deutscher Leser, denen die großen englischen Quellenwerke unzugänglich sind, ermöglicht, sich ein Urtheil über das keineswegs in jeder Beziehung regelmäßige Gerichtsverfahren gegen Maria Stuart (man gewährte ihr beispielsweise nicht einmal einen Vertheidiger) zu bilden.

Tiefe Wehmuth muß jeden beschleichen, der diese Aktenstücke studirt: Hier eine Gefangene, sich allein überlassen, ohne Rath und Hilfe, aber starkmüthig und edelsinnig im Bewußtsein ihrer Unschuld und königlichen Würde; dort eine Partei voll blinden Hasses, zu den schlechtesten Mitteln bereit, um ihr Ziel zu erreichen; inmitten Elisabeth, schwankend zwischen dem Wunsche, von ihrer gefährlichen Gegnerin befreit zu werden, und der Scheu, sich an dem gesalbten Haupte ihrer nächsten Verwandten zu vergreifen. Wie wird die Entscheidung fallen? Schon ist das Urtheil des Gerichtshofes gesprochen und noch zaudert Elisabeth mehr als drei Monate lang Sie will ihre Rivalin vernichten, aber sie fürchtet die europäischen Höfe, deren Gesandte zum Theil sehr energisch für die gefangene Königin eintreten. Endlich obsiegt die Partei der Gewalt. Elisabeth unterschreibt den verhängnißvollen Warrant, und das Haupt ihrer königlichen Base fällt unter dem Beile des Henkers (8./18. Februar 1587).

Die bewegte, bis ins Kleinste nach gleichzeitigen Berichten getreu malende Schilderung dieser letzten Ereignisse bei Kervyn de Lettenhove, zumal seine Kapitel über die Todesnacht, den Abschied von der Dienerschaft und die Hinrichtung Maria Stuarts gehören zu dem Ergreifendsten, was wir je gelesen. Unwillkürlich drängt sich, wie Baguenault de Puchesse bemerkt, bei der Lektüre dem Geiste die merkwürdige Aehnlichkeit der Schottenkönigin mit ihrer Schicksalsgefährtin Marie Antoinette auf. Derselbe Zauber der Persönlichkeit, derselbe Mangel an politischer Klugheit, derselbe romantische, etwas leichte, aber doch die Grenzen der Pflicht und Tugend nie überschreitende Sinn in den jüngeren Jahren, aber auch derselbe Starkmuth in den Tagen der Prüfung, dieselbe fromme, gottergebene Gesinnung, dieselbe zarte Sorge für die über-

lebende Dienerschaft hier und dort; und anderseits auch dieselbe herzlose Grausamkeit der Henker, hier der bluttriefenden Jakobiner, dort der gefühllosen Puritaner, die es übers Herz Herz bringen konnten, der sterbenden Königin die Tröstungen ihrer Religion zu versagen. Aber, fügen wir hinzu, wenn die österreichische Kaisertochter als Opfer revolutionären Königshasses bluten mußte, so trug zum Untergange der schottischen Königin nicht wenig bei der Haß gegen die katholische Religion. Sie starb, wie sie selbst in einem ihrer letzten rührenden Briefe an Elisabeth schrieb,[1]) und wie sie noch auf dem Schaffot betheuerte: „pour le maintien, obéissance et auctorité de l'Eglise catholique, apostolique et Romaine".

R. Dr. A. E.

---

## XXXIII.

## Ein protestantisches Urtheil über Ranke als Historiker.

In einer geistreichen Besprechung des ersten Bandes der großen Papstgeschichte von Pastor hat Professor Dittrich darauf hingewiesen, daß durch dieses auf den ausgedehntesten Quellenstudien beruhende Buch das Hauptwerk Ranke's, seine „Römischen Päpste", in seinen Grundfesten erschüttert worden sei. Trotzdem wird die Ranke'sche Arbeit, die jetzt auch wissenschaftlich veraltet ist, noch viel gelesen, nicht allein in protestantischen, sondern auch in katholischen Kreisen. Letzteres kommt daher, weil vielfach auch auf unserer Seite das richtige Urtheil über den Werth der Ranke'schen Geschichtschreibung noch nicht durchgedrungen ist. Die „gelben Blätter" können für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, daß sie von Anfang an einen

---

1) Brief vom 19./29. Dez. 1586. (Sepp, Prozeß, S. 147 ff. im Originaltext und in guter metrischer Uebersetzung).

kritischen Maßstab an die Leistungen des von seinem Anhange unmäßig gepriesenen Berliner Historikers gelegt haben. Ganz kürzlich ist denn die ausgezeichnete Studie von Dr. E. Michael über die Ranke'sche Weltgeschichte erschienen, welche in ganz scharfsinniger Weise jenes große Werk zergliedert und auf seinen Werth zurückführt.[1]) Die protestantische Kritik hat bisher zu dem Werke von Dr. E. Michael geschwiegen: sie wird eben gegen die dort geübte Kritik wenig Stichhaltiges einwenden können.

Der Zweck nachfolgender Zeilen ist nun auf eine Erscheinung hinzuweisen, die erfreulicher Natur ist und die unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade verdient.

Neuerdings kommt nämlich auch auf streng protestantischer Seite die Erkenntniß der großen Mängel der Ranke'schen Geschichtsforschung zum Durchbruch. Sehr interessante Geständnisse enthält in dieser Hinsicht das kürzlich auch in diesen Blättern gewürdigte merkwürdige Buch „Rembrandt als Erzieher". Der Verfasser desselben schwärmt für Luther und Bismarck und ist deshalb in der vorliegenden Frage gewiß unparteiisch. Ueber die Ranke'sche Weltgeschichte wird hier in scharfer Weise geurtheilt. „Weltgeschichte", so sagt der Verfasser (Seite 291), „darf nicht Compilation im großen Styl sein; Weltgeschichte kann und darf nur der schreiben, welcher das Weltleben wirklich neu anschaut. Das hat Ranke nicht gethan; seine Weltgeschichte gibt kein neues, anderes, richtigeres Bild von der Welt, als es vorher nicht bereits da war; sie liefert nur eine Generalübersicht des bereits Bekannten. Sie tritt in pontificalibus auf; aber sie läßt kalt." Auch die Stellung, welche Ranke in diesem seinem letzten großen Werke zum Christenthum einnimmt, wird von dem geistreichen Anonymus streng getadelt und geradezu „beschämend" genannt, wie sich dieser große Spezialist mit der gewaltigen Erscheinung des Christenthums abfindet. Bekanntlich sagt Ranke dort, wo er zur Besprechung des Christenthums kommt, er werde von der eigentlich inneren Bedeutung desselben absehen und nur von der großen Combination der welthistorischen Momente, in welcher es erschienen ist, reden; „also" — so folgert der Verfasser des genannten Werkes mit Recht — „das

1) Vergl. die Besprechung in diesen Blättern 1890 Bd. 105[12].



religiöse Innenleben, einer der wichtigsten und entscheidendsten aller Faktoren der Weltgeschichte gehört nach Ranke nicht in das Bereich derselben; er will die Entwicklung des Menschheitslebens schildern, aber deren innersten Kern nur ganz äußerlicher Weise berücksichtigen. Um höheren Anforderungen oder etwaigen Conflikten zu entgehen, zieht er sich in den Bereich seines Spezialistenthums zurück; das ist mehr vorsichtig, als tief."

Nach diesen Geständnissen kann es nicht überraschen, nachstehendes scharfes, aber berechtigtes Urtheil über die Gesammtgeschichtsschreibung des Berliner „Altmeisters" zu lesen (Seite 67—68): „Der alte Gegensatz zwischen Schlosser und Ranke, welcher so lange zu Gunsten des letzteren verschoben war, muß sich wieder etwas zu Gunsten des ersteren ändern, wenn das normale geistige Gleichgewicht hergestellt werden soll. Das vielfach mißverstandene Wort von der Goethe'schen Weltlitteratur darf nicht zu weit ausgedehnt werden. Bei aller Schärfe und Klarheit der Beobachtung wie Darstellung ist etwas Tonloses, Farbloses, ja etwas zwar nicht sittlich, aber doch geistig Charakterloses in der Ranke'schen Geschichtsschreibung; sie zeichnet weit mehr, als daß sie malt; und es ist auch nicht zu leugnen, daß letzteres gerade so sehr zur Aufgabe des Geschichtsschreibers gehört wie ersteres. Die Weite des Horizonts allein genügt nicht, um ein Bild groß erscheinen zu lassen; es bedarf auch des entsprechenden Vordergrundes; und dieser, das tiefe Pathos der Gesinnung fehlt bei Ranke. Er verfällt dadurch theilweise dem: summum jus, summa injuria." „Man spricht nicht umsonst von Farbensattheit; und insofern diese Eigenschaft der Ranke'schen Geschichtsschreibung fehlt, könnte man sie eine hungerige nennen; es hat auch seine Kehrseite, wenn man, unter Verzicht auf jedes persönliche Urtheil, rein sachlich sein will. Dergleichen erinnert stark an römische Rechtsprincipien; in der That möchte man eine solche Gesinnung und Geschichtsschreibung mehr römisch als deutsch nennen; jedenfalls ist sie ihrem Wesen nach international."

---

## XXXIV.

## Warmkaltes über Rußland.[1]

Bereits wiederholt haben wir die Ansicht ausgesprochen: es sei unmöglich, die unentbehrliche Kenntniß von dem Wesen russischer Dinge zu erlangen, wenn man dieselbe lediglich aus nicht russischen Quellen schöpfe; denn der nicht russische Beobachter vermöge kaum anders an die russische Welt heran zu treten, als mit westeuropäischen Voraussetzungen, die hier nicht anwendbar sind; er könne sie kaum anders messen, als nach europäischem Maßstabe, der hier ungültig ist; er werde daher gar zu leicht einerseits typische Erscheinungen für Ausnahmen erklären wollen, und werde andrerseits geneigt sein, von Ausnahmefällen allgemein gültige Regeln abzuleiten; kurz, der nicht russische Beobachter laufe allzu große Gefahr, von der russischen Welt ein unzutreffendes Bild zu entwerfen.

Wiederholt haben wir nachgewiesen, daß zuverlässige Kenntniß russischen Wesens nur aus gewichtigen „russischen Selbstzeugnissen“ erlangt werden kann, d. h. aus dem

---

1) Von Victor Frank. — Unter diesem Namen hat der Verfasser vor zwei Jahren den I. Band eines größeren Werkes: „Russische Selbstzeugnisse“ bei Schöningh in Paderborn erscheinen lassen (s. Histor.-polit. Blätter 1889, Bd. 103, S. 131). Bei dem nothgedrungen steigenden Interesse für alles, was Rußland heißt, ist es sehr zu bedauern, daß das Erscheinen des II. Bandes noch immer auf sich warten läßt.

Anm. der Redaktion.

Munde solcher hervorragender Russen, welche unter ihren Landsleuten selbst notorisch berühmt sind als gute Kenner und getreue Darsteller der russischen Volksseele und der russischen Zustände.

Diese unsre Ansicht hinsichtlich des zweifelhaften Werthes nicht russischer Schilderungen von Rußlands Land und Leuten, Zuständen und Bedürfnissen, und hinsichtlich der Unentbehrlichkeit russischer Selbstzeugnisse haben wir ganz eigenthümlich bestätigt gefunden durch die bekannten Schriften Anatole Leroy-Beaulieu's. Wie wohlverdient auch sein Ruf ist, ein guter Kenner russischer Zustände, d. h. fleißiger Sammler guten Thatsachenmateriales zu sein, so kann er doch keineswegs als ein zuverlässiger Beurtheiler russischer Dinge gelten. Denn seine Urtheile sind mit durchaus unversöhnlichen Widersprüchen behaftet, für deren Entstehung wir mit aufrichtigem Eifer, aber doch vergeblich, nach rechtfertigenden Erklärungsgründen gesucht haben.

Läge diesen Widersprüchen jene Lauheit zu Grunde, welche es vermeidet, gegenüber sich bekämpfenden Anschauungen Stellung zu nehmen, so könnte von einem gewissen Standpunkte aus ein solcher Mangel an Entschiedenheit entschuldigt, wenn nicht gar gebilligt werden. Freilich wird von den Vorkämpfern der Parteien Unentschiedenheit fast mehr als Gegnerschaft gehaßt; sie wird als schmähliche Gesinnungslosigkeit verdammt: „Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde" (Offenb. Joh. 3, 15 u. 16). Ja, in dem Neutralen, im Lauen meint jede der beiden Parteien einen Gegner, einen Feind zu erblicken: „Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich" (Matth. 12, 30). Dagegen meinen Manche, die große Menge der Unentschiedenen stelle gleichsam das Schwungrad dar, welches die Menschheitsentwickelung regele, gleichsam die mäßigende Hemmvorrichtung, welche vor Ueberstürzung bewahre.

Aber mit solcher, fast ehrender, Lauheit können Leroy-Beaulieu's Widersprüche nicht entschuldigt werden; denn nicht die vorsichtige Zurückhaltung des Unentschiedenen ist es, wodurch seine Urtheile über russische Dinge sich kennzeichnen. Wären etwa sein Lob und sein Tadel von einer Blässe, welche die Farbengegensätze abschwächt, so könnte eine parteilose, „objektive" Anschauungsweise sich damit abfinden, wenn nicht gar befreunden. Vielmehr ist seine Verdammung ebenso unbedingt und entschieden, wie seine Verherrlichung es ist; aber beide Urtheile widersprechen sich auf's grellste, geradeso wie die Einzelbegriffe, aus denen der culinarische Terminus unsrer Ueberschrift sich zusammensetzt.[1])

Wir haben ferner zur Erklärung und Entschuldigung der Widersprüche anzunehmen versucht, daß in Leroy-Beaulieu ein Wechsel der Anschauungen sich vollzogen habe; denn unter Umständen kann ein solcher Wechsel zur Ehre gereichen. Nicht ohne Weiteres darf man, wie es im Kampfe leider nur zu oft geschieht, denjenigen einen „Apostaten" schelten, welcher seine Ueberzeugung geändert hat: il n' y a que les sots, qui, jamais, ne changent d'opinion.

Jedenfalls, auch diese Art entschuldigender Erklärung kann Leroy-Beaulieu leider nicht zu Gute kommen; denn die Aenderungen seiner Urtheile schreiten nicht fort in einer bestimmten Entwickelungsrichtung; vielmehr gefallen sie sich in einer hin- und zurück- und wieder hinspringenden Bewegung; sie pendeln oder taumeln in raschem Wechsel zwischen unvereinbaren Extremen hin und her. Gestern wurde gepriesen, was vorgestern verdammt worden war, und was heute hinwiederum verdammt wird. In diesem Hinundherschwanken zwischen entschiedenem Tadel und entschiedenem Lobe liegt das Merkwürdige und psychologisch Unerklärliche von Leroy-

---

1) „Chaudfroid" nennt die französische Küche eine warm bereitete, aber kalt zu genießende Fisch- oder Wildpretgallerte, im Gegensatze zu dem sonst ähnlichen, aber kalt bereiteten Aspic.

Beaulieu's Beurtheilungsweise russischer Dinge. Sie kann den Leser nur verwirren, statt ihm eine sichere, den Thatsachen entsprechende Anschauung zu vermitteln.

Eine befriedigende Erklärung der merkwürdigen Erscheinung kann, unseres Erachtens, nur in der Annahme gefunden werden, daß die sich widersprechenden, unter dem Namen Anatole Leroy-Beaulieu's cursirenden Schriften nicht gemeinsamen Ursprunges sind; daß sie entweder gar nicht oder, was uns als das Wahrscheinlichste gilt, doch nicht alle von ihm selbst herrühren; daß sie zum Theil von Russen verfaßt worden sind, welche aus begreiflichen Gründen ungenannt bleiben wollten, und zwar von Russen verschiedenen Lagers und verschiedener Qualität; so daß Leroy-Beaulieu durch Hergabe seines Namens gewissermaßen unter neutraler Flagge fremdes Gut gegen Durchsuchung gedeckt hätte, und daß er vielfach nur Herausgeber und Redakteur fremder Parteischriften gewesen wäre. Diese Annahme rechtfertigt sich auch durch die Zeitpunkte des Erscheinens der verschiedenen heterogenen Schriften Leroy-Beaulieu's über Rußland, sowie des gleichzeitigen Hervortretens der jedesmal sich bekämpfenden Parteirichtungen.

Aber, wenn diese Annahme eine zutreffende ist, wenn Leroy-Beaulieu's Schriften über Rußland mehr oder weniger von Russen herstammen oder von Russen inspirirt worden sind, so können sie dennoch nicht als vollwichtige „russische Selbstzeugnisse" gelten, eben weil sie sich widersprechende Parteischriften sind und weil sie nicht aus dem Munde solcher hervorragender Russen stammen, welche unter ihren Landsleuten selbst allgemein und notorisch berühmt sind als gute Kenner und getreue Darsteller der russischen Volksseele und der russischen Zustände, und welche ohne augenblicklich anzustrebende Parteizwecke unbefangen, als Künstler, geschrieben haben.

I.

Während sieben Jahren, vom Jahre 1873 ab, publicirt Leroy-Beaulieu in der Revue des Deux Mondes (Band 106 der zweiten Serie) seine unter dem Gesammttitel „L'Empire des Tsars“ bekannte Artikelreihe, welche am 15. Juni 1880 (Band 39 der dritten Serie) ihren Abschluß findet in dem Abschnitte X.: „la crise actuelle et les réformes nécessaires“. Der Gedankengang dieser Artikelreihe wird — nach Einschaltung gänzlich anders gestimmter Aufsätze angeblich desselben Verfassers — wieder aufgenommen und gleichsam recapitulirt in dem am 15. Mai 1882 (ebendort Band 51) erschienenen Artikel: „La Russie sous le tsar Alexandre III; les réformes nécessaires“. Diese ganze Doppelserie von Artikeln ist genau genommen nichts Anderes, als eine herbe und, was die Beurtheilung der Thatsachen anbetrifft, vollkommen zutreffende Kritik der bestehenden russischen Zustände, woran sich, wie wir sehen werden, leichtfertige und oberflächliche Reformvorschläge anschließen. Endlich gehören noch zu dieser Gruppe drei Artikel vom 15. April, 15. August und 15. Oktober 1887 (ebendort Bde. 80, 82 und 83), welche man unter dem Gesammttitel: „la religion en Russie“ zusammenfassen kann; es sind das zumeist Paraphrasen und zum Theil Ausführungen dessen, was über diesen Gegenstand im „Empire des Tsars“ und in „la crise actuelle“ u. s. w. bereits gesagt worden war. Um die Auffassungsweise, die Gesinnung und die Richtung dieser Gruppe von Schriften — deren Thatsachen-Inhalt im Wesentlichen mit ächten russischen Selbstzeugnissen übereinstimmt — zu kennzeichnen, wird es genügen, nur einige markante Aussprüche aus denselben vorzuführen.

In der „L'Empire des Tsars“ betitelten Artikelreihe hatte Leroy-Beaulieu, resp. sein Einbläser, die Reformen Alexanders II. sowohl hinsichtlich der ihnen zu Grunde gelegten Principien, als auch hinsichtlich ihrer praktischen

Durchführung einer so unbarmherzigen Kritik unterzogen — darunter namentlich die Agrargesetzgebung im Einverständnisse mit den erleuchtetsten Russen, z. B. mit der Moskauer landwirthschaftlichen Gesellschaft, welche beharrlich für den Boden-Privatbesitz eingetreten ist, im Gegensatze zum Agrarcommunismus des russischen „Mir“ — daß sogar „liberale“ Russen, wie der Fürst Wassiltschikow, sich gemüssigt gesehen haben, dem Kritiker entgegen zu treten (ebendort Bd. 34 S. 475, 15. Juli 1879). — Unter der im Februar 1880 eingesetzten Diktatur des „milden“ Loris-Melikow,[1]) da die gesammte „Intelligenz“ Rußlands erwartete, daß dem russischen Volke eine Constitution mit Repräsentativsystem geschenkt werden würde, und da die Abschaffung der Autokratie, des despotischen Regimentes, allgemein gefordert und fast öffentlich besprochen wurde: da wagt die Kritik Leroy-Beaulieu's, resp. seines Einbläsers, ihre Angriffe sogar nach bisher verschont gebliebenen hohen Zielen zu richten. Um einen bedeutenden Grad wird die Kritik noch liberaler, als sie es bisher gewesen war. Der Artikel vom 15. Juni 1880 (Bd. 39, S. 796 ff.) enthält unter Anderem folgende charakteristische Sätze:

Wie nach dem Krimkriege die Emancipation der Leibeigenen angezeigt gewesen, so fordern die vor Plewna gemachten Erfahrungen u. s. w. — d. h. die Mißerfolge der zerrütteten Verwaltung des Reiches — gebieterisch „politische“ Emancipation. Anderen Slaven sei durch die Russen die Freiheit gebracht worden; ihnen selbst aber werde sie vorenthalten; das sei eine Anomalie, die auf die Dauer sich nicht halten lasse; das gegenwärtige Regiment werde dadurch in Frage gestellt. — Dann heißt es weiter: Rußland sei noch kein europäischer Staat; es sei fast asiatisch wie die Türkei; andererseits müsse zugestanden werden, daß es Constitutionalismus noch nicht

1) Die angebliche „Milde“ dieses Mannes haben wir in der Monatsschrift „Unsere Zeit“ zu kennzeichnen gesucht (Jahrg. 1889, 7. Heft; Artikel: „Zwei russische Staatsmänner“).

ertragen könne; man befinde sich dabei in einem Dilemma, aber in keinem unlösbaren, denn es handle sich nur um Auffindung einer passenden Form (S. 799). Es gebe Leute, welche behaupten, lokale Selbstverwaltung genüge; aber diese könne nicht gedeihen ohne diejenigen Garantien, welche nur durch „politische Rechte“ zu erlangen sind[1]) (S. 800). Man sage ferner: solche Garantien seien unverträglich mit der Autokratie, ja, wolle man etwa eine Taschenuhr ohne Triebfeder? (S. 801.) Alle russischen Mißgeschicke fänden ihre Erklärung in dem Fehlen solcher Garantien, solcher öffentlichen Controle (S. 802). Bis zur leichtfertigsten Unbesonnenheit „liberal“ ist der folgende Satz: Man könne ja die Autokratie zum Theil bestehen lassen, d. h. im Principe; man brauche sie nur in der Praxis abzuschaffen. Denn, wollte man die Autokratie gänzlich abschaffen, so gäbe es sofort eine Revolution, welche die Autokratie wieder einführen würde (S. 803).

Es ist merkwürdig und hoch bezeichnend, wie dieser allerletzte, unzweifelhaft richtige Gedanke Leroy-Beaulieu, resp. seinen liberalen Einbläser, nur zum Haschen nach einem albernen, ja unmöglichen Heilmittel, nicht aber zur Erkenntniß des Grundübels und zur Beantragung der allein wirksamen Radikalkur geführt hat. Ein Europäer hätte sich sagen müssen: Despotie ist in Rußland unerläßlich wegen der allgemein verbreiteten barbarischen Unsittlichkeit; diese aber besteht und muß fortbestehen zufolge der Verkommenheit und civilisatorischen Unfähigkeit der russischen Kirche; daher ist in erster Linie Reform der russischen Kirche anzubahnen. Diesem Gedanken hätte Leroy-

1) Was sollen wohl „politische Rechte“, Declaration von „Menschenrechten“ 2c. helfen, wo man, wie in Rußland, nicht gewohnt ist, von Pflichtgefühl sich durchdringen und sich davon leiten zu lassen?! — wo es an Sittlichkeit allgemein gebricht?

Beaulieu — wenn der Artikel von ihm herrührte — gar nicht ausweichen können; in seinem russischen Einbläser aber konnte ein solcher, doch naheliegender Gedanke gar nicht aufsteigen; ja es wird wenige, selbst unter den allerliberalsten Russen nur wenige, geben, welche den Gedanken der Reformbedürftigkeit ihrer Kirche überhaupt zu fassen, geschweige denn ihn auszusprechen vermöchten.[1]) Darum stellen sich die Zustände Rußlands als so hoffnungs- und trostlose dar! Und darum ist der Autor des Artikels sicherlich nicht Leroy-Beaulieu, überhaupt kein Europäer, sondern ein Orthodoxer, ein Kernrusse, wenn auch ein „Liberaler". Dieser letztere gibt seiner Panacee der „theilweisen" Abschaffung der Autokratie noch eine andere Formel: es solle nämlich auf Kosten der Bureaukratie „der Zar und das Volk in direkte Berührung gebracht werden". Nur in einem russischen Hirne können solche Nebelgebilde entstehen. Was wohl der feine politische Kopf sich dabei vorgestellt haben mag?! Aus dem Reste des Artikels geht es leider nicht hervor; es wird wohl ewig ein Räthsel bleiben!

Aus den weiteren Vorschlägen des intellektuellen Urhebers des Artikels hinsichtlich der unerläßlichen „politischen Emancipation" geht hervor, daß der Autor zur Schule der liberalen Föderalisten gehört, welche Rußland in eine

1) Diesen Gedanken nebst seinen Folgerungen (Hoffnungslosigkeit der durch die orthodoxe Kirche geschaffenen und beherrschten Zustände) haben überhaupt jemals nur zwei Russen unumwunden auszusprechen gewagt: Tschaadájew vor bald sechszig Jahren und in neuerer Zeit W. Ssolowjow. Niemand wagt es, dem Grundgedanken dieser Männer offen beizustimmen, selbst wenn die daraus gefolgerte „liberale" Kritik der Zustände gebilligt wird. Es hat eben in der Regel kein Russe den Muth, an der orthodoxen Kirche Kritik zu üben. Ihre Mängel gelten als wesentliche Bestandtheile der unbedingt zu wahrenden Eigenart. Vergl. unser „Russisches Christenthum" (Russische Selbstzeugnisse I) Paderborn 1889, S. 79 ff. u. passim.

gewisse Zahl in sich homogener, nur durch Personalunion verbundener Einzelstaaten zerlegen möchte. Er meint nämlich: bei der großen Ausdehnung und Buntscheckigkeit Rußlands sei eine politische Reform nur dann denkbar, wenn die heterogenen, durch besondere Bedürfnisse ausgezeichneten Grenzgebiete, als Polen, Liv- Est- und Kurland, Finland, Kaukasien, Turkestan u. s. w., auch gesonderte Behandlung erführen und besondere Constitutionen erhielten (S. 804). Eine Consequenz dieses an sich durchaus vernünftigen Gedankens, welchen der Gang der Ereignisse wohl früher oder später, so oder anders, mit mehr oder weniger Personalunion, verwirklichen wird, ist nothwendig die Isolirung des eigentlichen mehr finnischen als slavischen, besonders orthodoxen und besonders bildungsunfähigen „Großrußlands", seine Abtrennung von allen Culturelementen, seine Beschränkung auf die eigenen geistigen Hilfsmittel, auf seine byzantinische Tradition: diejenige Isolirung, welche von den heutigen Machthabern angestrebt wird, mittelst welcher sie zur europäischen Hegemonie zu gelangen hoffen, die aber nothwendig das zur Folge haben muß, was bereits vor bald sechszig Jahren, zur Zeit der ersten Deutschenhetze, vom damaligen Finanzminister, dem Grafen Cancrin, ausgesprochen worden ist: „Wenn die dummen Teufel uns Deutsche forttreiben, so laufen sie in zehn Jahren wieder auf allen Vieren".

Indessen, auch nach Abtrennung der heterogenen, unrussischen Provinzen, verbleibt dem Autor eine Schwierigkeit hinsichtlich der Art und Weise, wie der Rest, das eigentliche Großrußland, politisch zu emancipiren sei. Denn auch Großrußland selbst besitze zwei von einander ganz verschiedene Bevölkerungen: nämlich einestheils die sogenannte „Petersburgische", die reife Bevölkerung, und anderntheils die im engeren Sinne „russische", unreife Bevölkerung. Ueber diese Schwierigkeit meint Verfasser durch einen angemessenen Wahlcensus hinüber zu kommen, und zwar sofort: zum Warten habe man keine Zeit (S. 806). Wie er diesen Census sich vorstellt,

verschweigt der Leroy-Beaulieu's Maske tragende Verfasser wohlweislich — einen Census nach dem Maßstabe der politischen „Reife“! Offenbar schwebt ihm vor, daß alle „petersburgisch“ Gesinnte, alle zu Westeuropa gravitirende, alle „Sápadniki“, für politisch reif und für berechtigt, alle Slavophilen aber, alle „Nationale“ für unreif, für politisch unberechtigt, für politische Heloten und Parias zu erklären seien. Es ist ja wohl einleuchtend, daß ein solches Auskunftsmittel keinem Europäer, keinem Franzosen, keinem Leroy-Beaulieu beifallen konnte. Dagegen entspricht es vollkommen dem „russischen Genius“. Haben doch die heutigen Machthaber Rußlands dieses einfachen Auskunftsmittels sich bedient; ja sie haben es noch vereinfacht; ganz ohne einen „Census“-Apparat, lediglich mittelst der althergebrachten Censur- und Verbannungsroutine haben sie ihre Gegner beseitigt; nur sind die Rollen anders vertheilt worden, als unser liberaler Verfasser es sich gedacht hatte: nicht die „Russen“ im engeren Sinne, sondern die Westlinge, die Sápadniki, sind völlig mundtodt gemacht worden.

Wie man sich auch dasjenige zu denken habe, was in Rußland an Stelle einer „Constitution“ zu treten hätte, jedenfalls, meint Verfasser, würden die Nihilisten dadurch nicht gestärkt, sondern entwaffnet werden. Das sei schon im Jahre 1879 von einigen Landschaften (Semstwo's), z. B. von derjenigen Charkow's, angedeutet worden; das habe auch Loris-Melikow begriffen (S. 810). Rußland habe bereits so viel Ausländisches adoptirt, daß es im Nachahmen ausländischer Muster fortfahren müsse, auf Originales verzichtend; auch besitze es keine ausgiebigen Traditionen; die russische Geschichte wisse nur von mißlungenen constitutionellen Bestrebungen zu erzählen: der Dolgorukows und Golitzyns bei Anna's Thronbesteigung, des Wolynsky unter Elisabeth, der Dekabristen u. s. w. Ein „Semskij Ssobor“ (allgemeiner Landtag) wäre so steril, wie die ständischen états généraux. Im selben Athem wirft der west-liberale, unter Leroy-Beaulieu's Flagge segelnde Sapadnik seine eigenen Sätze über den Haufen, indem er verlangt, für

Rußland müsse etwas Originelles, Bequemes, ächt Slavisches geschaffen werden (S. 812—814). An ein Zweikammersystem sei in Rußland, welches nie eine ächte Aristokratie besessen habe, nicht zu denken, meint Verfasser (S. 818), wobei er vergißt, daß auch Nordamerika eine „ächte Aristokratie" nicht besessen hat, aber doch am Zweikammersysteme entschieden und mit gutem Erfolge festhält.

Dem Reichsrathe sind, nach Verfassers Ansicht, Delegirte der Semstwo's einzuverleiben: mit dieser neuen, ächt russischen, originellen Einrichtung wäre allen Bedürfnissen genügt, ein Sicherheitsventil geschaffen u. s. w. (S. 820). Wenn man beachtet, daß in einem späteren Artikel, vom 15. Mai 1882 (Bd. 51 S. 375 ff.) „La Russie sous le tsar Alexandre III., les réformes nécessaires", unter derselben Firma des Anatole Leroy-Beaulieu, nachgewiesen wird, wie gänzlich unbrauchbar der russische Reichsrath in seiner gegebenen Verfassung und Zusammensetzung ist, so läuft dieses allerdings einfache und originelle Reform-Recept darauf hinaus, daß man alte, verrottete Schläuche mit neuen Lappen flicken solle — mit dem unschwer vorauszusehenden Erfolge! Mit solchem Plane hat sich freilich zur Zeit, da der in Rede stehende Artikel publicirt wurde, der Diktator Loris-Melikow getragen.

Uebrigens verbirgt sich der Verfasser keineswegs die Mängel dieser „politischen Emancipation"; es ist ihm jedoch weniger um die Qualität der zu ergreifenden Maßregeln zu thun, als vielmehr um die Raschheit des Vorgehens. Rußland könne, meint der heißspornige Reformator, politische Freiheiten nicht länger entbehren; welcher Art diese seien, darauf komme es weniger an. Wenn sofort etwas geschehe, so könne die Regierung noch lange im Besitze der thatsächlichen Macht verbleiben; je später etwas geschehe, um so größer würden die Concessionen und Machtabtretungen sein, zu denen man sich dann werde entschließen müssen. Heute würde man einer russischen Kammer, selbst wenn ihr Gesetzesinitiative zugestanden würde, nur berathende Stimme einzuräumen brauchen (S. 821). Während

Generationen könnte, meint Verfasser, die kaiserliche Autorität, trotz constitutioneller Formen, bewahrt werden[1]) (S. 822). Der von Loris-Melikow inspirirte, heißblütige Einbläser Leroy-Beaulieu's scheint als richtiger Zauberlehrling zu meinen, daß er die von ihm gerufenen Geister jederzeit wieder werde bannen können! Awóssj! Was kann da sein?! meint er mit frevlem Leichtsinn: gleichgültig, ob die „Organe" in normaler Entwicklung entstanden, besitze Rußland erst „Organe", so werde es dieselben seinem Instinkte und Genius anzupassen wissen (S. 823). Mit Recht habe es vormals geheißen: lieber 15 Jahre zu spät, als 15 Jahre zu früh seien Rußland politische Reformen zu verleihen; bei der gegenwärtigen Aufregung aber habe das keine Geltung mehr, jetzt habe man nicht zu zögern. In wenigen Jahren sei durch die Aufregungen und Enttäuschungen des Orientkrieges die Frage, wo nicht gar die Nation selbst, eigenthümlich gereift worden (sic!). Die gebildeten Classen, die Gesellschaft und die „Intelligenz", wie man es in Rußland nenne, scheinen — immer nach Meinung Verfassers — an einem Punkte angelangt zu sein, wo die kaiserliche Regierung den unbestimmten Durst nach Reformen und Freiheit bald in keiner anderen Weise werde zu täuschen vermögen, als durch nach Außen unternommene Diversionen und Abenteuer; immer mehr werde sie sich gezwungen sehen zu wählen zwischen Reformen im Innern und Abenteuern nach Außen, zwischen der Freiheit und dem kriegerischen Ruhme, wie es in Frankreich so oft geschehen; und wie man auch unter Alexander I. und Nikolaus inneren Reformen auszuweichen versucht habe. Aber der letzte Orientkrieg habe, indem er die Schäden erst recht aufdeckte, gezeigt, daß diese Maxime circulus vitiosus werden könne. Alles dränge jetzt zu einer Abänderung des Regiments. Die Kriegsschwäche entspringe aus derselben Quelle, wie die Unordnungen der Verwaltung.

1) Das erinnert an das spurlos verflossene Reichsparlament der Türkei der 70er Jahre!



Allein schon die öffentliche Erörterung des Budgets in einer freien Versammlung würde, meint Verfasser, unschätzbare Folgen für die Ehre und das Wohl des Staates nach sich ziehen. Freilich, fügt Verfasser hinzu, wäre die Budgetfrage dem Hofe und dem Palais höchst unbequem, und sie wäre daher geeignet, eine Aenderung des Regimentes zu verzögern.[1]) Erst mit Hilfe politischer Emancipation werde Rußland in den Augen Europas Achtung und Prestige erwerben können, Diplomaten und Soldaten seien dazu nicht genügend. Solange Rußland beharren werde, sich von politischen Reformen, welche sonst überall vollzogen werden, fern zu halten, werde es moralisch vereinzelt dastehen (S. 824).

Wesentlich in demselben Sinne, wie das Vorstehende, ist auch der bereits erwähnte Artikel vom 15. Mai 1882 gehalten (ebendort Bd. 51 S. 375 ff.). Nachdem die letzten Zeiten Alexanders II. nur Confusion und Rückschritte gebracht, sei die öffentliche Meinung skeptisch und revolutionär geworden; dringender als jemals sei es geboten, durch Reformen zu beruhigen, was nicht anders geschehen könne, als indem Rechnung getragen werde — dem Zeitgeiste (S. 375—376). Es handle sich um Emancipation von der Bureaukratie, um Abänderung des ganzen politischen Organismus, wobei das

---

1) Ohne Zweifel! Ein Hauptgrundsatz der Autokratie ist es, daß der Herrscher unbedingt und schrankenlos über den Geldbeutel der Unterthanen verfüge und daß diejenigen, welche in seinem Namen schalten und walten, nach äußerster Möglichkeit aus dem von den Unterthanen Aufgebrachten für eigene, private Zwecke schöpfen. Noch hat es kein russischer Finanzminister, selbst Herr von Reutern nicht, erreichen können, daß nach einem im Voraus festgestellten Budget gewirthschaftet werde. Für die Laune des Zaren gibt es keine budgetmäßige Schranken. Schon seit Decennien erbitten sich die Stände Finlands vergeblich das Recht der Budgetberathung. Es wurde seitens der Regierung sogar versucht, die Stände Finlands am Beschließen einer bezüglichen Bitte zu verhindern: und als sie beschlossen war, erfolgte ablehnender Bescheid.

wesentliche Princip der Herrschaft nicht unberührt bleiben könne u. s. w. (S. 377). Kurz, Verfasser ist jetzt bereit, auch die Autokratie fortzuschaffen, die noch vor Kurzem, im Namen derselben Firma Leroy-Beaulieu, für unentbehrlich erklärt worden war. Der Autor faßt nach einander die höchsten Regierungsinstitutionen, den Reichsrath und das Ministercomité in's Auge; er weist ihre totale Unbrauchbarkeit nach, sowie die Unmöglichkeit, sie zweckmäßiger zu organisiren ohne einen gewissermaßen revolutionären Akt, d. h. ohne halbe Abdankung des autokratischen Zaren. Aber alle constitutionellen Hoffnungen seien durch das Selbstherrlichkeitsmanifest vom 29. April 1881 zerstört worden. Selbst die geringen Schranken, welche die öffentliche Meinung der Corruption und Willkür der Beamten bisher hatte setzen können, selbst diese geringen Garantieen seien nun beseitigt, nachdem angeblich im Interesse der Sicherheit der Allerhöchsten Person, die Presse geknebelt und jedem Verwaltungsbeamten unbeschränkte Macht ertheilt worden. Jetzt kenne die russische Corruption gar keine Grenzen, weder nach oben, noch nach unten. Der Kleinste, wie der Größte, Jeder suche seine Einnahmen zu vergrößern. Dem obercommandirenden Großfürsten werde nicht mehr Vertrauen geschenkt, als dem kleinsten Tschinownik. Weder Rang noch Geburt seien jetzt ein Schutz vor Verdacht und Argwohn; selbst die nächste Umgebung des Zaren sei davon nicht immer frei. Dazu der oft nur mit hohen Kosten zu erwerbende Einfluß der männlichen und weiblichen Günstlinge in allen Schichten. In Petersburg habe die geheime Skandalgeschichte noch historisches Interesse bewahrt. In unglaublichen Proportionen werde das Staatsvermögen verschleudert in Form von „Arrenden" u. s. w. Der Zar sei ohnmächtig auf einem Gebiete von 20 Millionen Quadratkilometern; wie groß auch seine natürliche Energie und sein Eifer seien, er müsse schließlich ermüden und entmuthigt werden. Dazu besitze das Volk kein Vertrauen zu den Beamten, welche angeblich den kaiserlichen Willen nicht repräsentiren; nur die

bewaffnete Macht gelte, wie zu Ssamarin's Zeit, so auch jetzt, dem Volke als wahrer Repräsentant des Herrschers. Der liberale, sehr liberale Verfasser gelangt zu demselben Schlusse, wie der Ausgang des obencitirten Artikels: entweder Diversion nach Außen oder politische Reform, oder aber eine Periode der Confusion, innerer Wirren und Anarchie, wie sie im XVI. Jahrhundert erlebt worden (S. 404 ff.).

In gänzlich anderer Tonart gehalten und offenbar von einem ganz anderen Einbläser herstammend, als die beiden vorstehend besprochenen Artikel, ist die zwischen beide eingeschobene Artikelserie: „Un homme d'état russe“ vom 1. Oktober 1880 bis zum 15. Februar 1881 (Bd. 41—43) reichend. Hier werden die hervorragendsten Repräsentanten des „nationalen“ und autokratischen Willkürregimentes — des Katkow'schen „Staatsgedankens“ — im schroffsten Gegensatze zum Vorangegangenen und zum Nachfolgenden, auf's überschwänglichste verherrlicht. Ja, wir haben den Gegensatz zwischen diesen beiden Artikelserien nicht genügend bezeichnet, wenn wir sagten, sie seien „in anderer Tonart“ gehalten. Denn ein musikalisches Motiv läßt sich, für den Zuhörer als dasselbe erkennbar, in Moll oder in Dur vortragen. Hier dagegen haben wir es mit diametralen Gegensätzen zu thun, wie etwa: weiß und schwarz, gut und böse oder — warm und kalt. Beides aber trägt denselben Firmenstempel: Anatole Leroy-Beaulieu! Ob dem Erfinder des Wortes: „zwei Seelen in Einer Brust“, wohl die Möglichkeit einer so großen Vielseitigkeit vorgeschwebt hat?

In den vorstehend gekennzeichneten Artikelserien ist die verantwortliche Redaktionsfirma auf's entschiedenste angegangen gegen die Agrarreform Alexanders II., weil dieselbe im Princip, und mehr noch durch die Ausführung, bezweckt habe, unter Verdrängung der „Intelligenz“, d. h. der mehr oder weniger unterrichteten Großgrundbesitzer, vom flachen Lande, das weite Rußland in ein ununterbrochenes System analphabeter, aber

autonomer und uncontrollirter Agrarcommunionen, in riesiger Ausdehnung, umzuwandeln.

Dieselbe Firma aber, welche dieses unheilvolle Princip und dessen noch unheilvollere Ausführung auf's nachdrücklichste verdammt hat, dieselbe Firma erhebt den hauptsächlichen, hervorragendsten Träger dieses gemißbilligten Principes: Nikolai Alexéjewitsch Miljutin, und seine Helfershelfer Júrij Ssamárin und den Fürsten Tscherkásky — bulgarischen Andenkens! — sie erhebt diese zu den Sternen empor!

Ferner: unter der Firma Anatole Leroy-Beaulieu's ist, wie wir sehen, die russische Autokratie auf's härteste verdammt worden als die dem ganzen russischen Elend zu Grunde liegende materia peccans, ohne deren Beseitigung eine Besserung gar nicht denkbar sei. Dieselbe Firma hat es außerdem nachdrücklichst betont, daß die Bureaukratie Rußlands nichts anderes sei, als die Kehrseite seines autokratischen Absolutismus; daß das Eine nicht ohne das Andere bestehen könne; daß die Macht der Bureaukratie nicht anders gebrochen werden könne, als durch „revolutionäre Beseitigung der Autokratie; und zwar sei es unumgänglich nothwendig, daß solche „politische Emancipation“ sofort unverweilt in's Werk gesetzt werde.

Nun, und dieselbe, so sehr entschieden antiautokratische und antibureaukratische Firma, sie erlaubt sich — nicht etwa zu einer besseren, heilsameren Ansicht bekehrt, nein, als Intermezzo, gewissermaßen ausgerüstet mit einer Contremarque, einem Zwischenakt- oder Retourbillet, um ungehindert zur früheren Anschauung zurückkehren und sich dazu wieder bekennen zu dürfen — sie erlaubt sich zwischenher den ärgsten Meister des Bureaukratenwesens, welcher es verstanden hat, mittelst Erschleichung der autokratischen Gewalt Gesetz und Herkommen über den Haufen zu werfen und mit Füßen zu treten und die allerschlimmste Beamtenwillkür herrschend zu machen: den typischen Bureaukraten Nicolai Miljutin erlaubt sie sich, ja

berechtigt gewesen, d. h. daß die staatsmännische Aktion sie wagt es, ihn zu glorificiren als einen der hochherzigsten „Staatsmänner", hommes d'état, aller Zeiten!

Und endlich: dieselbe Firma, welche im „Empire des Tsars" und später in „la religion en Russie" alle die Gebrechen der russischen orthodoxen Kirche unverhohlen aufgewiesen, und welche zwischen und in den Zeilen dargelegt hat, wie diese Kirche absoluter Inferiorität sich erfreut und kaum den Namen einer christlichen Kirche verdient — dieselbe Firma verherrlicht (in einer Zwischenpause) Nicolai Miljutin, wiewohl sie ihn darstellt als den Begründer derjenigen „Organisation Polens" und derjenigen, zur Begünstigung der russischen Orthodoxie ins Werk gesetzten Bedrückung und Verfolgung des Katholicismus in Polen, welche in consequenter Weiterentwickelung zu den „Russian atrocities"[1]) geführt hat! Grellere Selbstwidersprüche sind nicht wohl denkbar.

Noch merkwürdiger aber als dieses System von Selbstwidersprüchen ist die Methode der Verherrlichung. Der „russische Staatsmann" Nicolai Miljutin wird keineswegs als ein Segenspender geschildert, keineswegs als ein Wohlthäter des Vaterlandes, welchem sein Volk immerdar ein dankbares Andenken zu bewahren hätte, im Gegentheile: die Vorwürfe und Anklagen, welche seine politischen Gegner gegen ihn erhoben haben, werden in aller Schärfe wiedergegeben, ohne daß auch nur der mindeste Versuch gemacht würde, diese Vorwürfe und Anklagen zu entkräften; und es wird ausdrücklich erwähnt, daß der Zar Alexander II. den angeblich großen „russischen Staatsmann" für einen gemeingefährlichen Menschen gehalten habe, und es wird diese Auffassung auch nicht mit einer Silbe widersprochen. Ja, mehr noch: es werden Zeugnisse aus dem Munde der Freunde, Gesinnungsgenossen und Helfershelfer Miljutin's beigebracht, welche ausdrücklich constatiren, daß die Vorwürfe und Anklagen der politischen Gegner Miljutin's und daß des Zaren Mißtrauen vollkommen

1) Vergl. „Histor.-polit. Blätter" 105, 1., S. 39 ff.

Miljutin's thatsächlich als eine entsetzlich unheilvolle sich erwiesen habe: daß sie die vorhergesagten schrecklichen Früchte getragen habe. Nichtsdestoweniger wird dem „russischen Staatsmann" so concentrirter und penetranter Weihrauchduft gespendet, daß die Vermuthung, man erlaube sich bittere Ironie, entschieden ausgeschlossen bleiben muß.

Was ist es denn schließlich, das an Miljutin so sehr, so überschwänglich bewundert wird? Es ist die zielbewußte Energie des haßerfüllten Bureaukraten, welcher in der den Aufgaben der Zeit durchaus nicht gewachsenen russischen Welt nothwendig obsiegen mußte, nicht nur über die rohen, ungebildeten und geschäftlich unbefähigten Gegner, sondern auch über die verschwommene Incapacität der im Großen und Ganzen gleichgesinnten, aber ziellos liberalisirenden Rivalen. Nichts anderes wird in Nicolai Miljutin angestaunt und bewundert und verherrlicht, als die Gewalt des Bösen, welche sich dort übermächtig und siegreich erweiset, wo durch ein Jahrtausend, Dank der Verderbtheit und absoluten Sterilität der russischen Kirche, nicht das mindeste Senfkorn des Guten gestreut oder gepflegt worden. Nichts anderes wird an Miljutin vom Verfasser bewundert und verherrlicht, als der Erfolg, der Erfolg des Augenblickes, ganz abgesehen von den weiteren Folgen, seien diese auch in bereits augenfälliger Weise verderbliche. Wen erinnert nicht diese Glorification des Bösen an die Anbetung der Schlange in der Wüste? Das Volk Israels ward trotz seiner vorübergehenden Verirrung in's gelobte Land geführt — wird auch das russische Volk dereinst auf den Weg des Heils gewiesen werden, und wird es der Selbstverläugnung fähig sein, diesen Weg des Heils zu betreten, unter Aufgaben seiner Schooßsünde, unter Verleugnung dessen was ihm als seine nationale Eigenart vorgeschwindelt wird, unter Verläugnung seiner thatsächlich moral- und culturfeindlichen orthodoxen Kirche?

Indessen bietet die Persönlichkeit Miljutin's auch Seiten dar, welche hohe Anerkennung verdienten, wenn nicht gerade

in ihnen die Schädlichkeit des Mannes begründet wäre und gipfeln würde; und zwar ist Miljutin durch diese Eigenschaften um so mehr hervorragend und ausgezeichnet, als sie in der russischen Bureaukratie nur höchst selten anzutreffen sind. Der niedrigste, wie der höchste russische Staatsbeamte pflegt einerseits in der Regel sehr „vorsichtig im Arbeiten", um nicht zu sagen: träge, zu sein — von einer Trägheit und, wie man im Russischen zu sagen pflegt, von einer „Gleichgültigkeit", welche hart an die Grenze desjenigen Maßes hinanreicht, welches andernorts Dienstentlassung nach sich ziehen müßte. Eifrige dienstliche Arbeit pflegt in der Regel nur ausnahmsweise und auch dann nur vorübergehend vorzukommen, und zwar ausschließlich dann, wenn damit ein persönlicher Vortheil (Beförderung, Gratification, Ordensauszeichnung) erreicht werden soll. Dagegen ist Nicolai Miljutin ein Arbeiter von seltener Uneigennützigkeit, Unverdrossenheit und Unermüdlichkeit gewesen, ja, wenn seine Leistungen segensreiche gewesen wären, so könnte man sagen: ein Arbeiter von wunderbarer Leistungsfähigkeit und Fruchtbarkeit. Anderseits zählen diejenigen russischen Staatsbeamten zu den großen Seltenheiten, welche nicht bestrebt sind, ihre Stellung zum persönlichen pekuniären Vortheile auszunutzen, sei es, daß sie mehr oder weniger brutal sich bestechen lassen oder Erpressungen ausüben, sei es, daß sie in einer oder der anderen Weise, unter Schädigung des Staatsvermögens, auf Kosten desselben, sich zu bereichern suchen. Dagegen ist Miljutin während seiner ganzen Carrière von musterhafter Uneigennützigkeit gewesen. Nie haben auch seine erbittertsten Gegner — und er zählte deren wahrlich nicht wenige — es gewagt, ihn in dieser Hinsicht zu verdächtigen.

Miljutin war in jeder Beziehung ein rechtschaffener Privatcharakter, und wenn er seinem Vaterlande unberechenbaren, durch nichts wieder gut zu machenden Schaden zugefügt hat, so ist es im guten Glauben geschehen, in der ehrlichen und festen Ueberzeugung heiliger Pflichterfüllung; er war eben

in des Wortes verwegenster Bedeutung ein doktrinärer, rücksichtsloser **Fanatiker**, und als solcher von der Sittenreinheit und von der opferfreudigen Hingebung eines Robespierre.

Höchst auffallend muß es erscheinen, daß Miljutin's Lobredner der einen dieser hervorragenden Eigenschaften nur ganz beiläufig, der anderen aber gar nicht erwähnt. Wir erkennen hierin mehr als in allem Uebrigen den klaren Beweis dafür, daß von der Artikelserie: „un homme d'état russe" nicht Anatole Leroy-Beaulieu der Verfasser ist, sondern vielmehr ein Gesinnungsgenosse Miljutin's aus dem damaligen panslavistischen Lager, und zwar aus dessen durch persönliche Unbescholtenheit und Ehrenhaftigkeit ausgezeichneten „Moskauer Kreise", welchem alle die politisch und kirchlich überspannten und verrannten Khomjakows, Kirejewskis, Aksakows 2c. angehört haben. Während ein europäischer Beurtheiler es schwerlich übersehen und unerwähnt gelassen hätte, daß Miljutin ein ausnahmsweise ehrlicher und uneigennütziger Bureaukrat gewesen, wäre es im Gegentheile in den Augen jenes achtungswerthen „Moskauer Kreises" und nach dessen Traditionen fast einer Beleidigung gleichgekommen, die Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit Miljutin's noch besonders hervorzuheben, statt sie als selbstverständlich vorauszusetzen.

Jene, Miljutin immerhin auszeichnenden, Eigenschaften der Uneigennützigkeit und Leistungsfähigkeit — sie sind es aber gerade, wie schon angedeutet, wodurch er erst recht zu einem ungewöhnlich schädlichen und gemeingefährlichen Menschen hat werden können; denn diese Eigenschaften befähigten ihn, alle seine Gegner aus dem Felde zu schlagen, die Abneigung seines Monarchen zu besiegen, in den Mitgenuß der autokratischen Gewalt zu treten und seinerzeit der mächtigste Mann Rußlands zu werden — und als solcher seinem Vaterlande die tiefsten, unheilbarsten Wunden zu schlagen.

Es wird nur weniger Belegstellen aus der Artikelserie: „un homme d'état russe", bedürfen, um das vorstehend Gesagte zu erhärten.

---

## XXXV.

### „Sein eigener Reichskanzler“.

Als Fürst Bismarck das geflügelte Wort sprach, der Kaiser Wilhelm II. werde sein eigener Reichskanzler sein, hat er schwerlich daran gedacht, daß er die Richtigkeit dieser Voraussage gewissermaßen am eigenen Leibe erfahren werde. Er hatte zwar bald das Gefühl, dem jugendlichen Monarchen „nicht imponiren“ zu können, aber von da bis zu seiner Entlassung war doch noch weit. Doch wie rasch vollzog sich der Bruch des Kaisers mit dem herrschgewaltigen Staatsmanne, den jener selbst nicht lange vorher als den Fahnenträger gefeiert, dem man folgen müsse! Und aus eigenster Entschließung verabschiedete Wilhelm II. den Minister, auf dessen wiederholte Abschiedsgesuche Wilhelm I. immer nur das Wort ‚Niemals‘ schrieb. Zwar berief der oberste Kriegsherr die hohe Generalität, um dieselbe darüber zu hören, ob sich weiter mit dem Fürsten Bismarck regieren lasse; als jedoch der Sprecher des militärischen Kronrathes in verneinendem Sinne die Frage beantwortete, nahm der Kaiser diese Aeußerung mit dem Bemerken entgegen: Dahin hatte ich auch bereits entschieden, und als das Abschiedsgesuch auf sich warten ließ, mußte der kaiserliche Adjutant dasselbe fordern gehen.

An diese Vorgänge wird man wieder so recht erinnert durch die Ansprache, welche Kaiser Wilhelm II. bei dem am 20 Februar abgehaltenen Festmahl des brandenburgischen Provinziallandtages gehalten hat. Schon seit mehreren Jahren

wird dieses Festessen zu bedeutungsvollen Kundgebungen benützt. Die Blätter erinnern daran, daß vor 3 Jahren der heutige Kaiser, damals noch Prinz Wilhelm, die Gelegenheit wahrnahm, um gegen die Unterstellung Einspruch zu erheben, als werde er eine kriegerische Politik verfolgen. „Ich weiß wohl“, erklärte er, „daß im großen Publikum und speciell im Auslande mir leichtsinnige, nach Ruhm lüsterne Gedanken imputirt werden. Gott bewahre mich vor solchem verbrecherischen Leichtsinn — ich weise solche Anschuldigungen mit Entrüstung zurück“. Seitdem hat in der That der Kaiser keine Anstrengungen gescheut, um den auswärtigen Höfen die Ueberzeugung beizubringen, daß ihm die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens am Herzen liege und namentlich hat er es an den verschiedenartigsten Aufmerksamkeiten dem westlichen Nachbarn gegenüber nicht fehlen lassen, mit dem unverkennbaren Erfolge, daß ein gewisser Nachlaß der Spannung an der Seine bis auf die neuesten Vorgänge bemerkbar war.

Großes Aufsehen erregte die Rede, welche der Kaiser am 5. März 1890 im brandenburgischen Provinziallandtage hielt. Nachdem er das Andenken des großen Kurfürsten gefeiert und gelobt hatte, mit dem ererbten Pfunde gewissenhaft zu wirthschaften, fügte er hinzu: „Diejenigen, welche mir dabei behilflich sein wollen, sind mir von Herzen willkommen, wer sie auch seien; diejenigen jedoch, welche sich mir bei dieser Arbeit entgegenstellen, zerschmettere ich“. In demselben Monate wurde Fürst Bismarck entlassen; die Drohung hatte ihm gegolten. Sie war, wie später verlautete, durch eine lebhafte Auseinandersetzung über social-politische Fragen veranlaßt. Das Socialistengesetz, welches Fürst Bismarck für unentbehrlich hielt und dessen Verschärfung ihm geboten erschien, wurde preisgegeben, die Arbeiterschutzgesetzgebung als eine der vornehmsten Aufgaben der Regierung hingestellt, international gefördert und im deutschen Reiche selbst durch eine Vorlage angebahnt, welche gegenwärtig den Reichstag beschäftigt.

In diesem Jahre ist das Festmahl des brandenburgischen

Provinziallandtages abermals nicht vorübergegangen, ohne daß der Kaiser sich hat vernehmen lassen. Im Einzelnen gehen die Lesarten auseinander, über die Gesammtrichtung der Erwiderung auf den Trinkspruch des Vorsitzenden kann ein Zweifel nicht obwalten. Nach dem in der Nordd. Allg. Ztg. veröffentlichten halbamtlichen Berichte — édition épurée — hat der Kaiser, nachdem er abermals auf den großen Kurfürsten als sein Vorbild hingewiesen, u. a. gesagt: „Ich weiß sehr wohl, daß im vergangenen Jahre manches geschah und sich ereignet hat, was Ihre Herzen und Gemüther bewegt. Ich freue mich, daß meiner Aufforderung zum gemeinsamen Arbeiten, zum einigen Thun im Lande, welche ich in Schleswig-Holstein und später in Schlesien aussprach, so gern und willig in jeder Beziehung in der Bevölkerung entsprochen worden ist. Ich meine aber zu gleicher Zeit einen gewissen Stillstand wahrnehmen zu können, ein gewisses Zagen und ein gewisses Zaudern; ich meine zu sehen, daß es den Herren nicht leicht wird, den Weg zu erkennen, den ich beschreite und den ich mir vorgezeichnet habe, um Sie und uns Alle zu meinem Ziel und zum Heil des Ganzen zu führen. . . Ich weiß sehr wohl, daß in der Jetztzeit es versucht wird, die Gemüther zu ängstigen. Es schleicht der Geist des Ungehorsams durch das Land; gehüllt in schillernd verführerisches Gewand versucht er die Gemüther meines Volkes und die mir ergebenen Männer zu verwirren; eines Ozeans an Druckerschwärze und Papier bedient er sich, um die Wege zu verschleiern, die klar zu Tage liegen und liegen müssen für Jedermann, der mich und meine Principien kennt. Ich lasse mich dadurch nicht beirren". Dann forderte der Kaiser auf, das Ganze im Auge zu halten und die Einzelinteressen zurücktreten zu lassen. „Unsere jetzigen Parteien sind gegründet auf Interessen und verfolgen dieselben oft zu sehr, eine jede für sich. Es ist ein hohes Verdienst meiner Vorfahren, daß sie sich nie zu den Parteien gestellt, sondern daß sie stets darüber gestanden haben, und daß es ihnen gelungen ist, die einzelnen Parteien zum

Wohle des Ganzen zu vereinigen". Am Schlusse sagte der kaiserliche Redner: „Sie wissen, daß ich meine ganze Stellung und meine Aufgabe als eine mir vom Himmel gesetzte auffasse, daß ich im Auftrage eines Höhern handele, dem ich später einmal Rechenschaft abzulegen berufen bin. Deshalb kann ich Sie versichern, daß kein Abend und kein Morgen vergeht ohne ein Gebet für mein Volk und speciell ein Gedenken an meine Mark Brandenburg. Nun, Brandenburger! Ihr Markgraf spricht zu Ihnen, folgen Sie ihm durch dick und dünn auf allen den Wegen, die er Sie führen wird! Sie können versichert sein, es ist zum Heil und zur Größe unseres Vaterlandes".

Theilnehmer an dem Festmahl erzählten sofort, der Kaiser habe in scharfer Weise gegen den Unglauben sich ausgesprochen. Damit hat es seine Richtigkeit. In den ersten Berichten der Zeitungen wird der Geist des Ungehorsams ausdrücklich auf den Unglauben zurückgeführt. Warum dieser Hinweis in den offiziösen Referaten verschwunden ist, wird vielleicht der kaiserliche Kabinetssekretär Hr. Lucanus, Einer aus dem Falk'schen Generalstab in der Aera der Maigesetze, mittheilen können. Im Uebrigen hat sich über die kaiserliche Ansprache eine eigenthümliche Preßfehde entsponnen. Mittelparteiliche Blätter möchten den Glauben erwecken, als sei der Satz von dem „Ozean von Papier und Tinte" auf die socialdemokratische Presse gemünzt gewesen. Vergebliches Bemühen! Der Hinweis des Kaisers zielt klar und bestimmt zunächst auf die Preßfehde, welche der unzufriedene Staatsmann in Friedrichsruh in den ihm zur Verfügung stehenden Blättern gegen die gegenwärtige Regierung und die kaiserliche Politik führt und führen läßt. Dort sucht man „die Gemüther zu ängstigen", als entbehre die Staatsleitung jeder Festigkeit und Sicherheit, dort ist unablässig von tiefer die Monarchie bedrohender Verstimmung und wachsender Unzufriedenheit die Rede. In gleicher Richtung bewegen sich allerdings, wenn auch vorsichtiger die Spitzen gegen das kaiserliche Regiment

umwickelnd, die Auslassungen zahlreicher die Interessen der Großindustrie, sowie einzelner die Interessen des Großgrundbesitzes einseitig wahrnehmender Blätter.

Wir sagten: über die Gesammtrichtung der kaiserlichen Ansprache könne ein Zweifel nicht obwalten. Der Kaiser stabilirt auf's neue seine Souverainetät wie einen rocher de bronze; das Souverainetätsgefühl und Selbstbewußtsein, welches gleich beim ersten Auftreten des Kaisers sich geltend machte, ist in der Verlautbarung gegenüber dem brandenburgischen Provinziallandtage noch ausgeprägter hervorgetreten als in den früheren Kundgebungen. Man mußte den Kaiser sehen, als er zuerst den Landtag eröffnete. Das Ceremoniell war weit feierlicher, als unter Wilhelm I.; Fanfarenklänge kündigten die Ankunft des Hofes an; die ganze Haltung des jugendlichen Monarchen verrieth, daß er von der Erhabenheit seiner Stellung und der Größe seines Berufes erfüllt ist. Seitdem sind auch große und manche kleine Dinge geschehen, welche beweisen, daß der Kaiser nicht blos herrschen, sondern auch regieren will. In den wichtigsten Staatsämtern und militärischen Stellen traten vielfach überraschende Aenderungen ein. Miquel's Berufung als Finanzminister und Waldersee's Entlassung als Chef des großen Generalstabes, sowie die Verabschiedung des Hofpredigers Stöcker haben den Conjecturalpolitikern reichlich Beschäftigung gegeben. Miquel kam, weil der Kaiser ihn als „seinen Mann" erkannt hatte; Waldersee ging, weil der Kaiser andere Anschauungen über Taktik hat, wie sein früherer Lehrmeister; Stöcker und die um ihn fielen, weil sie verdächtig waren, den königlichen Summepiscopat antasten zu wollen. Auf den verschiedensten Gebieten hat der Kaiser die Initiative ergriffen, zum fast allgemeinen Erstaunen selbst auf dem der Reform des höheren Schulwesens und auch hier mit solcher Entschlossenheit, daß er dem in den alten Geleisen sich fortbewegenden Cultusminister von Goßler nach Schluß der bezüglichen Conferenzen sein Bildniß mit der Unterschrift verehrte: Hoc volo, sic jubeo! Von den

kleinen Dingen ist vielleicht am bezeichnendsten der Umstand, daß das Staatsoberhaupt die Proben des Theaterstückes „der neue Herr“, welches allgemein als dem Kaiser auf den Leib geschrieben gilt, persönlich geleitet und dafür gesorgt hat, daß die Hauptdarsteller auch mit der gebührenden Würde auftreten. Der kalauernde Berliner Börsenwitz bezeichnete in Folge dessen den Kaiser als „seinen eigenen Regie — rungsrath“.

Es ist wirklich eine neue Aera in Preußen und im Reich angebrochen, insofern jedenfalls, als der Träger der Krone wieder im Vordergrunde steht, selbst sehend, selbst urtheilend, selbst entscheidend. Mit dieser Thatsache werden alle Parteien zu rechnen haben. Der Versuch, mit dem kaiserlichen Namen eine bestimmte Parteipolitik zu decken, wie er unter dem Ministerium Bismarck immer wieder erneuert wurde, ist einstweilen aussichtslos. Der Kaiser will über den Parteien stehen, sie alle dem Wohle des Ganzen dienstbar machen: ein Programm, gegen welches nichts zu erinnern ist. Wie weit dasselbe als durchführbar sich erweist, bleibt allerdings abzuwarten. Nur mit Schrecken kann man daran denken, was entstanden wäre, wenn Fanatiker wie Stöcker an der entscheidenden Stelle wirklich den Einfluß erlangt hätten, dessen sie sich vorschnell und unvorsichtig berühmten!

Ein freisinniges Blatt, das bevorzugte Organ des Berliner Philisteriums, hebt bei Besprechung der kaiserlichen Rede und des darin enthaltenen erneuten Hinweises auf den großen Kurfürsten als das leuchtende Vorbild des gegenwärtigen deutschen Kaisers hervor: der große Kurfürst sei unter den Regenten aus dem Hohenzollernstamme der erste gewesen, „der alle Aufgaben des modernen Staatswesens mit gleichem Verständnisse erkannte und mit gleicher Liebe umfaßte“. „Er war der Reorganisator des Heeres, der Schöpfer einer gesunden Finanzwirthschaft, der starke Kriegsheld, der Verfechter der religiösen Duldung, der Schirmherr

der Wissenschaften und Künste, alles in seiner Person.“ Ganz besonders betont das Blatt die „religiöse Toleranz“ des großen Kurfürsten. „Seinem reformirten Glaubensbekenntniß aus voller Seele treu, verbot er doch jeden Akt der Feindseligkeit gegen Andersdenkende; und der schien ihm die Pflichten der Religion am vollsten zu erfüllen, der das hohe Gebot der Duldung beobachtete.“

Derjenige, welcher das geschrieben, kennt die Politik des großen Kurfürsten gegenüber der katholischen Kirche schlecht. Möge er darüber das Nöthige in den Lehmann'schen Publikationen aus den geheimen preußischen Staatsarchiven nachlesen, deren Fortführung leider eingestellt zu sein scheint, seit sich die katholische Publicistik derselben bemächtigt hat. Wir können nur hoffen, daß Kaiser Wilhelm II. sich eine Kirchenpolitik nicht zum Muster nehmen wird, welche — von allem Anderen abgesehen — bei der confessionellen Zusammensetzung des heutigen Preußens ein vollkommener Anachronismus sein würde.

Vom Rhein, Ende Februar 1891.

---

## XXXVI.

# Briefe über Schiller.

## VI.

Graz, den 23./6. 81.

Verehrter Freund!

Eine Hauptursache, warum ich so lange nicht geschrieben habe, war wohl auch, daß ich meine gütige Hand (ich meine diejenige, die sonst für mich schreibt) nicht zur Verfügung hatte; das ist nun gegenwärtig, wie Sie sehen, wiederum der Fall. Inzwischen haben Sie sich durch Sendung des Grillparzerischen Dramas ein neues Verdienst um mich erworben. Ich will heute davon reden, denn das schließt sich ganz natürlich an mein Gerede über Schiller. Es ist ganz natürlich, daß dieses Stück: Weh' dem, der lügt, dem Wiener Publikum nicht gefallen hat. Es hätte auch keinem anderen Publikum gefallen. Die Wiener aber haben es gar arg getrieben und haben das Stück förmlich ausgepfiffen. Es war nun das letzte, was Grillparzer noch bei seinem Leben aufführen ließ, wenngleich fast dreißig Jahre vor seinem Tode. Einmal muß ich sagen, daß bei diesem Drama der umgekehrte Fall eintritt, von dem, was man sonst zu bemerken pflegt. Man sagt wohl, einem Drama widerfährt sein volles Recht noch nicht, wenn man es bloß liest; man muß es aufführen sehen. Von diesem Drama sage ich umgekehrt; man muß es lesen und immer wieder Zeit zum Nachdenken haben. Habe ich doch selbst bis in die Mitte gelesen. bevor es mir recht zu gefallen anfing. Sie nennen das Stück ein christliches. Das führt uns recht auf die Continuation von

der Schiller'schen „Jungfrau von Orleans". So viel christlicher Stoff — wenn dieses Wort zu gebrauchen erlaubt ist — wie in der „Jungfrau" findet sich hier allerdings nicht, aber dort stören fremde Säfte dasjenige, was christlich ist, bei Grillparzer ist dies weniger der Fall; aber die christlichen Gedanken erscheinen mehr in homöopathischer Gabe, fast nur wie ein Duft, aber doch reiner als bei Schiller

Man hätte gewiß nicht gedacht, daß der Dichter, welcher einst die „Götter Griechenlands" geschrieben hatte, in Zukunft die „Jungfrau von Orleans" schreiben wird. Noch weniger hätte man gedacht, daß der Dichter, der einst die unglücklichen „Reflexionen auf dem campo vaccino" geschrieben hatte, dereinst das Lustspiel: Weh' dem, der lügt, niederschreiben würde. In beiden Fällen hat die Macht des christlichen Gedankens über den Dichter gesiegt. Aber sagen wir nicht zu viel. Ohne Zweifel herrscht in diesem Stücke Grillparzers eine christliche Idee, aber so, wie oft bei solchen Dichtern, welche nur christliche Dichter, aber keine Christen sind. Die christliche Moral ist es, der sie sich alle annähern; ein höchst wesentlicher Theil des Christenthums, aber sie denken fast alle nicht auch den Grundgedanken der Erlösung. Ich mache daraus Grillparzer nicht gerade einen Vorwurf, denn es ist nicht immer Gelegenheit, diese tiefste Saite anzuschlagen. Aber ebenso hat der treffliche Recensent des Göthe'schen „Faust" in den „Frankfurter Broschüren" bemerkt, daß „Faust" in dem Stadium seiner Bekehrung nur wohlwollenden Eigenwillen, aber keinen Gedanken an Christenreue und Versöhnung zeigt.

Ich glaube mit Ihnen schon oft von Grillparzer gesprochen zu haben, und daß ich ihn im Jahre 1850 fast alle Wochen eine halbe Stunde sprechen konnte. Gewiß habe ich Ihnen auch die Geschichte von Kuppelwieser erzählt, und meine eigene Erfahrung gelegentlich seiner Anfrage um historische Lektüre. In den letzten Jahren Grillparzer's zeigte sich viel Schönes und Gesundes, und schon seine Haltung gegen die Revolution gibt davon Zeugniß. Leider war er fast immer schlecht umgeben, und das Beste, was in ihm war, kam nicht zum rechten Durchbruch. Ich weiß, wer derjenige war, der ihn noch in seinem hohen Greisenalter, vielleicht zum einzigenmal in seinem Leben

in's Herrenhaus schleppte, um ihn für unsere schlechten Maigesetze stimmen zu lassen; das war nicht mehr jener Grillparzer, der seiner selbst mächtig war. Als von seiner Krankheit die Rede ging, erwartete ich mit großer Hoffnung ein christliches Ende. Es ist nichts davon kundbar geworden. Es war Niemand da, der ihn bewegt hätte, was vielleicht nicht schwer gewesen wäre. Gott möge ihm gnädig gewesen sein.

Diese letzte Sendung zugleich mit den vorausgegangenen werde ich Ihnen bald mit großem Danke zurücksenden, denn meine Gedanken, noch etwas für's Publikum zu schreiben, habe ich schon lange aufgegeben. Finde ich mich wohl genug, so setze ich aber unsere Verhandlungen über Schiller fort. Noch einmal vielfachen Dank für Alles und meine freundschaftlichsten Empfehlungen an Ihr ganzes Haus. Vale, fave, memento!

Immer der Ihrige
J. Fick.

## VII.

Graz, den 1./7. 81.

Ich fahre fort vom Schiller. Auf die „Jungfrau von Orleans" folgt als nächste Tragödie die „Braut von Messina". Das ist ein überaus eigenthümliches und mehr als alle bisherigen, die unter sich verschieden genug sind, mit keinem andern in Vergleich zu bringendes Drama. Sieht man allein auf die poetische Mächtigkeit, auf die künstlerische Meisterschaft der Composition, auf die ganz außerordentliche Herrlichkeit der Sprache, welche namentlich in den Chorgesängen fast Alles überbietet, was in deutscher Lyrik und besonders in Gedanken-Lyrik sonst aufzuweisen ist, so könnte man leicht versucht sein, diesem Drama fast den ersten Platz einzuräumen. Von den Chören könnte sogar Daumer manche Strophe für sich zu Gute schreiben; aber mit dem Ganzen ist es leider anders und völlig anders. Wir halten dieses Stück für das unchristlichste der zweiten Reihe, und es ist unglücklich für Daumer, daß es gerade auf die „Jungfrau von Orleans" folgt. Völlig unchristlich ist schon die Einleitung in die antike Schicksals-Idee. In den ordinären Aesthetiken wird vielfach von deutschen fatalistischen Dichtern gesprochen,

und werden immer Werner, Müllner und Grillparzer aufgezählt. Das schreibt einer dem andern nach. Aber keiner von den genannten dreien ist so sehr Schicksalsdichter, wie Schiller, von dem nicht die Rede ist. Schon darum, weil er der erste war; dann aber auch, weil er wirklich den Gedanken hegte, diese griechische Idee zugleich mit anderen griechischen Eigenthümlichkeiten in die deutsche Tragödie einzuführen. Werner hat ein einziges kleines fatalistisches Stück geschrieben, allerdings noch mit mehr künstlerischer Zeitanlage der Ereignisse, indem er dieselben gerade in einem Sonnencyklus von 28 Jahren beschloß. ich rede nämlich von dem 24. Februar, von dem ich schon in meinem 17. Jahre nach der ersten Lesung sagte: gegen diese Tragödie seien alle anderen in der Welt nur Harlekinaden. Das Stück ist ganz gräßlich, aber es war das letzte, welches Werner als Protestant geschrieben hat; in allen früheren zahlreichen Dramen ist vom Schicksal nicht die Rede, und noch weniger in seinen späteren katholischen Werken. Er hat sehr wohl gethan, gleich nach seiner Bekehrung diese Dichtung gewissermaßen zu widerrufen. Ich erinnere mich noch an die Anfangsverse eines Prologs, den er später verfaßte:

„Nachdem ich nun vor dem gesammten Volke
Gerein't mich habe durch ein Freibekennen,
Muß ich mich noch vom Schreckgedichte trennen";

weiter weiß ich leider nicht mehr, aber diese paar Verse genügen, um den Widerruf des Gedankens anzudeuten. Es ist aber ungerecht, einen Dichter, der so viel geschrieben hat, um dieses einzigen kleinen Stückchens willen immerfort als einen Schicksalstragöden hinzustellen. Grillparzers erstes Werk: „die Ahnfrau" ist nun freilich eine volle Schicksalstragödie, aber in einer langen Reihe späterer Dramen folgt kein einziges in dieser Richtung nach; und wenn Grillparzer um seines Erstlingsstückes willen ein Schicksalstragöde heißen soll, so ist das ebenso ungerecht, als wenn man Schiller um der „Räuber" willen immer nur als Sturm- und Drangdichter bezeichnete. Müllner, der mit den beiden anderen überhaupt nicht oder höchstens zuweilen in der poetischen Sprache zu vergleichen ist, hat gegen eine fatalistische Auffassung seiner „Schuld" selbst protestirt, und sein 29. Februar

ist so sehr eine glatte Nachahmung des 24., daß von eigenen Gedanken nicht die Rede sein kann. Ja er hat es selbst zugegeben, daß ein Wiener-Schauspieler die Katastrophe völlig umänderte, den tragischen Gedanken als Täuschung darstellte und mit einem guten Ausgange abschloß; und in dieser Fassung hat dann Müllner das Stück neu herausgegeben. Der eigentliche Schicksalstragöde und ganz im griechischen Sinne bleibt Schiller in der „Braut von Messina"; freilich auch in keinem anderen Stück, und man muß überhaupt sagen, daß wir wohl vereinzelte fatalistische Tragödien, aber keinen eigentlich fatalistischen Dichter haben Der Grundgedanke der „Braut von Messina" scheint in den drei letzten Chorversen ausgesprochen:

„Dieß Eine sehe ich und erkenn' es klar,
Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld";

das sind drei sehr schöne und in sich selbst christliche Verse, aber sie hören auf es zu sein, wenn sie, wie hier, neben dem Selbstmorde stehen. Die ganze Wendung, daß der Brudermörder seine Schuld nicht ertragen kann und in Selbstmord endet, was beinahe als erträglich dargestellt ist, ist tiefinnigst unchristlich. Ebenso unchristlich ist die Religionsmengerei in der Tragödie, und Schiller hat es prosaisch mit dem allerunchristlichsten Gedanken zu rechtfertigen gesucht, daß alle Religionen ein relativer Ausdruck der Religion seien.

Ich befinde mich abwechselnd besser und schlechter, aber für mein Gesicht und Gehör bin ich sehr besorgt. Nun man muß sich in Allem der Hand Gottes überlassen. Ich bitte um Empfehlungen an Ihr ganzes verehrtes Haus. Das nächste Mal, wenn Sie wollen, ein wenig von „Wilhelm Tell".

Vale, fave, ora!

Devinctissimo Tibi J. Fick

## VIII.

Graz, den 4./7. 81.

Ich fahre fort. „Wilhelm Tell" ist das letzte zur Vollendung gekommene Drama Schillers. Das ist freilich wieder unendlich von allen Vorgängern verschieden, aber die Verschiedenheit selbst ist eine ganz andere, als die unter jenen

Vorgängern. Bis hieher waren die Haupt-Differenzen immer die neuangelegten poetischen Studien, und in diesen besonders differenzirte sich jedes nachfolgende von dem vorausgehenden Stücke. Bei „Wilhelm Tell" verhält sich die Sache ganz anders. Zu diesem Drama hat der Dichter gar keine poetischen Studien gemacht, sondern einfach die historische Sagengestalt, wie sie bei Tschudi und anderen zu finden war, in Scene und Verse gesetzt; freilich in was für Verse! Ein neuer poetischer Kunstversuch ist hier gar nicht gemacht; Studien freilich mußte der Dichter ganz unendliche machen, aber keine künstlerische, sondern lokale, geographische, volksthümliche, dialektische und noch viele andere solcher Art. Diese Studien sind ihm auch bis zum höchsten Grade gelungen, sosehr, daß die Schweizer selbst heute noch kaum glauben wollen, daß Schiller niemals in der Schweiz gewesen, und daß Deutsche, welche den „Tell" gelesen und darauf zum ersten Male die Schweiz besucht haben, auf allen Seiten nichts als Bekanntes und wie zum zweiten Mal Gesehenes oder Vernommenes entdecken konnten. Daß das Stück von ungeheuerer theatralischer Wirkung sein wird, hat Jedermann vorausgesehen und es ist eingetroffen. Für unsere eigentliche Aufgabe, für Schiller's Christenthum, entscheidet das Stück nur wenig; es ist wahr, daß man ihm ansieht, es sei bereits aus der Periode der Versöhnung des Dichters mit der christlichen Welt. Einzelne Verse in alterutram partem können nicht entscheiden, denn ihrer sind wenige und sie sind immer nur der Ausdruck der sprechenden dramatischen Person, ohne daß ein Schluß erlaubt wäre, wie sich der Dichter dazu verhält. Seinen Helden von der Schuld des Mordes völlig reinigen zu wollen, war eine zu schwere Aufgabe und gewiß durfte Tell nicht sagen, wenn dieser Theil der Geschichte exakt ist, zum Himmel heb' ich meine reinen Hände. Daß übrigens der Verfasser der Räuber, des Fiesko, der Kabale und des Don Carlos hier die Darstellung eines wirklichen Aufstandes mit solcher Zartheit behandelt, und selbst zarter als die Geschichte gewesen ist, beweist nur, daß das Stück in die Reihe der Stücke des sittlich beruhigten Dichters fällt.

Unter den nicht zur Vollendung gekommenen Dramen können nur über den Demetrius ein paar Worte gesagt

werden. Der Dichter hat hier so scharfe russische Studien gemacht, wie im Tell schweizerische. Das Stück wäre ein dramatisches Meisterwerk hohen Ranges geworden; dazu waren alle Bedingungen im Stoffe und in der immer mehr gestärkten Macht des Dichters vorhanden. Für unsere Frage hätte es schwerlich auch vollendet eine Entscheidung gegeben. Es ist klar, der Dichter wollte sich in die russische Kirche vertiefen und davon ein so weitläufiges Bild geben, wie zu Anfang von dem polnischen Reichstag.

Aber sehr ungerecht wäre es, die von Daumer aufgeworfene Frage über Schillers Verhältniß zum Christenthum ausschließend aus den dramatischen Werken entscheiden zu wollen. Die kleineren Gedichte liefern hier ein sehr zahlreiches und vielleicht noch bedeutenderes Material. Davon wollen wir zunächst weiter reden. Der stets getreue und dankbare

J. Fick.

## IX.

Ich wollte also von Schiller's Gedichten im Allgemeinen sprechen. Es bietet sich von selbst an, dabei einige Blicke ebenfalls im Allgemeinen auf die Göthe'schen Gedichte zu werfen, um so mehr, als im letzten Jahrzehnte Schiller's die beiden Dichter Manches nach gemeinsamer Verabredung producirt hatten. Es geht nun ein allgemeines Gerede durch die Welt, daß Schiller ein subjektiver, Göthe aber ein objektiver Dichter sei. In solchen wenn auch noch so oberflächlichen Redensarten steckt doch immer etwas Wahres. Einer hat einmal gesagt, Schiller sei der Dichter seiner eigenen Seele, Göthe hingegen derjenige der ganzen umgebenden Welt, ein poetischer Weltspiegel; das trifft etwas verständlicher zum Ziele, aber zur völligen Wahrheit wird es noch einer Bemerkung bedürfen. Wenn es sich bloß um Kundgebungen von Gefühlen oder Empfindungen handelt, dann ist Göthe subjektiv genug und fast noch mehr als Schiller, weshalb er auch immer eine viel reichere Fundgrube für Componisten gewesen ist als dieser. Die Seele Schiller's gibt sich anders kund. Seitdem er das Unglück gehabt hat, seinen kleinen protestantischen Glauben zu verlieren, strebt und sucht er überall um eine Base seines Wesens um, und glaubt eine solche zuerst in der Kant'schen Philosophie gefunden zu

haben. In dem Zeitraum zwischen Don Carlos und Wallenstein ist er ganz und sehr ernsthaft Kantianer. Auf die Dauer konnte das nicht so bleiben; schon durch seine geringen Geschichtsstudien hatte er die Welt mehr kennen gelernt, und forscht und dringt immer weiter; freilich kommt auch schon bald dasjenige zum Vorschein, was ihn bis zu seinem Ende beschäftigt zu haben scheint: die Auffassung der Kunst als eigentlichen Lebensnerv des Menschen, was in dem didaktischen Gedichte „die Künstler,“ dann auch in dem poetisch prächtigen „Spaziergang“ und an vielen anderen Orten angedeutet erscheint. Aber Alles, was er inzwischen erwirbt und erlebt, muß auch in seine Vorstellungen hinein; und so finden wir bald auch eine Versöhnung mit dem historischen Christenthum, besonders mit der christlichen Moral. Das ist der Punkt, von dem wir eigentlich reden wollen.

Sehen wir zu, inwiefern aus den kleineren Gedichten darüber Auskunft zu holen ist. Sprechen wir zuerst von den drei sozusagen christlichen Balladen: dem „Gang nach dem Eisenhammer“, dem „Grafen von Habsburg“ und dem „Kampf mit dem Drachen“. Uebersehen wir dabei nicht, daß die beiden Dichter die Balladendichtung sich als gemeinsame Aufgabe gesetzt hatten; und das Jahr 1797 heißt darum das Balladenjahr, obschon einige noch darüber hinausfallen. Göthe lieferte damals seine abscheuliche „Braut von Korinth“ (abscheulich ist sie innerlichst, wenn gleich die Dichtung noch so prächtig ist) und noch mehrere andere, aber nirgends den leisesten Anklang an Christenthum. Auf Seite Schiller's kann nicht geläugnet werden, daß die drei gedachten Balladen völlig auf christlicher Weltanschauung beruhen, und daß sie mit Ernst und Wahrheit, ja mit Liebe gearbeitet sind. „Der Gang nach dem Eisenhammer“ ist schon besonders schön und es ist nur schade, daß er (wegen des Inhalts) für Schulen nicht verwendbar ist. Besonders liebenswürdig finde ich die Beschreibung der hl. Messe; Fridolin hört auf dem Wege zum Eisenhammer die Glocke zur hl. Messe läuten; da sagt er:

„Dem lieben Gotte weich' nicht aus.
Find'st du ihn auf dem Weg“.
Er spricht's und tritt in's Gotteshaus,
Kein Laut ist hier noch reg' . . .

. . . Entschlossen ist er alsobald
Und macht den Sakristan,
„Das, spricht er, ist kein Aufenthalt
Was fördert himmelan“.
Die Stola und das Cingulum
Hängt er dem Priester dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäße
Geheiliget zum Dienst der Messe.
Und als er dieß mit Fleiß gethan,
Tritt er als Ministrant
Dem Priester zum Altar voran,
Das Meßbuch in der Hand.
Und knieet rechts und knieet links
Und ist gewärtig jeden Winks.
Und als des Sanctus Worte kamen,
Da schellt er dreimal bei dem Namen.
D'rauf als der Priester fromm sich neigt
Und zum Altar gewandt
Den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt
In hocherhabner Hand,
Da kündet es der Sakristan
Mit hellem Glöcklein klingend an.
Und Alles kniet und schlägt die Brüste,
Sich fromm bekreuzend vor dem Christe.
So übt er jedes pünktlich aus,
Mit schnell gewandtem Sinn;
Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
Er hat es Alles inn' —
Und wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim vobiscum dominus
Der Priester zur Gemein' sich wendet,
Die heilige Handlung segnend endet.

So geht die Erzählung weiter bis zu Ende, wo der Graf mit einem Male erschreckt den ganzen Abgrund der Verläumdung einsieht und die Ballade folgenden Schluß gewinnt:

— Nun, ruft der Graf und steht vernichtet,
Gott selbst im Himmel hat gerichtet.
. . . Und gütig wie er nie gepflegt
Faßt er des Dieners Hand,
Führt ihn zur Gräfin tief bewegt,

Die nichts davon verstand:
„Dieß Kind, kein Engel ist so rein,
Laßt's Eurer Huld empfohlen sein,
Wie schlimm wir auch berathen waren,
Mit dem ist Gott und seine Schaaren."

Also nicht allein Gott, sondern auch die Schaaren Gottes, von denen man sonst jenseits (Protest.), seien es Engel oder Heilige, nicht viel wissen will.

Im „Grafen von Habsburg" wird das allerheiligste Sakrament verherrlicht. Ganz prächtig sind die Worte Rudolfs, als ihm der Priester des andern Tages das geliehene Roß zurückbringen will:

„Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthssinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eig'nem Gewinnst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst,
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben".

Der Umstand, daß der Sänger beim Kaisermahle eben jener Priester ist, ist freilich ein poetischer Zusatz, der nicht historisch ist, aber eine ganz erlaubte Dichtung.

Der „Kampf mit dem Drachen" ist mehr als christlich und katholisch, er ist ascetisch und monastisch. Allein dieses Gedicht hat der Dichter nicht als Ballade, sondern als Romanze überschrieben; ich glaube, wie wir schon angedeutet haben, aus demselben Grunde, warum er die „Jungfrau von Orleans" eine romantische Tragödie genannt hat. Leider scheint er damit wieder anzudeuten, daß er nicht mit seinem eigenen Wesen dabei ist; in sich aber ist das Ganze ganz herrlich und kein Vers zu bemängeln. Christlicher kann nicht mehr gedichtet werden.

Aber trotz alledem halte ich auch noch diese Romanze nicht für das christlichste Gedicht Schillers. Ich finde das in einem Epigramm, überschrieben „Die Johanniter":

Herrlich kleidet sie euch des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus bezwingt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet,
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgibt euch, die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stammes,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet,
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in Einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!

Ich nenne dieses Gedicht das allerchristlichste, was Schiller niedergeschrieben, denn 1) ist die Vereinigung der Kraft und Demuth im Christenthume erkannt, eine große Erkenntniß; 2) ist der Demuth sogar noch der Vorzug vor der Kraft eingeräumt; 3) ist anerkannt und ausgesprochen, daß nirgends als im Christenthum eine solche Vereinigung möglich ist und 4) ist es der Dichter selbst, entschieden selbst, der dieses beobachtet hat und bemerkt. Keine dritte Person, wie in einem Drama, auch nicht einmal eine Erzählung gibt ihm Veranlassung, er hat es gesehen und er spricht es in vollständig eigener Person aus. Gewiß, als Schiller diese Verse niederschrieb, dachte und fühlte er ganz christlich. — Auf wie lange?

Von den anderen Balladen Schiller's sind einige noch sehr schön und nicht mit dem Christenthum in Widerspruch, wie die beiden hellenischen: „Die Bürgschaft“ und „Die Kraniche des Ibicus“. Eine andere kleine Erzählung von Schiller: „Das verschleierte Bild zu Sais“ war mir auch immer sehr merkwürdig. Es ist über die Absicht desselben viel gestritten worden. Ich halte es für eine Protestation gegen den Selbstmord, und insofern kann es auch noch christlich heißen. Unter den Balladen ist mir „Hero und Leander“ völlig negativ und rein pantheistisch, was sich zum Schlusse am deutlichsten ausspricht. Der „Ring des Polykrates“ ist aus Herodot genommen und trägt den heidnischen Gedanken der Nemesis. Man könnte vielleicht sagen, gerade so viele Erzählungen, wie von christlichem, hat Schiller auch von hellenischem und besonders von trojanischem Inhalt geliefert. Es ist wahr, es sind dies aber alles keine Balladen mehr und der Inhalt ist eben nicht böse.

Denken wir auf andere Gedichte. Schiller war ununterbrochen nach Erkenntniß und Beruhigung strebend, suchend und forschend, und eine Menge seiner Gedichte sprechen das heute Erkannte oder Gewonnene aus. Denken wir an die „Worte des Glaubens“, die eigentlich doch sogar einen Kant'schen Gedanken schwächen; an die „Worte des Wahnes“, an den „Genius“, an die „Nänie“, an „die Hoffnung“, an die „Macht des Gesanges“, an „das Ideal und das Leben“, an das „eleusinische Fest“, an die „Klage der Ceres“, an das „die Freunde“ überschriebene Gedicht, an die „vier Weltalter“, an „die Ideale“, an den „Pilgrim“, an die „Sehnsucht“ und nicht wenig andere. In allen diesen ist ein Ringen und Sichabarbeiten nach Erkenntniß und Ruhe, und dieser poetische Ausdruck der Seele des Dichters, nicht seiner Empfindungen, sondern seiner Vernunft und seines Willens, ist sein Subjektivismus. Aehnliche Gedichte finden sich bei Göthe gar nicht. Ich nenne alle diese Gedichte didaktisch, obschon sie es der ästhetischen Form nach nicht sind, sondern in lyrischen oder elegischen Weisen dahinströmen. Sie enthalten manche besondere Wahrheit, aber auch viel Verkehrtes, und der Grundgedanke, der ihn zuletzt beherrschte, die Kunst als die eigentliche Menschenaufgabe zu fassen, tritt oft mehr oder minder deutlich hervor. Strebungen sind es, aber magni passus extra metam; sie erfüllen mit Rührung für einen auf unrechten Wegen wandelnden edlen Geist.

Wenn wir noch von einem Gedichte sprechen sollten, was freilich zu den bekanntesten und gerühmtesten des Dichters gehört, so wäre es „das Lied von der Glocke“. Das Urtheil wäre in kurzen Worten zu fassen: Wie viel Schönes und Tiefes ist hier gesagt, aber wie viel Schöneres und Tieferes ist übergangen! Das ist kaum des Dichters Schuld, es ist die Schuld seiner Confession. Wir hören die Klänge der Glocke nur zu den irdischen Schicksalen des Menschen, zu seiner Geburt, zur Hochzeit, zum Grabgeläute und dann zu Sturm und Aufruhr. Von seinem selbstgewählten Motto: Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango klingt sich eigentlich nur der zweite Passus aus. Wozu die Glocke den Menschen ruft, vernehmen wir nicht, und daß sie Gewalt hat gegen die bösen Einflüsse des Wetterstrahles,

noch weniger. Wie herrlich müßte das Lied ausgefallen sein, wenn Schiller's Genie es katholisch hätte behandeln können!

Nun lassen wir das! Von den kleineren Gedichten ist schon genug gesagt; nur die zwei prächtigen Sprüche des Confucius möchte ich nicht ganz übergehen.

Der Schluß des Ganzen mit Bezug auf Daumer wird also lauten: Einen christlichen Dichter haben wir hier also nicht und christliche Poesie kaum in einzelnen Klängen vor uns. Das ist der große Jammer, daß auch ein edlerer Geist in jenen traurigen Tagen nicht zur völligen Besinnung kam. Ueber das Fernere urtheilt kein Mensch mehr.

Aber noch etwas Gutes haben wir von unsern beiden großen Geistern zu sagen. Wir thun es ungern, denn diejenigen, welche zu dem allgemeinen Verfalle Deutschlands in seinem Glauben so wesentlich beigetragen haben, sollte man nie, die Genialität abgerechnet, im Allgmeinen loben. Aber es kann doch einzelne Veranlassungen geben, wo das Lob auch Wahrheit sein kann. Unsere beiden Dioskuren von Weimar standen auf solcher poetischen Höhe, daß sie die Rivalität keines Dritten zu befürchten hatten. Ich will damit nicht sagen, daß Gott nicht auch zu dieser Zeit und auch in Deutschland ein paar ebenbürtige Geister geschaffen habe, aber diese waren theils durch ihre Lebenswege, theils durch die Eigenartigkeit ihres Genies von jeder Concurrenz abgehalten und dachten auch nicht daran. Desto mehr sollte man glauben, hätte zwischen den beiden Heroen selbst Eifersucht oder Rivalität eintreten können. Das ist aber nicht geschehen, fast alle bekannten Aeußerungen Schiller's über Göthe räumen diesem beinahe unbedingten poetischen Vorrang ein; Göthe aber hat sich über Schiller in ganz besonderer und höchst merkwürdiger Weise geäußert. Einige solcher Aeußerungen sind wohl noch bei Schiller's Leben gefallen, die allermerkwürdigsten kommen unmittelbar nach seinem Tode zum Vorschein. Dieser Tod scheint Göthe wirklich erschüttert und beinahe auf eine Zeit gebrochen zu haben. In dem schönen Gedichte, welches er ihm als Nachruf schrieb, kommen folgende zwei Verse vor (ich habe das Gedicht nicht zur Hand, und citire die Verse aus dem Gedächtnisse.) Nach vielen schönen Worten über Schiller fährt Göthe fort:

„Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine“.

Wiederum äußert sich Göthe damals in Prosa, ich glaube in einem Briefe über Schiller: „Das war ein rechter Mensch und so sollte man auch sein“. Daß die Fürwörter „uns und man“ hier Göthe bedeuten, ist klar und es ist das Außerordentliche eingetreten, daß diese stolze Seele gegen ihre Natur und Gewohnheit sich hinter Schiller zurückstellt im öffentlichen Bekenntniß; freilich nur moralisch, aber das ist um so merkwürdiger.

Jetzt hätten wir aber einmal genug geschrieben, meine verehrte Hand und ich, und wir können schon auf eine Gegenschrift aus Wien warten. Alle Ihre schönen Bücher bekommen Sie nächstens zurück. Die „Jungfrau“ von Guido Görres hat mir ganz unendlich gefallen, aber auch mich völlig von dem Gedanken abgebracht, selber darüber Etwas zu schreiben. Den liebenswürdigen Daumer habe ich ganz in mein Herz geschlossen, aber zu meinem großen Bedauern konnte ich ihm in der Hauptsache nicht recht geben. Für das prächtige: „Weh' dem, der lügt“, danke ich insbesondere.

Ihrem ganzen verehrten Hause meine herzlichsten Empfehlungen.

Immer der Alte, leider der Alte

J. Fick.

## XXXVII.

# Der Kampf gegen die Socialdemokratie.

**Vom Verfasser der Zuschrift vom 1. Januar noch einmal.**

Soll ein Feldzug mit Erfolg geführt werden, so ist es unerläßlich, vorher Stellung und Macht des Gegners wie seiner Verbündeten zu ermitteln, besonders auch seine Absichten und Ziele zu wissen. Bezüglich des jetzigen, von allen Seiten so geräuschvoll angekündigten Kampfes haben wir also zunächst die Frage zu stellen: Was will die Socialdemokratie, und mit welchen Mitteln arbeitet sie auf ihr Ziel hin? Die Antwort ist nicht schwer.

Die Socialdemokratie leugnet unbedingt von vornherein die göttliche Weltordnung und will eine neue Weltordnung auf Grund der bloßen Nutz= und Vernunftlehre errichten. Sie ist der fleischgewordene Abfall von Gott, verleugnet daher auch die natürliche, auf der Familie beruhende Ordnung. Der bei ihr maßgebende Grundsatz der Gleichheit führt unerbittlich zur Auflösung aller Familienbande, zur Ueberantwortung der Kinder an den Staat, Abschaffung der Ehe. Uebrigens machen die Führer der Partei hieraus auch kein Geheimniß; sie vertuschen höchstens die unabwendbaren Folgerungen ihrer Lehre, um Schwachmüthigere nicht abzustoßen. Die Socialdemokratie bezweckt, alle Lebensäußerungen des Menschen unmittelbar unter Leitung des Staates zu stellen. Nahrung, Arbeit, Erziehung, Schule, überhaupt alle Bedürfnisse, selbst Vergnügungen sollen vom Staate ausgehen, von ihm beschafft und geleitet werden. Die socialdemokratischen Grundsätze führen unabwendbar dahin, daß Niemand mehr seinen Beruf frei wählen,

noch nach eigenem Ermessen arbeiten darf. Der Staat bestimmt und besorgt alles, bis in die kleinsten Einzelheiten. Der Einzelne ist nur noch ein Zahnrad, dem es durchaus unmöglich gemacht ist, etwas Anderes zu thun, als in dem ungeheuerlichen Staatstriebwerk einzugreifen und seine Stelle auszufüllen. „Zuchthausstaat" ist eigentlich noch ein viel zu gelinder Ausdruck für die socialdemokratische Weltordnung. Denn der Zuchthäusler, der verurtheilte Verbrecher hat heute immer noch einige persönlichen Rechte, welche das Mitglied des Zuchthausstaates nicht besitzen darf. Der Zuchthäusler hat noch Rechte über seine Familie und sein Eigenthum, sowie die Aussicht, nach Ablauf seiner Strafe oder durch Begnadigung wiederum seine Freiheit zu erlangen. Dem Zuchthausstaat aber ist nicht anders zu entrinnen, als durch Verzicht auf Vaterland und Familie, durch Auswanderung. Der Zuchthausstaat hält aber dem Entrinnenden seine Kinder — eine wirkliche Gattin kann er überhaupt nicht haben — und seine Habe zurück, wenn er auswandert. Nein, er hat überhaupt keine Kinder und keine Habe, denn Alles gehört ohnedies dem Staat, der Gemeinschaft. Er muß als nackter Wurm das Weite suchen, wenn er frei sein will.

Als Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke bedienen sich die Socialdemokraten der Presse, Vereine, Versammlungen, Genossenschaften und Verbindungen aller Art, wozu sie, selbst unter der Herrschaft des Socialistengesetzes, immer noch die Möglichkeit besaßen. Seit Abschaffung dieses Gesetzes genießen sie einer so ausgedehnten Freiheit hierin, sowie auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit, daß andere Gemeinschaften, namentlich die katholische Kirche, ihnen gegenüber ungemein im Nachtheile sind, ja neidisch auf sie sein müssen. Die Socialdemokraten haben das ganze Land mit einem Netze engverbundener Vereine und Genossenschaften überzogen, erheben Steuern, haben eine förmliche Regierung eingerichtet, deren Weisungen oft besser Folge geleistet wird, als denen der Obrigkeit.

Alle diese Veranstaltungen und Einrichtungen wären unwirksam, wenn sie sich nicht auf die Unzufriedenheit weiter Kreise, namentlich der gewerblichen Arbeiter, stützen könnten. Diese Unzufriedenheit ist die Grundlage der Macht der Social-

demokratie, ja sie ist die Macht selbst. Diese Unzufriedenheit aber ist bisher am tiefsten in diejenigen Schichten gedrungen, welche an ihrem Glauben Schiffbruch gelitten, sich mehr oder weniger der christlichen Ueberlieferungen und Grundsätze entäußert haben. Auf dem Lande und in den katholischen Theilen Deutschlands hat daher die Socialdemokratie bis jetzt weniger Eingang gefunden. Dort bringen die von ihr gebrauchten Mittel zur Werbung von Anhängern geringe Wirkung hervor. So lange die Begriffe des katholischen Volkes nicht durch Einwirkung liberaler Redensarten umnebelt worden sind, ist keine Gefahr. Die innere Erkenntniß der Glaubenslehren wappnet das einfache Volk mit Verstand und Einsicht, verschafft ihm eine solche Ueberzeugung von der göttlichen Weltordnung, daß es Beschaffenheit und Ziel der Socialdemokratie sofort herausfühlt, wonicht klar durchschaut. Deßhalb läßt es sich nicht bethören, ist durch seinen Glauben wehrhaft gepanzert.

Zum Glück haben daher trotz aller Fortschritte die Socialdemokraten keine Aussicht, innerhalb einiger Jahrzehnte mehr als ein Viertel, höchstens ein Drittel aller Reichstagswahlkreise zu erobern. Die Gefahr einer Ueberschwemmung durch die Socialdemokratie ist abgewendet, so lange in den übrigen drei Viertheilen Deutschlands denselben wirksam vorgebaut wird. Es handelt sich also einfach darum, nicht auch dort durch Entchristlichung des Volkes die Unzufriedenheit hervorzurufen, aus welcher die Socialdemokratie so schnell in's Kraut schießt. Geschieht dies aber? Arbeitet der Staat, welcher so viel Lärm ob seiner Rüstung gegen die Socialdemokratie macht, in diesem Sinne? Gewährt er den Kräften, welche derselben den Boden bisher am wirksamsten streitig gemacht haben, die gleiche Freiheit wie der Socialdemokratie, oder aber ist der Staat gar der Bahnbrecher für letztere?

Wie ist der heutige Staat überhaupt beschaffen, welches ist sein Ziel, nach welcher Richtung hin suchen ihn seine Regierer und Wortführer auszugestalten? Der jetzige Staat beruht zwar ursprünglich auf den Grundlagen des Christenthums, hat sich aber die Vernunft- und Nützlichkeitstheorien der neuen Volkswirthschaftslehre sowie die Grundsätze ihrer philosophischen Anwälte in solchem Grade angeeignet, daß seine

Ziele immer weiter von dem Christenthum abweichen, letzteres unfehlbar durch ihn geschmälert und zuletzt gänzlich ausgerottet werden wird — wenn nicht eine Umkehr eintritt.

Demnach würde ja der Neustaat schließlich auf dasselbe Ziel hinsteuern, wie die Socialdemokratie? Leider ja. Anders kann die Antwort nicht lauten. Dabei nimmt sich der Neustaat hinsichtlich der Machtmittel gegenüber der Socialdemokratie aus wie der Riese neben dem Däumling. Der Neustaat verfügt über Machtmittel, wie sie die größten Gewaltherrscher aller vergangenen Zeiten nie besessen, noch gekannt haben. Der Neustaat gebietet über Gut und Blut seiner Angehörigen, besitzt eine unendliche Geld-, Wehr- und Beamtenmacht, greift in alle Lebensäußerungen ein, hat sich die Rechte der Eltern bereits in einem so hohen Grade angeeignet, daß der Socialdemokratie nur noch Weniges zu wünschen bleibt. Der Neustaat hat sich, und dies ist gerade sein besonderes Kennzeichen, gänzlich der Erziehung und des geistigen Lebens seiner Angehörigen bemächtigt, sich ein vielgliedriges Zwangsschulwesen geschaffen, wie es in der Geschichte der Menschheit unerhört dasteht. Die von der Socialdemokratie angestrebte Staatserziehung steht schon längst als vollendete Thatsache vor unseren Augen; Niemand kann ihr entrinnen. Gerade hier bedarf es nur noch weniger Striche zur Erreichung der von Bebel, Liebknecht und Genossen angestrebten Vollkommenheit.

Der Neustaat engt immer mehr die Kirche ein, nimmt ihr Rechte und Besitz, setzt ihrer Wirksamkeit zahllose, oft geradezu unüberwindliche Polizeischranken. Er ist überhaupt, trotz seines Verfassung und Volksrechte ankündigenden Aushängeschildes, wesentlich Polizeistaat. Gerade seitdem wir Verfassungen und Kammern besitzen, hat er sich nach dieser Richtung ausgebildet. Die Kirche hat zwar in Deutschland 1848 einige der ihr durch alte Verträge verbürgten Rechte wieder erhalten. Aber seither werden dieselben auf Umwegen angegriffen und um so gründlicher entleert. Die durch den westfälischen Frieden und den Reichs-Hauptschluß von 1803 verbürgte Zugehörigkeit der Schule zur Kirche ist längst so sehr vernichtet, daß, besonders seit 1870, kaum noch Jemand dieselbe zu betonen wagt. Der Minister Falk konnte im Culturkampf die Kirche mit einem

Federstrich ihres letzten Rechtes auf die Schule — die Ertheilung des Religionsunterrichtes — entäußern. Sein Nachfolger, der Friedens- und Versöhnungs-Minister von Goßler erhebt nun diese Vergewaltigung zu einem unveräußerlichen Recht des Staates, spricht dem Staat in seinem Gesetzentwurf das alleinige Recht zur Ertheilung des Religionsunterrichtes zu, nimmt außerdem der Kirche den Rest ihres Schulvermögens ab.

Freilich ist dieß gewissermaßen eine Folge protestantischer Kirchenzustände. Dasjenige, was man protestantische Kirche nennt, ist nur eine Staatseinrichtung wie jede andere. Die protestantischen Prediger und Kirchenbehörden sind landesfürstliche Beamten, sie werden von der Regierung ernannt, sind stolz auf ihre Titel: königliches Consistorium, königliche Superintendentur u. s. w. Für die Protestanten macht es keinen Unterschied: ihre Religion ist durch den Landesherrn eingeführt worden, weßhalb der Religionsunterricht ganz selbstverständlich in dessen Auftrage ertheilt wird. Freilich hat dieser staatliche Regionsunterricht die Glaubenslosigkeit der Arbeitermassen und überhaupt weiter Kreise nicht zu hindern vermocht; aber die einfachste Regel der Klugheit sollte doch den Staat davon abhalten, auf die katholische Bevölkerung dasselbe System anzuwenden, das bei der protestantischen so bedenkliche Früchte getragen hat. So lange er dieß nicht thut, muß angenommen werden, daß dem Neustaat die Kirche noch unendlich mehr verhaßt ist, als die Socialdemokratie; ihm noch mehr an deren Vernichtung gelegen ist, als an der Bekämpfung der letztern. Sollte es aber bloße Verblendung sein, so müssen wir um so entschiedener gegen dieselbe einstehen.

Bekanntlich sind die Socialdemokraten mit der heutigen Staatszwangsschule durchaus einverstanden, stimmen allen Maßnahmen des Staates auf dem Gebiete des Unterrichts zu. Sie jubelten, als Bismarck-Falk durch das Schulaufsichtsgesetz die Volksschule gänzlich verstaatlichten, obwohl sie wußten, daß ihre Gesinnungsgenossen nicht mit der Schulaufsicht würden beauftragt werden. Ueberhaupt sind im gesammten Schulwesen kaum vereinzelte Socialdemokraten angestellt; und trotzdem ist die Socialdemokratie mit solchem Schulwesen ausnehmend zu-

frieden, und setzt ihre Hoffnungen auf dasselbe. Die Schule ist gerade derjenige, der einzige Punkt, bei dem sie mit dem Neustaat rückhaltlos übereinstimmen. Wenn die Socialdemokraten die Mehrheit im preußischen Landtag besäßen, wäre die Genehmigung des Goßler'schen Volksschulgesetzes unzweifelhaft: doch nur, weil durch dasselbe der Verstaatlichung der Schule die Krone aufgesetzt wird.

Die Socialdemokraten wissen eben aus Erfahrung, daß die Staatsschule an sich, ganz abgesehen von der darin herrschenden Lehre, für sie arbeitet. Dieselbe wirkt socialdemokratisch, eben weil sie Staatszwangsschule ist, weil sie den wesentlichsten Bestandtheil des socialdemokratischen Programmes verwirklicht. Die Staatszwangsschule vernichtet fast gänzlich die Rechte der Eltern, sie nimmt ihnen ihre Kinder, um sie eigenmächtig nach Gutdünken zu drillen, sie im Hinblick auf den Staatszweck — Unterwürfigkeit und Wehrdienst — abzurichten. Den Eltern bleiben nur die Lasten, die Sorge für den leiblichen Unterhalt. Hinsichtlich der geistigen Erziehung haben sie gar nichts mitzureden, betreffs der religiösen Erziehung blieb ihnen bisher noch ein Rest ihrer Rechte, der aber durch das Goßler'sche Gesetz beseitigt wird. Daß es längst schon mit dem Elternrecht nicht genau genommen wird, erhellt aus der Thatsache, daß die Blätter unzählige Fälle von protestantischen Lehrern anführen, welche katholische Kinder ohne weiters zum protestantischen Religionsunterricht zwingen.

Nirgendwo ist die Socialdemokratie so mit Naturgewalt in's Volk gedrungen, demselben so mühelos und allgemein vertraut geworden als in Deutschland, besonders in Preußen, wo die Zwangsschule, die Erziehung zu ausschließlichen Staatszwecken, die höchste Vollkommenheit erreicht haben. Wer vom Staate also erzogen ist, fordert unwillkürlich, daß er auch von demselben versorgt werde. Diese Folgerichtigkeit drängt sich Jedem auf, ohne daß er die eigentliche socialdemokratische Lehre genau zu kennen oder tiefer zu erfassen braucht. Denn es kommt Jedem von selbst der Gedanke, daß der Staat, nur der Staat für die Früchte der Erziehung verantwortlich ist, die er aufzwingt. Durch die Zwangserziehung stellt der Staat einen Schuldschein aus, dessen Eintreibung die Socialdemokratie übernommen hat.

Der Neustaat schützt die Nützlichkeit seiner Erziehung vor, preist dieselbe in den blendendsten Farben; aber der Arbeiter spürt davon wenig oder gar nichts, gewahrt vielmehr, daß dieselbe ihm Opfer auferlegt, namentlich ihn um die Arbeit seiner Kinder bringt. Er begreift daher sehr schnell, wenn die Socialdemokraten ihm vormachen, der Staat müsse ebensogut auch seine und seiner Kinder leibliche Versorgung übernehmen, als diejenige der Beamten und sonstigen Bediensteten. Die Socialdemokraten predigen schon Halbbekehrten in unserm zwangsbeschulten Deutschland. Die schnelle Mehrung ihrer Anhänger ist die Wirkung einer allgemeinen Ursache: der staatlichen Zwangserziehung.

Diese Wirkung wurde beschleunigt durch die Herabdrückung des Religionsunterrichtes zu einem einfachen Lehrgegenstand, der auch von einem un- oder andersgläubigen Lehrer „fachlich“ abgeleiert werden kann. Sie wurde gefördert durch das Ueberwuchern der Naturwissenschaften, oder vielmehr unverdauter Brocken derselben, in der Schule. Denn ein wirklicher Unterricht in diesen Fächern ist erst in den höheren Classen der Gymnasien und ähnlichen Anstalten möglich. Ein Schullehrer ist dazu ebensowenig fähig, als seine Schüler empfänglich. Wie sehr die höheren Schulen gegen Glauben und Offenbarung arbeiten, zeigt die Erfahrung jeden Tag. Die sich mehrenden Schülerselbstmorde hätten schon längst den hohen Obrigkeiten, eifersüchtigen Inhabern der Schulhoheit einiges Bedenken einflößen müssen, wenn dieselben nicht wegen des Vertrauens auf die eigene Unfehlbarkeit gegen dergleichen Schwächen gepanzert wären. Unsere Hochschulen sind, vereinzelte Lehrer abgerechnet, Monopol-Zuchtanstalten des Unglaubens. Dort herrscht vielfach der Satz: Glauben schließt Wissenschaft aus, ist nur Vorurtheil und Dummheit: ganz wie es die Socialdemokraten jeden Tag siegesberauscht verkünden. Sie sind deßhalb auch mit Hochschulen, Gymnasien u. s. w. ebenso zufrieden, wie mit der Volksschule, und zollen den Cultusministern fast aller deutschen Staaten vollste Anerkennung, wenn auch nicht immer öffentlich.

Beim Schluß der Berliner Schulconferenz hielt der Kaiser eine Rede, worin er versicherte, ein ganz schön geschriebener Artikel des Hannover'schen „Courrier“ gebe so trefflich seine

Gedanken wieder, daß er ihn vorlesen müsse. Derselbe Artikel gipfelt in folgenden Sätzen: „Nur derjenige ist zum Lehrer der Jugend berufen, der treu und aus voller Ueberzeugung auf dem Boden der Monarchie und der Verfassung steht. Der Lehrer ist nach seinen Rechten und Pflichten in erster Linie Beamter des Staates, und zwar des bestehenden Staates. In einer lebhaften Bethätigung dieser seiner Stellung und seiner Aufgabe würde der Lehrer, zum großen Theil wenigstens, auch schon das geleistet haben, was von ihm verlangt wird, um die Jugend tüchtig zu machen zum Widerstande gegen alle umstürzlerischen Bestrebungen."

In gewissem Sinn können dieß wohl auch die Socialdemokraten unterschreiben, nämlich insoferne es nichts anderes heißt, als der Lehrer muß vom Staatsbewußtsein durchdrungen sein, um seine Schüler damit erfüllen zu können. An Staatsbewußtsein sind aber die Socialdemokraten als Zuchthausstaatler den herrschenden Zwangsstaatlern weit voran. Bei ihnen ist das Staatsbewußtsein so weit gediehen, daß es alles Andere. obenan Glauben und Sittlichkeit erdrückt und vernichtet hat. Das Staatsbewußtsein der Socialdemokraten ist so ausgedehnt und vollständig, daß nichts neben ihm bestehen kann. Unsere Zwangsstaatler wollen zwar alle Unterthanen durch den Staat erziehen, aber nur eine kleine Anzahl derselben, die Beamten und Offiziere, durch den Staat versorgen; den Uebrigen bleibt die Aufgabe, für die Kosten dieser Versorgung aufzukommen. Die Zuchthausstaatler aber wollen alle ohne Ausnahme auf Kosten des Staates versorgen. Sie allein sind folgerichtig und insoferne den Zwangsstaatlern überlegen, ziehen daher unwiderstehlich die von letzteren gedrillte Mehrheit an sich.

Das Staatsbewußtsein ist die Stärke, der Grundstein der Socialdemokratie, des Staates ohne Gott; ganz wie das Gottesbewußtsein der unverwüstliche Grundstein des christlichen Staates, der christlichen Weltordnung war. Das heutige, von Gott losgelöste Staatsbewußtsein hat die Socialdemokratie erzeugt und großgezogen. Es vermag daher am wenigsten, derselben Widerstand zu leisten und umstürzlerischen Bestrebungen zu begegnen. Der Lehrer, welcher in erster Linie Staatsbeamter ist, arbeitet allein schon durch diese seine Stellung für

die Socialdemokratie, wie sehr er auch vor derselben warnen mag. Wie soll der Staatslehrer sein eigenes Beispiel verhüllen, wenn er den Schüler belehren will, nicht alles Dichten und Trachten auf Staatsversorgung zu richten? Der Staatslehrer hat die Socialdemokratie geschaffen, die Marx, Lassalle, Liebknecht und Genossen haben sich nur ihn zum Muster genommen.

Das Alles mag Manchem zu scharf dünken und zu weit gehen, entspricht aber durchaus den Thatsachen. Im heutigen Deutschland arbeiten Parteien und Beamte, überhaupt alle öffentlichen Gewalten und Kräfte, seit mehr als einem halben Jahrhundert um die Wette für die Staatszwangsschule. Die Presse übt eine wahre Schreckensherrschaft, verfehmt Jeden, der ein Wort des Tadels über das System zu äußern wagt, wie einen Staatsverbrecher. Dadurch ist eine Einseitigkeit und Blindheit entstanden, die jede vorurtheilsfreie Auffassung der Dinge unmöglich machen. Die Staatszwangsschule hat uns der Unbefangenheit des Urtheils beraubt: unsere Weltanschauung stützt sich auf die Bank der Zwangsschule. Alles Andere ist dem Wechsel und der Willkür unterworfen, nur an den Schulzwang darf nicht gerührt werden. Er ist der Götze Aller, zur großen Freude der Socialdemokraten. Deshalb wäre es höchste Zeit, diesem Götzendienst ein Ende zu bereiten. Wir stecken alle so tief in der Polizei- und Zwangsstaatlerei, daß selbst sonst verständige Katholiken laut aufschreien über den Verwegenen, welcher das Götzenbild entschleiert.

Anfänglich war ja, wie wir wohl wissen, der Schulzwang kaum bedenklich. Er wurde gelind gehandhabt, dabei den Rechten der Eltern und der Kirche durch Achtung des alten, durch alle Friedensschlüsse verbürgten Rechtszustandes nicht zu nahe getreten. Allmälig aber hat sich der Staat ganz der Schule bemächtigt, dieselbe zur reinen Staatsanstalt gemacht. Die Katholiken vermochten nur theilweisen Widerstand zu leisten. Gegen sie ist aber die Staatszwangsschule am schärfsten gerichtet. Alle Parteien stehen dabei auf Seite des Staates gegen die Katholiken. In Frankfurt haben die Vorstände der nationalliberalen, demokratischen und freisinnigen Partei öffentlich einen regelrechten Vertrag mit den Socialdemokraten geschlossen, um die vom Staate den Katholiken aufgezwungenen Misch-

d. h. unkirchlichen Schulen gegen die Katholiken zu vertheidigen. Aehnliches ist auch in anderen Städten vorgekommen. Schon längst sind wir überhaupt gewohnt, daß bei Wahlen Staatsbeamte und Socialdemokraten einträchtig mit allen sonstigen Parteien gegen die Katholiken eintreten. Wie sollen sie in Reih und Glied mit diesen Gewalten die Socialdemokraten bekämpfen? Für uns gibt es nur Einen Kampf, nur Einen Feldruf: „Für die göttliche Weltordnung", gleichviel wer auf der andern Seite steht.

Mit Recht hat Windthorst den Schulkampf als ein schwereres Stück bezeichnet, als den bisherigen Culturkampf. Gehen wir deshalb um so gründlicher zu Werk und schaffen klare Stellungen. Es handelt sich nicht blos um den Religionsunterricht, sondern um die Schule überhaupt, um die unveräußerlichen Rechte der Eltern und der Kirche, um die christliche Weltordnung. Es handelt sich nicht blos um die Volksschule, sondern um den gesammten Unterricht, um den göttlichen Beruf der Kirche.

Wir kämpfen am wirksamsten gegen die Socialdemokratie, wenn wir den heutigen Polizeistaat angreifen, volle Freiheit für die Kirche mit ihren Schulen, Anstalten und Orden erstreben. Wir wollen Gott, seine Offenbarung, seine Erlösung wiederum als Grund, als Anfang und Ziel des Staates und der Gesellschaft, nicht die schwankende menschliche Weisheit mit ihrer Nutz- und Vernunftlehre. Letztere ist durch ihre im Neustaat verkörperte Herrschaft zur Urheberin der Socialdemokratie geworden. Sollen wir sie noch stützen und vertheidigen, indem wir für ihre wichtigste Gründung und Rüstung, die Staatszwangsschule, einstehen? Die Abschaffung der letztern ist die erste Bedingung eines erfolgreichen Kampfes gegen die Socialdemokratie; alles Andere ist nur Stück- und Flickwerk, denn die Zwangsschule ist der Keim und Kern des jetzigen Polizei- wie des von den Socialdemokraten angestrebten Zuchthausstaates, sie steht obenan im Programm der Socialdemokratie.

---

## XXXVIII.

# Aus dem päpstlichen Staatshandbuche.

Soeben ist das Staatshandbuch der katholischen Kirche auf das Jahr 1891 in Rom erschienen.[1]) Einzelne durchgreifende Aenderungen charakterisiren den vorliegenden Jahrgang. Bevor davon die Rede sein wird, einige statistische Angaben.

Der sogenannte große Titel des heiligen Vaters lautet: „Statthalter Jesu Christi, Nachfolger des Apostelfürsten, Summus Pontifex der allgemeinen Kirche, Patriarch des Abendlandes, Primas von Italien, Erzbischof und Metropolit der Römischen Provinz, Souverain der zeitlichen Besitzthümer der heiligen Römischen Kirche."

Nachdem im Laufe des begonnenen Jahres die Cardinäle Simor und Cristofori gestorben sind, umfaßt das heilige Collegium nunmehr noch 62 Mitglieder, worunter 6 Cardinalbischöfe, 47 Cardinalpriester und 9 Cardinaldiaconen sich befinden.

Von den jetzt bestehenden 13 Patriarchaten, 818 bischöflichen Sitzen lateinischen, 56 orientalischen Ritus und 308 Titularsitzen sind unter dem Pontificate Leo XIII. neu errichtet worden: 1 Patriarchat, 12 neue erzbischöfliche Sitze, 10 Erhebungen bischöflicher Stühle zu erzbischöflichen und 65 neue Bischofssitze. Ferner wurden der katholischen Hierarchie neu hinzugefügt: 1 apostolische Delegation, 36 apostolische

---

[1]) La Gerarchia Cattolica, la famiglia e la cappella pontificie per l'anno 1891, con appendice di altre notizie riguardanti la santa Sede. Roma, Tipografia Vaticana. 1890. (5 Lire.)

Vicariate und 16 apostolische Präfekturen. Sieben Präfekturen wurden zu Vicariaten erhoben.

Seit dem 16. Dezember 1889 sind gestorben: 6 Cardinäle, nämlich Pecci, Newman, Hergenröther, Pallotti, Simor und Cristofori; der Patriarch maronitischen Ritus Paulus Petrus Maßhad von Babylon; 19 Erzbischöfe und 48 Bischöfe.

An religiösen Orden umfaßt die katholische Kirche folgende: Regulirte Chorherren: a) vom Lateran, b) Prämonstratenser, c) Prämonstratenser der französischen Congregation, d) vom heiligen Kreuze.

Mönche: a) Basilianer, b) Basilianer vom reinen griechischen Ritus, c) Benediktiner in 14 Congregationen, d) Camaldolenser, e) Eremiten von Camaldoli, f) Eremiten di Monte Corona (Camald.), g) die Vallumbrosanische Congregation, h) Cisterzienser, i) Reformirte Cisterzienser mit der Unterabtheilung derer von Rancé, k) die silvestrinische Congregation, l) Olivetaner, m) Carthäuser, n) Antonianer in vier Congregationen (Kleinasien und Palästina), o) armenische Benediktiner in zwei Congregationen, p) die griechisch-melchitischen Basilianer.

Bettelorden: a) Dominikaner, b) Observanten, c) Conventualen, d) Kapuciner, e) der reguläre dritte Orden des hl. Franciscus, f) Romitaner vom hl. Augustinus, g) Augustiner, h) beschuhte Carmeliter, i) unbeschuhte Carmeliter, k) Mercedarier, l) beschuhte Trinitarier, m) unbeschuhte Trinitarier, n) Diener Mariä, o) mindere Brüder, p) Romitaner vom hl Hieronymus, q) Hospitaliter des hl. Johannes von Gott, r) der Orden von der Buße.

Unter den acht verschiedenen Arten der regulirten Kleriker sind zu nennen die Theatiner, Barnabiten und Jesuiten.

Diesen schließen sich dann an die ungezählte Menge von geistlichen Congregationen und Gesellschaften, die hier unmöglich alle aufgeführt werden können.

Aus der Hofhaltung sind einige interessante Punkte hervorzuheben. Die vier sogenannten Palastcardinäle sind gegenwärtig Bianchi als Prodatarius, Ledochowski als Sekretär der Breven, Serafino Vanutelli als Sekretär der Memorialien

und Rampolla als Staatssekretär und Verwalter der Güter des heiligen Stuhles.

Als Majordomus fungirt zur Zeit Monsignor Ruffo Scilla, als Maëstro di Camera Msgr. della Volpe, als Unterstaatssekretär Msgr. Mocenni und als Almosenier Msgr. Cassetta.

Die Schweizergarde, welche dem Commando des Obersten Graf de Courten untersteht, zählt augenblicklich 103 Mann. Das Obercommando über alle päpstlichen Truppen: Nobelgarde, Schweizergarde, Gendarmen und Palatingarde führt der Generallieutenant Fürst Altieri.

Was die Aenderungen in der „Gerarchia“ angeht, so beziehen sich dieselben auf die Listen der Prälaten, geistlichen und weltlichen Kammerherren, sowie der geheimen und Ehrencapläne. Im August des verflossenen Jahres wurde im „Osservatore Romano“ eine Notiz veröffentlicht, daß nur diejenigen der genannten Kategorien in Zukunft im Handbuche würden aufgeführt werden, welche alljährlich bis zum Monate November sich bei der Redaktion der Gerarchia dazu melden würden. Zweck dieser Vorschrift war, um den großen Ballast der Namen jener schon verstorbenen Mitglieder des päpstlichen Haushaltes abzustoßen, deren Angehörige es versäumt hatten, den Tod an zuständiger Stelle in Rom anzuzeigen. Dieser Zweck ist nun vollkommen erreicht. Allein in Folge der völlig unzureichenden Bekanntmachung der neuen Vorschrift sind die Rubriken der genannten Würdenträger so zusammengeschmolzen, daß man sich gar nicht mehr auskennt. Zu gleicher Zeit hat man die Reihenfolge nach dem Datum der Ernennung über den Haufen geworfen und innerhalb der einzelnen Kategorien die Würdenträger, nach Ländern geordnet, alphabetisch untergebracht. Hinter jedem einzelnen Namen ist dann das Datum der Ernennung angegeben. Man hat die Vorschrift so wörtlich ausgeführt, daß beispielsweise sechs in dem Staatssekretariat angestellte, also im unmittelbaren Dienste des heiligen Stuhles stehende Monsignori gar nicht aufgeführt sind. — Bei der Theilung nach Ländern sind die allerwillkürlichsten Dinge vorgekommen. Schweden werden unter England, Spanier unter Italien, Oesterreicher unter Deutschland aufgeführt. Entweder muß die Redaktion oder die Druckerei mit der Schreibung der geographischen und Per-

sonennamen auf gespanntem Fuße stehen. Zum Beispiel heißt es an einer Stelle richtig Hergenröther, an einer anderen dagegen „Ergenröther“, geboren zu „Vürzburg“ und gestorben in Mehrerau in „Woralberg“. Derartige Dinge kommen zu Dutzenden vor.

Einen Einblick in die große wissenschaftliche Thätigkeit der Katholiken in Rom erhalten wir durch die im Anhange angeführten wissenschaftlichen Institute. Da ist zunächst die Commission für christliche Archäologie, welche dem Cardinal Parrocchi untersteht und deren Seele der Commendatore Giovanni Battista de Rossi ist. Dann folgen die verschiedenen Hochschulen: 1) das Seminario Pontificio Romano mit der theologischen, juristischen. philologisch-orientalischen und philosophischen Fakultät, 2) das Institut für hohe Litteratur, das von Sr. Heiligkeit gegründet wurde, 3) die Gregorianische Universität mit den gleichen Fakultäten wie sub 1, 4) die Propaganda mit der philosophischen und theologischen Fakultät, sowie mit Unterricht im Hebräischen, Arabischen, Syrischen, Griechischen, Armenischen und Chinesischen. Die Institute sub 1, 3 und 4 verleihen die akademischen Grade in Jus, Philosophie und Theologie. An päpstlichen Akademien sind zu verzeichnen: 1) die theologische; 2) die Pia Unione degli ecclesiastici di San Paolo Apostolo; 3) die liturgische; 4) di religione cattolica; 5) di San Tommaso d'Aquino; 6) dei nuovi lincei; 7) Arcadia; 8) Tiberina; 9) dell' Immacolata Concezione und 10) insigne artistica congregazione dei virtuosi al Pantheon.

Hier reihen sich an als Erziehungsinstitute: 1) Die Pontificia Accademia dei Nobili Ecclesiastici, in welchem die päpstlichen Diplomaten, Verwaltungsbeamten und zukünftigen Hofchargen ihre Erziehung genießen. Die Mitglieder besuchen die Vorlesungen in einer der genannten Universitäten. Im Hause selbst sind dann noch Lehrstühle errichtet für kirchliche Diplomatie, politische Oekonomie, internationales Völker- und Privatrecht, biblische Controverse und fremde Sprachen. 2) Priester-Seminare: a) Seminario Pontificio Romano, b) Sem. Pontificio Provinciale, c) Sem. Vaticano, d) Sem. dei S. Apostoli Pietro e Paolo und e) Sem. Francese. 3) Kirchliche Collegien, welche von den meisten Ländern der civilisirten Welt zur Er-

ziehung von Priestern für den Bedarf dieser Länder in Rom errichtet wurden: a) Collegio Urbano de Propaganda Fide, nur für Missionszwecke zu Diensten der Propaganda; b) Coll. Almo Capranicense mit sprachlich verschiedenen Alumnen aus vielen Ländern; c) Coll. Germanico-Ungarico für Deutschland im weiteren Sinne und Ungarn (sog. Germanicum); d) Coll. Greco e Ruteno für den griechischen und ruthenischen Klerus; e) Coll. Irlandese; f) Coll. Inglese; g) Coll. degli Stati Uniti dell'America; h) Coll. Belga; i) Coll. Pio-Latino-Americano oder sogen. südamerikanisches Colleg von Pius IX. gegründet; k) Coll. Teutonico di Santa Maria dell'Anima für Deutschland im weiteren Sinne; l) Coll. Illirico; m) Coll. Teutonico di Santa Maria in Campo Santo; n) Coll. dei S. Ambrogio e Carlo oder lombardisches Colleg; o) Coll. Polacco; p) Coll. Armeno; q) Coll. Boemo, von Leo XIII. unter Mitwirkung des böhmischen Episcopates gegründet; r) Coll. Spagnuolo; s) Coll. Canadese und endlich t) Coll. dei Missionari del S. Cuore.

Für die Novizen des Regularklerus bestehen folgende Collegien: 1) Für die Jesuiten das Collegio Romano. 2) Für die Dominikaner das Collegio di San Tommaso d'Aquino. 3) Für die Conventualen das Collegio di San Bonaventura. 4) Für die Benediktiner der Congregation von Monte Cassino das Collegio di Sant' Anselmo, und schließlich: 5) Für die Franziskaner, welche in die Missionen gehen, das internationale Collegio di Sant' Antonio.

Es bleibt zu bemerken, daß alle die genannten Collegien ihre Alumnen in eine der genannten Universitäten senden, um die Vorlesungen dort zu hören, während in den Collegien außer den üblichen sogenannten Repetitorien und Sprachunterricht keine weitere wissenschaftliche Ausbildung ertheilt wird. Die Zahl der Alumnen in den verschiedenen Anstalten schwankt zwischen 30 und 90. Wenn man hinzunimmt, daß außer den Alumnen noch eine ganze Anzahl von Studenten, welche Privatquartiere in der Stadt haben, die Universitäten besuchen, so versteht man leicht, daß beispielsweise die Università Gregoriana über 800 Hörer, das Apollinare beinahe 500 Hörer u. s. f. zählt. Bei den alljährlich stattfindenden feierlichen großen

Promotionen und Preisvertheilungen vermag man am besten den gewaltigen wissenschaftlichen Apparat zu überblicken, welcher sich in der Gesammtheit aller dieser Anstalten darstellt.

Zum Schlusse sei noch auf eine Abnormalität aufmerksam gemacht, welche dringendste Abhülfe erheischt. Gleich zu Anfang des Buches befindet sich eine Liste der Päpste von Petrus bis auf Leo XIII. Vom historischen Standpunkte aus gibt dieselbe zu den schwerwiegendsten Bedenken Veranlassung. Man sollte glauben, daß, wie auch in andern Staatshandbüchern, der Genealogie der Souveräne die genaueste Aufmerksamkeit werden müßte. Allein in der „Gerarchia“ hält man sich an die aus dem Mittelalter überlieferte Papstliste, die auf völlig ungenügender Kenntniß des historischen Materials aufgebaut war. So sind unter den ersten 60 Päpsten allein 29 angeführt, in deren Regierungszeit zum Theil recht erhebliche Differenzen festzustellen sind. Der Papst Conon, von Geburt Thracier, soll von 686—687 regiert haben, während die historische Wissenschaft mit allen Mitteln des modernen Aufschwunges dieser Wissenschaft einen solchen Papst gar nicht nachzuweisen vermag. Statt dessen fehlt der Papst Theodorus, der im Jahre 687 regierte. Der als Stephan II. (752) angeführte Papst war nur electus, und dürfte darum nicht mit der Ordnungszahl II in der Liste stehen, sondern einfach als Stephanus electus. Und demgemäß wären die folgenden Päpste mit dem gleichen Namen alle umzusetzen; Stephan III. wäre Stephan II. und so fort. Zwischen Paul I. (757—767) und Stephan IV. (III) (768) sind einzuschalten Constantinus II. (767—768) und Philippus (768). Leo VIII. (963—965) ist ganz ausgelassen, so daß auf Leo VII. Leo IX. folgt. Dono II. (973) ist nicht nachweisbar; wäre demgemäß zu streichen. Johannes XVI. (996) wird bei Jaffé, Regesta, II. Auflage, angeführt als: „Johannes XVI (Calabritanus Philagatus) antipapa 997—998“. Als Gegenpapst hätte er demnach kein Hausrecht in der Papstreihe. Johannes XVIII. regierte von 1003—1009, während die Gerarchia einen Johannes XVIII. ins Jahr 1003 setzt und einen Johannes XIX. von 1003—1009 regieren läßt. Bis auf Innocenz III. hat man im Ganzen 62 falsche Regierungszeiten angesetzt. Diese Dinge sollten von der historischen Com-

mission im Vatican einer ernstlichen Durchsicht unterzogen werden, damit im künftigen Jahre die Genealogie der Päpste auch dem Stande der historischen Kritik entsprechend aufgeführt werde. Die Mühe ist keineswegs groß.

Von den verschiedensten Seiten ist der Redaktion schon nahe gelegt worden, der „Gerarchia" endlich einmal einen genauen Personenindex beigeben zu wollen. Allein da schon seit Jahren dieser sehr berechtigte Wunsch unerhört geblieben ist, so verzichte ich darauf, denselben hier zu wiederholen. Für Jeden, der die Verhältnisse an der Curie nicht aus eigener Anschauung genau kennt, ist es ziemlich unmöglich, sich ohne Index in dem Buche zurecht zu finden. Das Aufsuchen einer Persönlichkeit erfordert auch für den Kenner immer eine unverhältnißmäßig lange Zeit, und selbst mit Personal- und Lokalkenntniß gelingt es noch lange nicht immer, in der Eile etwas verificiren zu können.

---

## XXXIX.

## Zeitläufe.

**Die Wetterzeichen in Berlin nach innen und außen. I**

**Am 12. März 1891.**

Ueber aller Welt verdichtet sich das Gewölke. Der junge Herrscher, den das Schicksal in den Brennpunkt der verzweifelten Lage gestellt hat, scheint den Druck der schwülen Atmosphäre gefühlt zu haben, als er die mit ihm tafelnden Herren vom Brandenburger Provinziallandtage aufforderte, ihm zu folgen „durch Dick und Dünn auf allen den Wegen, die er sie führen werde", und dieses Verlangen mit dem Hinweis auf die göttliche Vorsehung begründete: „Sie wissen, daß ich meine ganze Stellung und meine Aufgabe

als eine mir vom Himmel gesetzte auffasse, daß ich im Auftrage eines Höheren handle, dem ich später einmal Rechenschaft abzulegen berufen bin. Deßhalb kann ich Sie versichern, daß kein Abend und kein Morgen vergeht ohne ein Gebet für mein Volk."

In liberalen Ohren klingen solche Worte allerdings höchst befremdend, und überdieß wie böse Absicht gegen die constitutionelle Verfassung. Aber hat denn der ehemalige Reichskanzler anders gedacht, nur eben ohne Gebet und Berufung auf eine höhere Sendung, als seine eigene Unfehlbarkeit? Was war denn das „Cartell" Anderes, als seine künstlich geschaffene und durch Drohungen mit „an die Wand Drücken" zusammengehaltene Gefolgschaft „durch Dick und Dünn". So hat er den Parlamentarismus ruinirt durch seinen Parlamentarismus. Grundsätze waren seinem persönlichen Regiment wohlfeil wie Brombeeren. Auch Kaiser Wilhelm verlangt „Opfer" von den Parteien, aber edelmüthige und loyale Opfer, nicht an den Grundsätzen, sondern an den Interessen der Parteien, soweit sie mit dem allgemeinen Besten zusammenstoßen.

Er spricht ja deutlich genug. „Wenn das Ganze gedeihen soll, so müssen hie und da im Einzelinteresse Opfer gebracht werden. Unsere jetzigen Parteien sind gegründet auf Interessen und verfolgen dieselben oft zu sehr, eine jede für sich. Es ist ein hohes Verdienst meiner Vorfahren, daß sie sich nie zu den Parteien gesellt, sondern daß sie stets darüber gestanden haben, und daß es ihnen gelungen ist, die einzelnen Parteien zum Wohle des Ganzen zu vereinigen". Wiederholt ermahnt der hohe Redner, „immer das Ganze im Auge zu haben, zum Heile des Ganzen zu arbeiten".

Welches sind nun die Parteien, welche von ihren Interessen Opfer zu bringen haben? Ueber die Antwort konnte schon vor der Rede kein Zweifel seyn, denn die Betroffenen schrieen schon lange laut auf. Es hatte zudem bereits von scharfen Aeußerungen des Kaisers verlautet über die Opposition

„rheinischer Kreise“ gegen die kaiserliche Socialreform-Politik, gegen die „Ringe“ der Großindustriellen insbesondere; auf der andern Seite widerhallte das Echo über den „Kampf gegen das Capital“, vor dem der Kaiser stehe, und über die Annäherung an die „Deutschfreisinnigen“, die fortan als „Radikalismus“ bezeichnet würden. Schon fünf Tage vor der Rede war in dem rheinischen Moniteur zu lesen: „Seit den letzten Reichstagswahlen haben die Radikalen ein förmliches System, die unbestimmtesten Pläne mit dem Schild der Regierungsautorität zu decken. Wir müssen mit Bedauern beobachten, daß dieses von den maßgebenden Kreisen geduldete System wahrhaft verheerend gewirkt hatte. Der monarchische Gedanke hat leider eine Schwächung erfahren“. Wenn man in Deutschland nicht mehr den Muth und die Kraft habe, die Irrthümer des allgemeinen und gleichen Stimmrechts zu berichtigen, so „wüßten wir kaum den Punkt anzugeben, wo die Monarchie in unseren modernen Verhältnissen ihre Daseynsberechtigung finden sollte“. So geht es fort bis zu der Drohung, daß alle charakterfesten Männer „sich verstimmt von jeder Theilnahme am öffentlichen Leben zurückziehen, noch andere an ihren hochgehaltenen monarchischen Ueberzeugungen irre werden würden.“ [1]) N a c h der kaiserlichen Rede entschlug sich dasselbe rheinische Organ, im Schrecken über den „himmelanstrebenden Feuergeist“, erst ganz der Furcht vor dem Staatsanwalt:

„Der jugendkräftige Monarch heischt Vertrauen, er ist entschlossen, unbekümmert um die Allgewalt einer Volksstimmung, welche sich ihm entgegenwirft, seinen Weg fortzusetzen, und er fühlt sich auf diesen Bahnen als der V o l l s t r e c k e r e i n e s h ö h e r e n W i l l e n s, dem nur der Ungehorsam, die Frucht des Unglaubens, sich in den Weg stellen kann. Wir denken nun, daß wir bei der Erledigung unserer i r d i s c h e n A n g e-

1) Aus der „Kölnischen Zeitung“ in der Münchener „A l l g. Z e i t u n g“ vom 17. Februar 1891.



legenheiten uns am besten mit unserm irdischen, rein menschlichen Erkenntnißvermögen behelfen, mag auch der einzelnen selbstherrischen oder genialen Natur die gottgesandte Eingebung, der Prometheusfunke eines überirdischen Lichtes eine noch so beglückende subjektive Gewißheit sein. Vertrauen darf der angestammte Führer heischen kraft seines kaiserlichen Herrscherberufes, Vertrauen darf er von den denkenden Bürgern erwarten, falls er deutlich erkennen läßt, wohin die Reise geht. Zu blindem Gehorsam und blindem Vertrauen verpflichtet sich nur, wer sich aus Berechnung oder aus religiösem Fanatismus entschließt, ein Stück seiner Menschenwürde preiszugeben, um in den Jesuitenrock zu schlüpfen."[1])

Mit dem „Jesuitenrock" nimmt das Blatt auf eine erste Veröffentlichung der kaiserlichen Rede aus conservativen Kreisen Bezug, wonach der schleichende Geist des Ungehorsams als „eine Frucht des Unglaubens" bezeichnet worden seyn soll. Nach dem jetzt vorliegenden Text lautet die betreffende Aeußerung wie folgt: „Ich weiß sehr wohl, daß in der Jetztzeit es versucht wird, die Gemüther zu ängstigen. Es schleicht der Geist des Ungehorsams durch das Land; gehüllt in schillernd verführerisches Gewand versucht er, die Gemüther meines Volkes und die mir ergebenen Männer zu verwirren. Eines Oceans von Druckerschwärze und Papier bedient er sich, um die Wege zu verschleiern, die klar zu Tage liegen und liegen müssen für Jedermann, der mich und meine Principien kennt. Ich lasse mich dadurch nicht beirren. Es mag meinem Herzen wohl wehe thun, zu sehen, wie verkannt die Ziele sind, die ich verfolge, aber ich hege das Vertrauen, daß alle diejenigen, die monarchisch gesonnen sind, die es gut mit mir meinen, nicht einen Augenblick wankend geworden sind und nie gezweifelt haben an dem, was ich that."

---

1) Aus der „Kölnischen Zeitung" in der „Kölnischen Volkszeitung" vom 23. Februar 1891.



Es erhob sich abermals die Frage: wer ist damit gemeint? Man dachte zunächst an die Socialdemokratie. Aber die betrachtet der Kaiser selbstverständlich nicht als eine politische Partei, und sie paßt auch gar nicht in den Rahmen der kaiserlichen Worte. Also bleibt nur die Wahl zwischen dem Bismarck'schen „Cartell“ von ehedem und dessen damaligen Gegnern, oder vielmehr, da denn doch Niemand auf den Gedanken kam, daß das Centrum gemeint sein könnte, zwischen den beiden liberalen und den preußisch-conservativen Richtungen. „Der fortschrittliche Radikalismus auf der einen Seite, die nationalgesinnten staatserhaltenden Parteien auf der andern“: so classificiren die alten Bismarckianer die Fraktionen von heute.

Aber der „Freisinn“ fühlte sich keineswegs getroffen. „Die Rede des Kaisers“, sagte sein Hauptorgan, „ist nichts weniger als die Bestätigung des freisinnigen Parteiprogrammes, aber sie muß in ihrer scharfen Betonung, daß der Kaiser kein Parteikaiser seyn will, und daß dem Gedeihen des Ganzen alle Einzelinteressen sich unterordnen müssen, gerade auf die freisinnige Partei ermunternd wirken, für ihre Bestrebungen zum Wohl des Ganzen auch fernerhin alle Kraft einzusetzen.“ Ein anderes Blatt der Partei bemerkte kurzweg: „Wir haben nicht nöthig, die Leute bei Namen zu nennen, auf die der Kaiser erhobenen Fingers hindeutete.“[1]) Es sind einfach jene „Nationalen“, denen der Kaiser „Opfer“ zugemuthet hat von der unersättlichen Ausbeutung der Bismarck'schen Wirthschaftspolitik und capitalistischen Produktion.

Und der Exkanzler selbst? Um die vielumstrittenen Sätze der kaiserlichen Rede recht zu verstehen, muß man sich daran erinnern, was kurz vorher wieder Alles von Friedrichsruh aus in die Welt gegangen war. Nichts war ihm genehm, was die neue Regierung that in der Colonialfrage, in der

1) Redaktionsartikel der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 23. 24., 25. Februar d. Js.



Zollpolitik, in den auswärtigen Beziehungen zu Rußland und Frankreich. Das nationalliberale Organ am Rhein hatte eben noch das Schlagwort ausgegeben: „Bismarck'sche Politik ohne Bismarck", aber den Mann gab es jetzt nothgedrungen preis. „Der Groll über seine Verabschiedung verleite ihn zu dem Bestreben, alle Maßnahmen der Regierung schlecht zu finden und der Welt beweisen zu wollen, daß eine Staatskunst, die nicht von ihm inspirirt sei, von vornherein auf verkehrten Wegen wandle; er laufe nergelnd und polternd hinter dem deutschen Reichswagen her, das könne man nur mit Schmerz und Ingrimm sehen." [1])

In der That war der der kaiserlichen Rede eine prasselnde Explosion der „alten Raketenkiste" des Exkanzlers vorangegangen. Seinen Nachfolger beschuldigte er der Verletzung des Amtsgeheimnisses wegen Verlesung einiger Randbemerkungen von seiner Hand aus den Colonialakten, welche allerdings bewiesen, daß er den von ihm jetzt angefochtenen Vertrag mit England selber abgeschlossen hätte. Er bemängelte, daß man beginne, die „unterschriftliche königliche Autorisation" als maßgebend für eine Vorlage geltend zu machen; das, sagte er, sei nicht der rechte Monarchismus, obwohl er selber zu Wilhelm's I. Zeiten nie einen andern prakticirt hatte. Gleich darauf sagte er zu einer Aachener Deputation: er sehe, „wie man von dem allerdings festen Bau des Reichs an verschiedenen Seiten bereits abzubröckeln beginne". [2]) Als sich endlich hin und wieder der Gedanke aufdrängte, daß sich die Logik des Arnimprocesses gegen dessen Urheber selber kehren könnte, da kam in ein französisches Blatt die dunkle Warnung,

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 18. Februar d. Js.

2) Mit Recht hat Freiherr von Fechenbach es für eine Ehrensache erklärt, daß sich der Exkanzler über eine so äußerst schwerwiegende Anklage näher ausspreche; eine Aufklärung ist indeß nicht erfolgt. „Augsburger Postzeitung" vom 14. cfr. 21. Februar d. Js.



„Fürst Bismarck brauche nur ein Wort zu sagen, um über die kaiserliche Regierung die furchtbarste Katastrophe herbeizuführen, die je einen Monarchen betroffen habe"; und ein deutsches Blatt, die „Saale-Zeitung", wagte aus demselben Tone zu sprechen: „Käme es je dazu, so würden sich dabei gewisse Dinge herausstellen, welche am besten verschwiegen blieben; vielleicht hätte dabei der zürnende Mitbegründer des deutschen Reiches nicht am meisten zu verlieren".

Es ist damals berichtet worden, es seien bei einem parlamentarischen Diner von Seite des Kaisers so scharfe Worte über den Exkanzler gefallen, daß die Telegraphen-Censur alle Mühe gehabt habe, das Bekanntwerden der Gespräche zu verhindern. Jedenfalls ist kein Mißverständniß möglich: die kaiserliche Rede geht den Fürsten Bismarck und seinen Anhang an, von dem das liberale Wiener Blatt sagt: „Sie haben die Faust des Fürsten still ertragen, weil sie dabei ihren Vortheil fanden, und sie lehnen sich gegen den Willen des jungen Herrschers nur auf, weil ihr Sonderinteresse seine Rechnung nicht findet. Hinc illae lacrimae!"[1])

Als der Zwingvogt von ehedem sich machtlos in das Walddunkel von Friedrichsruh zurückzog, da hat man, wie dasselbe Blatt klagt, vielfach gehofft, daß „die Liberalen sich zusammenthun und den Nachfolgern Bismarck's zeigen würden, was sie seyn und bedeuten können für eine Regierung, die einer verläßlichen parlamentarischen Stütze bedarf." Schon um das Centrum aus der Wagschale und wieder zu den „Reichsfeinden" zu werfen, wäre die Wiedervereinigung der Nationalliberalen und des „Freisinns" ein politisches Naturgebot gewesen.[2])

Statt dessen ist die Verfeindung jetzt ärger als je, und zu allem Ueberfluß gährt es jetzt auch im Schooße des Conservatismus. Der eine Flügel desselben hat dem Exkanzler

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 25. Februar d. Js.
2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 25. Januar d. Js.

gänzlich den Dienst gekündet: „Wir haben nichts gemein mit Dir.“ Der andere Flügel meint, das ehemalige Cartell habe doch auch eine gute Seite gehabt: die Garantie der Schutzzölle und der freien Bewegung der Großindustrie. So beginnen die Agrarier und die sogenannten Schlotjunker sich die Hände zu schütteln. Damit war aber der Feuerbrand auch in den Schooß des Nationalliberalismus geworfen. Derselbe ist ohnehin in stetem Niedergang begriffen, und was ist diese ehemals mächtigste Partei noch, wenn die Macht der Großindustriellen sich von den Nationalliberalen abwendet? Daher die herzbrechenden Klagen in diesem Lager. „Ein unglücklicher Krieg würde Deutschlands Machtstellung kaum so schwer erschüttern, als innere Kämpfe es zu thun vermöchten; es ist aber traurig, es aussprechen zu müssen, daß die bürgerliche Gesellschaft, trotz der gemeinsamen socialen Gefahr, niemals von der Parteiwuth so hingerissen ward, als gegenwärtig.“ [1])

Um so üppiger blüht der Waizen der Socialdemokratie. Sogar im Militäretat spielt sie bereits eine Rolle. Schon bei der vorjährigen Etatsberathung im Abgeordnetenhause glaubte der neue Reichskanzler darauf hindeuten zu sollen, daß seit 1870 eine neue Generation herangewachsen sei, und die Disciplin in der Kaserne jetzt mit andern jungen Leuten, als früher zu thun habe. Bei dem neuen Militär-Etat im Reichstag waren zu dem Zwecke, um gediente und zuverlässige Männer in der Stellung der Unteroffiziere zu erhalten, Prämien für dieselben vorgeschlagen, und bei dieser Gelegenheit ließ es sich Herr von Caprivi nicht versagen, auf den peinlichen Punkt noch ausführlicher zurückzukommen, und geradezu den blutigen Aufstand und Straßenkampf als schließlich unvermeidlich hinzustellen. Seine Aufrichtigkeit ist ihm auf mehr als Einer Seite verargt worden.

---

1) Arendt's Berliner „Deutsches Wochenblatt“ vom 1. Januar d. Js.

„Ich habe nun einmal die Ueberzeugung, daß die social=demokratische Frage die Frage ist, die für das Ende dieses Jahrhunderts, vielleicht für Jahrzehnte des nächsten Jahr=hunderts, die herrschende sein wird. Ich habe den aufrichtigen Wunsch, daß sie auf friedlichem Wege gelöst werden möge; ob der Wunsch aber erfüllbar sein wird, das vermag ich nicht vor=herzusehen, und ich würde glauben, daß die verbündeten Regier=ungen, wenn sie nicht den Fall in's Auge faßten, daß die fried-liche, organische Lösung unmöglich wird, ihrer Pflicht nicht genügen würden. Ich muß auch gestehen, daß, wenn man in der Noth=wendigkeit ist, socialistische Schriften und Bücher zu lesen, namentlich solche, die nicht in Deutschland erschienen sind, solche, in denen die Theorie sich vollkommen entwickelt, man immer vor der Frage stehen bleibt, ob überhaupt ein Mensch glaubt, daß diese Dinge ohne Zerstörung des Staates zur Ausführung kommen könnten. Ich möchte also meinen, daß, wer solche Theorien vertritt, immer einen Kampf mit den bestehenden Verhältnissen voraussetzt, daß also auch die Regierung die Pflicht hat, sich auf solchen Kampf zuzuschneiden. Ich habe nicht die Besorgniß, daß, wenn man diese Sachen offen bespricht, man dadurch die Gefahr, die in ihnen liegt, vergrößert. Der Hr. Abg. Richter meint, wenn vom Regierungstisch aus davon gesprochen wird, so mache das den Eindruck, als sei die Socialdemokratie die einzige treibende Kraft im Staate oder Reiche. Das ist meine Meinung nicht; aber ich halte sie zur Zeit für die größte Gefahr im Reiche, und weil ich sie dafür halte, so glaube ich eben die Kräfte zu ihrer Bekämpfung bei jeder neuen Gelegen=heit ausnützen zu müssen. *Es wird, so lange ich die Ehre habe, an dieser Stelle zu stehen, kein Gesetz hier eingebracht werden, keine Maßregel vorgeschlagen werden, die nicht von dem Standpunkt geprüft worden ist: wie wirkt sie auf die socialdemokratische Frage ein?* Ich habe schon in dem anderen Hause mich in ähnlicher Weise geäußert, und ich kann von dieser meiner Auf=fassung nicht abgehen".

Als der socialdemokratische Redner, indem er die Unter=offiziersprämie hämisch als „Gesinnungsprämie" bezeichnete,

offen zugestand, daß „heute schon eine Menge von jungen Leuten mit einer fertigen politischen Meinung in das Heer einträten, und die soldatische Carrière mit anderen Augen als früher betrachteten“: da hatte er selbstverständlich den Zuzug aus der städtischen Bevölkerung im Auge. Aber die Socialdemokratie sieht die Kaserne auch als ein unwillkürliches Erziehungsinstitut der ländlichen Rekruten für ihre Zwecke an. „Die jungen Rekruten, die aus den heimathlichen Verhältnissen plötzlich in die großstädtische Garnison versetzt werden, mögen sich im Anfange ihrer militärischen Laufbahn wohl nach den heimischen Penaten zurücksehnen. Wenn sie aber einmal die Widerwärtigkeiten der Rekrutenzeit hinter sich haben, und ihnen die Augen aufgegangen sind über die ganze Erbärmlichkeit ihres heimathlichen Daseins, dann werden gewiß manche von ihnen mit dem General von Falckenstein die Kasernen für wahre Ferienkolonien ansehen. Alle aber werden eine tiefe Unzufriedenheit mit den ländlichen Verhältnissen nach Hause bringen. Das ist die kulturelle Seite des Militarismus.“ [1])

Es kann kein Zweifel seyn, daß die furchtbaren Rüstungen gerade in dem deutschen Reich, wo immer noch besondere Ursachen aus der Vergangenheit hinzutreten, nicht nur mittelbar durch die stete Steigerung der allgemeinen Unzufriedenheit, sondern auch unmittelbar durch seuchenartige Ansteckung in den Kasernen die üppigste Saat für die socialdemokratische Erndte ausstreuen. Und ein Stillstand ist bei der jetzigen Lage gar nicht abzusehen! Erst jüngst noch bei der Berathung des Marineetats hat der Abg. Windthorst gesagt: „Die Darlegung des neuen Flottenplanes von Seite des Staatssekretärs hat in der Commission einen sehr tiefen, erschreckenden Eindruck gemacht, ähnlich wie die Darlegung des früheren Kriegsministers von Verdy über die Pläne der Militär-

---

1) „Ein Streifzug in das Gebiet des Centrums“ in der Stuttgarter „Neuen Zeit“. 1891. Nr. 20, S. 628.

verwaltung." Es ist so arg, daß auch jetzt wieder der Civilstaat verläugnen lassen mußte, was im militärischen Hintergrunde thatsächlich lauert. Vor ein paar Monaten hat der Landgerichtspräsident von Kunowski zu Bielefeld eine Schrift herausgegeben, die noch düsterer sieht, als der neue Reichskanzler. Auf die Frage im Titel der Schrift: „Wird der Socialdemokrat siegen?" antwortet der Verfasser mit „Ja", und er weiß nur den Trost, daß ihr Sieg nur von kurzer Dauer seyn werde. „Es gibt viele kundigen Personen, die Herrn von Kunowski in beiden Punkten beistimmen": sagte das conservative Hauptorgan in Berlin.[1]) Wer hättte noch vor zehn Jahren solche Aussichten für möglich gehalten?

Dem offenen Auge des jugendfrischen Kaisers konnte es nicht entgehen, daß die zum Brechen gespannte Lage noch ganz andere Gefahren habe, als den schließlich doch unvermeidlichen Krieg. Wenn der Exkanzler wirklich der große Staatsmann wäre, wie ihn die Anbeter des Nationalheiligen rühmen: dann hätte er die jetzt vorliegenden Folgen voraussehen müssen. Aber als politischer Glücksspieler vertraute er immer bloß auf Bajonett und Kanone, und andern Rath wußte er nicht, als daß man um jeden Preis sich Rußlands versichern müsse, damit der Czar ihm zum dritten Male den Daumen halte. In diesem Wahne gab er sich auf der Schaukel des Dreibundes unter stetem Liebäugeln mit Rußland einem bequemen Nichtsthun hin, und von diesem Standpunkt aus bekrittelt er nun auch jeden Schritt in der auswärtigen Politik seines Nachfolgers, vielmehr des jungen Kaisers.

Vor Allem verdächtig erscheinen ihm deren neue Beziehungen zu Rußland. Vergebens hat sein ehemaliges Leibblatt in Berlin, jetzt sein Censor, Beweise gefordert für die Behauptung, daß die deutsche Politik seit dem Sturze seiner Person ihr Verhalten gegen Rußland geändert habe.

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 13. Januar d. Js.

Er erklärt auch nicht, was denn eigentlich geschehen ist, und wie seine dunklen Andeutungen zu verstehen sind, daß die Freundnachbarlichkeit gegen das Czarenreich nicht genug gepflegt werde, und es nach seiner Meinung endlich an der Zeit wäre, daß man aufhöre, mit „aufgezogenen Brücken" das russische Einvernehmen abzuwehren.[1]) Heißt das, Oesterreich solle veranlaßt werden, seine Lebensinteressen im Orient diesem Einvernehmen zum Opfer zu bringen, oder ist zunächst bloß gemeint, es sei von dem Versuch einer wirthschaftlichen Annäherung beider Mächte abzustehen, weil dieselbe nicht nur zu einem „Tribut an Oesterreich" führen würde, sondern auch ein Dorn in den Augen Rußlands wäre? Seine Politik Oesterreich gegenüber war das allerdings schon seit 1862; die Großindustriellen und Agrarier wären damals noch kein Hinderniß gewesen, aber er wollte lieber mit — Frankreich abschließen, als mit dem deutschen Nachbar.

Was er seit dem Jahre 1870 für die allein richtige Stellungnahme zu Frankreich hielt, hat sich noch im Jahre 1889 gezeigt, wo der französische Botschafter in Paris mittheilte, wenn die deutschen Künstler nicht die Pariser Ausstellung beschickt haben, so sei dieß allein auf Rechnung des Fürsten Bismarck zu setzen; dieser sei dagegen gewesen. Bis dahin, sagte ein Berliner Blatt, „galt der Grundsatz, daß Deutschland ‚möglichst entfernte Beziehungen' mit Frankreich zu unterhalten habe und am besten durch eine thurmhohe Mauer von diesem ‚wilden Lande' getrennt werde. Mit dem Fürsten Bismarck selber ist auch dieser Grundsatz aus der deutschen Regierungspolitik geschieden. Es hat lange Bemühungen und vieler vergeblichen Versuche bedurft, ehe das künstlich gepflegte Eis zwischen beiden Nationen einigermaßen wieder brach; unter denjenigen aber, denen dieser Erfolg zu danken ist, stehen Kaiser Wilhelm und seine erlauchte Mutter

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 10. u. 11. Februar d. Js.

in erster Reihe." [1]) Noch am Tage nach der kaiserlichen Rede durfte man annehmen, daß ein Zug hochherzigen Edelmuths, der in der Bismarck'schen Politik niemals Zulaß finden konnte, in Frankreich nicht ohne Eindruck bleiben werde:

„In den Beziehungen Frankreichs zu Deutschland ist neuerdings einige Besserung eingetreten. Zunächst sei die Erleichterung, verzeichnet, welche französischen Besuchern der Reichslande hinsichtlich des Paß- und Meldewesens künftig gewährt wird; viel schwerer ist in's Gewicht gefallen das Schreiben, welches im Namen des deutschen Kaisers an die Akademie der schönen Künste erging und dessen Beileid für den Tod des Malers Meissonier ausdrückte. Dazu kamen entsprechende, für die französische Kunst insbesondere schmeichelhafte Aeußerungen des Kaisers auf dem Essen, welches der französische Botschafter Herbette in Berlin ihm zu Ehren gab. In Folge dessen werden sich etwa fünfzig der bedeutendsten französischen Maler an der diesjährigen internationalen Kunstausstellung in Berlin betheiligen. In der Presse wurde auch die Behauptung aufgestellt, die Kaiserin Friedrich, die Mutter des deutschen Kaisers, welche mit der Prinzessin Margarethe zu achttägigem Aufenthalt in Paris eingetroffen ist, wolle gleichfalls die französische Kunst zur Betheiligung in Berlin aufmuntern. Dessen bedarf es wohl nicht mehr; dagegen dürfte dieser Besuch in der Besserung des gegenseitigen Verhältnisses beider Länder keine geringe Rolle spielen. [2])

Was dagegen erfolgte, ist bekannt. Das war allerdings ein Triumph für den Techniker der „kalten Wasserstrahlen" in Friedrichsruh. Aber die Völker selbst werden dafür bezahlen müssen. Es ist der Anfang einer Entwicklung, in der es über kurz oder lang heißen wird: laßt alle Hoffnung auf diesen „Frieden" fahren!

---

1) Aus der „Vossischen Zeitung" in der Münchener „Allg. Zeitung" vom 28. Februar d. Js.

2) „Kölnische Volkszeitung" vom 21. Februar d. Js.

# XL.

## Zur Geschichte des großen Schisma's.

(Gayet. Finke.)

Wohl nicht zum wenigsten durch die inständigen Bitten der hl. Katharina von Siena, „der nimmermüden Friedenstaube“ bewogen, hatte Gregor XI. Frankreich verlassen und war am 17. Januar 1377, umbraust vom Jubelrufe der Römer, in Rom eingezogen. Wie der Papst, so hoffte auch das Volk, daß es jetzt gelingen werde, Rom wiederum aus seiner tiefen Erniedrigung und aus seinem Verfalle emporzuheben. Doch wie ein großer Bruchtheil der antiken Kunstschätze und viele der klassischen Baudenkmäle während des babylonischen Exils auf immer für die ewige Stadt verloren gegangen waren, so schien es auch, als sollte das Papstthum seine traditionelle Stellung in Italien nimmermehr erwerben. Besorgten Blickes schaute der kränkelnde Papst in die Zukunft und als er fühlte, daß seine Tage gezählt seien, traf er Anordnungen, die eine rasche Wahl seines Nachfolgers ermöglichen sollten.

Am Samstag vor Laetare (28. März) 1378 starb Gregor XI., der letzte französische Papst. Wie ehevor der große Wittelsbacher, Cardinalerzbischof Konrad, sterbend (25. Okt. 1200) für sein goldenes Mainz ein Schisma prophezeite, so soll auch Gregor in seinen letzten Momenten, das Sakrament in Händen haltend, eine nach seinem Tode entstehende Spaltung der Kirche vorhergesagt haben, und irre werdend an seinem eigenen Thun, das

doch das rechte gewesen, soll er sich selbst als die Ursache dieses drohenden Schisma's bezeichnet haben.

Eine fieberhafte Erregung bemächtigte sich auf die Kunde vom Ableben des Papstes der Römer. Alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, um die Wahl eines Ausländers zu verhindern.

Am Abend des 7. April traten die in Rom anwesenden Cardinäle, elf Franzosen, vier Italiener, ein Spanier im Vatikanischen Palaste zum Conclave zusammen. Als der neue Papst ging aus der Wahl der Erzbischof von Bari, Bartholomäus Prignano, als Urban VI. hervor, dem aber schon fünf Monate später in der Person des Cardinals Robert von Genf ein Gegenpapst Clemens VII. entgegengestellt wurde. Das Schisma, welches mehr als ein Menschenalter das Abendland zerreißen sollte, war hiemit über die Kirche hereingebrochen. Erst das Concil von Constanz gab der Kirche wiederum den Frieden (1417).

Den Ausbruch des Schisma's behandelt der Abbé Gayet in seinem zweibändigen Werke „Le Grand Schisme.“ [1]) Bd. I zerfällt in zwei Bücher, wovon das erste in fünf Kapiteln die Ereignisse vor Beginn des Conclaves, das zweite in neun Kapiteln das Conclave selbst behandelt. Bd. II umfaßt in dreizehn Kapiteln die Zeit von der Wahl Urban VI. bis zur Wahl des Gegenpapstes Clemens VII. Bd. I sind in einem Anhang (S. 1—193) „Pièces justificatives“ beigegeben, ebenso Bd. II. (S. 1—191). Wir wollen gleich gestehen, daß wir das Buch Gayets mit einem gewissen Gefühl der Enttäuschung aus der Hand gelegt haben. Das Werk ist eine höchst sonderbare Zusammenstellung des in Betracht kommenden, theils schon anderwärts gedruckten, theils hier zum ersten Male veröffentlichten urkundlichen Materiales. Seitenlang werden Uebersetzungen der Belegstellen gegeben, wo oft der genaue Wortlaut des Urtextes das einzig Entscheidende bilden kann. Um die diplomatische Treue der in den „Pièces

---

1) Le grand schisme d'occident, d'après les documents contemporains, déposés aux archives secrètes du Vatican, par M. l'abbé Louis Gayet, Chapelain de Saint-Louis des Français. Les origines. Deux volumes 8°. Florenz und Berlin 1889.



justificatives" abgedruckten Originaltexte ist es nicht zum besten bestellt; denn schon ohne Zuhilfenahme des Originales ist man im Stande Lesefehler nachzuweisen, die, wenn sie ein angehender bayerischer Archivbeamter im Staatsexamen machen würde, ihm in der Paläographie ein „ungenügend" eintragen würden; ein Zögling der Ecole des chartes scheint Gayet wohl kaum zu sein.

Hat man sich durch das Buch hindurchgearbeitet und stellt man sich die Frage: Wer war der rechtmäßige Papst: Urban VI. oder Clemens VII., so muß man sich sagen, daß es Urban VI. war.[1]) Wohl war seine Wahl unter einem gewissen Drucke der Römer zu Stande gekommen, allein derselbe war, wenn man mit ruhigem Blicke das Material prüft, lange nicht so groß, als die Cardinäle und viele der späteren Zeugen glauben machen wollen. Wäre dieses wirklich der Fall gewesen, so hätten die französischen Cardinäle doch alsbald, als nach der Inthronisation und Krönung (18. April) ihre Freiheit nicht mehr gefährdet war und ihnen der Weg zur Flucht offen stand, gegen die Giltigkeit der Wahl Widerspruch erheben müssen. Doch hievon waren sie weit entfernt; vielmehr behandelten sie Urban in Allem als den rechtmäßigen Papst; sie wohnten seinen Consistorien an, erbaten sich Gnadenerweise, Beneficien und Privilegien ꝛc.[2])

Erst als die französischen Cardinäle merkten, daß der neugewählte Papst ihnen ganz und gar nicht zu Willen sei, sondern daß er ebenso thatkräftig wie rücksichtslos anfange zu reformiren, und seine Umgebung durch schroffe Behandlung

---

1) Wir wagen dieses zu sagen, obwohl Gayet Bd. I S. 425 schreibt: „Nous défions tout homme impartial, qui étudiera avec soin les documents originaux de se former une conviction ferme et claire. Il est une impression qui se dégage de toutes parts: Le doute."

2) Die Auffassung Scheuffgen's in seinen dankenswerthen „Beiträgen zu der Geschichte des großen Schisma's" (Freiburg, Herder 1889), der auch dieses noch aus der Angst erklären will, in welcher alle Cardinäle immer noch schwebten, können wir nicht theilen.

verletzte, da erkannten sie, daß es jetzt mit ihrem Einflusse vorbei sei. Doch die vornehmsten Söhne der ältesten Tochter der Kirche waren gar bald schlüssig geworden, das Aeußerste zu wagen, um ihren früheren Einfluß wieder zu erlangen. Ihre ultima ratio war die Wahl eines neuen ihnen willfährigen Papstes, und die Nichtigkeitserklärung der Wahl Urban's, auf Grund der damals auf die Wähler geübten Pression. Am 21. September endigte endlich das weibische Intriguenspiel der Franzosen mit der Wahl des Gegenpapstes Clemens VII., und der Kirche war wiederum von Frankreich eine schwere Wunde geschlagen, tiefer und gefährlicher, als sie je das Schwert der Kaiser dem Papstthume schlug.

Bei Gayet sucht man vergebens nach einem Urtheil, in dem er kurz und bündig das Facit aus seiner Arbeit zieht. Alles Mögliche findet man in den „Conclusions",[1]) nur nicht was dorthin gehört. Daß Gayet zu keinem Urtheile kommt, darf uns jedoch gar nicht wundern, ja fast ist es uns so lieber, denn was kann man von einem Manne erwarten, der über das „babylonische Exil" schreibt: Pendant le XIII et le XIV siècle, la Papauté a pu, presque toujours, vivre hors de Rome, sans manquer à sa glorieuse mission. Les Papes d'Avignon comptent parmi les plus grands et les plus saints Pontifes. Le gouvernement de l'Eglise souffrait peu de l'établissement du siège de Pierre sur les bords du Rhône (II. 290). Wie läßt doch der König unter den Dichtern im 27. Gesang des Paradieses den hl. Petrus sprechen und welche Worte legt er im 19. Gesang der Hölle dem Papste Nikolaus III. in den Mund? Und ein deutscher Historiker unserer Tage faßte sein Urtheil über die Zeit des babylonischen Exiles in die wenigen, freilich etwas zu harten Worte zusammen: „Damals waren die Päpste Sklaven Frankreichs und Tyrannen der Welt".

Daß Gayet's Buch nach alledem geringwerthig ist, braucht wohl nicht mehr gesagt zu werden, und es dürfte sein Hauptwerth wohl der eines leidlichen Quellennachweises sein für den-

---

1) Bd. I S. 426 und Bd. II S. 283.

jenigen, der es einmal unternehmen sollte, das große Schisma auf Grund des darüber im vatikanischen Archive vorhandenen archivalischen Materiales zu bearbeiten.

Wie deutsche Gründlichkeit und deutsche Gelehrsamkeit arbeitet, zeigt uns Finke in seinem Werke über das Constanzer Concil.[1]) Finke sucht darin an der Hand archivalischen Materiales „die Vorgeschichte des Concils, seine Verfassung und das Verhalten des römischen Königs Sigismund zu demselben klarzustellen", und soll das Werk nur ein Vorläufer sein zu einer von Finke geplanten Sammlung von „Acta inedita concilii Constanciensis". In neun Kapiteln (S. 1—162) behandelt Finke: Vorgeschichte des Constanzer Concils, Verfassungsfragen; Dietrich Vrye und sein Werk über das Concil; Zur Kritik der Akten des Concils (Diarium des Cerretanus. Eine officielle Aktensammlung, Prüfung einer Reihe von Concilsprotokollen); Das Tagebuch des Cardinals Fillastre; Schriften gegen und für das Cardinalscolleg; Dietrich von Niem in Constanz . . .

Das Werthvollste in diesen Forschungen und Quellen ist wohl das in Kapitel V eingehend behandelte „Tagebuch des Cardinals Fillastre". Finke sucht sehr scharfsinnig zu beweisen, daß das Tagebuch[2]) von einem Anhänger des Cardinalscollegiums stamme, und daß der Verfasser der Cardinal Fillastre sei. Das erstere ist wohl außer allem Zweifel, doch daß Fillastre der Verfasser des Tagebuches sei, scheint uns noch zweifelhaft.[3]) Weit wahrscheinlicher dürfte das Tagebuch wohl von einem dem Cardinal nahestehenden Kleriker geschrieben sein und hätten wir dann ein Gegenstück zu dem von Professor Knöpfler[4]) kürzlich auf der Münchener Staatsbibliothek auf=

---

1) Forschungen und Quellen zur Geschichte des Constanzer Concils von Dr. Heinrich Finke, Privatdocenten der Geschichte in Münster. Paderborn, Schöningh. 1889. 348 S.

2) Vatik. Handschriften 4173 und 4175.

3) Vgl. Funk in der Theol. Quartalschrift 1890, S. 648 f.

4) Histor. Jahrbuch 1890, 2, 267—83.

gefundenen Tagebuch über das Constanzer Concil, das von einem zum Gefolge des Herzogs Friedrich gehörenden Manne herrührt, der als Augen- und Ohrenzeuge berichtet. Die Behauptung: „So reich die Fülle von Urkunden und Akten, ja selbst von Briefen zum Constanzer Concil, so arm ist dasselbe an fortlaufenden Aufzeichnungen, in denen statt des rein sachlichen eine individuelle subjektive Darstellung sich offenbart," war doch etwas gewagt, und daß sie sich nicht halten läßt, hiefür haben wir schon einen Beleg in dem vorher erwähnten Tagebuch, zu dem wohl noch manch anderer sich gesellen dürfte

Wie angenehm liest sich nicht die Arbeit Finke's, die in ruhigem, wissenschaftlichem Tone klar und bestimmt alles erörtert, im Gegensatz zu dem rhetorisch wohllautenden, aber einigermaßen verwirrenden Vortrage Gayet's. Auch die Anlage und Ausstattung des Buches läßt, sowohl was Gruppirung des Stoffes als übersichtliche Gefälligkeit des Ganzen anlangt, nichts zu wünschen übrig, was wir von dem andern Werk nicht im gleichen Maße sagen können. Bezüglich der Fortsetzung von Gayet's Werk schließen wir uns dem Wunsche des Kritikers in der Literar. Rundschau an: daß in den noch zu erwartenden weiteren Bänden das Hauptgewicht auf sorgfältige Ausgabe der pièces justificatives gelegt werden möchte.

---

## XLI.

# Warmkaltes über Rußland.

## II.

Mit Miljutin's Einwirkungen auf die russische Leibeignen-Emancipation und Agrarreform beschäftigen sich die beiden Artikel vom 1. und 15. Oktober 1880 (Band 41 der Revue des Deux Mondes, S. 554 ff. und S. 827 ff.). Man habe, sagt Verfasser, „im Auslande" seit langer Zeit in Miljutin einestheils den reinsten Repräsentanten des Tschinownikthums, anderentheils das unbestrittene Oberhaupt der nationalen und demokratischen Partei zu erblicken gemeint; doch sei es kaum nöthig, nachzuweisen, wie wenig anwendbar auf Rußland und wie mißverständlich solche conventionelle Classificationen seien. Nur Eines sei sicher: daß nämlich Miljutin die Personification mancher der auffälligsten Strebungen des zeitgenössischen russischen Volksgeistes darstellen könne.

Verfasser thut sehr wohl, einer Widerlegung der angeblich „ausländischen" Auffassung Miljutin's auszuweichen; es darf wohl angenommen werden, daß ihm keineswegs unbekannt war, die von ihm angezogenen Quellen[1]) seien keineswegs „ausländische", sondern aus nächster Nähe entspringende. Zudem bringt Verfasser, wie wir sehen werden, alles Erforderliche selbst herbei zum Nachweise, daß einerseits Miljutin in

1) „Aus der Petersburger Gesellschaft" u. Eckardt's „Modern Russia".

der That alle die unerfreulichen, gefährlichen Merkmale aufweise, welche Custine schon vor mehr als einem halben Jahrhunderte in immer noch zutreffender Weise am Tschinownik constatirt hat, und daß andererseits Miljutin ein Demokrat reinsten Wassers und in des Wortes schlimmster und gehässigster Bedeutung gewesen ist.

Der zweite Theil aber von der obigen Behauptung des Verfassers, wodurch Miljutin in ehrender Weise zu einem Repräsentanten des „russischen Volksgeistes" überhaupt erhoben werden soll, ist ebenso unwahr, wie ungerecht beleidigend für das russische Volk. Dieses ist seiner ursprünglichen Naturbegabung nach friedfertig, genügsam, gutmüthig, erkenntlich und dankbar für wohlwollende, gerechte Behandlung, anhänglich, leicht lenkbar. Wenn gegenwärtig im russischen Volke andere „Strebungen" sich geltend machen: Neid und Mißgunst, Unersättlichkeit, Unbotmäßigkeit, so verdankt es diese Wandlung dem von Miljutin ausgeführten Impfungsprocesse: er ist es, dem es gelungen ist, die Untugenden des Tschinownikthums auf die breiten Schichten des Volkes zu übertragen.[1])

---

1) Schon längst ist unterschieden worden: einestheils zwischen dem Russen, welcher „das Hemd über den Hosen" trägt, d. h. dem gemeinen Manne, welcher ganz allgemein als eine liebenswürdige und achtbare, wenn auch in hohem Grade leichtsinnige Persönlichkeit gilt, und anderntheils dem Russen, welcher „das Hemd in den Hosen" trägt, d. h. dem mehr oder weniger Gebildeten, Ent nationalisirten, Verderbten, einer oft sehr unsympathischen, kalt und egoistisch berechnenden, unaufrichtigen Persönlichkeit, und es ist schon längst constatirt worden, wie in der Regel an einem und demselben Individuum der Charakter des gemeinen Mannes sofort einer ungünstigen Wandlung unterliege, sobald mit der angedeuteten Kostümänderung zu höheren Lebensbedingungen aufgestiegen werde. Dadurch tritt eine eigenthümliche Inconstanz, sozusagen ein Mangel an Haltbarkeit, an dem russischen Volkscharakter zu Tage. Wie es gewisse edle, sorgfältig zubereitete und geistvolle Weine gibt, welche sich unter den verschiedensten äußeren Bedingungen als haltbar erweisen, gegenüber anderen

Nicolai Miljutin, fährt Verfasser fort, hat feuriger als sonst jemand jenen Geist der Gerechtigkeit und Gleichheit gefördert, welcher darauf ausging, alle socialen Unebenheiten (aspérités) fortzufegen. Das freilich stimmt! Darum auch hat der Zar Alexander II., wie Verfasser anführt, sagen können: in der öffentlichen Meinung (sc. Rußlands, nicht des „Auslandes"!) gelte Miljutin mit Recht — denn er, der Zar, theile diese Meinung — als ein Revolutionär (S. 573).

Mit 20 Jahren, referirt Verfasser, sei Miljutin in's Ministerium des Innern eingetreten und seine ganze Laufbahn sei eine bureaukratische, diejenige eines Tschinownik gewesen, ganz eingeschlossen in die Bureaux und Kanzleien des Ministeriums (S. 560). Ein gewöhnlicher Sterblicher von westeuropäischer Abstammung und Erziehung sollte daraus folgern: aus Miljutin sei dadurch ein solcher Unmensch geworden, welcher „spekulirt" und keine Ahnung hat von der ringsumher grünenden Welt des wirklichen Lebens und welcher mithin gänzlich ungeeignet ist, in angemessener und segensreicher Weise bestimmend in's öffentliche Leben einzugreifen. Verfasser folgert etwas Anderes, wie nur ein Orthodoxer sui generis es fertig zu bringen vermag: in unseren Augen, sagt er, ist das, nämlich die ausschließlich bureaukratische Vergangenheit, geeignet, nur noch mehr für Miljutin zu interessiren: man

minderwerthigen, gehaltlosen und nachlässig hergestellten Getränken, welche dem „Umschlagen" ausgesetzt sind, so gibt es auch feste, beständige, unter allen Umständen vorausberechenbare Charaktere im Gegensatze zu anderen, welche nur unter ganz bestimmten, sich gleich bleibenden Umständen ihre Physiognomie bewahren, bei jeder Aenderung der Verhältnisse aber bis zur Unkenntlichkeit sich umwandeln und verschlimmern. Wenn der russische National-charakter solche unerfreuliche Inconstanz aufweiset, so ist dieser Fehler auf ganz bestimmte, historisch nachweisbare Gründe zurückzuführen, deren wir in unserem „Russischen Christenthum" („Russische Selbstzeugnisse" I) erwähnt haben und welche wir in unserer „Russischen Sittlichkeit" („Russische Selbstzeugnisse" II) näher darzulegen gedenken.

sehe nämlich an diesem Beispiele, wie sehr die Bedingungen des politischen, oder besser des öffentlichen, Lebens in Rußland von Allem abweichen, was sie bei uns im Westen sind (a. a. O.).

Man sage nun noch, daß der Verfasser ein Westeuropäer sei, nachdem er es für thunlich, angemessen, ja für interessant erklärt hat, daß, sei es auch wo es wolle, ins öffentliche Leben umformend eingegriffen werde — ohne irgend eine Kenntniß dieses öffentlichen Lebens!

Verfasser gibt übrigens zu verstehen, daß Miljutin zu großem Einflusse gelangt sei nicht sowohl durch an sich bedeutende Geistesgröße, als vielmehr dadurch, daß in der Umgebung der den Verhältnissen der ersten Regierungsjahre Alexanders II. in keiner Weise gewachsenen, durchgängig unfähigen Regierungskreise Miljutin als ein Mann von Initiative und Charakter auffallen konnte. Ein mit den gewöhnlichen Triebfedern des bureaukratischen Mechanismus seines Heimathlandes wohlvertrauter humorvoller Russe habe schon damals gesagt: es sei ein unvermeidliches Geschick, daß die russische Regierung aus den Händen Unfähiger in diejenigen von Idioten gelange (563 und 564). Da nun aber in jener kritischen Zeit mit besonderer Sehnsucht nach irgend einer Capacität ausgeschaut wurde, so mußte die mit bureaukratischer Routine ausgestattete, von Fanatismus unterstützte Willensstärke Miljutin's die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Er wurde durch die Großfürstin Helene ausgezeichnet, welche durch ihren politischen Salon leitenden Einfluß auf die Emancipationsbewegung auszuüben beanspruchte. Dem altersschwachen und gebrechlichen Minister des Innern, Lanskoi, welcher sich der Gegner der Emancipation nicht zu erwehren wußte, erschien es als eine Rettung, in dem jungen Beamten Miljutin zur Durchführung des kaiserlichen Willens eine energische Hilfskraft gefunden zu haben: recht eigentlich im Hinblicke auf die Emancipationsarbeiten machte er Miljutin zu seinem „temporären Ministergehilfen“. Der geschäftliche Takt dieses Letzteren nahm mit der formell verhältnißmäßig untergeordneten Stellung vorlieb; seinem

fanatischen Streben genügte es, thatsächlich in den Emancipationsangelegenheiten die weitaus maßgebendste Person geworden zu sein (S. 562, 564, 572 f.)

Indessen traute es Miljutin seiner isolirten Kraft nicht zu, allein den Gegnern der subversiven Ideen, welche er in den Emancipationsgedanken zu legen verstanden hatte, Stand zu halten. Zur Durchführung seiner fanatischen Absichten wußte er sich von zwei Seiten Hilfskräfte herbeizuziehen. Den zum Präses des Emancipationscomités ernannten General Rostofszow, welcher, seit er den Angeber des Dekabristenaufstandes gespielt hatte, das Muster eines überzeugungslosen, sklavisch ergebenen und stets angsterfüllten Dieners gewesen war, dieses unschädlichste aller Wesen verdächtigte Miljutin beim Zaren als Einen, welcher am Dekrabristenaufstande immerhin betheiligt gewesen und dem man daher nicht trauen könne: gegen den Einfluß Rostofszow's und seiner Genossen müsse ein Gegengewicht beschafft werden durch Berufung unabhängiger, gesinnungstüchtiger Großgrundbesitzer in das Hauptcomité (575). Durch dieses intrigante Bureaukratenmanöver erreichte Miljutin einen doppelten Zweck: indem er, allem bureaukratischen Herkommen entgegen, seine fanatisch gleichgestimmten, im Uebrigen jugendlichen, geschäftlich obscuren, ja zumeist gar nicht im Dienste stehenden Gesinnungsgenossen, die Galagan, Tarnowski, Tatarinow, vor Allem aber seine ihm speciell ergebenen Freunde Ssamarin und Tscherkaßki — alle im Geruche des Radikalismus stehend — zum Hauptcomité heranzog und ihnen in demselben gleiches Stimmrecht verlieh, wie den Ministern und andern vornehmen und ergrauten Großwürdenträgern, sicherte er sich dort unfehlbar die Majorität. Und indem er den Hauptcomité-Beschlüssen, d. h. seinen eigenen Plänen, im voraus, gewissermaßen in blanco, die zarische Billigung zusicherte, wurde er selbst zum eigentlichen Schöpfer jenes Emancipationsstatutes, welches soviel Elend über Rußland gebracht hat, wurde in erster

Reihe er, Miljutin, verantwortlich für all dieses Elend (S. 577—79, 583).

Verfasser überhebt uns der Mühe, die Hauptziele des Miljutin'schen Fanatismus zu charakterisiren. Indem referirt wird, daß unmittelbar nach der Promulgation des Emancipationsstatuts Miljutin in Ruhestand versetzt wurde, weil seine Gegner nachgewiesen hatten, daß es doch gar zu gefährlich wäre, die Ausführung der unheilvollen Gesetzgebung seinen unheilvollen Händen anzuvertrauen, wird zugleich mitgetheilt, was man dieser Miljutin'schen Gesetzgebung zum Vorwurfe machte. Was die Gegner der Reform zurückwiesen, sagt Verfasser, war nicht die Befreiung der Leibeigenen, vielmehr war es die Autonomie der unwissenden Landgemeinden; es war vornehmlich die Ausstattung der Bauern mit Land vermittelst einer theilweisen Expropriation der Grundherren; ja, gar Viele feindeten das Agrargesetz nicht einmal darum an, weil es ihre Privatinteressen beeinträchtige, sondern weil nach ihrer Ansicht jeder Eingriff in das Eigenthumsrecht ein gefährliches Präcedens hinstelle, gefährlich namentlich einem Volke gegenüber, welches an die Haus- und Boden-Communion des Dorfes gewöhnt sei (582). Der Zar hörte es von allen Seiten aussprechen, daß es um den Großgrundbesitz Rußlands geschehen sei, wenn die Ausführung und Anwendung der neuen Agrargesetze Miljutin anvertraut würden. Mehr als jemals wurde Miljutin dargestellt als ein systematischer Widersacher der Grundherren, der überhaupt gar keinen andern Zweck verfolge, als sie zu Grunde zu richten, angeblich zum Vortheile der Bauern (833).

Verfasser gibt sich nicht die geringste Mühe, diese gegen Miljutin gerichteten Vorwürfe zu entkräften; weit entfernt, nachzuweisen, daß doch wenigstens den Bauern eine Wohlthat zu Theil geworden sei, wenn auch auf Kosten der Grundherren, läßt er vielmehr das Gegentheil constatiren und zwar durch Zeugnisse, welche in diesem Falle durchaus

unverdächtig und vollgültig sind: durch Zeugnisse der Freunde und Mitarbeiter Miljutin's. So schreibt z. B. der Fürst Tscherkaßki aus Tula an Miljutin am 7. Mai 1861: es werde noch viel Aufstände (troubles) und öffentliche Ordnungsstörungen geben, vornehmlich Arbeitsverweigerungen; diejenigen Bauern jedoch, welche gegen Geldabgaben entlassen gewesen waren, möchten es versuchen, zur Frohne, zur Arbeitspacht zurückzukehren; denn diese mißfalle ihnen jetzt, da alle Autorität des Grundherrn beseitigt worden, gar nicht mehr; vielmehr fühlten die Bauern sich zur Frohne hingezogen durch die sehr begründete Hoffnung, daß sie nun dem Müssiggange sich würden hingeben können; das sei freilich eine schwache Seite des Statutes, wodurch den Friedensvermittlern viel Sorge und Arbeit verursacht werde. Man würde nicht rasch dahin gelangen, daß der Bauer eine neue Luft athme; in vielen Fällen, leider müsse man bekennen, werde das Hinderniß in nichts Anderem bestehen, als in dem Mangel an Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Bauern selbst; denn sie seien nun lüstern nach materiellem Wohlleben geworden (sic!) und leider gar zu oft gänzlich baar jeder moralischen Zügelung, und viel zu roh und unwissend, als daß sie es verständen, ihre Begehrlichkeit nach fremdem Gute zu mäßigen. Das sei ohne Zweifel die schlimme Seite jeder großen socialen Umformung, wie unvermeidlich, wohlthätig und legitim diese auch sei. Das werde ja wohl allmählich verschwinden; aber es gehöre dazu Zeit, viel Geduld und ein politischer Takt, „der uns leider oft abgeht". Zu gegenwärtiger Zeit sei es absolut unmöglich, zu irgend einer gütlichen Vereinbarung zu gelangen, wie groß auch die Zugeständnisse des Grundherrn sein mögen; dermaßen übermäßig seien die Hoffnungen der Bauern. Dieses Zeugniß ist um so gewichtiger, als Tscherkaßki, da er Vorstehendes schrieb, selbst das Amt eines Friedensvermittlers bekleidete, mithin aus nächster Nähe Einblick in die Verhältnisse hatte. Zum Schlusse legt Tscherkaßki ein gar bezeichnendes Bekenntniß ab:

wenn er auch im Grundprincip dem Emancipationsstatute immer noch beistimmen würde, so müßte er doch bei einer Revision desselben eine ganze Reihe von Artikeln gänzlich umgestalten im Hinblick darauf, daß die Bauern kein Gewissen besitzen (manque de conscience), ein Zustand, „den wir gar zu sehr außer Acht gelassen haben" (840--842).

Und Ssamarin schreibt unterm 19. Mai 1861 an Miljutin: der seit gestern emancipirte Leibeigene stehe bereits erhaben da über dem Domänenbauer, nicht nur, wie selbstverständlich, in ökonomischer Hinsicht, sondern als Bürger, welcher weiß, daß er Rechte besitzt und daß er dieselben vertheidigen soll und kann. Worin eigentlich diese Rechte bestehen — fügt Ssamarin mit einer unnachahmlichen ernsthaften Naivetät hinzu — davon mache sich, wie man es wohl begreife, der Bauer noch keine genaue Vorstellung; er wisse aber, daß solche Rechte beständen, und daß es an ihm sei, sie zu bewahren. Das aber, meint Ssamarin, sei der wichtigste Punkt. Zum ersten Male erscheine der Bauer als juridische Person, unabhängig und der Vormundschaft entwachsen. Auf diesem Wege sei es, wo seine Heranbildung zum Bürger sich vollziehen müsse: sie habe bereits begonnen und schreite rasch vor (843). Soeben hat uns Tscherkaßki drastisch gezeigt, worin diese Fortschritte in Ausbildung des Bürgersinnes bestanden: in Müssiggang und Eigenthumsverletzung!

Von einer noch rührenderen, wahrhaft russischen Naivetät ist Iwan Turgeniew, welcher alles Heil der Bauernemancipation stracks anticipirt und discontirt. Er schreibt von seiner Villa bei Bougival unterm 8. Juni 1861 an Miljutin: Er finde in den „Arbeiten der Emancipationscommission u. s. w.", abgesehen von ihrem Ziele, den unleugbaren Beweis dafür, daß man in Rußland die allergrößten legislativen Reformen zu concipiren und auszuführen (sic!) vermöge. Er seinerseits habe daran nie gezweifelt, aber der Beweis (!) sei nun so augenfällig, daß er einen Jeden überzeugen





müsse (846). In einem andern, unterm 11. November 1861 an Miljutin gerichteten Briefe kommt Ssamarin auf die kolossalen principiellen Erfolge des Emancipationsstatutes zurück: der Bauer mache jetzt seine Erziehung zum Bürger durch. „Unsereins, wir Grundherren, bilden freilich den Schleifstein, an welchem der Bauer sich abreibt und polirt. Ich will es nicht leugnen, daß für uns diese Rolle zuweilen eine recht peinliche ist“ (849).

Es folgen nun in des Verfassers Blumenlese zwei gar eigenthümliche Zeugnisse: das eine von Miljutin selbst, in welchem derselbe anerkennt, daß Rußland einen gänzlich ungeeigneten Boden für seine „Reformen“ gebildet hat; das andere von Ssamarin, welcher gleichsam mit prophetischem Blicke all das Unheil im voraus erschaut, welches seiner Hände Werk thatsächlich hat nach sich ziehen müssen.

Miljutin, welcher, wie Verfasser referirt, in Rußland so oft betrübt worden war durch den Mangel an „Menschen“, durch die Seltenheit solcher Intelligenzen, welche der Regierung hätten als Werkzeuge dienen können, und welcher stets gestaunt hatte über den Vorrang der alten Staaten des Westens in dieser Hinsicht, sobald er hier die Verhältnisse aus eigener Anschauung hatte kennen lernen — Miljutin schreibt aus Paris unterm 10. Februar 1862: die auf ihn einstürmenden Eindrücke seien noch zu verworren, als daß er sie klar darlegen könnte. Nur eine einzige Beobachtung könne er schon jetzt constatiren: daß nämlich die in Rußland so sehr bewunderte Geschicklichkeit der französischen Regierung offenbar viel weniger auf dem hervorragenden Werthe einzelner Individuen beruhe, als vielmehr auf der Höhe des allgemeinen Niveaus der Geister (854). Worin aber hat das wesentlichste Ziel der Miljutin'schen „Reformen“ bestanden? Die wenigen „Menschen“ Rußlands, die in Rußland so dünn gesäeten Intelligenzen, welche allenfalls fähig gewesen wären, das allgemeine geistige Niveau der breiten Schichten des russischen Volkes, sie und damit jedes Ferment des Fort-

schrittes auszutilgen, mit fanatischer Wuth alle socialen Unebenheiten (aspérités) wegzufegen! — damit nur ja die Möglichkeit Rußland benommen werde, sich jemals zu dem Range der alten Staaten des Westens zu erheben!

Ssamarin beschreibt in einem vom 12. Juli 1862 datirten Briefe die Zustände resp. die Aussichten seines Vaterlandes mit Farben, von welchen unser Verfasser sagt: sie seien freilich etwas düster, aber sie könnten noch heute (10. Oktober 1880) als nicht unwahr gelten. Seitdem sind leider diese Farben von entsetzlicher Naturtreue geworden! Ssamarin sagt: Das alte Selbstvertrauen, welches zusammen mit seinem ganzen Stumpfsinn (stupidité) die Stelle von Energie vertreten habe, sei unwiederbringlich[1]) verschwunden. Die alten Kunstgriffe des Regierens habe man verworfen, aber das Leben habe nichts hervorgebracht, was sie ersetzen könnte. An der Spitze eine juckende Sucht (démangeaison), Gesetze zu fabriciren, verbunden mit einem unerhörten und beispiellosen Mangel an Talent; seitens der Gesellschaft eine Schlaffheit, eine chronische Trägheit, eine Abwesenheit jeder Initiative, verbunden mit einer täglich deutlicher hervortretenden Sucht, die Regierung ungestraft zu bemängeln und zu necken (taquiner). Wie vor zweihundert Jahren, so gebe es auch heute noch in sämmtlichen russischen Landen nur zwei einzige lebendige Kräfte: oben am Gipfel die Autokratie (die persönliche Macht) und am entgegengesetzten Ende die Landgemeinde; diese beiden Kräfte aber, statt miteinander verbunden zu sein, würden im Gegentheile durch alle die zwischenliegenden Schichten von einander getrennt erhalten. Dieses unfähige Medium (sredá), welches durchaus nicht im Volke wurzele

1) Hierin hat sich Ssamarin geirrt: keineswegs unwiederbringlich; denn seit dem Selbstherrlichkeitsmanifeste vom 29. April 1881 verbinden die russischen Machthaber die von Ssamarin gekennzeichneten Merkmale des alten Regiments: Selbstvertrauen und Stumpfsinn.



und welches während Jahrhunderten sich stets an den Gipfel angeklammert habe, dieses Medium, diese Mittelschicht, fange nun an zu renommiren (à faire le brave) und in unverschämter Weise sich aufzurichten, sich zu steilen (à se cabrer) unter der Hand seiner eigenen, seiner einzigen Stütze — man erinnere sich an das Auftreten der Adelsversammlungen, der Universitäten, der Presse u. s. w. Es sei ganz umsonst, daß durch die aus jenen Mittelschichten hervortönenden grellen, schreienden Laute die Regierung sich einschüchtern und die Masse sich aufreizen lasse. Die Regierung weiche zurück, bewillige ein Zugeständniß nach dem andern, ohne irgend einen Nutzen für die Gesellschaft, welche neckt und nörgelt, lediglich weil es ihr Spaß macht, zu necken und zu nörgeln. Das könne aber in dieser Weise nicht lange fortdauern; denn es müsse nothwendig hervorbringen eine Annäherung der beiden Extreme: der obersten Autorität und des niederen Volkes, — eine Annäherung, mittelst welcher Alles, was dazwischen liege, plattgedrückt und zermalmt werden würde, und was dazwischen liege, das begreife das ganze gebildete Rußland in sich, die ganze Cultur. Eine schöne Zukunft! ruft Ssamarin aus, und er fährt fort: Dazu rechne man die allgemeine Stagnation, das Absterben, buchstäblich das Absterben des ganzen Südens, welcher verarmt und von Tag zu Tag mehr verkommt (s'étiole).[1]) (Dazu die polnische Propaganda!) Endlich rechne man dazu die Propaganda des Unglaubens und des Materialismus, welche sich sämmtlicher Unterrichtsanstalten bemächtigt habe, nicht nur der obersten und mittleren, sondern zum Theil auch der Volksschulen: dann habe man ein vollständiges Bild der Zustände. Durch die Studentenunruhen, durch

1) So klagte Ssamarin schon vor 28 Jahren! Seitdem sind die Nothschreie stets beständig, crescendo erschallt! Und die lawinenartig anschwellenden Steuerrückstände werden als Finanzerrungenschaften in leichtgläubige Augen verstäubt!



die Wilnaer und Warschauer Vorgänge, welche eine Revolte anzukündigen scheinen, habe die Regierung sich einschüchtern lassen. Die Petersburger Regierung habe einmal zu Concessionen, ein anderes Mal zur Strenge ihre Zuflucht genommen, jedoch aus Mangel an Consequenz von keinem der beiden Systeme einen Nutzen gezogen (857).

Wenn Ssamarin länger gelebt hätte, so würde er in die Lage gekommen sein, seinem Zeit- und Zukunftsbilde noch eine weitere düstere Farbe hinzuzufügen. Er hätte Gelegenheit gehabt zu erkennen, welche Bewandtniß es hat mit seiner „Annäherung“ zwischen dem Volke und dem Herrscher, welcher, um Attentaten zu entgehen, sich gänzlich isoliren muß. Aber kein auch noch so langes Leben hätte genügt, um Ssamarins, russisch beschränkten, kritischen Blick für die allerwichtigste Wahrnehmung zu öffnen: daß nämlich ein Volk, welchem der Born der Sittlichkeit versiegt ist, ach, mehr als das: welchem dieser Quell vergiftet worden ist, kein Heil zu erwarten hat, es sei denn, daß es seine kirchliche Versumpfung erkennend, sich den ewig frischen Gewässern zuwende. So lange die russische Kirche, zu einer polizeilichen und politischen Hilfs-Instanz herabgewürdigt, unfähig bleibt, das Volk zur Sittlichkeit zu erziehen, so lange sie in ihren Seminarien, als eminenteste Produktion, Nihilisten züchtet, so lange —

Wenn somit unser Verfasser keineswegs unbekannt geblieben ist mit den wirklichen „Verdiensten“ Miljutins und seiner Genossen um die Emancipations- und Agrarreform, so ist es doch mindestens höchst auffallend, daß jemand, der sich für einen Westeuropäer ausgibt und sich Anatole Leroy-Beaulieu nennt, daß der abgesagte Feind des autokratisch-bureaukratischen Nivellirens aller socialen Unebenheiten (aspérités) nicht ein einziges Wort der Rüge hat für die maßgebenden Personen, welche im Mittelpunkte seiner Darstellung stehen; daß er im Gegentheil nur rühmende Epitheta an sie zu verschwenden hat: Miljutin ist ihm eine der erhabensten und am meisten charakteristischen Figuren des zeit-

genössischen Rußlands (41, S. 556); ein Mann, dessen Namen unauflöslich verbunden bleiben wird mit den edelsten Reformen Rußlands; er war einer der glühendsten Anfacher des Geistes der Gerechtigkeit (!); er besaß den Geist der Initiative und einen gestählten Charakter; er war unbeugsam; er war der Richelieu seines Lanskoi-Louis XIII., aber ein diskreter und bescheidener Richelieu; er übertraf Alle durch Ueberzeugungstreue und Entschlossenheit, durch Klarheit der Einsicht, durch Entschiedenheit des Charakters und durch politischen Takt; er hatte ein Gefühl dafür, was im gegebenen Augenblicke möglich und praktisch sei; dazu besaß er jenes persönliche Uebergewicht, jene natürliche Autorität, welche man mehr empfinden, als beschreiben und erklären kann. Er wußte Anderen seine Ueberzeugung einzuflößen. Er hatte das Bewußtsein seiner Ueberlegenheit, aber als wahrhaft großer Mann war er unfähig der Eifersucht und jeder kleinlichen Empfindung; er verstand es, die Herzen in Hingebung um sich zu schaaren, nicht minder die Geister und die Ideen — kurz er besaß alle Eigenschaften, welche zum Parteichef machen, und verband damit die Vorzüge, durch welche die Liebe der Genossen und die Achtung der Gegner[1]) erworben wird (41, S. 560—583). — Hinsichtlich Ssamarins drückt sich unser Verfasser mit auffallender Mäßigung aus: dieser slavophile Schriftsteller sei sicherlich (assurément) in Europa einer der glänzendsten Publicisten der Gegenwart gewesen (579); mit Mäßigung, sagen wir: — denn es hätte ja nicht mehr gekostet, zu sagen: der glänzendste und tiefsinnigste Schriftsteller der Welt und aller Zeiten. Alle diese Lobeserhebungen verblassen aber, wenn man sie vergleicht mit den Lobhudeleien, welche Miljutin und seinen Genossen im Hinblicke auf die „Organisation" Polens gespendet werden.

1) An einer anderen Stelle heißt es freilich, daß Niemand soviel Wuth auf sich entfesselt hat, als Miljutin (41, 556).



Der Schilderung dieser Thätigkeit sind folgende Artikel gewidmet: vom 1. November 1880, Bd. 42, S. 147 ff., vom 15. November 1880, Bd. 42, S. 523 ff. und vom 15. Februar 1881, Bd. 43, S. 885 ff. — Hier muß das Erstaunen ob des Verfassers Fähigkeit, gleichzeitig oder abwechselnd aus dem-selben Munde kalt und warm und kaltwarm zu blasen, den Höhepunkt erreichen. Mit nicht geringem Geschicke wird dargestellt, wie Miljutin mit seinen bisherigen Antecedentien brechen und wie er bewußter Weise der Gewißheit entgegen-gehen mußte, für einen Abtrünnigen des „liberalen“ Lagers gehalten zu werden, um sich zur Thätigkeit eines Henkers an einem Volksthume hergeben zu können; wie er in bewußter Weise seine mörderischen Principien formulirt hat — und im unmittelbaren Zusammenhange damit wird die „edle Sprache“ (le noble langage) des „Helden“ der Darstellung gepriesen. Mit nicht minder großem Geschicke wird nach-gewiesen, daß Miljutin der wahre Repräsentant der hervor-ragendsten politischen Eigenschaften seines Volkes gewesen ist: wie bei ihm Hand in Hand gingen schmählichster Knechts-sinn, brutalste Willkür und sträflichster Leichtsinn, welcher unbekümmert um unausbleibliche weitere Folgen nur Resultate des Augenblicks anstrebt. Es wird gezeigt, wie die Aktion Miljutins zum Theil das Gegentheil des Gewollten hervor-gebracht hat, wie sie aber anderntheils, wo sie ihr Ziel erreichte, in aller fluchwürdigster Weise gewirkt hat; und nebenher wird unverfroren behauptet: Miljutin und seine Genossen seien frei gewesen von allen Fehlern, welche den Slaven vorgeworfen zu werden pflegen; Miljutin sei aus-gezeichnet gewesen durch die „höchsten politischen Eigenschaften und Vorzüge“ (**les plus hautes qualités politiques**) u. s. w. — und diese Lobsprüche werden mit dem Ausdrucke so unverkennbarer Ueberzeugungstreue, so sehr „im Brusttone“ vorgetragen, daß keinenfalls an Ironie gedacht werden kann, daß man vielmehr vor einem Räthsel steht, für welches schwerlich die Psychologie einen Aufschluß zu geben vermöchte,

wozu offenbar der Schlüssel in irgend einem nicht eben gewissenhaften litterärischen Mummenschanze zu suchen ist.

Die Darstellung knüpft an das tragische Ende des Warschauer Militärgouverneurs General Gerstenzweig an, welcher sich zufolge eines zwischen ihm und dem Statthalter Grafen Lambert ausgebrochenen Conflikts erschossen habe, d. h. gelegentlich der militärischen Besetzung der Warschauer Kathedrale und der brutalen Einkerkerung zahlreicher Polen, welche vor den Altären ergriffen und aus dem Gotteshause in's Gefängniß geschleift worden seien (149). Es wird sodann aus dem Munde Miljutins und Ssamarins eine Thatsache erhärtet, welche in Europa nicht unbekannt geblieben ist, welche aber vom officiellen Rußland nimmer zugegeben werden wird: daß nämlich der polnische Aufstand des Anfangs der sechziger Jahre recht eigentlich von der russischen Regierung selbst hervorgerufen worden ist durch ihr schwankendes Auftreten, durch das Abwechseln von zu Concessionen geneigtem Entgegenkommen mit unmotivirter Härte und Unzugänglichkeit, wodurch in den Gemüthern der Polen nothwendig ein Zustand äußerster Erregtheit herbeigeführt werden mußte. Und zwar ist es interessant, zu beobachten, wie gerade Miljutin, welcher alsbald zum Rüstzeug der russischen Regierung gegen Polen ausersehen werden sollte, und wie ebenso sein Gesinnungsgenosse Ssamarin in Rußlands Verhalten Polen gegenüber nicht sowohl eine isolirte Thatsache erblicken, als vielmehr eines der Symptome der allgemeinen Ziel- und Rathlosigkeit der russischen Regierungskreise.[1])

---

1) Wie sehr diese Rathlosigkeit geeignet gewesen ist, in jenen Kreisen Kleinmuth und Hoffnungslosigkeit zu erzeugen, ist aus den Memoiren Murawjew's zu ersehen. In denselben, unter dem Titel: „Der Diktator von Wilna, Memoiren des Grafen M. N. Murawjew“, Leipzig 1883 erschienen, heißt es S. 11: „Beim Eintritt in das Kabinet fand ich den Kaiser sehr erregt. Er erzählte mir von der Lage in Lithauen und Polen, von allen seinen Befürchtungen, ob es noch möglich sei, Lithauen

Zu Ende des Jahres 1861, berichtet Verfasser, zeichnete Miljutin von Rom aus „ein lebendiges und ergreifendes Bild“ der inneren Lage Rußlands, „ein Bild, welches nach Verlauf von fast zwanzig Jahren noch immer bewundernswerth ist durch seinen gesunden Sinn, seine Wahrheit und Voraussicht“ (prévoyance). „Er hat dort mit Zügen, welche gar zu andauernd Aehnlichkeit bewahren, darauf hingewiesen, was dieser, in nationaler Hinsicht so kräftigen (!?) Regierung abgeht, nämlich: sittliche Kraft (force morale)“ (151). Am 11./23. Dezember 1861 schreibt Miljutin von Rom aus dem General *** (vermuthlich seinem Bruder, dem Kriegsminister): „Die Velleitäten revolutionärer Agitation wären einfach lächerlich, wenn sie nicht ein Anzeichen dafür wären, welch' tiefe Verachtung die Gesellschaft der moralischen Kraft der Regierung widmet. Meines Erachtens sind es zwei charakteristische Züge, welche unsere russische Opposition, von der anscheinend die ganze Gesellschaft ergriffen worden ist, auszeichnen. Erstlich kommt sie nicht anders als in der Form extremer Meinungen zu Tage: in Analogie mit dem Westen könnte man gewissermaßen die Ausdrücke: ‚äußerste Linke und äußerste

---

zu halten“. Und S. 17: „Vor meiner Abreise stellte ich mich auch der Kaiserin vor, welche wegen der Lage in Polen und dem westlichen Gebiet in großer Aufregung war. Sie dankte mir wegen meiner Entschlossenheit und Opferwilligkeit, sprach sich über die schwierige Situation aus, und äußerte u. A.: ‚Wenn wir nur Lithauen für uns halten könnten‘ — vom Königreich Polen war auch nicht einmal mehr die Rede. So dachten damals selbst die Glieder des Kaiserhauses!“ Das ist um so bezeichnender gegenüber dem gewichtigen Zeugnisse eines der Beamten Murawjew's, welcher — irren wir nicht, im Bande XL der „Rußkaia Starika“: „Wilna'sche Erinnerungen 1863—1865“ — constatirt, daß bei Ankunft Murawjew's in Wilna der lithauische Aufstand faktisch ganz vollständig niedergeworfen war, so daß das darauffolgende Wüthen des Diktators nur als ein System gegenstandsloser Grausamkeiten, als ein Symptomen-Complex von Despoten-Wahnsinn hat gelten können.

Rechte‘ gebrauchen. Sodann: die liberalen Tendenzen haben noch keine bestimmten Formen angenommen: alles das ist confus, schwankend, unbestimmt und voll von Widersprüchen. Eine solche Opposition ist in positivem Sinne ohnmächtig; aber es kann daran nicht gezweifelt werden, daß sie in negativem Sinne sich als eine wirkliche Kraft zu erweisen vermag. Um solche Gefahr abzuwenden, wäre es unerläßlich, eine öffentliche Meinung zu bilden, oder gewissermaßen eine Mittelpartei (was man in parlamentarischer Sprache ‚Centrum‘ nennt); so was gibt es bei uns nicht, aber die Elemente dazu würden sich sicherlich finden lassen. Die Regierung allein vermag das hervorzubringen, und für sie selbst würde darin die beste Garantie liegen“ (152). — Verfasser hätte sich damit begnügen können, durch dieses Citat den „gesunden Sinn“ und die „Voraussicht“ seines „Staatsmannes“ in ein helles Licht zu stellen; was will man noch mehr, als eine Regierung, welche aus formlosen, widerspruchvollen, schwankenden und confusen liberalen Tendenzen eine gemäßigte öffentliche Meinung, ein „Centrum“ fabricirt?! Dieser staatsmännische „Held“ dürfte sich wohl zur Devise wählen: Sat est, in magnis voluisse. Dem entsprechend hat auch unser Held ein Selbstbewußtsein ersten Ranges: Rollen secundärer Bedeutung sei er nicht gesonnen zu übernehmen; um die Stellung eines Ministers werde er sich nicht bemühen; es könne ja nicht ausbleiben, daß man sich um ihn bemühen werde. „Meines Erachtens“, sagt Miljutin in demselben Briefe, „ist die Thätigkeit eines Ministers nur bei vollem Vertrauen des Kaisers auszuüben. Man kann lediglich es annehmen, Minister zu sein, aber man sollte in keiner Weise darum nachsuchen. Das ist mein vollständiges und aufrichtiges Bekenntniß“. — Der referirende Verfasser geräth in Entzücken und sagt: es wäre beim Lesen dieser Zeilen schwer, mit ihrer stolzen Sprache nicht zu sympathisiren. Wir unsererseits meinen, daß man sich allenfalls bestechen lassen und an stolze Gesinnung glauben könnte, wenn man nicht

zugleich wüßte, wie gänzlich ohne „Stolz", wie knechtisch Miljutin sich unmittelbar darauf erwiesen hat, als ihm mitgetheilt wurde, daß er auf Betreiben des Großfürsten Constantin vom Kaiser mit der Civilverwaltung Polens betraut werden würde.

Verfasser berichtet, offenbar auf Grund vorliegender Correspondenzen: kein Antrag habe Nikolas Miljutin in so betrübender Weise überraschen können; er sei weder durch seine Erziehung, noch durch seine vorangegangenen Arbeiten zu einer solchen Aufgabe vorbereitet gewesen; er habe gegenüber den Russen auf seinen Ruf eines Liberalen nicht weniger Werth gelegt, als auf denjenigen eines Patrioten, und mit Schrecken habe er an eine amtliche Thätigkeit gedacht, welche, indem sie ihn zu Maßregeln der Strenge nöthigte,[1]) ihn seines Rufes des Liberalismus entkleiden mußte. Nikolas Alexejewitsch habe, behauptet Verfasser, sich gar nicht berufen gefühlt, unter denen mitzuzählen, welche von der europäischen Presse die Henker Polens genannt wurden. Nun, wenn es wirklich wahr gewesen wäre, daß Miljutin aufrichtig von solcher Selbsterkenntniß und solcher Gesinnung erfüllt war, dann hätte ein etwa gleichzeitig besessener männlicher „Stolz" nothwendig dazu führen müssen, daß er die Uebernahme jener amtlichen Thätigkeit mit Entschiedenheit ausschlug und von sich wies. Da nun aber, trotz jener Gesinnungsäußerungen, Miljutin letzteres keineswegs that, so hätte der Verfasser sich vor die Alternative gestellt sehen müssen: entweder anzunehmen, daß jene Gesinnungen erheuchelte gewesen sind, wie sie es offenbar waren; denn unter der Maske des Liberalismus hat er nur dem wild-fanatischen, hassenden Nivellirungsfanatismus nachgegeben, welchem aufs Neue freien Lauf zu gönnen sich jetzt die beste Gelegenheit darbot — oder aber anzunehmen, daß Miljutin von männlichem

1) Gar freundlicher Euphemismus ist es, Miljutins polnischen Willküracten nur „Strenge" (rigueur) nachzusagen!

Stolze nicht die leiseste Spur besaß, daß er vielmehr in schimpflichem Knechtssinn sofort bereit war, alles, womit er sich bisher gebrüstet hatte, ja was den Inhalt seiner theuersten Ueberzeugungen ausmachte, über Bord zu werfen, auf's Winken des Gewaltigen sofort die ekelhafte, scheußliche Mission mit Enthusiasmus zu übernehmen und mit dem Hochgefühle, nunmehr selbst mit der Macht zur Willkür bekleidet zu werden und ungestraft nach jeder Laune Menschenrechte mit Füßen treten zu dürfen. Keine dieser strikten Alternativen hat dem Verfasser vorgeschwebt: er hat ein nicht zu erwartendes Drittes aufgefunden: er hält die Behauptung, Miljutin sei eine stolze, edle Natur gewesen, aufrecht und drapirt sich mit der kühlen, tiefsinnigen philosophischen Betrachtung, welche seinen „Helden" aus den Augen setzt und alle Schuld dem autokratischen Regierungssysteme aufbürdet: „Sonderbar, ruft er aus, sonderbar sind die Geschicke des Beamten eines autokratischen Regimentes! Von heute auf morgen müssen sie ohne Rücksicht auf ihre Neigungen, noch auf ihre Kenntnisse und Fähigkeiten von einem Amte und von einer Laufbahn zu einer andern übergehen; sie müssen, je nach den Umständen, liberal oder revolutionär sein, Erdrückung ausüben (faire de la compression) oder Revolutionen machen, ohne auch nur das Recht zu haben, ihre eigene Gesinnung zu Rathe zu ziehen, lediglich auf Befehl und aus Gehorsam, ja bis zu einem gewissen Grade sogar im Pflichtgefühle eines treuen Unterthans, und das auf Gefahr ihres Rufes (au prix de leur réputation) und bei Strafe, im Weigerungsfalle für indifferent oder für aufsässig gehalten zu werden" (160). Es wäre eine nicht uninteressante akademische Preisfrage: ob die Autokratie den Knechtssinn hervorruft oder aber ob der Knechtssinn die Autokratie unvermeidlich macht.

Indessen ist der Kelch an Miljutin vorübergegangen, wie Verfasser es schönfärbend darstellt (166), obschon Miljutin, zum Schlürfen desselben, sich eiligst von Rom nach Peters-

burg begeben hatte. Inzwischen hatte der Großfürst Constantin sich zum polnischen Statthalter ernennen lassen, um, wie man meinte, als solcher zum constitutionellen König von Polen aufsteigen zu können. Daß unter solchen Umständen, nach solcher Enttäuschung Miljutin von Mißmuth beschlichen wird, daß ihm die Petersburger Atmosphäre jetzt nicht erhebend, sondern niederdrückend erscheint, ist wohl begreiflich. Unterm 20. Mai/1. Juni 1862 schreibt er von dort seiner Frau: „Im Allgemeinen hat sich hier wenig geändert, weder hinsichtlich der Personen noch hinsichtlich der Reden, die sie führen. Dieselben Geschichten, dieselben Diskussionen, dieselben Kritiken, dieselben Befürchtungen; das Alles aber hat noch mehr einen verschwommenen und fieberhaften Charakter angenommen. Alle haben das Aussehen, als erwarteten, als befürchteten sie irgend etwas, und sie reden und reden ohne Unterlaß“. Die Kälte sei scheußlich, kaum hätte es zu grünen begonnen: „Diese armen schwindsüchtigen Bäume kann man nicht ohne Mitleid ansehen, sie zittern, als hätten sie das Fieber. Und wenn doch hier nur das Klima scheußlich wäre.[1]) Aber die Leere, die Aermlichkeit, der Schmutz, das Fehlen jedes Comforts!“ (167)

Uebrigens hat Miljutin seine, in der Hauptsache vorläufig vergebliche Anwesenheit in Petersburg nicht ungenutzt verstreichen lassen: er arbeitete die Landschaftsinstitutionen (Semstwo-Statuten), deren Grundzüge er schon früher entworfen hatte, vollends aus. Das ist eine der vielen Segnungen,

1) Es frägt sich, ob Miljutin die Priorität dieser Bemerkung zukommt; viele Jahre vorher hat in Petersburg folgende Anekdote cursirt: Während ein entsetzlicher Schneesturm durch die Straßen tobt, unterhält sich Baron C. v. U.-St. in einer Fensternische mit einem Großwürdenträger, dem Grafen *,*. Dieser bemerkt hinausschauend: le clima de Pétersbourg, il faut l'avouer, il est affreux — und erhält zur Antwort: je demande pardon, monsieur le comte, le clima, je trouve que c'est encore ce qu'il y a de mieux à Pétersbourg.

welche Rußland aus der Hand Miljutin's empfangen hat! Verfasser hebt es lobend hervor, daß dieses Statut namentlich sein breites Wahlsystem und seine breiten Befugnisse Miljutin zu verdanken hat. Und doch hatte es sich Anfang der 80er Jahre bereits genugsam erwiesen, und dem angeblichen Verfasser war es nicht unbekannt geblieben, daß jenes Statut gerade in den erwähnten Hinsichten ein unheilvolles Monstrum sei, ganz unfähig zu heilsamem, aber sehr fähig zu schädlichem Wirken. Eine große Classe der Semstwo-Mitglieder steuerte nur mit einem normirten Procentsatze von den staatlichen Patentsteuern zu den Einnahmen der Semstwo bei und konnte um so unbesorgter den Schwindel der maßlosen Selbstbesteuerung für ganz heterogene Zwecke (als „freiwillige Kreuzerflotte" u. s. w.) begünstigen, ein Schwindel, welcher recht eigentlich durch die unsinnige „Breite der Befugnisse" provocirt worden ist, während er, namentlich im Angesichte des extravaganten Enthusiasmus des russischen Genius, durch weise Beschränkung der Befugnisse auf das lokale Wirkungsgebiet hätte hintangehalten werden sollen. Andererseits aber waren die von Miljutin „staatsmännisch" ausgeklügelten „Befugnisse" durch ihre Enge bereits zur Zeit, da Verfasser schrieb, absolut lähmend geworden. Einestheils stand den Semstwo's die wüsteste breite Befugniß zu, alles Erdenkbare, namentlich Selbstbesteuerung, zu dekretiren, anderntheils aber nicht die mindeste Befugniß, auf polizeilichem Wege den Dekreten Vollzug zu verschaffen, die Steuern einzutreiben u. s. w. Zudem war den Gouverneuren die Gewalt eingeräumt, in weitestem Maße die Beschlüsse der Semstwo's zu annulliren, wovon mit der bekannten Beamtenwillkür der ausgedehnteste Gebrauch gemacht wurde. Kurz, die Vaterschaft Miljutin's bezieht sich hier auf ein nicht etwa todtgeborenes, sondern auf ein todtgezeugtes Kind.

Nichtsdestoweniger hat der Verfasser, wider das bessere Wissen aller Welt, den eigenthümlichen Muth, noch zu Ende des Jahres 1880 die Schöpfung der Semstwo's Miljutin

zum Verdienste anzurechnen. „Er hatte“, sagt Verfasser, „an diesen bescheidenen, auf das Wahlprincip aufgebauten Provinzialinstitutionen umsomehr Interesse, als nach seiner Absicht diese Regionalversammlungen das Land an das self-government gewöhnen sollten, und als er, sowie viele seiner Freunde, darin, wenn auch nicht für die Gegenwart, so doch für eine noch unbestimmbare Zukunft, den Keim einer repräsentativen Regierung und constitutionellen Verfassung gesehen zu haben scheint, wie aus einigen Stellen seiner Briefe hervorgeht“ (167). In Wirklichkeit hat sich alles Interesse der Gesellschaft von den Semstwo's zurückgezogen; nur die Regierung widmete ihnen noch insofern einige Aufmerksamkeit, als sie die Landschaften gänzlich zu Scheinexistenzen herabzudrücken oder sie vollends aus der Welt zu schaffen bemüht war.

Verfasser referirt nun, wie Miljutin, nach Paris zurückgekehrt, im Hinblicke auf die Lage Rußlands und Polens, in den unerklärlichsten Widersprüchen sich ergeht, ohne daß Verfasser es überhaupt zu bemerken scheint, daß sein staatsmännischer Held entweder ein leerer Schwätzer ist, oder daß er hinter liberalen Phrasen seine gewaltthätigen Absichten zu verbergen sucht. Miljutin habe ganz richtig erkannt, sagt Verfasser, daß Europa's Abneigung gegen Rußland im Grunde gegen dessen autokratisches Regiment gerichtet war. So erkläre es sich, daß Europa fast ebenso mißtrauisch gegen die Russen sei, wenn sie als Befreier der Südslaven auftreten, als wie wenn sie als Unterdrücker Polens erscheinen. Miljutin habe die Gründe dieser unbestimmten, aber hartnäckigen Abneigung sehr wohl erkannt, und meine, daß sie nicht eher schwinden werde, als wenn an den Ufern der Newa eine neue und definitiv liberale Aera Platz gegriffen haben werde (175). In diesem Sinne schreibt Miljutin unterm 23. April 1863 aus Paris an den General *** (an seinen Bruder?): „Die öffentliche Meinung Europa's ist uns feindlich, das ist eine Thatsache. Es sind das unbestimmte und confuse Antipathien, aber sie sind, das muß man zugeben, alle gegen den Absolutismus

gerichtet. Je länger ich hier lebe, umsomehr wird es mir zur Gewißheit". Es bedürfte, heißt es weiter, vieler anhaltender Anstrengungen, um diese Vorurtheile (sic!) auszurotten; deren würden auch gemacht, aber Europa blieben sie unbekannt, „und das was bei uns geschieht, wir verstehen es nicht, es in für das Ausland verständliche Formen zu kleiden," so die zur Unzeit erlassene Amnestie, so die Abschaffung der Leibesstrafe, welche sich wie ein „Weltgericht bei geschlossenen Thüren" ausnimmt, u. s. w. „Wie dem auch sei, das wirksamste Beruhigungsmittel wäre heute eine energische militärische Aktion in Polen und Litthauen" (176). Hier lüftet der staatsmännische Held die liberale Maske! „Begreift man es denn gar nicht, heißt es weiter in demselben Briefe, daß diese halben Anspielungen, diese halben Versprechungen, ohne positive Thaten, früher oder später zu einem Zusammenstoße führen müssen und daß es für Rußland gar kein größeres Unglück geben würde, als wenn man die Initiative aus den Händen der Regierung fahren ließe" (177). Hier hat sich der „Liberale" bereits als Bureaukrat vom reinsten Wasser entpuppt. In der That, was hätte noch der grüne Tisch zu bedeuten, wo bliebe seine Allgewalt, wenn ihm die Initiative entschlüpfte! Verfasser setzt erläuternd hinzu: was Miljutin von Rußland verlangt habe, das sei gegenüber Europa und gegenüber Polen eine feste und gerade Richtschnur gewesen, wovon keinerlei Erwägungen es abweichen machen sollten. Was aber unter dieser „festen und geraden Richtschnur" zu verstehen sei, erklärt Verfasser, indem er ganz naiv hinzufügt: Miljutin habe wohl nicht geahnt, daß er sofort nach seiner Rückkehr nach Petersburg berufen sein werde, das in jenem Briefe bereits in Paris entworfene Programm in Ausführung zu bringen. Es ist also klar: gleichzeitig mit obigen liberalen Anwandlungen beschäftigte Miljutin sich mit dem nichts weniger als liberalen Plane zu der von ihm später ins Werk gesetzten „Organisation Polens".

## XLII.

## Die angeblich „von Rom ausgegangene welsche Lügenschrift“ über Luthers Tod vom Jahre 1545.

Dieses Pamphlet hat schon ungebührlich viel von sich reden gemacht. Regelmäßig spielte es eine Rolle bei den verschiedenen Luther-Jubiläen. Noch aus Anlaß des letzten Jubiläums vom 10. November 1883 ist es von protestantischer Seite wieder hervorgesucht worden und seitdem ist noch mehrfach von ihm die Rede gewesen. Man glaubt damit der „römischen Geschichtsmacherei“ einen schweren Schlag zu versetzen, und selbst unter Katholiken mag es noch Einzelne geben, welche glauben, daß das Falsifikat wirklich von Rom ausgegangen sei. Es dürfte sich daher der Mühe lohnen, zu untersuchen, welcher Herkunft dasselbe gewesen sei.

Es handelt sich um einen angeblichen Bericht, den der französische Gesandte zu Rom seinem Souverain über den vermeintlichen Tod Luthers nach Paris im Jahre 1545 geschickt haben sollte.

Luther will eine Copie des Aktenstücks in italienischer Sprache gedruckt vom Landgraf Philipp von Hessen erhalten haben, welch letzterer in seinem Begleitschreiben wieder sagt, daß ihm der „Truck“ von einem „ehrlichen Mann aus Augsburg“ zugegangen sei. Den Kurfürsten von Sachsen ersuchte Philipp, die Sendung an Luther zu übermitteln, auch legte er für den Kurfürsten das „Schreiben“ seines Augsburger „ehrlichen Mannes“ bei, worin behauptet wird,

daß das Libell „in Neapel und andern italienischen Orten" gedruckt worden sei.

Der Wortlaut des (vom 12. März 1545 datirten) Schreibens Philipps an Luther findet sich bei Rommel, Philipp von Hessen, III. 108. Hier ist er:

„Philips, von Gots gnaden u. s. w. Unsern gnedigen gruß zuvor, Ehrwürdiger vnd hochgelerter lieber andechtiger vnd getrewer. Was von euch vor schandlügen in Italien umbgezogen vnd außgeben worden, das findet Ir mit beiliegendem Truck zu sehen, wilcher truck uns von einem ehrlichen man aus Augspurg ist zugeschickt, unnd ob wir woll denken, das Jr leut bei euch habt, so das Italienisch genugsam wissen zu transferiren, So thun wir euch davon ein teutsch translation, wie uns das einer unser Diner am Hove, so Italienisch zimlich verstehet, interpretiret hat, zuschicken, gnediglich begerennd, Jr wollet nach verlesung und abschreibung uns den Truck wider übersenden. Des thun wir uns verlassen, unnd woltens euch darumb nit pergen, auf das Jhr sehet, wie man das verdechtige parteisch Concilium mit Lügen ansehet, Hoffen, es soll euer lang leben seyn. Seind euch damit gnediglich geneigt. datum u. s. w."

Luther antwortete noch an demselben Tage, an welchem er die Sendung erhalten hatte (21. März), er wolle „das Welsch und Deutsch sämmtlich lassen drucken, denn es sonst keiner Antwort wert. Will allein zeigen, daß ich's gelesen hab".

In Folge dessen gab er ein zweispaltiges Flugblatt heraus, auf dessen erster Spalte der italienische, auf der zweiten der deutsche Text sich fand. Die italienische Ueberschrift lautete: „Copia de una litera delo imbasciatore del re christianissimo de uno stupendo miraculo visto in la infelicissima morte de Martino Lutero." (Fortsetzung in italienischer Sprache.) Auf der zweiten Spalte stand Folgendes:

„Copey eines Brieffs des allerchristlichsten Königs gesandten von einem erschrecklichen wunderzeychen, welchs geschehen ist in dem schendlichen todt Martini Luthers.

Erschrecklich und unerhört wunderzeychen, welches der gebenedeyet Got hat erzeyget in dem schendlichen todt des Martini Luthers, verdampt mit Seel und Leyb, wie man in einem Capittel des Brieffs des allerchristlichsten Königs gesandten klerlich begreiffen kan zu ehre und preyß Jhesu Christi und zu besserung und trost der frummen.

Copey des Capittels.

Martin Luther, als er kranck war, begert er das heylig Sacrament des Leybs unsers Herren Jhesu Christi, welchs als er empfangen hat, ist er als bald gestorben. Und in seiner krankheyt, als er sahe, das sie gar hefftig war und gäntzlich sich zum tod neyget, hat er gebeten, das sein leib auff einen Altar solt gesetz und angebetet werden als ein Got. Aber die Götliche güte und fürsichtigkeyt, als sie hat wöllen einem so großen jrthumb ein end machen und ein ewig stilschweygen, hat sie nit abgeschlagen, solche wunderzeychen zu eröffnen, welche seer von nöten waren, auf das das Volck abstünde von solchem großen jrthumb, zerstörung und verderbnuß, welche obgenanter Luther in dieser Welt hat angericht. Darumb als bald sein leib ins begrebnuß ist geleget worden, ist als bald ein erschrecklich rumor und gethumel gehört worden, als fiele Teuffel und Hell in einander, durch welche alle die jhenigen, so gegenwertig waren, kamen in ein groß schrecken, entsetzen und forcht. Und als sie die Augen gen hymel huben, sahen sie die aller heyligste Hostia unsers Herrn Jesu Christi, welche ein solch unwirdig Man, also unwirdig hat dürffen empfahen. Ich sage auch, das alle die, die dabey sind gewest, scheinbarlich gesehen haben die aller heyligste Hostia in der lufft hangen. Derhalben mit grosser andacht, und ehrerbietung haben sie die aller heyligste Hostia mit grosser ehre und andacht zu den heyligthumen ehrlich gethan. Do das geschehen ist, hat man den selbigen tag nit mehr ein solch gethümel und hellisch rumpeln gehört. Aber die folgend nacht an dem selbigen ort, da der Leib Martini Luthers war begraben, hat yederman gemeinklich gehört ein grösser ungestüm dann das erste. Darumb auch das volck auffgestanden und kam in ein grosse forcht und entsetzung. Derhalben als es tag ward, giengen sie hin, auffzuthun das grab, da der gotlose Leib des Martini Luthers

hingelegt ward, welchs grab, als es auff ward gethan, sahe man klerlich, das da weder Leib oder Fleysch noch Bein noch einige kleider waren. Aber es war vol solchs geschweblichen gestancks, das es alle, die da umbher stunden, kranck machte. Darburch vil jr leben haben gebessert zu dem heiligen Christlichen Glauben, zu ehre, lob und preyß Jhesu Christi und befestigung und bekrefftigung seiner heyligen Christlichen Kirchen, die da ist ein pfeyler der warheit."

So der deutsche Text neben dem entsprechenden italienischen. Beide Spalten führten in großem Druck die gemeinsame Aufschrift:

„Ein wellische Lügenschrift
von Doctoris Martini Luthers Todt
zu Rom außgangen".

Als Nachschrift fügte Luther Folgendes bei: „Und ich, Martinus Luther D., bekenne und zeuge mit dieser Schrifft, das ich solchs zornig gedichte von meinem Tode empfangen habe am xxj. Martij und fast gerne und frölich gelesen, außgenummen die Gotteslesterung, da solche lügen der hohen Götlichen Majestet wirdt zugeschriben. Sunst thut mirs sanfft auf der rechten kniechseyben und an der linken Fersen, das mir der Teuffel und seine schuppen, Bapst und Papisten, so hertzlich feindt sind. Got bekere sie vom Teuffel. Ists aber beschlossen, das mein gebät für die Sünde zum Todt vergeblich ist, Wohlan, so geb Got, das sie jre maß vol machen und nicht anders dann solche Büchlein zu jrem trost und freuden schreyben. Laß ymmer hynfaren, sie faren recht. Sic voluerunt. Ich wil die weyl zu sehen, wie sie wöllen selig werden, oder wie sie büssen und widerruffen mügen alle jre lügen und Gotteslesterunge, damit sie die Welt füllen "

In dieser Form ließ Luther das Flugblatt in zahlreichen Exemplaren verbreiten, und nach seinem Tode haben bekanntlich seine Jünger dasselbe den gesammelten Werken des Meisters einverleibt.

Fragen wir nun nach der Echtheit des Aktenstückes,

so muß dieselbe zunächst aus gewichtigen inneren Gründen bezweifelt werden.

Schon die Ueberschrift: „Erschrecklich und unerhört wunderzeychen, welches der gebenedeyet Got hat erzeyget in dem schendlichen todt des Martini Luthers, verdampt mit Seel und Leyb" rc. beweist, daß das Ganze einem agitatorischen und nicht einem diplomatischen Zwecke dienen sollte.

Dieser agitatorische Zweck war aber nur für Deutschland, nicht für Italien berechnet; denn obschon nach der Behauptung von Philipps „ehrlichen Mann" das Schriftstück an verschiedenen Orten Italiens nicht nur verbreitet, sondern selbst „gedruckt" sein sollte, ist dasselbe — wie auch Professor Kawerau (Luthers Lebensende, S. 10) nicht zu bestreiten vermag — nirgends mehr in Italien aufzufinden, während von den in Deutschland verbreiteten Exemplaren heute noch zahlreiche Stücke vorhanden sind. Ferner ist es nicht glaubhaft, daß ein Gesandter jemals in einem officiellen Berichte seinem Souverain solch' albernes Zeug, wie es hier geschehen, hätte mittheilen können. Hätte er es dennoch fertig gebracht, so wäre er gewiß sofort wegen Geistesstörung seines Postens enthoben worden. Daß dies aber bei dem Gesandten, den Franz I. in Rom unterhielt, geschehen sei, ist nicht bekannt geworden. Speciell kommt hier noch der Umstand in Betracht, daß Franz I. ein Bundesgenosse der deutschen Protestanten war, daß also eine von seinem Gesandten gegen dieselben unternommene Agitation seine politischen Interessen verletzt hätte.

Wenn andererseits die Folge der Agitation zuletzt die sein mußte, daß die Katholiken davon mehr moralische Nachtheile ernteten, als die Protestanten — weshalb auch die katholische Urheberschaft an der ganzen Intrigue ausgeschlossen erscheint — so konnte wiederum dem französischen Könige nicht daran gelegen sein, das moralische Gewicht des Concils von Trient, wie es Philipp von Hessen wünschte,

geschwächt zu sehen, denn es lag ihm sehr an dem Zustandekommen des Concils (vergl. Pallavicini, Geschichte des Concils von Trient, III, 86, Vermeulen, Die Verlegung des Concils von Trient, 1890, S. 17), da er den Protestantismus resp. Calvinismus in seinem eigenen Lande bekämpfte.

Endlich muß man auch, wenn man die Echtheit des Aktenstückes annehmen will, von der Voraussetzung ausgehen, daß der in Italien verbreitete „Truck" die Uebersetzung von einem französischen Originale ist, da der französische Gesandte seinem Herrn selbstverständlich in französischer Sprache berichtet. Es muß somit erst die Verletzung eines Amtsgeheimnisses angenommen werden, wenn man an die Echtheit glauben will. Philipp selbst erwähnt nichts von dem amtlichen Charakter des Schriftstücks, sondern beruft sich nur auf den — unbekannten — „ehrlichen Mann aus Augsburg". Kurz: Schon aus inneren Gründen reiht sich eine Unwahrscheinlichkeit an die andere, welche den Glauben an die Authenticität des Flugblattes unmöglich macht.

Nun aber erst gar die äußern Gründe!

Wenn der fragliche Gesandtschaftsbericht wirklich an vielen Orten Italiens gedruckt und verbreitet und für ächt gehalten worden wäre, so hätte er durch das Aufsehen, welches er erregte, sicherlich bei irgend einem der contemporären Historiker Beachtung gefunden. Aber diese schweigen insgesammt darüber. Weder Baronius-Raynald noch Guicciardini (der Jüngere) weiß irgend etwas davon. In Frankreich schweigt de Thou (Thuanus), in Deutschland Cochläus, Surius, Ulenberg. Selbst Sleidan, der unterm Jahr 1545 sogar eine sehr detaillirte Beschreibung der (abscheulichen) Bilder gibt, welche Luther seiner Schandschrift: „Das Papstthum vom Teufel gestiftet" beiheften ließ, hatte sich die Gelegenheit entgehen lassen, den „Pontificiis" etwas in's Schuldbuch zu schreiben. Der Erste und zu seiner Zeit der Einzige, welcher mit der Sache in die Oeffentlichkeit tritt, ist — Luther. Dadurch wird es auch verständlich, wenn Seckendorf (Historia

Lutheranismi, III, 580) berichtet, die Katholiken der damaligen Zeit wären der Meinung gewesen, daß Luther selbst oder einer seiner Vertrauten der Verfasser des Libells gewesen sei. Seckendorf sagt wörtlich: „Fuerunt ex adversa parte, quos protervi figmenti puduit et ideo inventorem ejus ipsum Lutherum substituere voluerunt, vel aliquem ex suis, impudenter utique et vane. Extant enim Reg. H. fol. 630 n. 197 (im Archiv zu Weimar) litterae Landgravii ad Electorem Saxoniae d. 12. Mart. authenticae, in quibus ei relationem istam Italicam misit, significans, se eam ab Augustano quodam, cujus literas etiam adjunxit, accepisse, ex quibus percipitur, typis excusam schedam Neapoli et multis aliis locis fuisse“.

Für den ersten der obigen Sätze gibt Seckendorf keine Quelle an. Er macht einfach die „ex adversa parte“ zu Lügnern. Weil sie sich des „protervi figmenti“ „schämten“, deshalb („ideo“) „substituirten“ sie den Luther oder Einen der Seinigen zum Erfinder. Das setzt voraus, daß Luthers katholische Zeitgenossen in Deutschland das Libell für echt, d. h. als wirklich von ihren Glaubensbrüdern in Italien herstammend gehalten hätten.

Den Beweis hierfür bleibt eben Seckendorf schuldig. Immerhin sind wir ihm dankbar dafür, daß er uns die Thatsache mitgetheilt hat, daß katholischerseits damals als Verfasser Luther selbst „vel aliquis ex suis“ ausgegeben worden war. Das genügt uns. Die Ursachen zu dieser Thatsache können wir uns viel besser erklären, als es Seckendorf thut.

Die „Uebersetzung“, welche Luther dem italienischen Text beigegeben hatte, oder welche vielmehr der Landgraf Philipp eingesandt haben sollte, ist so gänzlich im Tone Lutherischer Diktion gehalten, die darin enthaltenen Bilder entsprechen so sehr den Phantastereien, die der „Reformator“ oft über Tisch oder in Flugschriften von sich gab, daß man sofort herausmerkt, wie man es hier gar nicht mit einer „Uebersetzung“,

sondern mit einem deutschen Original zu thun hat, dessen Verfasser in der That entweder Luther selbst oder Einer seiner Jünger gewesen sein mußte, der des Meisters Redeweise täuschend zu copiren verstanden hatte.

Der „Reformator" schrieb um dieselbe Zeit seine Schrift: „Das Papstthum vom Teufel gestiftet", von der Döllinger („Luther" S. 48) sagte, es sei ein Elaborat, dessen Entstehung sich „kaum anders als durch die Annahme erklären lasse, daß Luther dasselbe großentheils im Zustande der Erhitzung durch berauschende Getränke geschrieben" habe. Der Text — und schon die Ueberschrift — der „litera delo imbasciatore" ruft ganz denselben Eindruck hervor, falls man die Entstehung des Schriftstücks nicht aus Gründen, welche sich auf das Gebiet der Mystik beziehen, erklären will.

In neuerer Zeit hat Professor Kolde den Versuch gemacht, Luthers Autorschaft deshalb zu bestreiten, weil derselbe hierzu nicht genügende italienische Sprachkenntnisse erworben habe (Kolde, Luthers Selbstmord, III. Auflage S. 22).[1])

Hierbei wird übersehen, daß Luther schon im Jahre 1511 eine Romreise und zwar zu Fuß gemacht hatte, daß er hierbei auf der Reise nach wie von Rom je vier Wochen die größere Hälfte von Italien durchwanderte und daß er in Rom selbst mindestens einen Monat sich aufhielt, so daß er ein Vierteljahr hindurch im italienischen Sprachgebiet sich bewegte. Einen deutschen Bädeker konnte er hiebei nicht benutzen, so daß er

1) Auch Köstlin (Martin Luther, II. Auflage, Bd. 2 S. 614) reproducirt das Schriftstück, ohne seine Echtheit irgendwie in Zweifel zu ziehen. Ja er nennt es sogar „ein Hauptexempel der über Luther verbreiteten Lügen und Schmähungen". — Wie es scheint, mißt Köstlin auch dem 1533 nach Wittenberg gekommenen „Gerücht", daß Papst Clemens VII. habe den Kaiser Karl „vergiften" wollen, Glauben bei, wenigstens bestreitet er nicht die Glaubwürdigkeit dieses Gerüchtes durch irgend einen einschränkenden Zusatz! (loc. cit. Bd. 2 S. 291).

ohne sprachliche Vorstudien die Reise gar nicht antreten konnte, zumal er darauf vorbereitet sein mußte, daß er bei seinen Verhandlungen in Rom — er war bekanntlich im Auftrage seiner Ordensobern entsandt — die italienische und nicht lateinische Sprache, wenigstens theilweise, würde anzuwenden haben.

Ueberdies erzählt auch Pallavicini in der Einleitung zur Geschichte des Tridentinischen Concils (I. 274), daß, als der Nuntius Vergeri nach Deutschland kam, um u. A. auch die Protestanten für die Beschickung des Concils zu gewinnen, und er dabei auch in Wittenberg eine Unterredung mit Luther gehabt, dieser und Bugenhagen ihm damals als die Einzigen in Wittenberg bezeichnet wurden, welche ihm „in seiner Sprache“ Gesellschaft leisten könnten.[1])

Also die zur Anfertigung der „Copia“ erforderlichen Sprachkenntnisse besaß Luther — für das deutsche Publikum war ja hierzu kein classisches Italienisch erforderlich. Er hatte ferner auch den meisten Vortheil von der ganzen Agitation, es frägt sich nur noch, ob er zur Anfertigung des Falsifikats auch den nöthigen — Muth besaß. Diejenigen seiner katholischen Zeitgenossen, welche ihn für den Verfasser hielten, müssen ihm jedenfalls diesen Muth zugetraut haben, und wenn man das Treiben des „Reformators“ sorgfältiger beobachtet, wird man auch finden, daß er noch viel größere Bravourstücke fertig gebracht, als die Dichtung der „Copia“.

Es ist noch nicht erwiesen, ob Luther in dem Streite,

---

1) Die theologische Erudition Luthers konnte allerdings dem Nuntius nicht imponiren. Derselbe meinte, der Reformator habe in seinem Gespräche — das übrigens auch lateinisch geführt zu sein scheint — „sehr wenig Bildung, aber desto mehr Anmaßung bewiesen, so daß er bisweilen einem Besessenen zu gleichen geschienen habe“ (Pallavicini l. c. S. 274). — Dasselbe Urtheil gab der ermländische Bischof Dantiscus über ein mit Luther geführtes Gespräch ab (Hipler, Nikolaus Kopernikus und Martin Luther, S. 59).

den er 1520 mit Sylvester Prierias hatte, bona fide gehandelt; es ist nicht unwahrscheinlich, daß er hierbei bewußter Weise ein — von ihm selbst oder anderen angefertigtes — Falsifikat zum Ausgangspunkte des heftiger gewordenen Kampfes genommen, um einerseits den Papst als „Gott" hinzustellen und um andererseits den ersten Appell an die Waffengewalt zur „Ausrottung" des „römischen Sodoma" erlassen zu können. Aber wie dem auch sei — die Untersuchungen, welche Evers („Martin Luther", Bd. III) hierüber angestellt hat, sind noch nicht abgeschlossen — Luthers Kühnheit wurde bisweilen noch übertroffen durch seine Verschlagenheit und Intriguensucht, von welcher nur Diejenigen einen annähernden Begriff erlangen, welche den versteckten Wegen des „Reformators", soweit es das Quellenstudium zuläßt, nachzugehen sich die Mühe nicht verdrießen lassen. In einem an Spalatin gerichteten Briefe aus dem Jahre 1520[1]) gesteht er offen, daß er sogar in einer These, die er gegen Eck aufgestellt, absichtlich gegen seine Ueberzeugung sich ausgesprochen, lediglich zu dem Zwecke, um dadurch Eck „auf die hinterlistigste Weise eine Falle zu stellen". („Nunc insidiosissime ei posui laqueum, sed nunc invalidum, quia tibi revelatum".)

Jarcke bemerkt hierzu mit Recht („Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation", I S. 55): „Die Nutzanwendung, welche die historische Kritik von diesem wichtigen Geständnisse zu machen hat, ist die: daß allenthalben, wo Luther eine Versicherung gibt, aus dem Zusammenhange und den Umständen ermittelt werden muß, ob er diesesmal offen gesprochen oder „insidiosissime" den Gegnern eine Falle gestellt habe."

Wenden wir diesen Satz auf unsern Fall an, so deuten der Zusammenhang sowie die übrigen Umstände darauf hin, daß Luther selbst nicht glauben konnte, daß der französische

1) Epist. Luth. a Joh. Aurifabro coll. Jenae 1556 Tom. I, 168.

Gesandte in Rom das ihm zugeschriebene Scriptum verfaßt habe. Unter solchen Verhältnissen mußte aber bei dem Verbreiter des Falsifikates ein ebenso großer sittlicher Makel vorhanden sein, als beim Verfertiger desselben, d. h. schlimmer kann Luthers Charakter nicht belastet werden, wenn man ihn als Verfasser des Falsums hinstellt, als er schon belastet ist durch die Thatsache der Verbreitung, die auf seine alleinige Rechnung zu setzen ist.

Wie Luther sonst ein Meister im Lügen und Intriguiren war, wie er für alle seine Fehler die „Papisten" verantwortlich machte, wie er sogar den Fehltritt seines Hausmädchens Rosina den „Papisten" in die Schuhe schob: das Alles im Einzelnen nachzuweisen, würde hier zu weit führen. Es mag aber für unsern Zweck wenigstens darauf hingewiesen werden, daß Luther wiederholt beflissen war, in lügnerischer Weise die „Papisten" als solche hinzustellen, welche ihm nach dem Leben trachteten.

In seinen gesammelten Werken[1]) finden sich unter der Ueberschrift: „Historien, wie man D. M. Luther mit Listen hat wollen umbringen und tödten", mehrfache Erzählungen hierüber, von denen eine phantastischer klingt als die andere.

Hören wir dieselben in Kürze.

Im Jahre 1520 — so erzählte Luther seinen Tischgenossen, noch kurz vor seinem wirklichen Tode 1546 — sei „Einer" nach Wittenberg gekommen, der sich als der Kanzler des damals kurz vorher verstorbenen Kaisers Maximilian ausgegeben. Als er von Luther mit einem Händedruck empfangen worden, habe er gesagt: „Mein lieber Herr Doktor, mich wundert, wie ihr möget jedermann so leichtlich die Hand bieten; es könnte Einer eine Büchse im Aermel haben und eine Kugel in euch schießen; ich bin itzund allein bei euch". Hierauf habe Luther geantwortet, daß jeder Mörder auch sein eigenes Leben verliere, worauf der Angeredete

1) Eislebener Ausgabe I, 24, Altenburger I, 546.



erwiderte, sein Leben gebe er gern dahin, weil ihn dann der Papst zum Heiligen machen würde. Unverrichteter Sache aber habe dann der Unbekannte sich wieder entfernt. „Diesen hat der Doktor“, so schließt der Herausgeber von Luthers Werken, „für einen Verräther und Mörder gehalten, daß er abgefertigt sei, ihn umzubringen, aber Gott habe ihm den Muth genommen, daß er nichts hat können ausrichten.“

Um dieselbe Zeit — so wird am genannten Orte weiter erzählt — hätten einige Bischöfe in Polen einen Arzt mit 2000 Gulden bestochen, daß er Luther mit Gift umbringen solle. Der Anschlag sei aber verrathen worden, so daß Luther den Meuchelmörder erwartete. Zuerst habe er ein paar unschuldige Reisende, die er im Verdacht gehabt, festnehmen lassen, und als dann der Gedungene wirklich kam, sei „von den Engeln“ der Mord verhütet worden.

Ja Luther erzählte, daß er „oft Gift getrunken“ habe, aber immer von der Vorsehung beschützt worden sei, wie denn auch „Viele gen Wittenberg geschickt“ worden seien, um ihn umzubringen, aber von Gott stets so „erschreckt“ worden seien, daß sie ihm kein Leid hätten anthun können; sogar die Predigtstühle, auf denen er gesprochen, seien „oft vergiftet“ gewesen, damit er durch betäubendes Gift getödtet würde, aber Gott habe ihn stets „wunderbarlich behütet“.

Alle diese Fabeln erzählte Luther seinen gläubigen Zuhörern, und blieb dabei über 25 Jahre munter und guter Dinge. Im Jahre 1520 sollten die ersten Mordversuche, die sich seitdem „oft“ wiederholt, geschehen sein. Alle diese Anschläge sollten ausschließlich von den „Papisten“, nicht von „Sakramentirern“ oder sonstigen „Rottengeistern“, ausgegangen sein. Und obgleich die „Papisten“ dem „Reformator“ so nahe auf den Fersen gewesen sein sollten, daß sie angeblich seine „Rosina“ zu Falle brachten (Schütze, Luthers bisher ungedruckte Briefe, Leipzig 1783, S. 117, und De Wette, V 395 und 625), so haben sie ihrem Opferlamm niemals auch nur die kleinste Verwundung beigebracht. Trotz alledem

erkühnte sich Luther, wie Aurifaber in den „Tischreden" (Eisl. Ausg. v. 1569 fol. 73b) erzählt, „oft" zu äußern: Wenn er „im Bette", d. h. eines natürlichen Todes stürbe, so wäre dieß „für den Papst eine große Schande!"

Muß man da nicht wieder sagen: Der Mann, welcher im Stande ist, solche alberne Mordgeschichten von sich selbst zu erzählen, kann der nicht auch fähig sein, eine erdichtete Nachricht über seinen Tod in die Welt zu setzen?

Die düstere Stimmung, die sich seiner zumal in den letzten Lebensjahren bemächtigte, rief continuirliche Todesgedanken in ihm hervor. Und je mehr er sah, daß seine Lebensarbeit vergeblich gewesen, desto mehr ängstigte ihn der Gedanke, daß sich die „Papisten" einst über seinen Tod freuen könnten. Darum suchte er sich und Andern einzureden: „Moriens ero mors tua papa!" Und da er andererseits fürchtete, daß einmal über die Nebenumstände seines Todes Variationen in Curs gesetzt werden könnten, die für ihn nicht vortheilhaft sein würden — wie er selbst gern solche Nebenumstände über den Tod seiner Gegner unter den „Sakramentirern" erzählte — so wäre es schon erklärlich, wenn er durch eine vorzeitige Lüge über seinen Tod alle späteren wahren Nachrichten darüber zu dementiren gehofft hätte.

Und in gewisser Beziehung hatte er sich in der That nicht getäuscht. Die Zeiten waren damals derartig erregt, daß kein einziger der contemporären katholischen Schriftsteller die Nachricht von Luthers Tod mit irgendeinem Mitgefühl für die bedauernswerthe Seele des Dahingeschiedenen mitzutheilen vermochte. Sie sprachen sämmtlich ein Verdikt in mehr oder minder scharfen Formen aus.

Freilich hatte sie Luther bei Lebzeiten auch hierin wieder bei Weitem übertroffen. Hundertmal hatte er den Wunsch ausgesprochen, daß seine Gegner von „allen Teufeln geholt" werden möchten; nicht nur gegen die katholischen Fürsten, sondern gegen Papst, Bischöfe und Priester hatte er offen

Mord gepredigt; mit cannibalischem Wohlbehagen wollte er sich „in ihrem Blute waschen“, oder sie „an einen Galgen“ hängen, „der siebenmal höher ist als der Giebenstein“ (Lauterbachs Tagebuch, Dresden 1872, S. 31), den Papst wollte er „an seinen eigenen Schlüsseln hängen“ (l. c. S. 30).

Am gnädigsten erging es noch denen, welche todt gebetet werden sollten. So drohte Luther gegen Emser zu beten, daß Gott ihn tödten wolle. Seinen Freund Link forderte er zum Gebete gegen den Herzog Georg auf, daß Christus ihn entweder bekehre, oder aus der Welt schaffe. Cordatus sollte gegen Karlstadt beten, daß Gott ihm schon jetzt nach seinen Werken vergelte, d. h. daß er eines unseligen Todes sterbe, denn dieß sei besser, als daß er in seinem Widerstande gegen das „reine Wort“ verharre (Döllinger, Reformation, III, S. 191).

Wer also das Gebot der christlichen Nächstenliebe bethätigt, bei dem kann es nicht Wunder nehmen, wenn er überhaupt keine innere Ueberzeugung hat von manchem, was er lehrt und schreibt. Und da sind denn auch wieder mehrfach Beispiele vorhanden, in denen Luther offen erklärte, er könne nicht glauben, was er lehre. Klassisch in dieser Beziehung ist die Stelle aus den „Tischreden“ (Eislebener Ausgabe von 1569 fol. 179 a), wo Luther dieses Geständniß ablegt und dafür von Justus Jonas, dem es gerade so erging, wie seinem Meister, Beifall erntet.

Betrachten wir also die psychologische Verfassung Luthers, so erscheint er uns einmal als ein von der Leidenschaft bis zur Raserei gegen seine Widersacher beherrschter Fanatiker, andererseits erweist er sich als ein mit größter Kaltblütigkeit berechnender Intrigant; im ersteren Falle war er in der Wahl seiner Mittel unberechenbar, im letzteren galt ihm im Streite mit dem Papstthum jedes Mittel für erlaubt. Je nach Umständen räumte er dieß offen ein (Chyträus, Hist. Aug. Conf. 1578 p. 298), jedenfalls machte eine Lüge ihm,

den der Herzog Georg „den allerkältesten Lügner“ nannte, ebensowenig Scrupel, als seine Rechtfertigungslehre.

Nach Seckendorf hielten es indeß Luthers katholische Zeitgenossen auch für möglich, daß einer der Freunde des „Reformators“ („aliquis ex suis“) das Falsifikat angefertigt habe. Hier werden wir bei der Recherche nach dem Urheber zunächst nach dem „Cui bono?“ zu fragen haben.

Daß die abtrünnigen Priester, welche insbesondere im Jahre 1545 viel mit Luther verkehrten, Jonas, Coelius &c. fähig waren, auch mittelst eines gedruckten Falsifikates die Welt zu täuschen, muß man bei näherer Prüfung ihres Charakters zugeben; allein es ist nicht abzusehen, welchen Vortheil sie in unserm konkreten Falle für ihre Person von der Agitation zu erhoffen hatten. Melanchthon war 1545 mit Luther dermaßen zerfallen, daß er sich von allem Parteitreiben fernhielt. Kurz: der „aliquis ex suis“ war aus der entfernteren Umgebung Luthers zu suchen.

Und da ist allerdings einer bald zu finden, für den das Falsifikat persönliche Vortheile herbeizuführen schien: es war Philipp von Hessen.

Dieser schickte, wie aus seinem oben mitgetheilten Schreiben ersichtlich, das dolose Elaborat an Luther mit der Bemerkung, daß daraus zu ersehen, „wie man das verdächtige parteiische Concilium mit Lügen anfange.“ Es handelte sich also bei dem hessischen Landgrafen, wenn man ihn als den Urheber des Betrugs betrachten will, um eine Agitation gegen das Concil von Trient. Wenn man bedenkt, wie die Rädelsführer unter den Protestanten seit 1540 Alles aufgeboten hatten, um das allgemeine Concil unmöglich zu machen; wenn man erwägt, daß ein je größerer Räuber an Kirchengütern Einer gewesen war, desto größere Furcht er vor einem Concilsbeschluß haben mußte, der ihn, unter kaiserlichem Befehl, zur Restitution verpflichten könnte, so ist es erklärlich, daß der größte Kirchenräuber, den Deutschland damals hatte, Philipp von Hessen, auch die größte

Angst vor dem Zusammentritt des Concils hegen mußte. Bei Luther beruhte der Haß gegen das Concil mehr auf theoretischen Gründen, Philipp mußte fürchten, daß die praktischen Folgen desselben ihn außer als Kirchenräuber auch als Bigamisten entehren würden. Für ihn war es also von größtem Vortheil, wenn das Concil gleich bei seinem Zusammentritt diffamirt wurde. Es konnten dann weitere Lügen über seine Verhandlungen verbreitet werden, falls es nicht gelang, dasselbe durch fortgesetzte Intriguen gänzlich zur Auflösung zu bringen.[1])

Daß Philipp auch fähig war, zu einem lügenhaften Manöver zu greifen, um das Ansehen des Concils zu schwächen, wird wiederum kein ernsthafter Historiker und Psychologe bestreiten können. In seinem Ehehandel hätte er sehr gern den Rath Luthers und der andern „Gottesmänner" befolgt, „ein starck lugen zu thun", wenn nicht seine ehrgeizige Concubine darauf bestanden hätte, auf Grund des neuen „Wortes Gottes" öffentlich als ehrbare Ehefrau proklamirt zu werden.[2]) Die von Philipp und nicht von Pack ausgegangenen sogenannten „Pack'schen Händel" (vgl. „Histor.-polit. Bl." Bd. 104 Heft 1 ff.) enthüllen sowohl bezüglich ihrer Einfädelung, als auch hinsichtlich ihrer Durchführung das Bild eines Intriganten, bei dem beständig Verschlagenheit und Frechheit um die Palme ringen. Wer, wie es hier geschehen, fähig war, fortgesetzt mit gefälschten Schriftstücken Fürsten und Völker zu betrügen, und zwar um mittelst der Fälschungen einen blutigen Bruderkrieg heraufzubeschwören[3]): für den war fürwahr ein Falsifikat wie das „von Rom ausgegangene" eine Stümperei.

---

1) Vergl. Vermeulen, Die Verlegung des Concils von Trient Regensburg 1890.

2) Vergl. J. B. Rady, Die Reformatoren und ihre Beziehung zur Doppelehe des Landgrafen Philipp. Frankfurt a. M. 1890.

3) Nach Cochläus, Vorrede zu „Actorum M. Lutheri", Mainz 1548, war der Plan der Verschwörer dieser: „Victo Caesare

Und doch möchten wir nicht annehmen, daß Philipp der Verfasser des erdichteten „Gesandtschaftsberichts“ gewesen; der Stil und der phantastische Gedankengang desselben weisen zu deutlich auf Luthers Redeweise hin. Aber den hessischen Landgrafen, der sich so viel mit dem Handel zu schaffen macht, ganz unbetheiligt an dem Plane zu demselben zu lassen, geht auch wieder nicht an. Am einfachsten klärt sich daher die Sache auf, wenn eine Cooperation Beider angenommen wird. Es mag zwischen ihnen ein ähnliches Verhältniß bestanden haben, wie während des siebenjährigen Krieges zwischen Friedrich II. und dem Marquis d'Argens.

Wie Friedrich den siebenjährigen Krieg zu einem Religionskriege zu machen suchte, um die Protestanten für sich zu gewinnen und dabei seine nichts weniger als religiösen Zwecke zu erreichen, so war auch Philipp seit 1528 unausgesetzt bemüht, einen Religionskrieg zu entzünden, um seine egoistischen Pläne zu erzielen. Das Lutherthum, zu dessen Vertheidigung er sich aufwarf, war ihm Nebensache; über die „Reformatoren“ äußerte er sich in den despektirlichsten Redewendungen; die Vereinigung von Lutheranern und Calvinisten lag ihm sehr am Herzen, die Zugeständnisse, welche dabei den „Sakramentirern“ gemacht werden mußten, waren ihm gleichgiltig, wenn er nur seinen Hauptzweck, die Zerstörung des Papst- und Mönchthums, erreichen konnte. Aber sowohl diese Vereinigungsbestrebungen, wie die Bemühungen zur Anfachung des Religionskampfes blieben erfolglos; erst 1546 brach der Schmalkaldische Krieg los und endete mit einem Resultate, das Philipp nicht erwartet hatte.

Um so mächtiger entwickelte sich auf der andern Seite die katholische Kirche: das Concil von Trient, welches Philipp

---

et dissipato Tridenti Concilio, Romam properare ad exterminandum e sede Apostolica Papam cum universis Cardinalibus et Episcopis.“

und Genossen auf alle Art unmöglich zu machen versucht hatten, trat zusammen und drohte dem Protestantismus das Lebenslicht auszulöschen: kein Wunder daher, wenn Philipp, an Intriguen gewöhnt, wenigstens zu schädigen versuchte, was zu vernichten er nicht im Stande war.

„Verfertigen Sie mir eine gute Broschüre darüber, daß der Papst dem Marschall Daun einen geweihten Degen geschickt hat": schrieb Friedrich II. an den Marquis d'Argens und die Fortsetzung dieser Correspondenz hatte zur Folge, daß Friedrich selbst ein päpstliches Breve erdichtete, von dem er hoffte, daß es „selbst diejenigen, welche nur noch eine schwache Neigung für Martin Luther haben, in Wuth entbrennen lassen werde". Der Marquis d'Argens übersetzte schließlich das „Document" in's Lateinische, um ihm „eine größere Glaubwürdigkeit zu verleihen", und schrieb als Commentar dazu noch „Briefe eines evangelischen Geistlichen", welche die Verhetzung der Katholiken noch steigern sollten. Friedrich bedankte sich darauf bei „Sr. Hochwürden" und versicherte demselben, daß die Publikation dieser geistlichen Briefe ihm nützlicher sein würden, „als eine gewonnene Schlacht". (Oeuvres de Frédéric le Grand, XXVII, 1, 280. Histor.-pol. Bl., Bd. 92, S. 827 ff.)

In ähnlicher Weise theilten sich 200 Jahre vorher, vor Ausbruch des ersten deutschen Religionskrieges, Philipp und Luther in die Arbeit; man muß es nur dahin gestellt sein lassen, welchem von Beiden die Initiative zugefallen war. Um die Sache „glaubwürdiger" zu machen, übernimmt es Philipp, das Schriftstück dem „Reformator" auf amtlichem Wege, durch den Kurfürsten von Sachsen, zugänglich zu machen, ohne freilich den amtlichen Ursprung anzugeben. Auch die „Uebersetzung" des Aktenstückes läßt Philipp anfertigen, angeblich aus dem Italienischen in's Deutsche, während es viel wahrscheinlicher ist, daß er die Uebersetzung aus dem Deutschen in's Italienische herstellen ließ, da ihm schwerlich etwas aus Italien, sondern nur der deutsche phan-

tastische Entwurf Luthers zugegangen war. Die Publikation des Ganzen übernahm dann wieder Luther.

Die erhoffte Wirkung war freilich ausgeblieben. Das Concil von Trient, welches man für die Lüge verantwortlich zu machen thöricht genug war, war dieserhalb nicht in seiner Tagesordnung gestört worden. Es ist überhaupt die Frage, ob Jemand auf dem Concil etwas von der dummdreisten Agitation Luthers und Philipps erfahren hat, denn weder Sarpi noch Pallavicini berichten etwas davon; sie erwähnen nur die Gerüchte, welche sich über Luthers 1546 wirklich erfolgten Tod gebildet hatten.

Andererseits waren die Anhänger Luthers namentlich seit 1540 mit so zahlreichen unsinnigen Schriften seitens ihres Meisters überschüttet worden, daß jene Publikation gar nicht mehr aus dem Rahmen des Gewöhnlichen heraustrat; und deßhalb auch in Deutschland kein sonderliches Aufsehen zu machen im Stande war.

Erst als das Falsifikat nach Luthers Tode in dessen Werke aufgenommen worden war, erlangte es einige Bedeutung. Unter den Polemikern im 17. Jahrhundert findet man den Vorgang bisweilen erwähnt.

Im Jahre 1625 gab ein Lutheraner Namens Keßler unter dem Titel: „Lutherisches Frankenthal" eine Schrift heraus, in welcher er bei Aufzählung der „Lügen", welche die Katholiken zu Luthers Zeiten verübt haben sollten, auch unser Falsifikat ihnen in die Schuhe schob. Darauf ertheilte sogleich (1626) der P. Schreiner in seiner zu Bamberg erschienenen „Apologia" folgende präcise Antwort:

„Daß selbige Zeitung von einem Catholischen erdicht worden, wirstu Keßler nimmer mögen darthun. Vielmehr ist zu vermuthen, daß sie von einem Lutherophylo und Sectischen Fuchsschwentzer sey erdacht und geschmidt worden, damit Luthero und seinem fünfften Evangelio desto baß auff die Bein zu helffen".

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts schrieb dann Secken=

dorf in seiner „Historia Lutheranismi" die oben mehrfach erwähnte Stelle. Seitdem ist von dem Vorgange in der Literatur wenig mehr zu bemerken. Nur die verschiedenen Luther-Jubiläen der Jahre 17, 46 und 83, in denen jedesmal eine Fluth von Schriften den Büchermarkt überschwemmte, hatten Anlaß zur Wiedererörterung der Frage gegeben.

In unserer Zeit brachte Köstlin in seiner Luther-Biographie die Sache wieder zur Sprache. Er fand, wie schon oben bemerkt, in dem „italienischen Schriftstück" ein „Hauptexempel der über Luther verbreiteten Lügen und Schmähungen", und Kolde schließt sich neuerdings in gleicher Kritiklosigkeit diesem Urtheil an.

Welche Genugthuung würden die Verfertiger des Falsifikats gehabt haben, wenn sie geahnt hätten, daß sie damit „deutsche Gelehrte" und „Professoren der historischen Theologie" noch gegen das Ende des 19. Jahrhunderts hinter's Licht führen würden! P. M.

---

## XLIII.

## Auf deutschen Hochschulen.[1])

Der Gedanke, unsere deutschen Hochschulen in Vergangenheit und Gegenwart einem weiteren Kreise zu schildern und diese Schilderung durch reichen Bilderschmuck anschaulich zu machen und zu verschönern, ist gewiß ein recht praktischer und

1) Auf deutschen Hochschulen. I. Die Ludwig-Maximilians-Universität zu Ingolstadt, Landshut und München in Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Max Haushofer, k. Professor in München. Mit zahlreichen Illustrationen. München, Verlag der Akademischen Monatshefte 1890. Die Akademischen Monatshefte sind das „Organ der deutschen Corpsstudenten".

wohl geeignet, unsern ganzen Beifall zu verdienen. Wenn aber gleich im Anfange eines solchen Werkes die erste Eigenschaft einer guten Schilderung, die Wahrheit, gar zu sehr mißachtet wird, so können uns dafür die gute Idee und schöne Bilder wahrlich nicht entschädigen. Das ist nun leider bei der Arbeit des Professors Haushofer über die Ludwig-Maximilians-Universität der Fall. Herabsetzung oder gar Beschimpfung der Vergangenheit und dabei ebenso maßlose wie einseitige Anpreisung und Vergötterung der Fortschritte der Gegenwart kennzeichnet, wie so viele andere Werke, auch die erste Lieferung des Werkes „Auf Deutschen Hochschulen".

In drei Abschnitten werden geschildert: 1. Geschichte der Universität während ihres Aufenthalts zu Ingolstadt und Landshut. 2. Geschichte der Universität seit der Uebersiedelung nach München, 3. die Universität in der Gegenwart.

Was wir von der Geschichte der alten Universität zu erwarten haben, zeigt gleich die erste Anmerkung, in welcher Haushofer Prantl preist: „Wer die geschichtlichen Quellen über die Ludwig-Maximilians-Universität kennt, wird mit dem Verfasser dieser Darstellung wohl der Ansicht sein, daß für diesen ersten Abschnitt derselben nur *ein* Werk maßgebend sein konnte, nämlich die ‚Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität, im Auftrage des Akademischen Senats verfaßt von Dr. *Karl Prantl*, München 1872'. Dieses Werk, eine mustergültige Monographie aus der Feder eines ausgezeichneten Gelehrten, wurde zur Festfeier des vierhundertjährigen Bestehens der Universität verfaßt. Seinem Verfasser standen selbstverständlich die archivalischen Quellen vollständig zur Verfügung, und er benützte dieses reiche Quellenmaterial zu einer Leistung, welche in jeder Hinsicht als *würdig* und *unübertrefflich* bezeichnet werden muß". Das Gegentheil ist wahr. Dort, wo Prantl nicht Aktenstücke bringt, ist er durchaus unzuverlässig. Nicht selten besagen seine Quellen gar nicht das, was er behauptet. Bei der Schilderung der Jesuitenperiode insbesondere fehlt es ihm nicht allein an Objektivität, es sind geradezu Haß und Verachtung, welche seine Feder führen. Das zeigt sich nicht allein in der Unterdrückung fast alles dessen, was für die Jesuiten spricht (z. B. die Zeugnisse der Annalisten Engerd,

Rotmar, des Johannes Wimpinensis u. s. w.), sondern selbst in den Ausdrücken, wie „Jesuitennullen“, „scheußliche Unarten des Jesuitenlateins“, „Trödelkram“, „Quark“ u. s. w., welche doch mit der gebildeten Sprache eines gebildeten Professors nichts mehr zu thun haben.

Wir können es deshalb leider nicht mit Prof. Haushofer „begreiflich und verzeihlich finden“, wie er seinen ersten Abschnitt „vollständig auf Prantl's Arbeit stützen“ konnte. Alle Fehler, selbst die niedrige Sprache Prantl's hat er in den Kauf genommen. „Die Jesuiten brachten es dahin, daß die Disciplinen der Ethik und Mathematik untergingen, und die lateinische Philologie an das Jesuitengymnasium überging“. Seit 1588 ist, wie Prantl sagt, „auf längere Zeit weder von antiken Historikern, noch von heidnischen Dichtern, noch von Rhetorik und Cicero, noch auch von Dialektik oder aristotelischer Ethik und Politik die Sprache, sondern es bleibt nur (neben etlicher Mathematik) jener den Geist vergiftende Quark, für welchen die Jesuiten mißbräuchlichst das Wort Philosophie anwendeten“. Ob die Erklärung des Aristoteles und des großen Aquinaten, wie sie Ingolstädter Collegienhefte auf der kgl. Bibliothek in München aufweisen, „vergiftender Quark“ ist, ob Lang, Scheiner, Cysat u. s. w. nur „etliche Mathematik“ docirten, mag dem Urtheile der Sachkenner überlassen bleiben.[1])

In dem Abschnitte über die Jahre 1651—1715 heißt es: „Von den übrigen Professoren der theologischen Fakultät, namentlich von den jesuitischen, ist dagegen wenig oder nichts zu sagen . . . In der philosophischen Fakultät wurde den Studenten noch immer ‚scholastischer Trödelkram‘ docirt; und unter den 109 jesuitischen Professoren, welche während der Jahre 1651—1715 an ihr docirten, sind nahezu 100 als unfruchtbare Schattenbilder durch die Universität gegangen, ohne eine Spur wissenschaftlichen Wirkens zu hinterlassen“. In der

1) Ueber Scheiner vergl. Beilage zur Allgem. Zeitung 1890 Nr. 107 und die neuestens erschienene Schrift: „Christoph Scheiner“ von A. v. Braunmühl. Bamberg 1891; über Cysat s. Wolf, Biographien zur Culturgesch. der Schweiz. Zürich 1858. I, 105 ff.



letzten Jesuitenperiode (—1773) „geschah es zum ersten Male, daß ein Jesuit wirklich im Geiste ächt wissenschaftlichen Fortschritts der Universität diente: der Rektor des Jesuitencollegiums J. Rhomberg nämlich, welcher auf seine Kosten eine astronomische Warte und werthvolle Instrumente für dieselbe herstellen ließ". Wir wundern uns deshalb auch nicht, wenn Haushofer bei der Uebersiedelung der Universität sagt: „Man kann wohl sagen, daß die ganze Universität einen Wust von häßlicher Erinnerung, von mittelalterlicher Roheit und Finsterniß wie ein Gewand von sich streifen konnte, als sie Ingolstadt verließ". Man malt zuerst das Bild schwarz und schwarz — und ruft dann entzückt aus: „Wir Canadier sind doch bessere Menschen!"

Es ist hier nicht der Ort, die von Haushofer allzu leichtgläubig nachgeschriebenen Unrichtigkeiten und Entstellungen Prantl's zu widerlegen, für Manches genügt ein Blick in die Annalen von Engerd-Rotmar-Mederer, oder in den 69. Bd. dieser Zeitschrift, in welcher Ringseis gegen einen Kundigeren als Prantl, gegen Döllinger, „die Ehrenrettung der Hochschule zu Ingolstadt" übernommen. Das dort gebotene Material kann mit Leichtigkeit erweitert werden. [1])

Das Licht, welches in der ersten Periode so spärlich leuchtete, verbreitet einen immer helleren Glanz, je mehr wir uns der Gegenwart nähern. Heller flackert es schon auf, wenn von dem Ruhme Ickstatts gesprochen wird, aber nach dem Sturze der Illuminaten, „in deren Grundgedanken, Aufklärung zu verbreiten und die Menschheit zur Humanität und zu kosmopolitischer Moral zu erziehen, nichts Bedenkliches lag", „schien auf's Neue der finstere Geist, der einst mit dem Jesuitenorden aus Bayern verscheucht worden war, in Bayern seinen Einzug halten zu wollen; auf's Neue schienen Denunziantenthum und

1) Vergl. z. B. „Die deutschen Jesuiten als Historiker" in der Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theologie 13, 57 ff. — Freyberg, Geschichte der bayerischen Gesetzgebung 3, 311 ff. — Aretin, Geschichte des Kurfürsten Maximilian I. S. 166 ff. 477 ff. — Rapp, die Hexenprocesse und ihre Gegner aus Tirol S. 47 ff.

düsterer Haß gegen Freisinn und **Fortschritt** zur Herrschaft gelangt". Bald jedoch „**wußten** alle Herzen, daß es wieder Tag werden würde. Der junge, allgemein beliebte Herrscher fand aber auch in seinem ersten Minister Montgelas den aufgeklärten und **staatsklugen** Geist, der für die bayerischen Zustände nöthig **war**". Montgelas der Klosterräuber und mit schonungslosem Vandalismus schaltende Illuminat!

In dem Abschnitte seit der Uebersiedelung nach München wird mit Wärme der Akademie der Wissenschaften gedacht, „welche durchaus in dem aufgeklärten Sinne ihres unvergeßlichen Stifters wirkte," sie war früher „ein Gegenstand des Hasses für fanatisirte Finsterlinge" gewesen. Die Satzungen der Universität wurden „hauptsächlich auf die Anregung von Fr. Thiersch in einem durchaus liberalen Sinne erneuert." Viele auswärtige Professoren wurden nach München berufen. „In der Zusammensetzung des Lehrkörpers gab es . . . schroffe Gegensätze: mystische Schwärmer und scharfe Aufklärungsfreunde." Mit dem Ministerium Abel kam dann „die schlimmste Zeit für die Universität", die „religiös politische Reaktion", „wenig geschah für die Herbeiziehung hervorragender Lehrkräfte, wenig für die Dotation. Das wissenschaftliche und literarische Leben zeigt nicht mehr die Frische wie ehedem". Die Zeit von 1837—47 war „eine freudlose für die Universität". Es folgt der Lola Montez-Skandal. „Einige Mitglieder des Corps der Pfälzer, wegen ihrer gesellschaftlichen Verbindung mit der Gräfin Landsfeld (Lola Montez) aus dem Corpsverband gestoßen, gründeten eine neue Verbindung, die Alemannia, welche förmlich zu einer Art Leibwache jener Dame ward." Diesem Weibe gegenüber befleißigt sich der Verfasser einer edlen Sprache, die merkwürdig absticht gegen den Polterton, welchen er in der ersten Periode gegen die Jesuiten anschlägt.

Begeistert schildert dann Haushofer die Periode des irregeleiteten Max II., seine Berufungen von Sybel, Bluntschli, Carriere, Geibel, Bodenstedt u. s. w., ein großer „geistiger Aufschwung". Die „Saat des Guten, welche dieser wohlwollende und einsichtsvolle Schirmherr der Wissenschaft gelegt hatte, gedieh in den nächstfolgenden Jahrzehnten auf's schönste".

Herr Haushofer hat an verschiedenen Stellen schöne Worte,

aber kein Wort der Erwähnung, geschweige der Anerkennung für die hochherzige That des Münchener Professorencollegiums, welches durch Senatsbeschluß im Interesse der Sittlichkeit dem Ministerium Abel eine Huldigung darbrachte für sein Memorandum gegen die spanische Tänzerin. Die Professoren wußten wohl, daß diese Huldigung die eigene Existenz kosten könne. Und dennoch hatten sie den Muth. Und für diesen Muth würden sie wohl auch in der ganzen Welt laut gepriesen worden sein, hätte ihre rettende That irgend einen liberalen Parteizweck im Auge gehabt. Das ist aber die Gerechtigkeit der liberalen Herren, die bei andern Gelegenheiten den Mund so voll nehmen von Ehre und Anstand und Sittlichkeit!

Für die wirkliche Geschichte dieser Jahre verweisen wir auf die inhaltreichen, leider noch immer zu wenig beachteten Memoiren von Ringseis, der ja wie bei der Verlegung der Universität so auch später eine Hauptrolle gespielt hat und alle Persönlichkeiten meist aus längerem Umgange genau kannte.[1]) Haushofer hat aus diesen kostbaren Memoiren nichts benützt, über ihren Verfasser bemerkt er kurz und trocken, daß er „in der Blüthe seiner Jahre zu den hervorragenderen Lehrern der Universität gehört, sich aber auch frühzeitig schon eine völlig eigenartige wissenschaftliche Anschauung gebildet, der er bei allen Gelegenheiten lebhaften Ausdruck verlieh". Noch kürzer wird der große Görres abgemacht, der als Prädikat erhält: „ausgezeichnet durch ein in die entlegensten Gebiete eindringendes Wissen, durch mächtige Phantasie und zündende Rednergabe". Zum Vergleich ziehen wir Prantl bei, der auf derselben Seite also gepriesen wird: „Selten war ein akademischer Lehrer wohl 45 Jahre mit solch gleichbleibender Schärfe des Geistes thätig als Prantl. Logik und Geschichte der Philosophie bildeten die Hauptfächer seiner Lehrthätigkeit, in welcher er mit eiserner Unerschütterlichkeit die Freiheit des wissenschaftlichen Gedankens und die Forderungen der Vernunft verfocht. Zahllosen Schülern

---

1) Erinnerungen des Dr. Joh. Nepomuk v. Ringseis, herausg. von Emilie Ringseis. Regensburg 1886—89. Bis jetzt 3 Bde. Vergl. 2. 216 ff., 3. 265 ff., 3. 346 ff.

ist er ein unvergeßlicher Lehrer des Denkens; in der Geschichte der Universität München wird sein Name von keinem anderen überragt." Natürlich, denn Prantl deklamirte gegen den katholischen Glauben und gegen katholische „Verdummung".

In dem letzten Abschnitt überschreibt Haushofer ein Kapitel „der Münchener Student als Weltbürger". Dasselbe schildert Bildung, Ziel und Aussichten der Studenten der verschiedenen Fakultäten. Die an erster Stelle versuchte Charakteristik der katholischen Theologen kann wohl kaum anders als eine Beschimpfung derselben genannt werden. „Der Theologe, welcher gegenwärtig an der Münchener Universität studirt, kömmt mit den Studenten anderer Fakultäten höchstens im Hörsaale, mit der großen Welt fast nirgends zusammen. Das Ziel seines Strebens ist, bayerischer Landpfarrer zu werden. Vielleicht daß der Ehrgeiz des Einen oder des Anderen noch höher hinaufreicht. Was aus den altbayerischen Provinzen an Studenten der Theologie nach München kommt, sind fast durchgängig Bauernsöhne oder Söhne von Kleinbürgern aus Landstädten, die frühzeitig, *ehe sie selbstständiges Urtheil* zur Berufswahl *gewinnen*, dem geistlichen Stande von ihren Vätern, mehr noch von ihren Müttern bestimmt werden. Sie kommen von kleinstädtischen Gymnasien und Lyceen *mit engbegrenzter Weltanschauung*. . . . Ist doch dem letzteren (dem katholischen Theologen) die eine Hälfte der Menschheit, das Weib, der Hauptsache nach eine verbotene Frucht. Auch wenn er das Gelübde der Ehelosigkeit noch nicht abgelegt hat, muß ihn doch der Gedanke an seinen künftigen Cölibat zu einer Zurückhaltung nöthigen, die einen mächtigen Einfluß auf sein ganzes Wesen nimmt. Mit völlig unreifer Erfahrung und mit bäuerischen Manieren betritt der junge Münchener Theologe den Boden der Großstadt, wo ihn überall heiteres weltliches Treiben umfluthet. Und nun soll er das Bewußtsein seiner Unerfahrenheit zusammenreimen mit dem Selbstgefühl, das seine künftige Würde ihm verleiht, soll sich zum demüthigen Diener Gottes vorbereiten, während an sein Ohr zum erstenmale der berückende Sang aus dem Hörselberge klingt! Eine schwere Aufgabe; um so schwerer, wenn der junge Mann an sie geht mit dem Gedanken, daß es *nicht*

sein eigener im reifen Alter gefaßter Entschluß war, der ihm diese Aufgabe bestimmte, sondern daß ihn Erziehung und Elternwille in eine Bahn leiteten, aus welcher ein Ausweg nur unter schweren Kämpfen möglich ist."

Daß die Münchner Theologen ohne selbständiges Urtheil ihre Berufswahl mit all' den Entbehrungen und Opfern getroffen haben, ist eine ebenso dreiste wie unwahre Behauptung; daß sie an Bildung hinter anderen Studenten zurückstehen, ist eine Verläumdung der „kleinstädtischen" Studienanstalten, es stellen die Staatsanstalten doch wohl überall dieselben Anforderungen;[1]) daß sie „die eine Hälfte der Menschheit, das Weib, als verbotene Frucht" betrachten, ist sehr zu loben, möchten die andern Studenten nur diesem Beispiele folgen, es würden dann weniger Studenten verliederlichen und die Zahl der Selbstmorde und Duelle um ein Bedeutendes verringert werden, in Summa: an geistiger Kraft, an sittlichem Lebensernst und idealer Lebensauffassung können es die „Bauernsöhne" kühn aufnehmen auch sogar mit den Herren Corpsstudenten trotz ihrer Blasirtheit und ihrer glänzenden „Wichs", die ja in keinem Falle einen Ersatz für die höchsten innern Güter des Menschen bieten kann. Der Schreiber dieser Zeilen ist kein Münchener Theologe und auch kein Bauernsohn: er hat aber schon manche solcher bayerischen Bauernsöhne kennen gelernt, vor deren reichem Wissen und edlem opferwilligen Charakter sich nicht wenige Corpsstudenten verkriechen dürften.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. „Die Saat des Guten", welche der Verfasser preist, ist auch in München aufgegangen, sie „gedieh in den nächstfolgenden Jahrzehnten auf's schönste". „Wenn dereinst ein späterer Geschichtschreiber die Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität mit eben derselben geistigen Tiefe und sachlichen Ausführlichkeit fortsetzen

1) Haushofer möge nur in den früheren Jahresberichten die Fortgangsnoten der „Bauernsöhne" mit denen der Stadtstudenten vergleichen, und dann Umschau halten, wer mehr akademische Preisaufgaben gelöst hat, die „Bauernsöhne" oder die Corpsstudenten, dann wird er wohl selbst einsehen, wie ungerecht sein Urtheil über die Münchener Theologen ausgefallen ist.



wird, wie sie von Prantl begonnen ward: dann wird dieser Geschichtschreiber es gewiß als eine eigene Fügung erkennen, daß dieselbe Hochschule, die dereinst unter Führung des Johann von Eck als schrofffste Gegnerin der Reformation in Deutschland auftrat, 350 Jahre später die feurigsten Vorkämpfer für eine neue Reformation auf jenes Kampffeld der Geister entsandte, welches durch das Vatikanische Concil erschlossen war. Obschon auch andere deutsche Hochschulen solche Streiter stellten: die mächtigste Anregung zum Widerstande gegen die Concilsbeschlüsse gaben drei Angehörige der Münchener Hochschule: Stiftpropst J. v. Döllinger, Professor Joh. Friedrich und der Philosoph Johannes Huber . . . Hier muß erwähnt werden, daß die erdrückend große Mehrzahl der Universität München im Jahre 1871, als Döllinger und Genossen ihre berühmte Juni=Erklärung erließen, demselben ihre ganze Sympathie zuwandte".

Mit anderen Worten: neben anderen Hochschulen hat die Münchener Hochschule den Hauptantheil an der Förderung des Abfalles vom katholischen Glauben — von diesem Abfall bis zum völligen Unglauben ist für manche nur ein Schritt, wenn nicht schon längst vorher der Unglaube im Herzen saß, bevor der äußere Abfall von der Kirche kund wurde, wie es bei so manchen „Altkatholiken" der Fall war.

Ja „die gute Saat" ist aufgegangen und es mußte auch so kommen nicht allein in München, sondern auch auf anderen staatlichen Hochschulen. Die heutigen staatlichen Hochschulen sind wie in Rußland ein Hauptherd des Nihilismus, in Italien und Frankreich des extremsten Nationalismus und Chauvinismus, in Deutschland des Socialismus, überall ein Herd des Unglaubens. Man verstehe uns nicht falsch! Wir erkennen jede, auch die kleinste wirkliche Leistung der modernen Wissenschaft an, und mit dem hl. Vater wünschen wir nichts sehnlicher, als daß auch recht viele Katholiken, Priester und Laien, sich jeder in seinem Fache alle wirklichen Errungenschaften dieser Wissenschaft so vollkommen wie möglich aneignen, aber alle diese Errungenschaften, an denen gewiß die Hochschulen einen so bedeutenden Antheil haben, können nicht entschädigen für den Strom der Gottlosigkeit und in Folge dessen der Corruption, welcher gerade von den Hochschulen aus in alle Kreise geleitet wird.

Das Unrecht schlägt den eigenen Herrn. Der Staat hat sich das Schulmonopol auch auf den Hochschulen angeeignet, er hat Religionslosigkeit und Freiheit der Wissenschaft proklamirt, und im Namen und unter dem Deckmantel der freien Wissenschaft darf man die wahnsinnigsten Sätze lehren, darf man frei gegen Schöpfer und Vergelter sprechen. Die Socialisten in den mittlern und niederen Ständen ziehen von ihrem Standpunkt mit Recht die Consequenzen aus diesen Sätzen der Wissenschaft gegen den Staat, gegen das Königthum von Gottes Gnaden, über welches sie lachen, weil es ja nach so und soviel Professoren keine „Gottes Gnade“ gibt. Diejenigen, die Geld genug haben und dasselbe nicht mit Socialisten theilen wollen. finden in den Lehren derselben Professoren ein Freibillet für ihre Genußsucht, sie prahlen mit ihrer Bildung und glauben mit dieser Bildung die Stimme ihres Gewissens und die natürliche Gotteserkenntniß ersticken zu können, aber ihr Loos und das Loos ihrer ungläubigen Lehrer steht schon gezeichnet mit dem festen und scharfen Griffel des hl. Paulus im Römerbrief: „Das Unsichtbare an Gott ist seit der Erschaffung der Welt in den erschaffenen Dingen kennbar und sichtbar, nämlich seine ewige Kraft und Gottheit, so daß sie keine Entschuldigung haben. Denn nachdem sie Gott erkannt hatten, haben sie ihn nicht als Gott verherrlicht, noch ihm gedankt, sondern wurden eitel in ihren Gedanken, und ihr unverständiges Herz ward verfinstert: sie gaben sich für Weise aus, sind aber zu Thoren geworden . . . Darum überließ sie Gott den Lüsten ihres Herzens“.

---

## XLIV.

# Windthorst im Centrum.

Wenn hervorragende Männer sterben, haben die Publicisten zu thun. Ich will jedoch die Zahl der dem Führer des Centrums gewidmeten Nachrufe nicht vermehren. Wohl aber scheint es mir angezeigt, an dieser Stelle über die Stellung des Verstorbenen innerhalb der Fraktion, deren unbestrittener Führer er seit Jahren war, einige Andeutungen zu machen, welche zugleich in etwa als Antwort dienen könnten auf die von Freund und Feind jetzt eifrig erörterte Frage: „Was nun?“

Windthorst hat die Führerschaft im Centrum nicht immer in gleichem Maße geübt, wie im letzten Jahrzehnt. Solange Mallinckrodt lebte, theilte er sie mit diesem. An der Bekämpfung der ersten Maigesetze hat der westfälische Freiherr sogar einen hervorragenderen Antheil, und die kirchenpolitische Frage beherrschte damals Alles. Als Mallinckrodt im besten Mannesalter derselben Krankheit erlegen war, welche im vorigen Jahre den Freiherrn zu Franckenstein und jetzt Windthorst hinweggerafft hat, trat letzterer mehr in die erste Reihe, aber die Centrumsfraktion hatte neben ihm noch die beiden Reichensperger und von Schorlemer-Alst. Seitdem hat August Reichensperger nach überstandener schwerer Krankheit aus dem parlamentarischen Leben sich zurückgezogen, der westfälische Bauernkönig sich durch ein besorgnißerregendes

Leiden genöthigt gesehen, seine Mandate niederzulegen, und Peter Reichensperger, der in bewundernswerther Frische ausgehalten, pflegt nur noch bei besonders wichtigen Anlässen in die Debatten einzugreifen. Windthorst aber war bis zu seiner letzten kurzen Krankheit überall dabei, im Plenum nicht nur, sondern auch in den wichtigsten Commissionen, zuletzt noch in der Commission für das Volksschulgesetz, welche ihm mehr zu schaffen gemacht, wie irgend eine andere, und nach menschlichem Ermessen den Eintritt der Katastrophe herbeigeführt hat.

Man darf in Wahrheit sagen, daß Windthorst ein Opfer seiner Pflichttreue und seines unermüdlichen Eifers geworden ist. Nur mit Wehmuth kann man sich jetzt an eine Stelle aus seiner letzten großen Rede im Abgeordnetenhause bei der dritten Berathung des Einkommensteuergesetzes (am 3. März) erinnern. Er mahnte zur Beschränkung in den parlamentarischen Aufgaben, damit den Ministern einige Muße gegönnt sei, „und uns, die wir zur Mitarbeit berufen sind, auch“. Dann fuhr er fort: „Wie es in diesem Jahre gegangen, da mußte man ungefähr annehmen, es sei die versteckte Absicht gewesen, die sämmtlichen Abgeordneten zu Tode zu hetzen (Heiterkeit). Ich fühle das an mir selber, wie das wirkt; aber ich hoffe doch, daß dieser Versuch bei mir sich als ein Versuch mit untauglichen Mitteln bewähren wird“ (Heiterkeit). Die parlamentarische Ueberanstrengung ist nun doch auch diesem scheinbar Unverwüstlichen verhängnißvoll geworden.

Sein Leben war Mühe und Arbeit, und arbeitend ist er gestorben: hat der Reichstags-Präsident von Levetzow in seinem schönen Nachruf gesagt. Nur wer Windthorst näher gestanden hat, weiß, wie ausgedehnt und mannigfaltig seine Thätigkeit war. Er hat während der Parlamentszeit nie einen Maximalarbeitstag gekannt; vom Morgen bis zum Abend, ja oft bis tief in die Nacht war er trotz seines hohen Alters beschäftigt. Eine Sammlung der Windthorst'schen

Reden im Reichstage und im Landtage würde eine sehr stattliche Reihe von Bänden ergeben, aber seine parlamentarische Wirksamkeit auch nicht annähernd erschöpfen. Insbesondere hat er eine ebenso umfangreiche wie wichtige Correspondenz geführt und viel Zeit auf die Verhandlungen mit politischen Persönlichkeiten verwenden müssen. An die eigene Arbeitskraft stellte er die höchsten Anforderungen, aber er verlangte auch ernste Arbeit von seinen Freunden. Die Bequemen kamen bei ihm schlecht weg und den bequemen Raisonneuren konnte er ausgesucht grob werden. Stets hielt er eine Anzahl seiner Fraktionsgenossen in Athem. Männer, deren Namen in der Oeffentlichkeit kaum genannt werden, haben viele Jahre sich überaus verdient gemacht, der eine, oder vielmehr die einen, indem sie regelmäßig der Correktur der Stenogramme von Windthorst's Reden sich unterzogen, die andern, indem sie bei der Correspondenz ihm behülflich waren, oder ihm das Material für das Studium kirchenpolitischer, staatsrechtlicher oder wirthschaftlicher Fragen beschafften und sichteten. Es ist mehr wie einmal vorgekommen, daß ihm noch auf dem Wege vom Abgeordnetenhause zum Reichstage Vortrag über irgend einen Gegenstand der Tagesordnung gehalten wurde.

Windthorst besaß eine wahrhaft staunenswerthe Leichtigkeit der Auffassung; im Handumdrehen war er orientirt, worauf es gerade ankam. Selbstverständlich konnte er nicht in alle Einzelheiten der Berathungsgegenstände eindringen, manchmal war er „unbeeinflußt durch Detailkenntnisse“, wie seine Freunde wohl scherzhaft bemerkten, aber immer traf er mit wunderbarem Instinkt den Kernpunkt der Sache. Wenn er im Hause anwesend war — und er fehlte niemals bei einigermaßen wichtigen Anlässen — wurde ihm stets gerne die Vertretung des Centrums überlassen, soweit er nicht selbst den Wunsch geäußert hatte, daß ein anderes Mitglied der Fraktion das Wort nehmen möchte. Alle jüngeren Fraktionsgenossen überließen ihm stets bereitwillig ihren Platz auf der

Rednerliste. Keiner verstand es aber auch wie er, gewissermaßen die Durchschnittsmeinung des Centrums zu vertreten.

Hier kommen wir zu dem Punkte, welcher für die Würdigung der Stellung Windthorst's zum Centrum der wichtigste ist. Die Centrumsfraktion besteht wie kaum eine andere aus Angehörigen der verschiedensten Stämme, Gesellschafts- und Berufsklassen. Da sitzt der Rheinländer und der Westfale neben dem Schwaben und dem Bayern, dem Schlesier und dem Preußen, alle verschieden im Temperament nicht minder wie im Dialekt; Mitglieder der gelehrten Stände und Sprößlinge der vornehmsten Adelsgeschlechter sitzen neben dem Handwerker, dem Gewerbetreibenden und dem Kleinbauern, alle verschieden in ihren socialen Anschauungen und ihren Standesinteressen. Ein großer und gewaltiger Gedanke führte diese verschiedenartigen Elemente zusammen und hielt sie wie mit eisernen Klammern zusammen: die Nothwendigkeit, für die Freiheit der katholischen Kirche und die Gleichberechtigung der Katholiken auf deutschem Boden einzutreten. In der kirchenpolitischen Frage fand sich die Gemeinsamkeit und Geschlossenheit gewissermaßen von selbst. Aber es lag auf der Hand, daß die Bedeutung des Centrums im Parlament zum guten Theil von dem möglichst einheitlichen Auftreten der Fraktion auch in Fragen nicht kirchenpolitischer Natur abhing. Windthorst war von dieser Erkenntniß tief durchdrungen; der Wunsch, die Fraktion jederzeit ihr volles Gewicht in die Wagschale werfen zu sehen, machte ihn zum stärksten Träger einer Vermittelungspolitik innerhalb der Fraktion, die er stets auf einer mittleren Linie festzuhalten bemüht war. Das war nicht nur gute Fraktionspolitik, sondern es ist gute Politik überhaupt in einer Zeit, wo die Interessen so hart sich stoßen und deren einseitige und rücksichtslose Geltendmachung im Parlament den Kampf Aller gegen Alle im Lande erst recht entfesseln würde. Wer immer maßgebenden Einfluß im Centrum üben will, wird

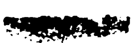
hier in die Fußstapfen Windthorst's treten müssen; sein Tod würde in der That den Anfang vom Ende des Centrums bedeuten, wenn die Interessen-Coalitionen in der Fraktion sich Geltung zu verschaffen wüßten. Die gleichmäßige Fürsorge für das moralische und materielle Wohl aller Volksklassen ist einer der wichtigsten Programmpunkte der Centrumsfraktion. Unerbittlich muß gerade jetzt daran festgehalten werden, wo sogar die Norddeutsche Allgemeine Zeitung über „den überwuchernden Einfluß der wirthschaftlichen Interessen“ in unsern Parlamenten Klage zu führen beginnt und die Frage aufwirft: „Der kritische Geist des Auslandes hat unser Volk lange Zeit und in nicht wohlwollendem Sinne ein ‚Volk von Denkern‘ genannt und ihm dadurch nur Aufgaben außerhalb der Praxis des Lebens anweisen wollen; der Gefahr, in Wirklichkeit nur ein Volk von Denkern zu werden, haben uns die großartigen Ereignisse der letzten Jahrzehnte entrissen, aber sollen wir nun ein Volk von ‚Rechnern‘ werden?“

Windthorst hat der Rücksicht auf die möglichste Einheit des Centrums häufiger, als gemeinhin geglaubt wird, die eigene Meinung geopfert. Er hat eigentlich niemals seine Ansicht der Fraktion aufzudrängen versucht. In schwierigen Fragen legte er den größten Werth darauf, daß die verschiedenen Auffassungen zu Worte kamen. Dann saß er da als der aufmerksame Zuhörer, um erst am Schlusse in die Debatte einzugreifen, und vorsichtig selbst Stellung zu nehmen. Man kann sagen, daß er in manchen Dingen mehr sich leiten ließ, als zu leiten versuchte, so z. B. in den socialpolitischen Dingen, in welchen er ja ein Kind der alten Schule war. Aber er sperrte sich nicht gegen die Anforderungen der Gegenwart, schrieb keine mémoires d'outre tombe, wie manche seiner politischen Zeitgenossen, und lernte bis an sein Ende. Großes Gewicht legte er auf die enge Fühlung mit den Volkskreisen, in denen er sich ja auch bei den mannigfachsten Gelegenheiten bewegte. In der breiten Masse des

Volkes müssen die festen Wurzeln der Kraft des Centrums auch ferner liegen.

Nicht minder bedeutungsvoll für die Zukunft des Centrums ist die Wahrung des nicht confessionellen Charakters der Fraktion. Das Centrum ist keine confessionelle Fraktion weder nach seinem Programm noch nach seiner Zusammensetzung: das ist seit der Begründung des Centrums unzähligemal ausgesprochen worden. Niemand wachte sorgsamer darüber, daß jede confessionelle Politik ausgeschlossen blieb, als Windthorst. Die gefährliche Legende von dem protestantischen Staat Preußen kann man nur wirksam bekämpfen, wenn man sich rückhaltlos auf den Boden der verfassungsmäßigen Parität stellt und von diesem aus die öffentlich rechtliche Stellung der katholischen Kirche und ihre volle Gleichberechtigung vertheidigt. Der „Evangelische Bund" sieht vor lauter Protestanten die Katholiken nicht; es wäre ebenso verkehrt, bei irgend einer Frage zu vergessen, daß die Katholiken in Preußen und im Reiche nicht allein sind, vielmehr mit dem protestantischen Bevölkerungstheil und zwar mit einer Mehrheit von Protestanten zu rechnen haben. Das hatte Windthorst schon in Hannover gelernt. Alle confessionellen Fragen behandelte er, wie ein seinem Andenken gewidmetes Schriftchen mit Recht betont, „vom Standpunkte der Verfassung, des Rechtes, der Billigkeit; das Bekenntniß Anderer anzutasten, ihre religiösen Ueberzeugungen oder Vorurtheile anzugreifen, fiel ihm nicht ein, und die sehr seltenen Ausschreitungen auf katholischer Seite erweckten ihm entschiedenes Mißbehagen". Der hie und da aufgetauchte Gedanke, dem evangelischen Bunde eine katholische Liga entgegenzustellen, ist von vornherein auf den entschiedensten Widerspruch des Centrumsführers gestoßen.

Für die Sicherung der Rechtsstellung der Kirche und ihres Einflusses im öffentlichen Leben hat Windthorst, besser wie irgend ein anderer Politiker der Gegenwart, die rechte Basis und die rechte Form gefunden. Man kann sich nicht





wundern, daß diese Seite seiner großartigen Wirksamkeit besonders von der Presse derjenigen katholischen Länder hervorgehoben wird, in welchen die Katholiken sich gegenseitig in unfruchtbaren Kämpfen aufreiben und zu einer parlamentarischen Bildung nach Art des deutschen Centrums noch immer nicht haben gelangen können. Die Madrider „Epoca", das Organ des spanischen Ministerpräsidenten, sieht die weltgeschichtliche Bedeutung der Wirksamkeit Windthorst's darin, daß er der Politik des Jahrhunderts eine andere Wendung gab, indem er die moderne Staats-Omnipotenz zur Capitulation vor dem Katholicismus zwang. Dadurch habe er allen Anhängern der Kirche auf dem ganzen Erdenrund eine unberechenbare Stärkung verliehen. Er sei ein Vorbild für die katholischen Staatsmänner aller Länder geworden, indem er zeigte, daß die als „mittelalterlich" verschrieenen Lehren der katholischen Kirche die sicherste und fruchtbarste Grundlage für alle übrigen Fragen des wirthschaftlichen und politischen Lebens bilden, sowohl für heute als auch für alle Zukunft. Treffender noch bemerkt, trotz einzelner Schiefheiten, der Pariser „Temps" u. a.: „Es scheint, daß es in unserm Jahrhundert manchmal gerade den Vertretern des legitimistischen Princips, den Bewunderern der Vergangenheit vorbehalten blieb, die vollste Incarnation der Gegenwart zu sein und sich mit unvergleichlicher Ungezwungenheit der ihnen durch die Revolution, die sie doch so aufrichtig beklagen und tief verabscheuen, in die Hände gespielten Waffen zu bedienen. O'Connell in Irland, Montalembert in Frankreich, das sind Namen, die das Andenken an Windthorst stets wachrufen wird, und sicher sind diese Analogien das höchste Lob, das man dem Verstorbenen spenden kann. Glühender Katholik und überzeugter Anhänger des heiligen Stuhles, war Windthorst zu gleicher Zeit einer der bewunderungswürdigsten Taktiker unseres Jahrhunderts. In den Dienst des Syllabus stellte er Alles, was ihm die constitutionelle Staatsverfassung gewährte. Kurz, er war ein lebendiges Beispiel für das, was

eine streng katholische Partei sein kann, wenn sie sich auf den Boden des Rechts stellt. Er brachte den Kampf vor das Forum der Oeffentlichkeit, er trug ihn bewußt und berechnet in die Vertretung, schloß Bündnisse, wo sie ihm nützlich schienen, und machte Politik mit allen Mitteln und Compromissen, die sie einbegreift. Ueberall, wo der Katholicismus sich mit seinen Angriffs- und Vertheidigungsmitteln einer neuen Lage der Dinge anpassen mußte, wo Prälaten oder Laien das Bedürfniß fühlten, das Band zu zerschneiden, das den ewig jungen Körper der Kirche mit dem Leichnam dieser oder jener Dynastie, dieses oder jenes Regimes verband, wurde die Hülfe Windthorst's und des Centrums angerufen. Und das Merkwürdigste ist, daß der, welcher die neue Kampfmethode eingeleitet hat, ein Mann war, den seine Anhänglichkeit an die Vergangenheit, an die Unabhängigkeit Hannovers, die im Jahre 1866 in's Grab sank, an das in der welfischen Dynastie am prägnantesten ausgedrückte Legitimitäts-Princip leicht in jene Art von mystischem Loyalismus hätte verstricken können, den man häufig mit dem Katholicismus in Zusammenhang bringt".

Von Freund und Feind hört man jetzt täglich die Frage aufwerfen: „Wer wird Windthorst ersetzen?" und „Was wird aus dem Centrum?" Schwerlich wird das Centrum jemals wieder in seiner Mitte eine Persönlichkeit haben, welche den verstorbenen Führer nach allen Richtungen in seiner ganzen Eigenart zu ersetzen im Stande wäre. Die Fraktion zählt eine Reihe hochbegabter, kenntnißreicher, für die Sache begeisterter Männer — sie kann sich in dieser Beziehung wahrlich mit jeder andern Gruppe unserer Parlamente messen. Jedoch Parlamentarier von der Genialität eines Windthorst bringt nicht jedes Jahrhundert hervor. Vielleicht bedürfen für die nächste Zukunft die deutschen Katholiken keines so überragenden Führers. Sicher aber bedürfen sie nach wie vor eines Centrums, und darum wird dasselbe auch nach Windthorst's Tode fortbestehen. In die Arbeit, welche er that, werden sich vorerst wohl Mehrere theilen

müssen; je vollständiger sie dabei vom Windthorst'schen Geiste sich leiten lassen, um so besser werden sie ihrer verantwortungsvollen Aufgabe genügen. Im Uebrigen „wollen wir unsern Verstand zusammenhalten und Alles im Frieden ordnen".

J. B.

---

## XLV.

## Zeitläufe.

**Windthorst †. Die Wetterzeichen in Berlin nach innen und außen. II.**

Den 24. März 1891.

Und gerade unter solchen Umständen ist Windthorst aus dem Leben abberufen worden. Bis über das 79. Lebensjahr hinaus hat er eine in solcher Stellung unvergleichliche Wirksamkeit bethätigt, und „als Sieger sei er gestorben": sagen die Gegner. Zwanzig Jahre lang als „Reichsfeind" am schwärzesten gebrandmarkt, weil er das Recht auf allen Gebieten unter seine Obhut nahm, und es auch für seine entthronte Dynastie heilig hielt, ist er dahin geschieden unter der rührenden Theilnahme der höchsten Fürstlichkeiten Preußens und des Reichs. Mit einem „Hoch auf den Kaiser" soll er sich noch in seinen letzten Fieberträumen beschäftigt haben.

Was man gemeinhin einen „Nachruf" nennt in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, ist uns an diesem Grabe ebenso unmöglich, wie unnöthig. Am Tage seines Todes riefen alle Telegraphen und Telephone der Welt seinen Namen aus, und wollte man im Einzelnen darlegen, was er war und that, so müßte man die deutsche und europäische

Geschichte seit fünfundzwanzig Jahren recapituliren. Es hat von jeher berühmte Redner gegeben, aber Windthorst war ein parlamentarisches Wunder, nicht durch Ton, Glanz und Schwung der Worte, aber durch die Kraft und Klarheit der Rede, die humorvolle Treffsicherheit und die vollkommene Beherrschung jedes sich ihm darbietenden Stoffes. Nicht minder groß war seine Wirksamkeit im Stillen durch die eindringende Kenntniß der Verhältnisse und die Klugheit seines Rathes. In Berlin hat es keinen wirklicheren Geheimen Rath gegeben, als ihn; das hat selbst Fürst Bismarck noch in den letzten Tagen seiner Herrschaft thatsächlich anerkannt.

Nur einmal hat der kluge Führer, Eingeweihteren gegenüber, sich in einer großen Frage geirrt; aber gerade da hat er den tapfern Muth am glänzendsten bewiesen, mit dem er auf dem gewiesenen Wege voranging, auch wo er ihn von Hindernissen starren sah und nicht die Hoffnung hegen konnte, an's Ziel zu gelangen. Es war zur Zeit, als das vatikanische Concil einberufen war und dessen Beschluß über das Lehramt des heiligen Stuhles in Aussicht stand. Wenn es auf ihn angekommen wäre, so hätte das Concil den Ausspruch nicht gethan. Nicht als ob Windthorst ein Gegner der Lehre gewesen wäre, aber er hielt den Beschluß für höchst inopportun. Denn er sah alles Das kommen, was dann wirklich fünfzehn Jahre lang mit List und brutaler Gewalt gegen die treuen Katholiken Preußens aufgeboten wurde, und er fürchtete, daß weder der Klerus, noch der katholische Adel überall, bei der zermalmenden Natur des preußischen Staatswesens, einem solchen Ansturm gewachsen seyn würde.

Wer sich jener Stimmungen erinnert, der vermag erst recht die Riesenaufgabe zu ermessen, die dem bis zu dem entscheidenden Jahre nur wenig bekannten Staatsmanne aus Hannover in der Bildung und Führung einer parlamentarischen Partei zufiel, die als mißhandeltes Aschenbrödel in der

Vertretung des Reiches erschien und jetzt als die ausschlaggebende Macht dort geachtet wird. Die Bahn war lang und mit Dornen besäet; es war kein Sklavenzug, der hinter Windthorst einherzog, aber für die große Idee, in deren Dienst er sich gestellt hatte, brauchte er nie über einen Ausreißer zu klagen, und in Nebendingen hat man ihn stets seinem Urtheil getreu, aber niemals herrisch auftreten sehen.

Selbst gegnerischerseits wird jetzt zugegeben, daß der große „Reichsfeind" von ehedem sich doch auch als ehrlicher Freund des Reichs bewährt und manche feste Klammer um dessen Bau habe legen helfen. „Daß sein Fehlen fortan von seinen vormaligen Gegnern vielleicht noch schwerer empfunden werden wird, als von den Gruppen, deren Leitung sich in seiner Hand vereinigte, ist wohl der größte Ruhmeskranz, der dem bedeutendsten der deutschen Parlamentarier zu Theil wird." [1]) Schöner könnte kein Nachruf seiner ergebensten Freunde auf ihren hingeschiedenen Führer schließen; aber es ist keiner seiner Mitarbeiter, der seinen Verlust nicht als ein persönliches Unglück empfände.

Windthorst bildete insbesondere den Mittelpunkt für den Zusammenschluß des Südens und des Nordens in der Einen parlamentarischen Partei. Als beim Zollparlament von 1867 die „Süddeutsche Fraktion" im Petersburger Hof gegründet wurde, stellte der bayerische Reichsrath Freiherr von Thüngen den Abgeordneten Dr. Windthorst der Versammlung vor. Mitglied konnte die Hannover'sche Excellenz als Norddeutscher nicht werden; er trat als Hospitant bei und bot sich als Rathgeber in den uns unbekannten parlamentarischen Verhältnissen Preußens an. Es war eine sehr gemischte Gesellschaft, welche sich da unter dem abgetragenen großdeutschen Hut zusammenfand: die bayerischen Reichsräthe, die württemberg'schen Demokraten, die badischen und bayerischen „Ultra=

1) Nekrolog der Münchener „Allgemeinen Zeitung" vom 14. März 1891.



montanen", die sächsischen Socialdemokraten, mit Bebel und Liebknecht, gleichfalls als Hospitanten, wie Windthorst. Wer weiß, ob ohne ihn das nachherige Centrum sich nicht landsmannschaftlich getheilt hätte oder unter diesem Titel allmählig auseinander gegangen wäre?

Nicht nur nach politischer Wahl bildete Windthorst den Einigungspunkt zwischen Süd- und Norddeutschen, sondern es lag ein Amalgam in seiner Natur und Wesenheit. In ihm waren die beiden, sich nicht immer gleichmäßig national fühlenden, Völkertypen derart ineinander aufgegangen, daß keiner ihrer Vertreter jemals in ihm den Landsmann vermißte. Im Petersburger Hof hätte man dazumal keine Eifersucht gekannt, wenn Windthorst an die Spitze des bayerischen Ministeriums berufen worden wäre.

Als Repräsentant dieser innerlichen Einigung der Stämme im Centrum ist der bayerische Reichsrath Graf Preysing als treuer Pfleger am Sterbebette und als Kläger am Grabe des verehrten Führers gestanden.

Auch die reinpolitischen Richtungen im Centrum waren ohne Zweifel in der Person Windthorst's am festesten verkittet, und darum darf man es den Gegnern kaum verargen, wenn sie von dem Bruch des lebendigen Bandes den Zerfall der Fraktion erwarten. Dieselbe hat überdieß in wenig mehr als Jahresfrist noch zwei hervorragende Männer, Freiherrn zu Franckenstein durch allzu frühen Tod und Freiherrn von Schorlemer durch schwere Krankheit, verloren. Vor Allem aber ist die Stellung der Fraktion nach außen eine andere geworden.

Solange sie einer von allen Seiten belagerten Festung glich, war sie keinen Versuchungen ausgesetzt, und einzelne Meinungsverschiedenheiten konnten nicht leicht ernstere Gestalt annehmen, da sich ohne Gefahr Ja oder Nein sagen ließ. Ganz anders sind die Dinge gelagert, seitdem die Fraktion, und zwar ein Theil derselben schon in den letzten Jahren des Fürsten Bismarck, sozusagen hoffähig geworden war. In

dieser Stellung drängen sich unabweisbare Rücksichten auf, die man noch lange nicht als „Handelsgeschäft" zu betrachten braucht, die auch nicht unverrückbare Grundsätze berühren, andererseits aber die Erinnerung an die Wähler und ihre Gefühle wachrufen. Man denke nur an die unersättlichen Forderungen des Militärstaats und an die schwere Verantwortlichkeit für den Fall des jedesmal in Sicht gestellten Kriegsausbruchs. Peinliche Entscheidungen gab es ehedem nicht, jetzt sind sie an der Tagesordnung.

Und nun ist kein Windthorst mehr da, wird auch, nach dem einstimmigen Urtheil von Freund und Feind, keiner mehr kommen, weil die große und strenge Lernzeit, aus der er hervorgegangen, nicht mehr gegeben ist. Aus den langen Reden im Reichstag und Landtag zu Berlin fällt die am willigsten und aufmerksamsten gehörte für immer aus. Aber was er in langen Jahren unermüdlich gesagt und gethan, ist nicht mit gestorben; es ist aufgezeichnet, und es wird kaum ein Fall auftauchen, für den sich in diesen Geschichtsbüchern nicht ein Analogon fände. Es gibt politisch nichts Inhaltsvolleres und Selbstloseres als die Tradition Windthorst; möge sie der politische Katechismus des Centrums werden! Dessen erste und letzte Forderung aber lautet: Seid einig, einig, einig!

---

Es ist eine merkwürdige Fügung: noch auf dem Todbette empfing Windthorst die Nachricht von der Entlassung des Cultusministers von Goßler. Noch vor Kurzem und wiederholt hatte der Sterbende öffentlich ausgesprochen, daß die katholischen Wünsche und Beschwerden keine unbefangene Würdigung finden würden, solange dieser Mann am Ruder stehe. „Der größte Erfolg und der größte Verlust auf einmal": sagte man in Berlin. Aber noch sonderbarer: die Bestattung in der Marienkirche zu Hannover fand an demselben Tage statt, an dem ein Jahr vorher die Entlassung

des Fürsten Bismarck erfolgt war, zunächst wegen einer dem Kaiser verheimlichten Conferenz desselben mit dem Abgeordneten Windthorst. So wurde er der Nagel zum Sarge der Kanzler-Diktatur.

Herr von Goßler war ein hochachtbarer Mann und tüchtiger Arbeiter, aber auch das Urbild protestantischer Voreingenommenheit und starrer Bureaukrat dazu. Zwar fehlte es ihm nicht an Schmiegsamkeit nach oben, wie er noch unter der Bismarck'schen Herrschaft in dem Falle Schweninger, dann gegenüber der kaiserlichen Schulreform und endlich durch die unglaubliche Selbstverläugnung in der Sperrgelder-Frage bewiesen hat. Sein Ansehen war im Grunde bei allen Parteien verloren, vielleicht war es aber gerade der Rehabilitirung wegen, daß er für die erledigte Stelle eines Unterstaatssekretärs in seinem Ministerium einen Mann durchzusetzen suchte, von dem die preußischen Katholiken noch mehr zu befürchten hatten, als von ihm selber. Darüber fiel er, noch ehe sein Gegenüber die wachsamen Augen schloß.

Der Grund des Wechsels kann kein anderer seyn, als daß auch in dieser Richtung ein Entgegenkommen eingeleitet werden soll, das mit Herrn von Goßler nicht möglich gewesen wäre. So versteht auch Jedermann die Worte, mit welchen er sich von den Beamten seines Ministeriums verabschiedete: nicht weil er das Gefühl gehabt habe, alle Autorität eingebüßt zu haben, „sei er gegangen, sondern weil er eine Politik eingeschlagen sah, für welche er ein Hinderniß zu seyn befürchtete." Sein Nachfolger soll auch auf Grund eines bestimmten Programmes in die Regierung eingetreten seyn. Wenn auch Näheres darüber nicht bekannt ist, so läßt sich doch Eines mit Bestimmtheit errathen: alle die mächtigen Richtungen, welche dem Bruch des Kaisers mit Stöcker und der Hofprediger-Partei zujubelten, werden Feuer und Flammen speien, wenn mit der Ausscheidung des alten persönlich feindseligen Elements, das ihnen immer noch gegen

die katholische Kirche zu Diensten stand, aus dem Cultusressort Ernst gemacht werden soll, und der protestantische Conservatismus wird für einen solchen neuen Curs auch nicht sehr willig in die Bresche treten.

Am Tage nach dem Tode Windthorst's bemerkte ein Berliner Bericht über die Aenderung im Cultusministerium: „Einstweilen, unter dem unmittelbaren Eindruck der tiefgreifenden Ereignisse dieser Woche, hat man das Gefühl einer allgemeinen Verwirrung, von der Niemand zu sagen wagt, was sich aus ihr entwickeln wird In dieses Chaos sind mehr oder weniger alle Parteien hineingezogen; unverkennbare Symptome davon hat man auf conservativer, wie auf freisinniger Seite schon seit einiger Zeit beobachten können, und in der letzten Woche ist es die nationalliberale Partei gewesen. welche ein wenig erfreuliches Bild geboten hat“.[1]) Diese Partei steht überhaupt wie in der Fabel zwischen den zwei Heubündeln. Nur das Centrum sieht mit Ruhe der Entwicklung zu. Die genannten Parteien alle aber fragen ungestüm, wohin der Weg denn eigentlich gehe? Alle Maßregeln der Regierung, klagen sie, wirkten um so verwirrender, als man ihre Begründung nicht begreife, und solle wirklich ein neuer Curs eingeschlagen werden, so müsse die Regierung den Muth haben, dieß einzugestehen![2]) Was aber dann?

Ein Hauptärgerniß für die Parteien des alten Cartells war der Anschein, als ob die Maßregeln des neuen Curses des Beifalles der „freisinnigen Partei“ sich erfreuen könnten.

1) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 17. März. — Die letzte Bemerkung des Berichts scheint sich zunächst auf die Folgen der skandalösen Wahl in Bochum zu beziehen, wo der nationalliberale Candidat, um den des Centrums zu übertrumpfen, sich die Forderungen der socialdemokratischen Bergleute aneignete, wogegen sich dann die Parteileitung, auf den drohenden Protest der Grubenbesitzer, erklärte, so daß der Gewählte seine Zusage wieder abläugnen mußte.

2) Dr. Arendt im Berliner „Deutschen Wochenblatt“ vom 19. Februar ds. Js.

Zum Theile ist dieß ja auch richtig, und um so räthselhafter, warum der neue Reichskanzler in den zweitägigen Debatten der letzten Tage vorigen Monats über die Unteroffiziers-Prämien, welchen die Partei allerdings nicht geneigt war, einen so schroffen Bruch herbeiführte. Fürst Bismarck hatte in einer seiner Plaudereien (Mai v. Js.) bemerkt: „sein Nachfolger sei ein guter General, sogar unser bester; schade, daß er in die Politik eintrat". Man kann aber nicht sagen, daß ihm gegen den „Freisinn" das Pferd durchgegangen sei, denn er kam mit Notizen und schlechten Noten über die „Fortschrittspartei", wie er die „um Eugen Richter" beständig noch nannte, in die Sitzung. So kanzelte er mit augenscheinlich berechneter Schroffheit die Partei ab in einer Weise, die lebhaft an die Redewendungen seines Vorgängers erinnerte: er verzichte bereitwillig auf die Mitwirkung Richters bei der Wahrung des Reichsansehens; mit der Fortschrittspartei könne keine Regierung zusammengehen, es wäre denn deren eigene; er habe bisher von ihr nur eine negirende Haltung gesehen; die Bundesgenossenschaft ihrer Presse „sei ihm schon lange unheimlich, besonders in dem vorgeblichen, aber nicht existirenden, Kampfe mit seinem Amtsvorgänger".

Was wollte nun durch dieses Auftreten erzielt und genützt werden? Die Annahme lag nahe, es gelte eine Aussöhnung des neuen Kanzlers mit dem alten. Aber Hr. von Caprivi wird am besten wissen, daß es gerade die Nachfolgerschaft an sich ist, was jede Aussöhnung mit Friedrichsruh unmöglich macht, und der Friede auch mit dem Kaiser selber nur eintreten könnte, wenn die Dynastie Bismarck wieder Nachfolger würde. Es kann also nur angenommen werden, daß die Abstossung des Freisinns eine Genugthuung für die alten Cartellparteien seyn sollte. Allein auch dieser Zweck wurde verfehlt. Denn unmittelbar darauf brachte der „Reichsanzeiger" eine Erklärung, womit Hr. von Caprivi es bei den Großindustriellen und mit ihnen verbündeten Agrariern wieder gründlich verschüttete. Der „Radikalismus" erschien neuerdings als

verkappter Bundesgenosse des kaiserlichen „Idealismus“, und die „Verwirrung“ war ärger als je. Vergebens ist der Kaiser der Umbildung der rein politischen Parteien in rein wirthschaftliche mit dem Gebot in den Weg getreten: „Die Einzelnen müssen Opfer bringen für das Ganze!“ Es ist weniger als je abzusehen, was aus diesem Krieg Aller gegen Alle endlich werden soll.

Gegen Mitte Februar hatte das vielgenannte Petersburger Blatt „Grashdanin“, ausgehend von den sich häufenden Personalveränderungen in Berlin, wobei auch schon der Rücktritt Goßler's in Aussicht genommen war, eine schadenfrohe Auslassung über die dortige Lage nach innen und außen veröffentlicht. Einerseits „suche der Kaiser in der Jagd nach unbedingter Fügsamkeit Instrumente für seine, aufrichtig gesagt, höchst undankbare Reformarbeit“, andererseits drohe ein Erdbeben im Dreibund. Der Sturz Crispi's mache sich der deutschen Diplomatie immer fühlbarer, da Frankreich kein Opfer scheuen werde, Italien von dem Bunde loszureißen, und Oesterreich fühle sich nicht mehr bloß als Eines der „zwei Eisen“ in Bismarck's Hand. Dessen ehemaliges, nun wieder officiös gewordenes, Leibblatt druckte, trotz des beleidigenden Inhalts, die russische Auslassung ab, und zwar um damit den zwei neuen Bismarckorganen in's Gewissen zu reden:

„Wir empfehlen den ‚Hamburger Nachrichten‘ und der Münchener ‚Allgemeinen Zeitung‘ diesen Artikel des Grashdanin zu eingehendem Studium; sie werden darin das panslavistische Echo derjenigen Artikel deutscher Blätter finden, die nicht müde werden, das Ansehen der deutschen Regierung herabzusetzen, vollzogene Personalveränderungen in tendenziöser Weise auszubeuten, völlig aus der Luft gegriffene Gerüchte über bevorstehende Umwälzungen in Besetzung der höchsten Staatsämter zu verbreiten und tagtäglich urbi et orbi zu verkünden, daß in Deutschland eine schwankende, unfähige, nach Innen und Außen schwache Regierung an's Ruder getreten sei. Wir meinen, daß — von allen sonstigen Wirkungen abgesehen — die Schadenfreude der erbittertsten Gegner Deutschlands jenem

Treiben ein quousque tandem zuruft, welches überall verstanden werden sollte".[1])

Wenige Tage später erregte ein neuer Zwischenfall die gereizten Nerven. Am 24. Februar trat die Kaiserin Friedrich ihre Reise nach Paris an, im Interesse der internationalen Kunstausstellung in Berlin, und dehnte ihren Aufenthalt bis zum 3. März aus.

Der Exkanzler hatte den seinerzeitigen Ausflug des Kaisers von dem Hochzeitsfeste in Athen nach Constantinopel höchlich mißbilligt, weil man sich in St. Petersburg über den deutschen Besuch beim Sultan ärgern werde. Aus demselben Grunde mißbilligte er auch die französische Reise der Kaiserin=Wittwe. Schon der Gedankengang, der dem Besuch unterlegt werden konnte, und wirklich unterlegt wurde, mußte ihm unausstehlich seyn. „Der junge Hohenzoller Kaiser beschämt seine Altersgenossen durch die Bedachtsamkeit, mit welcher er sich von jenem bornirten Nationalismus fernhält, der während des verflossenen Jahrzehents in Deutschland gepflegt, auf den Hochschulen gelehrt, von den Kanzeln gepredigt und in den Vereinen cultivirt wurde. Der Chauvinismus, welcher auf diese Weise großgezogen wurde, war von dem Chauvinismus der Pariser Boulevards wenig verschieden".[2]) Das war aber eben der Geist der Bismarck'schen Herrschaft, gegen den schon das edle Herz des nachherigen Kaisers Friedrich sich aufgelehnt hat; in öffentlicher Rede beim Lutherfest zu Wittenberg sagte er: für „Chauvinismus" gebe es kein Wort in deutscher Sprache.

Nun ist der Kaiserin=Wittwe auf den Pariser Boulevards nichts Unangenehmes begegnet. Sie ist nicht wie weiland König Alfons von Spanien als „preußischer Ulan" ausgepfiffen worden. Sie hat ebenso unbehelligt wie bei ihren

---

1) Aus der Berliner „Germania" vom 15. Februar ds. Js.

2) So äußerte sich die Wiener „Neue Freie Presse" vom 13. Februar d. Js. — Früher war das Blatt entzückt über diese — nationale Erziehung!



früheren Besuchen seit 1870 die Kunstanstalten und Denkmäler, die Künstler und ihre Ateliers besucht, selbst in Versailles. Nur die Hetzer der verbotenen „Patriotenliga" haben in ihren Clubs Skandal gemacht, und Boulanger ist aus der politischen Unterwelt an der belgischen Grenze gefechtsbereit aufgetaucht. Bedenklich blieb nur die Feigheit, mit der die Künstler, welche sich zuvor durch die Einladung nach Berlin hochgeehrt fühlten, auch ohne Bedenken schon in München und Stuttgart ausgestellt hatten, durch den Lärm der Radaumacher einschüchtern und zur Absage zwingen ließen. Das konnte allerdings auf die allgemeine Schwäche des Pariser Publikums schließen lassen, dessen leichte Entzündbarkeit ohnehin bekannt ist. Aber die Kaiserin selbst fürchtete nichts; sie richtete an ihren Sohn ein Schreiben, worin sie ihre höchste Befriedigung über die Artigkeit ausdrückte, mit welcher sie in Paris von allen Personen in verantwortlicher Stellung behandelt worden sei, und ebenso erzählte sie ihrer Mutter, der Königin von England, nur von angenehmen Erinnerungen

Trotzdem erhob sich bei uns in bekannten Organen, namentlich am Rhein, ein Geschrei über die tödtliche Beleidigung und Rächung der nationalen Ehre, die durch den „ernsten Zwischenfall" herausgefordert sei. In der ersten Aufwallung ließ sich auch Hr. von Caprivi zu einer Maßregel hinreißen, die den Schein erwecken könnte, als ob auch er den Vorgang im falschen Lichte betrachtet habe. Er stellte den tiefen Grenzgraben gegen das „wilde Land" wieder her in der ganzen Schärfe, wie er durch die Barbarei des Fürsten Bismarck mit Verhängung des Paßzwangs im Jahre 1888 geschaffen worden war. Kurz vorher waren wesentliche Erleichterungen dieser auf Elsaß-Lothringen schwer lastenden Maßregel gewährt worden, und eben noch hatte der Statthalter der Reichslande dem Landesausschuß in einem Toaste erklärt: das Vertrauen des Kaisers zu den besseren Absichten des westlichen Nachbars, das früher gestört gewesen, sei wieder gesteigert und auf beiden Seiten sei Hoffnung vorhanden, zu

normalen Zuständen zurückzukehren. Und in demselben Moment war die Hoffnung gänzlich wieder vernichtet, Elsaß-Lothringen zur Buße für fremde Sünden von Neuem für unabsehbare Zeiten verdammt.

Ueber den Eindruck der Maßregel weit über die Kreise der unmittelbar Geschädigten hinaus konnte Hr. von Caprivi nicht im Unklaren seyn. Umsomehr ist zu vermuthen, daß hinter den Coulissen noch Dinge vorgegangen waren, von welchen Kaiserin Friedrich keine Ahnung haben konnte, und die erst den beunruhigenden Charakter der Vorfälle ausgemacht hatten. In der That kommen nun aus Berlin und Paris eigenthümliche Andeutungen. Einerseits soll in Paris ein von einflußreichen Personen unterstütztes russisches Preßbureau bestehen, von dem das Signal zu allem dem Lärm ausgegangen sei; andererseits ist die „kleine weiße Maus“, wie der Ministerpräsident und Kriegsminister de Freycinet scherzweise genannt wird, von Anfang an verdächtig gewesen, daß er der chauvinistischen Hetze die Stange gehalten habe, im Bunde mit dem Minister des Innern und im Gegensatze zum Präsidenten der Republik. Von letzterem, nicht vom Ministerium, seien die endlich getroffenen Schutzmaßregeln ausgegangen, während Freycinet es ruhig auf den Kriegsfall hätte ankommen lassen, da die verwirrte innere Lage Deutschlands günstig wäre für Frankreich, wie nie!

Fürst Bismarck hat in einer seiner letzten Unterredungen gesagt: „Nur der Chemiker kann die Kriegsfrage beantworten; wer von unseren Feinden das absolut beste Pulver hat, wird das Zeichen zum Losschlagen geben“. „Das haben wir!“ soll Hr. de Freycinet im Ministerrath gesagt haben.[1]) Aber warum hat denn der große preußische Staatsmann selber im Jahre 1866 auf den „Chemiker“ ganz vergessen?

1) Berliner Correspondent der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 8. März und 17. März ds. Js.

## XLVI.

# Gutberlet's Lehrbuch der Philosophie.

(Zweite Auflage.)

In Band 97 S 562 dieser Blätter (1886) hat Referent die erste Auflage des Lehrbuches der Philosophie von Dr. Const. Gutberlet durch eine kurze Besprechung angezeigt und empfohlen. Von drei Theilen des bezeichneten Lehrbuches, nämlich der Psychologie, allgemeinen Metaphysik und Theodicee ist nun im Verlauf des Jahres 1890 eine zweite Auflage erschienen. Die bereits in der frühern Besprechung hervorgehobenen Vorzüge des Lehrbuches sind selbstverständlich in der neuen Auflage geblieben. Ueber die Veränderungen resp. Verbesserungen, welche die neu aufgelegten Theile des Lehrbuches erfahren haben, hat der Autor selbst im Vorworte sich ausgesprochen. Wie schon die erste Auflage einerseits auf die Ergebnisse und Fortschritte der exakten Wissenschaften, andrerseits aber auch auf die theils von der Naturforschung, theils von der modernen Philosophie ausgegangenen Angriffe gegen die christliche Philosophie allenthalben Rücksicht genommen hat, so ist dieß in der neuen Auflage in noch höherem Grade geschehen.

Ueber die Stellung der Philosophie Gutberlet's zur Mathematik und zu den empirischen Wissenschaften dürften hier, bevor Referent einige specielle Zusätze und Verbesserungen der neuen Auflage hervorhebt, einige allgemeine Bemerkungen am Platze sein. Während der letzten Herbstferien kam ich mit einem Herrn, der mit Philosophie sich beschäftigt, auf die philosophischen Publikationen Gutberlet's zu sprechen. Jener Herr nun war mit der Art und Weise, wie Gutberlet die Mathematik und die Ergebnisse empirischer Forschung in der Philosophie berücksichtigt und verwerthet, nicht einverstanden. Er war geneigt, dieß eher zu tadeln als zu loben, indem er meinte, die Philosophie könne dadurch nichts gewinnen. Referent war aber entgegengesetzter Ansicht und ist es noch immer, glaubte indeß die von jenem Herrn vertretene Auffassung des Verhältnisses der philosophischen Spekulation zur Empirie hier deßwegen erwähnen zu sollen, weil eben diese oder eine damit engverwandte mißtrauische und ablehnende Haltung gegenüber der modernen empirischen Wissenschaft von mehreren Philosophen der Gegenwart getheilt wird. Wie es aber solchen gegen das empirische Wissen spröde sich abschließenden Philosophen dann ergeht, wenn sie über Dinge, die zunächst zur Competenz einer empirischen Wissenschaft gehören, von ihrem philosophischen Standpunkte aus aburtheilen, davon gibt es abschreckende Beispiele, wovon nur eines — jedoch ohne Namensnennung —

angedeutet sein soll. In einer von einem Philosophen verfaßten Broschüre über die Farbenwelt äußert sich der Autor sehr wegwerfend und spöttisch über die physikalische Lichtlehre, insbesondere die Kleinheit der Lichtwellen und die Größe der Schwingungszahlen und maßt sich an, die betreffenden Rechnungen der Physiker mathematische Spielerei zu nennen. Dabei aber bringt dieser Schriftsteller in einem einzigen Satze soviel Unrichtiges vor, daß jeder Sachverständige sofort sieht, wie völlig unbekannt derselbe mit den betreffenden Experimenten und Rechnungen, über die er spottet, ist. Nicht einmal die Rechnungsresultate wußte er richtig anzugeben, denn was er über die Größe der Wellen des rothen und violetten Lichtes sagt, ist total unrichtig. Und auf die Auslassungen dieses Philosophen hat dann wieder ein anderer, der mit der Sache selbst ebenso wenig vertraut ist, sich gestützt und berufen! Der Philosoph muß allerdings oft an den vorgeblichen Ergebnissen empirischer Forschung Kritik üben, aber er soll dann das, was er beurtheilt, zuvor gründlich kennen.

Einen angenehmen Contrast zu der so eben an einem Beispiele illustrirten Art des Philosophirens resp. des philosophischen Verhaltens gegenüber den empirischen und exakten Wissenschaften bilden jene philosophischen Werke, mit deren Besprechung wir es hier zu thun haben. Gutberlet ist mit den empirischen und exakten Wissenschaften, vorab mit der Mathematik vollkommen vertraut und hat die wichtigsten gesicherten Ergebnisse dieser Wissenschaften überall, wo es am Platze war, verwerthet. Eine im „Katholik" (Jahrg. 1891 Heft 1) bereits erschienene Recension hat die Verwerthung des Naturwissens und der Mathematik in Gutberlet's Philosophie bereits lobend anerkannt. Ungeachtet dieser Rücksichtnahme auf die Ergebnisse und Fortschritte der empirischen Wissenschaften hält Gutberlet's Philosophie im Wesentlichen an der Scholastik fest und an jenen Normen und Grundsätzen, welche Papst Leo XIII. in der bekannten Encyklika bezüglich der Philosophie ausgesprochen hat.

Wir gehen nach diesen allgemeinen Bemerkungen zu solchen über, die auf einzelne Punkte der in neuer Auflage erschienenen Theile sich beziehen.

Im Beginne der allgemeinen Metaphysik ist ein neuer Paragraph über Möglichkeit der Metaphysik hinzugekommen, was durch die antimetaphysische Strömung in der modernen Philosophie motivirt ist. Die Rücksichtnahme auf die Naturwissenschaften zeigt sich hier in dem Kapitel von den Qualitäten, wo (S. 70) gesagt ist: „Gewiß hat die Auffassung der Qualitäten, namentlich der körperlichen, durch den Fortschritt der Naturwissenschaften sehr bedeutende Modifikationen erfahren und dürfen wir z. B. die Farbe nicht mehr als stabile, dem Körper

inhärirende Eigenschaft, sondern als Schwingungszustand denken." Damit werden nun freilich die Scholastiker der strengen Observanz und insbesondere die modernen Thomisten nicht einverstanden sein, denn diese meinen, daß man nur beim Festhalten der vollen Objektivität der sinnlichen Qualitäten, insbesondere der Farbe, dem Idealismus entgehen könne. Es dürfte jedoch mit dieser Furcht vor Idealismus eine ähnliche Bewandtniß haben, wie mit jener Furcht vor Sinnestäuschung, welche für die Gegner des Kopernikanischen Systems ein Hauptgrund ihres Widerstandes gegen die neue Lehre war. Im philosophischen Jahrbuch der Görresgesellschaft, Jahrgg. 1891 Heft 1, ist kürzlich ein Artikel erschienen, worin der Autor sogleich am Beginne bemerkt, daß alle Gründe, welche Galilei und später Newton für das Kopernikanische System vorbrachten, bei den Peripatetikern taube Ohren fanden, weil sie von der Furcht befangen waren, „daß mit diesen neuen Ansichten die Sinnestäuschung zum Princip erhoben würde". Mit dem damaligen Widerstand der Peripatetiker gegen das neue astronomische System hat der heutzutage hervortretende Kampf eines Theiles der modernen Scholastiker gegen gewisse Lehrpunkte der modernen Physik und Chemie, besonders gegen die Undulationstheorie vom Lichte und gegen die chemische Atomtheorie viel Verwandtschaft. Ein Hauptmotiv dabei ist eine übermäßige Furcht vor Idealismus und mechanischer Naturauffassung. Was letztere betrifft, so spielt nun einmal das Mechanische in der Natur ganz gewiß eine große Rolle, und für einen großen Theil der Vorgänge in der Natur ist keine andere Erklärung als eine mechanische berechtigt oder möglich.

Zwei Punkte, resp. Sätze kommen in der allgemeinen Metaphysik bei der Lehre von den Qualitäten vor, denen Referent seine Beistimmung nicht geben kann. Der erste dieser Sätze (S. 71) besagt, daß zwischen Qualitäten allein ein conträrer Gegensatz bestehen könne, was der Autor durch vollständige Induktion zu beweisen sucht. Hiegegen spricht die zweifellose Thatsache, daß auch bei Bewegungsvorgängen conträrer Gegensatz auftritt, denn nur aus einem solchen Gegensatze erklären sich z. B. die Erscheinungen der Interferenz bei Wellenbewegungen, wobei solche Wellensysteme, die mit entgegengesetzter Schwingungsphase zusammentreffen, sich gegenseitig ganz oder theilweise aufheben. Es sagt auch Schiffini in seinen Institutiones philosophicae (S. 182) ausdrücklich, daß conträrer Gegensatz zwar vorzugsweise, aber nicht ausschließlich bei Qualitäten vorkomme.

Ein anderer Punkt, worin Referent dem Autor nicht beistimmen kann, ist ein Satz, der sich auf die Qualität der Fertigkeit (habitus) bezieht. S. 80 ist der Satz aufgestellt, daß nicht alle Vermögen einer Fertigkeit fähig seien, sondern nur

solche, welche immanente Thätigkeiten erwecken, und anschließend an dieß wird weiterhin gesagt: „So bleiben die Fertigkeiten jedenfalls auf immanente Thätigkeiten eingeschränkt". Referent ist dagegen der Ueberzeugung, daß Fertigkeiten sowohl bei immanenten als transeunten Thätigkeiten vorkommen, und sogar bei letzteren öfter als bei ersteren. Suarez in seinem Werke de anima bespricht den Unterschied zwischen immanenten und transeunten Thätigkeiten und hebt als Beispiele transeunter Thätigkeiten die Bauthätigkeit, das Zitherspiel und den Gesang hervor. Daß diese Thätigkeiten wirklich transeunt sind, kann kein Zweifel sein: daß es darin eine Fertigkeit gibt, ist ebenfalls gewiß.

Als besonders gründlich und interessant ausgearbeitet sind dem Referenten in der allgemeinen Metaphysik die Erörterungen über das Wesen der Ordnung, der Schönheit, der Quantität, des Raumes und der Zeit erschienen. — In der Psychologie haben ebenfalls jene Lehrpunkte, welche sowohl die wichtigsten als auch die am meisten angefochtenen sind, insbesondere die Lehren von der Willensfreiheit, Einfachheit, Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele, die sorgfältigste Durchführung mit steter Rücksicht auf die entgegenstehenden Irrthümer erfahren.

In dem von den sinnlichen Gefühlen der Lust und Unlust handelnden Paragraphen (S. 211 ff.) wird eine von Zöllner versuchte Erklärung der Entstehungsursache dieser Gefühle erwähnt und als falsch abgewiesen. Die betreffende Erklärung Zöllners kommt in seinem Buche von den Kometen (S. 326) vor und enthält, wie Referent glaubt, etwas Wahres. Zöllner meint nämlich, daß die Verwandlung von Spannkraft in lebendige Kraft resp. in Bewegung mit Lustempfindung verknüpft sei, was bei gewissen Arten von körperlichen Bewegungen, wenn dieselben von ganz gesunden und kraftvollen Menschen ausgeführt werden, zutrifft. Die mit solchen Bewegungen, wie Tanzen, Bergsteigen, Schlittschuhlaufen 2c. verbundene Lust entspringt wirklich aus der Umwandlung ruhender oder gespannter Kraft in Bewegung.

In der Theodicee ist bei dem Kapitel, welches die Beweise für Gottes Dasein darstellt, eine Widerlegung der Kant'schen Kritik der Gottesbeweise neu hinzu gekommen, auch hat der Autor sein mathematisches Wissen hier besonders bei dem teleologischen Gottesbeweis und bei der Begründung des Satzes, daß die Schöpfermacht eine unendliche sein müsse, verwerthet.

Uebrigens sei zum Schlusse noch bemerkt, daß Gutberlets philosophische Werke nicht blos gelesen, sondern studiert sein wollen; sie sind nicht eine Lektüre von jenem leichten Kaliber, wie es die moderne Zeit vorzugsweise liebt.

Der Preis: Psychologie M. 3.60, Allgemeine Metaphysik und Theodicee je M. 2.40, ist ein sehr mäßiger. Dr. X. Pf.

XLVII.

## Kornzölle in Deutschland nach Geschichte und Statistik.

Als ich 1867 anfing, publicistisch in der „Berliner Revue" zu arbeiten, war meine, die preußisch-conservative, durchweg protestantische Partei, deren Rückenmark die Großgrundbesitzer des Nord-Ostens ausmachten, freihändlerisch. Zu meinen ersten Arbeiten, die nicht gedruckt wurden, gehörten Sammlungen von Material für die Herren Moritz von Blankenburg und von Wedell-Malchow, welche die Aufhebung der letzten Eisenzölle im Parlament beantragten und auch 1873 mit Ein- und Zustimmung des Fürsten Bismarck durch Compromiß durchsetzten, wonach sie zunächst ermäßigt und 1876 abgeschafft wurden.

Darauf folgte in Deutschland, nach Bezug der französischen Milliarden, die man unweise in das Geschäftsleben hineinwarf, die bekannte Gründerperiode. Mit indirekter Staatshilfe, die zum Beispiel in nunmehr ausgezahlten Staatsanleihen bestand, begann sie und gründete enorme Unternehmungen, für die der lokale und der bis dahin gesicherte auswärtige Markt nicht zureichte. Der Krach trat ein und der Ruf in den davon betroffenen Kreisen der großen Unternehmer nach Staatshülfe in Form von Schutzzöllen wurde laut.

Daneben lief eine Bewegung in den Kreisen der industriellen Arbeiter. Die Lassalle'sche Partei hatte während des Krieges treu zum Reiche gestanden und dadurch die

Marx'sche oder Eisenacher oder internationale Partei in Schach gehalten. Ich bin damals der Ansicht gewesen und bin es auch heute noch, daß ihr vor dem Kriege und während desselben gewisse Aussichten gemacht waren, welche in der Richtung des Lassalle'schen Programmes lagen. Es ist dieß ein bisher noch immer dunkles Capitel, dessen Aufklärung jetzt noch möglich und im Interesse der deutschen Wehrfähigkeit dringend wünschenswerth ist.

Der Herr Geheimrath Wagener hat um diese Engagements gegenüber den Arbeitern mehr gewußt als ich, aber bis an sein Ende ist er, soviel ich weiß, auch bestrebt gewesen, die erregten Erwartungen der Arbeiter, welche in dieser schweren Zeit treu zum Reiche standen, in denen wir, ohne die Lassalle'sche Partei, die Commune sogut in Berlin, Leipzig, Elberfeld, Hamburg und anderen Städten gehabt haben würden, wie die Franzosen sie in Paris hatten, auch zu befriedigen.

Der leidende Zustand der Industrie machte nach dem Krach eine sociale Gesetzgebung, welche natürlich den Industriellen Opfer auferlegen mußte, fast unmöglich. Und so entschloß Wagener sich, die alten freihändlerischen Ideen seiner Partei vorläufig und in beschränktem Maße zu opfern und einige Maßregeln zu billigen, welche den nationalen Markt in einigen Branchen der Großindustrie den einheimischen Industriellen sichern sollten. Es war hierbei an die Textil- und Eisenindustrie in ihrem Kampf gegen England gedacht. Indessen dachten wir uns diesen Schutzzoll durchaus nicht als eine Staatsgarantie für die in der Großindustrie investirten Capitalien, sondern als eine socialistische Maßregel, welche die Unternehmer in den Stand setzen sollte, jene Opfer zu bringen, die wir zu Gunsten der aufsteigenden Klassenbewegung der Arbeiter für nothwendig hielten — und ich jetzt auch noch halte — sollten sie in einem folgenden Kriege treu zum deutschen Reiche stehen, und auf die sie meiner Ansicht nach auch damals ein Anrecht hatten, auf

Grund von Versprechungen, die ihnen vor 1870 gemacht waren, wie ich das auch heute noch glaube.

So kam es, daß ich im Oktober 1875 zum Eisenacher Kathedersocialisten-Congreß mit einem schutzzöllnerischen Antrag abging, der damals von den noch durchweg freihändlerischen Professoren, nach meiner einleitenden Rede, von der Tagesordnung abgesetzt wurde. Was er bezweckte, geht aus dem S. 420 abgedruckten Briefe von Rodbertus an mich — er hatte meinen Antrag mit unterschrieben (s. „Briefe zc. von Rodbertus. Herausgegeben von R. Meyer." Berlin 1880 bei A. Klein), hervor. Rodbertus schrieb mir: „Sie wickeln eine socialistische Maßregel für die Arbeiter in eine schutzzöllnerische Maßregel für die Unternehmer. Das ist schon formell gefährlich. Sie haben in Eisenach nicht die Majorität in sicherer Hand, es könnte also leicht geschehen, daß der Antrag auf schutzzöllnerische Maßregeln durchginge, der auf die socialistische Maßregel durchfiele. Das würde ich aber für ein großes Unglück halten." Es beschämt mich nicht, zu gestehen, daß Rodbertus weitsichtiger war als ich.

Nachher bin ich gezwungen worden, Deutschland zu verlassen und es ist diese abnorme Allianz des in Industrie und Landwirthschaft investirten großen Capitals zu Stande gekommen, welche seit 1879 die deutsche, rein capitalistische Wirthschaftspolitik begründet hat und in deren Consequenz eine so mächtige, absolut staatsfeindliche Socialdemokratie entstanden ist, daß Herr v. Caprivi ziemlich deutlich von der Eventualität eines offenen Kampfes mit ihr gesprochen hat. Wie wir damals den socialen Kampf auffaßten, das hat Rodbertus meisterhaft gesagt: „Eine socialistische Maßregel in eine schutzzöllnerische eingewickelt". Nun, Fürst Bismarck hat diese Cigarre so ausgewickelt, daß nur das Deckblatt übrig blieb! Und was für ein schutzzöllnerisches Deckblatt! Nicht bloß den Industrieschutzzoll hat er gewährt, sondern auch den agrarischen!

In den Exilsjahren bis 1891 habe ich nur zwei

Artikel, beide mit meinem Namen, in deutschen Zeitschriften veröffentlicht, und zwar beide in den katholischen „Christlich-socialen Blättern“ des Kaplan Bongartz in Aachen, der mir es erlaubte, als alle protestantisch-conservativen Blätter mir ängstlich verschlossen waren und mein alter Culturkampf-freund, Dr. Majunke, auch schon aus der „Germania“ entfernt worden war. Diese beiden Artikel waren Warnungen vor Erlaß des Socialistengesetzes und vor Einführung der Kornzölle. Wenn ich also heute wieder über Kornzölle schreibe, und natürlich gegen sie, so bleibe ich mir nur consequent und thue es nicht aus Vorliebe zu oder Haß gegen Bismarck oder Caprivi, die mir beide vollkommen gleichgültig sind.

Die Großgrundbesitzer in Nordost-Deutschland fühlten sich gedrückt und mit Grund. In den Abgrund ihrer Unzufriedenheit werde ich mich weiterhin eintauchen, hoffe aber nicht darin zu versinken. Dieser abgründische Grund ist die Klage: „Der landwirthschaftliche Großbetrieb rentirt nicht mehr.“ Sie, oder doch einige der Hechte im Karpfenteich, haben zunächst es mit einem memorablen Akt der „Selbsthülfe“ versucht, den ich doch, der historischen Treue zu Liebe, erwähnen muß; erst später haben sie, als dieser Akt versagt hatte, Staatshülfe verlangt und erlangt. Obschon jener Akt mißlang, war er praktisch eigentlich vielversprechend angelegt, moralisch aber — höchst fragwürdig!

Der Krieg gegen Frankreich hatte die Zahl der landwirthschaftlichen Arbeiter und kleinen Eigenthümer, Bauernsöhne, sehr vermindert, dazu war die Ernte des Jahres 1870, während deren es fortwährend regnete, vielfach beschädigt eingebracht und die Herbstbestellung konnte nicht im üblichen Umfange stattfinden. So stieg denn der Preis des eigentlichen Brodkornes des deutschen Volkes, des Roggens, im Winter 1870/71 ungewöhnlich hoch, die Zufuhr aus Rußland zur See war durch Eis abgesperrt, die inländischen Vorräthe lichteten sich. Gegen Beginn des Sommers 1871

erwartete man Rückkehr der Truppen aus dem Felde und Entlassung einer großen Anzahl derselben, die dann für ihre eigene Ernährung zu sorgen haben würden, von denen aber Viele nicht sobald Arbeit und Lohn fanden. Diesen bereitete eine Anzahl der reichsten und größten adeligen Ritterguts-besitzer der Mark Brandenburg und Pommerns einen gar eigenthümlichen Empfang — durch einen gigantischen Akt von Kornwucher oder Cartell.

Sie suchten für die heimkehrenden Krieger eine Hungersnoth künstlich zu erzeugen. Unter den Grundbesitzern gilt auch der Satz: Homo homini lupus! Der größere ist des kleineren schlimmster Feind. So haben sich seit dem siebenjährigen Kriege, besonders aber zur Zeit der niedrigen Preise und hohen Steuern nach den Befreiungskriegen, einige adeligen, vom Glück begünstigten Familien (die „reiche Heirath", oft mit einer Jüdin, spielt dabei eine Hauptrolle; die Herrschaft über die Kasse einer „Landschaft" hat auch oft Wunderdinge gethan) die Besitzungen vieler kleineren Adelsfamilien ausgekauft. Auf diesen Besitzlatifundien wurden in dem Leidenswinter 1870/71 die Getreidevorräthe angehäuft, nicht in den Handel gebracht. Gegen das Frühjahr vereinigten sich die großen Grundbesitzer zu einem organisirten „Syndikat" zum Zweck des Hinauftreibens des Roggenpreises an den Börsen. An ihre Spitze stellten sie den Besitzer oder Pächter der Dampfmühle zu Passow, Namens Hüttmann, dessen sich einige von ihnen schon früher zu ähnlichen, doch kleineren Spekulationen bedient hatten. Passow liegt halbwegs zwischen Berlin und Stettin an der Eisenbahn. Hüttmann kaufte nun an der Stettiner und Berliner Börse allen angebotenen Roggen auf und speicherte ihn auf, entzog ihn dem Verkehr. Die Baisseparter machte unerhörte Anstrengungen, Getreide namentlich aus Rußland heranzuziehen. Als die Schiffahrt frei wurde, erlangte sie die Oberhand. Sie schleppte soviel Roggen nach Stettin und später nach Berlin, daß Hüttmann ihn nicht mehr speichern und auch nicht mehr ent- und ein-

laden konnte. Da räumte man Hüttmann eine Kaserne in Berlin als Speicher ein und es sollen Soldaten Hüttmann geholfen haben, das gelieferte Getreide abzunehmen und zu Speicher zu tragen! Allein endlich ging dem Syndikat das Geld aus, es brach zusammen und seine Mitglieder verloren sehr erhebliche Summen.

Kaiser Wilhelm hat die Cartelle als unsittlich bezeichnet. Es wird Se. Majestät interessiren, zu erfahren, daß das älteste mir bekannte und im Hinblick sowohl auf die Veranstalter als auf die zu Bewuchernden und den dazu gewählten Moment verwerflichste Cartell in jene sonst so ruhmreiche Zeit fällt und daß Inhaber hoher Ehrenposten dabei betheiligt waren. Hätte damals schon der Kornzoll bestanden, so würde die Baissepartei nicht jene Vorräthe von Roggen in Riga, Libau, Petersburg gefunden haben, deren sie bedurfte, um Hüttmann's Kraft zu brechen, und einige Nachfolger der Opponenten des ersten Hohenzollern, die Herr von Wildenbruch im „Neuen Herrn" schildert, würden wirklich das trockene Brod der aus Frankreich heimkehrenden Sieger besteuert haben.

Nachdem es mit der „Selbsthülfe" im Kornwucher nicht gegangen war, gewannen die Agrarier den Fürsten Bismarck für den Schutzzoll. Derselbe kommt einem Landwirth in jenem Verhältniß zu gute, in dem er Tauschwerth (für den Markt bestimmtes Getreide) producirt, und nützt ihm nicht in jenem Maße, in dem er Gebrauchswerth (für den eigenen Consum bestimmtes Getreide) producirt. Der Nutzen wächst also ziemlich im gleichen Verhältniß mit der Größe des landwirthschaftlichen Betriebes. Während der Bauer auf 10 Hektaren vielleicht 10% der Ernte verkauft und auf im Ganzen, sage 10 Metercentner, je 5 Mark durch den Zoll profitirt, verkauft beispielsweise der Rittergutsbesitzer von 1000 Hektaren mit Getreide bestellten Ackers 80% der Ernte, also 8 Metercentner pro Hektar = 8000 Mc. und profitirt 5 × 8000 = 40,000 Mark durch den Zoll.

Es gibt nun aber viele sehr große Besitzungen. Bebel behauptete („Vorwärts" vom 18. Jan. 1891), daß 17 große Grundbesitzer 1/9 des landwirthschaftlichen Bodens des ganzen deutschen Reiches besäßen. Das mag übertrieben sein, allein erstens ist im Nordosten Deutschlands der Großgrundbesitz sehr verbreitet, er betrug in Mecklenburg, schon als ich noch in Deutschland war, weit über ein Drittel des Landes. Dort und in Pommern ist das Legen der Bauern seit dem 30jährigen Kriege rastlos betrieben worden. Diese Praxis hat sich in Preußen seit Emancipirung der Bauern sehr ausgebildet. Mir ist, nicht fern von Stettin, ein adeliger Herr bekannt, der ein Rittergut besaß, an das ein Bauerndorf grenzte; von 16 Bauern kaufte er 15 aus und von noch mehr Köthern blieben nur zwei im Besitz, das Alles diesseits von 1848. So arrondirten sich die großen Güter und es entstanden sogar neue.

Aber auch unter dem Adel, welcher diese Güter meist besaß, räumten, wie schon bemerkt, die größeren von ihnen auf. Wie viele Kleinadeligen hat z. B. während seines langen Lebens der Graf Redern[1]) der Mark Brandenburg ausgekauft! Zu Anfang seiner Wirksamkeit war er sehr mäßig begütert, bei seinem Tode soll er gegen 100 Rittergüter besessen haben. Graf Hahn in Mecklenburg, viele große Herren in Ostpreußen und Schlesien haben ungeheure Besitzungen und manche derselben vergrößern sie durch Zukauf. Diese Classe von Großgrundbesitzern hat von den Korn-, Holz- und Fleischzöllen und Einfuhr-Verboten, dann noch von den Ausfuhrprämien auf Zucker und Spiritus

---

1) Redern soll $2^3/_4$ □ Meilen, Graf Arnim-Boitzenburg $2^1/_2$ in der besten Gegend der Uckermark hinterlassen haben, und wie wenig ist das doch, verglichen mit den 26 □ Meilen des Fürsten Pleß oder den je 55 □ Meilen ein paar anderer noch reicherer Herren? Für solche Besitzungen beziffert sich der aus der deutschen Agrarzollpolitik fließende Nutzen auf Hunderttausende von Mark im Jahr.



einen enormen, nach Hunderten von Millionen jährlich sich berechnenden Vortheil — auf Kosten der Consumenten. Denn die und nicht der ausländische Producent zahlen den ganzen oder doch den größten Theil des Zolles. Wenn ich noch in Deutschland wäre, würde ich eine Privatstatistik von etwa 100 der größten Grundbesitzer aufstellen, was möglich ist. Von den Holzzöllen, den Zucker- und Spiritus-Exportprämien haben nur einige Hundert großer Grundbesitzer Nutzen.

Ich muß einen kurzen Blick auf die Preisbewegung werfen. Wenn man die Hamburger Waarenpreise in der Periode 1847 bis 1850 = 100 setzt, so steigen die Preise fortwährend bis zu der Periode von 1871/75, wo sie ihr Maximum von 133 erreichen. Von dort ab fallen sie fast regelmäßig und kommen im Jahre 1888 auf 101, also fast auf dem Niveau des Ausgangspunktes dieser Periode, wieder an. Im Jahre 1881 standen sie noch 21% über jenen von 1847 bis 1850. Nehmen wir nun diesen 1881ger Preis wieder als Basis und gleich 100 an, so sinkt der Preis im Jahre 1889 bei den eingeführten Waaren bis auf 88.6, bei den ausgeführten Waaren auf 87.2. Mit dieser Preisverminderung hat der Handel Deutschlands in allen Stapelartikeln rechnen müssen, denn die Industrie schützt dort der Schutzzoll nicht bei der Ausfuhr. Nur der Getreidehandel nicht!

Die Schutzzollgesetzgebung hat zunächst den blühenden deutschen Getreidehandel, ein Erbstück der Hansa, fast ruinirt. Deutschland war von jeher ein Entrepot für russisches und polnisches Getreide gewesen, das hier mit deutschem gemischt und zum Theil weiter nach dem Westen geführt wurde. Die letzten Kämpfe der Hansa galten Holland, das etwas von diesem Zwischenhandel und seinem Gewinn an sich zu ziehen dachte. Jetzt haben die Russen sich einen direkten Export geschaffen, Libau, Riga, St. Petersburg haben den Vortheil von dieser Politik des Fürsten Bismarck. Dieß ist ihm

rechtzeitig vorausgesagt worden, aber in seiner großen wirthschaftlichen Rede vom 29. Mai 1879 machte er sich lustig über diese Idee: „Mit der Veränderung der Absatzwege aus Rußland, ich will einmal sagen, von Danzig nach Libau, wovon jetzt viel die Rede ist, kann man nur Leuten bange machen, die das Geschäft und die Geographie nicht kennen."

Im Jahre 1878, vor dem ersten Kornzoll, hatte der auswärtige Kornhandel Deutschlands noch einen Werth von 1094 Mill. Mk., wovon 378 in der Ausfuhr. Die Mehreinfuhr war 338 Mill. Mk. werth. Nach der ersten Erhöhung des Kornzolles vermindert sich der Gesammtwerth unseres internationalen Handels schon auf 450 Mill., wovon nur noch 51 Mill. auf die Ausfuhr kommen. Im Jahre 1889 ist dieser vor 12 Jahren noch fast 1100 Mill. betragende Getreidehandel auf 413, fast ein Drittel, hinabgedrückt, wovon auf die Ausfuhr nur noch 35 Mill. kommen. Also, erstes Resultat: Den über fünfhundertjährigen internationalen Kornhandel, auf dem der Wohlstand unserer Städte von Memel bis Lübeck zum großen Theil beruhte, haben wir in 12 Jahren ruinirt — „ein reiches Erbe", würde Bismarck sagen, „ist durchgebracht". Aber sind wir etwa dem Auslande minder tributpflichtig geworden? Unsere Mehreinfuhr mußten wir 1877 mit 338 Mill. bezahlen, und 1889 zahlten wir 343 Mill., d. h. noch ein wenig mehr an das Ausland für Getreide, als vor Einführung der Kornzölle.

Freiherr von Thüngen bezeichnete in einem Schreiben vom April 1879 als das Ziel der Kornzollpolitik, daß „Deuschland in seiner Ernährung u n a b h ä n g i g vom Auslande gestellt" werden solle. Der Fürst Bismarck erklärte sich mit diesem Briefe einverstanden, ließ ihn und seine Antwort darauf publiciren und klagte in dieser Antwort darüber, daß die meisten süd- und mitteldeutschen M i n i s t e r i e n nur einen Getreidezoll von 30 Pfennigen pro Centner hätten bewilligen wollen, und in einem Artikel der Provinzial-Correspondenz vom 13. Juli 1881, welchen Poschinger als

maßgebend für die damalige Ansicht Bismarcks citirt, heißt es: „Wohl aber wäre es für diese Zustände ein wirklicher Segen, wenn die deutsche Landwirthschaft sich auf dem Punkt befände, das Inland reichlich zu billigen und wenigstens immer zu mäßigen Preisen mit Korn zu versorgen." Unzählig sind ferner die Versicherungen Bismarcks, daß die Zölle nicht den Preis des Getreides, noch weniger den des Brodes erhöhen würden. In der schon angezogenen Reichstagsrede berechnete der Fürst, daß Deutschland ohnehin bereits Getreide genug für seine Bevölkerung producire, sogar einen Ueberschuß von 100 Millionen Centnern rechnet er heraus: „Dafür ist der Spielraum, den ich lasse, auf ca. 100 Mill. Centner berechnet, deren Verwendung man mir nachweisen soll, ehe man behauptet, daß wir Hunger leiden würden, wenn heute die fremde Einfuhr ganz wegfiele."

Also: 1) Der Getreidehandel unserer Ostseestädte wird nicht leiden. Wir haben gesehen, wie er zusammengeschrumpft ist. 2) Wir bauen eigentlich schon genug Getreide, würden ohne fremde Einfuhr nicht Hunger leiden, der Zoll wird übrigens bewirken, daß wir ganz unabhängig vom Auslande werden. 3) Getreide und Brod werden nicht theurer werden.

Ad 2: Als der Kanzler diese verblüffende Rechnung im Reichstage aufstellte, konnte er wissen, daß das deutsche Reich in den sieben Jahren 1872/78 im Ganzen 79 Millionen Metercentner Getreide im Gesammtwerth von 1600 Millionen Mark *mehr* ein- als ausgeführt hatte! Alles augenscheinlich bloß zum Privatvergnügen der Herren Kornhändler, auf die ja damals Alles geschoben wurde!

Indeß mußte man doch hoffen, daß der Schutzzoll, welcher von 1 Mark pro Metercentner auf 3 und 1887 auf sogar 5 M. bei Roggen und Weizen (Spelz) gesteigert wurde, wenigstens als *Schutzzoll* wirken und die Landwirthe zur vermehrten Gewinnung von Brodkorn reizen werde, so zwar, daß Deutschland „unabhängig" vom Auslande in Bezug auf dieses wichtigste Nahrungsmittel werde, denn dies

patriotische Motiv wurde ja vom Kanzler zu Gunsten der „leidenden“ Grundbesitzer geltend gemacht. Da muß es nun überraschen, daß die Anbaufläche für Roggen und Weizen (und Spelz) im deutschen Reich, welche im Durchschnitt von 1878/80 = 8,181,000 Hektare in Anspruch nahm, in den Jahren 1881—85 erstaunlicher Weise auf 8,120,000 ha fiel und auch im Jahre 1889 sich nur auf 8,124,000 ha gehoben hat; es ist also heute weniger Land der Erzeugung von Brodkorn gewidmet, als es vor Beginn des Schutzzolles war!

Der Ernteertrag an Weizen und Roggen ist denn auch — gefallen. Im Jahresdurchschnitt betrug er 1878/80 = 87 Mill. Metercentner, 1881/85 = 86 und in den Jahren 1888 und 89 nur noch 84 Mill. Mc.! Ja der ganze Ertrag von Weizen (und Spelz), Roggen, Gerste, Hafer und Buchweizen fällt vom Jahresdurchschnitt der Periode 1878/80, wo er 155 Mill. Mc. betrug, auf 150 Mill. Mc. in 1881/85 und 148 in 1888 und 89.

Da die Bevölkerung Deutschlands seit Beginn der Schutzzollperiode doch um 10—12% gewachsen ist, so sollte man eine starke Zunahme der Einfuhr von Roggen, Weizen und Mehl annehmen. Dieselbe ist aber nicht eingetreten, denn von 10 Mill Mc., die sie im Durchschnitt der Jahre 1874/78 betrug, ist sie nur auf knapp 11 Mill. Mc. im Durchschnitt von 1885/89 gestiegen. Immerhin hat der Schutzzoll uns vom Auslande nicht unabhängig gemacht. Wenn man den Werth der Mehreinfuhr aller Cerealien incl. Malz in's Auge faßt, findet man, daß der „Tribut an das Ausland“ trotz Schutzzoll wächst. Er betrug im Jahresdurchschnitt 1872/74 148 Mill. M., 1875/79 291 Mill. M., 1880/84 276 Mill. M. und 1885/89 228 Mill. M., aber im letzten Jahre betrug er 344 Mill. M.

Die Unabhängigkeit vom Auslande ist also nicht erreicht; es überrascht angesichts der stabil bleibenden Produktion und der wachsenden Bevölkerung, daß der Import nicht stärker

gewachsen ist. Der österreichische Statistiker F. v. Juraschek klärt uns über diesen sehr dunklen Punkt auf. Nach ihm betrug der Jahresconsum eines Mitgliedes des deutschen Volkes an Brodgetreide (Weizen, Spelz und Roggen) 1880—85 = 184.97 Kilo, 1886—90 = 176.08 Kilo, ja im Jahre 1889/90 sogar nur 162.35 Kilo! In den „Uebersichten der Weltwirthschaft" S. 132 bemerkt jener Gelehrte hierzu: „Infolge der rasch wachsenden Volksmenge vermochte die einheimische Produktion trotz vermehrter Anbauflächen (?) und Einheitserträge dem Individuum keine erhöhte Verbrauchsmenge zu gewähren, ja nach ungünstigen Ernten wie 1888, 1889, wird letztere sogar wesentlich reducirt; gleichzeitig haben die Schutzzölle den Verbrauch fremden Getreides, besonders im ersten Jahre nach der Erhöhung, bedeutend eingeschränkt, so daß der Gesammtconsum nothwendigerweise sinken und die Bevölkerung auf minderwerthige Nahrungsmittel (Kartoffel) greifen mußte. Die deutsche Getreideproduktion läßt eben ein Nahrungsmitteldeficit zurück, welches durch Einfuhr fremden Getreides allein zu begleichen ist; und wenn nun auch diese Einfuhr durch Schutzzölle beschränkt wird, so geschieht dieß, wie gezeigt, auf die Gefahr hin, daß die Ernährung der Bevölkerung minder rationell erfolgt." In der That hat die Produktion des „minderwerthigen Nahrungsmittels, der Kartoffel", zugenommen. Wenn aber die Nahrung des Volkes sich verschlechtert — der Fleischconsum hat ja auch abgenommen, so muß sich nicht nur seine industrielle, sondern auch seine militärische Leistungsfähigkeit vermindern.

Ad 3. Aber warum kaufen denn die Arbeiter, welche ja angeblich in der Schutzzoll-Aera in Stadt und Land mehr verdienen als zuvor, die minderwerthige Kartoffel? Getreide und Brod sollten ja nicht theurer werden: hat Fürst Bismarck im Jahre 1879 versprochen, und Fürst Bismarck „ist ein ehrenwerther Mann" — das war wenigstens die Ansicht der deutschen Staatsanwälte durch ein Vierteljahrhundert? Hier-

über ist nun Manches und zwar Mehr zu sagen, als ich hier entwickeln kann. Einiges aber ist unerläßlich.

In dem Schlußkapitel eines der Bücher, die ich seit 1880 geschrieben, habe ich an den englischen Kornzöllen nachgewiesen, wie sie stets die Hoffnungen ihrer Urheber getäuscht und die Befürchtungen ihrer Gegner gerechtfertigt haben. Das ist nun auch in Deutschland geschehen.

Der erste Kornzoll von 1 Mk. pro Mc. ist im Herbst 1879 in Kraft getreten, also für die Ermittelung des Werthes dieser Ernte noch nicht maßgebend. Herr von Neumann-Spallart berechnet diese letzte, vom Kornzoll noch unbeeinflußte Ernte zu 2440 Mill. M. Der Zoll wurde 1883 auf 3 M. erhöht, aber die Ernte des Jahres 1884 hatte trotzdem nur einen Werth von 2113 Mill. M.! Natürlich, — wer sich dafür interessirt, mag in meinem Buche nachlesen, daß genau derselbe Vorgang in England sich abgespielt hat — muß nun 1887 der Zoll auf 5 M. pro Mc. erhöht werden. Allein das Resultat ist höchst unbedeutend für die großen Grundbesitzer, denn der Werth der Ernte war vor und nachher ziemlich derselbe und betrug 2316 Mill. M. in 1886, 2172 Mill. M. in 1887, 2224 Mill. M. in 1888 und 2287 Mill. M. in 1889. Die Hoffnungen des Gutsbesitzers sind durch den Kornzoll also nicht realisirt worden, er hat nichteinmal ein gewisses Sinken der Grundrente, soweit diese vom Geldwerth der Getreideernte abhängt, verhindern können. Leider ist meine Statistik über deutsche Getreidepreise lückenhaft; ich besitze die Hamburger Notirungen bis zum Jahre 1880 und von 1885—89 jene des Herrn von Juraschek. Danach betrug der Hamburger Roggenpreis pro Mc.:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 1847/67 | durchschnittlich | 15,76 | Mark | |
| 1869 | „ | 17,58 | „ | |
| 1870 | „ | 15,66 | „ | |
| 1871 | „ | 19,72 | „ | (Kriegsjahr, Hüttmann'sches Cartell) |
| 1872 | „ | 15,82 | „ | |
| 1873 | „ | 18,16 | „ | |
| 1874 | „ | 18,48 | „ | |

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1875 | durchschnittlich | 16,64 Mark | |
| 1876 | " | 17,20 " | |
| 1877 | " | 17,72 " | |
| 1878 | " | 14,32 " | |
| 1879 | " | 14,50 " | Erster Kornzoll im Herbst. |
| 1880 | " | 18,36 " | |
| . . . . . | . . . . . | . . . | hier fehlen mir einige Jahre. |
| 1885 | " | 14,6 " | |
| 1886 | " | 13,6 " | |
| 1887 | " | 12,8 " | Höchster Kornzoll. |
| 1888 | " | 13,8 " | |
| 1889 | " | 15,7 " | |
| 1890 | " | . . . . | fehlt mir |

März 1891 in Hamburg verzollter 19 M., unverzollter 13,4 M.

Im März 1891 finde ich Weizen in Berlin 208 M. pro 1000 Kilo, in Mannheim 215, Köln 215, Hamburg verzollt 195—205, Danzig ditto 197, unverzollter Weizen kostet in Danzig aber nur 153. Verzollter Roggen kostet in Hamburg 185—190, unverzollter 132—136, in Danzig 105 resp. 120, in Danzig kostet unverzollte Gerste 105, verzollte 142 M.

Man muß zugeben, daß die Kornzölle im Allgemeinen den Preis des Brodkorns — beim Weizen ist die Preisbildung ähnlich — nicht gehoben haben, sie haben aber diese Waare vor der allgemeinen und auch in Deutschland eingetretenen Preisermäßigung einigermaßen behütet, und wenn sie nicht gewesen wären, würden die Consumenten billiger leben.[1])

Daß die Lage des Volkes im Allgemeinen sich verschlechtert hat, und zwar auch mit durch diese Politik, folgt aus der Verminderung des Getreideconsums pro Kopf. Den Vortheil hiervon haben aber einige Tausend Großgrundbesitzer. Die Arbeiter beklagen sich, daß sie dazu beitragen müssen, während das in anderen Staaten nicht der Fall ist. Neuerdings ist

1) Nur 1891 ist Roggen wirklich theurer als durchschnittlich seit 1847.

aber auch der Brodpreis absolut gegen die Periode vor 1879 gestiegen. Ich erinnere mich, daß ein Fünfgroschen-Roggenbrod zwischen 5 und 6 Pfund, 2.50 bis 3 Kilo schwer zu sein pflegte in Berlin. 1887 wog es nur noch 2.42 und 1890 sogar nur 1.84 Kilo! Jetzt wird es wohl noch leichter sein. Also endlich, nach 10 Jahren, ist auch die dritte Behauptung des Fürsten Bismarck, daß der Korn- und Brodpreis durch den Schutzzoll nicht erhöht werden würde, zur Unwahrheit geworden.

Es liegt deßhalb nahe, zu sehen, wie sich andere Staaten verhalten, umsomehr als Deutschland den Anspruch erhebt, an der Spitze der arbeiterfreundlichen Nationen zu stehen, wie bekannt.

Der große Concurrent, Frankreich, ist dem deutschen Beispiel gefolgt; doch betrug der Weizenzoll nur 4 M., wird jedoch jetzt wohl erhöht werden. Dort ist der Preisfall doch bedeutend. Während der Metercentner Weizen verzollt bei der Einfuhr kostete 1876 = 27 Frcs., 1877 30,8, 1878 = 30,5 Frcs., kostete er nur 19,1 Frcs. in 1885, 18,8 in 1886, 21,6 in 1887 und 20,4 in 1888, März 1891 steht er in Paris aber schon 28,2 Frcs., gleich 22,5 Mark. Der Gesammtwerth der Ernte ist gefallen von 3874 Mill. Frcs. in 1878 auf 3300 in 1888. Da jedoch für den französischen Consumenten immerhin im Allgemeinen der Preis in dem letzten Jahrzehnt niedriger stand als früher, so ist der Weizenconsum pro Kopf im Gegensatz zu Deutschland erheblich gestiegen, und zwar

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| von | 230 | Liter | in | 1860/69, |
| auf | 240 | „ | „ | 1870/79, |
| „ | 269 | „ | „ | 1880/86, |
| „ | 275 | „ | „ | 1887/88. |

Die letzte Zahl gibt 210 Kilo pro Kopf. Der französische Arbeiter ißt Weizenbrod, der deutsche Kartoffeln und Roggenbrod und hievon auch nur aus 162 Kilo Korn.

Von Oesterreich-Ungarn ist nichts zu lernen, da

dieses Reich zwar fast regelmäßig mehr oder weniger bedeutenden Mehrexport, aber zum Vortheil der dort maßgebenden ungarischen Großgrundbesitzer doch einen Kornzoll hat. Trotzdem ist ein Sinken der Preise und des Gesammtwerthes der Ernte erfolgt, obschon das geerntete Quantum größer wurde.

Indessen gibt es drei interessante Länder, welche in ihrer wirthschaftlichen Veranlagung Deutschland gleichen, also seine gefährlichen Concurrenten sind, aber doch eine ganz andere Politik befolgen: Belgien, Holland und England. In Handel und Industrie sind sie Concurrenten Deutschlands, haben also ein Interesse daran, ihre Industriearbeiter leistungsfähig zu erhalten, sie nicht von Roggenbrod auf Kartoffeln herabzudrücken. Ihre agrarische Constitution ist der deutschen insofern ähnlich, als sie auch zahl- und einflußreiche Großgrundbesitzer haben, die es natürlich gern sähen, wenn die Regierung ihre specielle Waare durch hohen Schutzzoll dem in der Welt zu unserer Zeit einmal herrschenden Gesetz der sinkenden Preise entziehen wollte. Das ist ihnen nun nicht gelungen; und trotzdem hört man nicht, daß in diesen drei Staaten die Landwirthschaft nicht bestehen könne, aufhöre, wie man das von der deutschen voraussagt, wenn Deutschland dieselbe Politik befolgen sollte, wie jene drei Staaten.

Also Belgien! Der Metercentner Weizen kostete bei der Einfuhr in den Verkehr 1860 = 31, 1870 = 29, 1874 = 32 Frcs., 1875 = 26, 1876 = 25, 1877 = 32, 1880 = 28.56. Von da ab geht's bergab, und Weizen kostet 1885 = 19.89, 1887 = 19.16, 1888 = 19.47 Frcs. Roggenpreis 1860 = 21.36, 1870 = 21.10, 1880 = 22.24, 1885 = 15.79, 1887 = 13.42, 1888 = 13.81 Frcs. Der Werth der Gesammternte ist natürlich entsprechend gefallen, merkwürdiger Weise ist aber der Ernteertrag aller Cerealien gestiegen, in den sechs Jahren 1873/76 betrug er durchschnittlich 23.1 Mill. Hectoliter, und in den sechs Jahren 1881/85 als 1 und 1884/88 einzeln,

ist er auf 25.1 Mill. Hl. gestiegen. Der Grundbesitz muß sich also doch noch einigermaßen rentiren! Die Arbeiterbevölkerung hat ihren Brodkornconsum wohl kaum eingeschränkt, da er auf ca. 220 Kilo pro Kopf veranschlagt wird.

In Holland ist das Verhältniß ähnlich: Der gesammte Ernteworth 1866/70 = 183.5 Fl. stieg 1871/75 auf 217.9, fiel 1876/80 auf 190.7, 1881/85 auf 176.9 Mill. Fl. und betrug 1886 nur noch 144.6 Mill. Fl. Der Werth der Cerealienernte fiel von 65.1 in 1884 auf 63.0 Mill. Fl. in 1887, trotzdem stieg die Erntemenge von 13.6 Mill. Hktlr. in 1871/80 auf 15.3 Mill. in 1887. Die Landwirthschaft functionirt also doch auch noch.

Jetzt wollen wir noch sehen, was in England passirt ist! Ich habe dort jahrelang gelebt, weiß, daß dort viele recht große Grundbesitzer existiren; habe aber nichts von einem Bankerott der Landwirthschaft oder auch nur des Grundbesitzerstandes gehört, obschon daselbst im Jahre 1800 der Quarter Weizen (=216 Kilo) 113 Sch. 10 d. und im Jahre 1889 nur 29 Sch. 9 d. kostete, d. h. in diesen von den Arbeitern gesegneten 89 Jahren ist der Metercentner von 53 Mark auf 14 Mark gefallen — aber die Landleute sind nicht zu Grunde gegangen!

Natürlich haben sie den Preis zunächst durch Kornzölle zu halten versucht; sie haben sehr hohe Schutzzölle, bis 25 Sch. pro Quarter, auch ein Einfuhrverbot, solange der Weizen nicht über 80 Sch. stand, endlich eine gleitende Skala angewandt. In seiner Parteinahme für die Agrarier hat der Herzog von Wellington, damals Premierminister, der so populär war wie Bismarck, seinen Ruhm ruinirt; die Agrarier brachten England der Revolution nahe, als ein conservativer Minister, Peel, 1846 noch rechtzeitig, um die 1848er Revolution vom Ueberschreiten des Canals abzuhalten, die Kornzölle aufhob. Der Weizenpreis war vor Aufhebung der Kornzölle 70—60 Sch. pro Quarter gewesen. In der ersten Periode nach ihrer Aufhebung fiel

er 1846/50 auf 51 Sch. 11 d., hob sich dann im Krimkriege 1851/55 auf 55 Sch. 11 d. und schwankte nun recht lange nicht bedeutend. Der Quarter kostete 1856/60 53 Sch. 4 d., 1861/65 47 Sch. 6 d., 1866/70 54 Sch. 7 d., 1871/75 54 Sch. 8 d.; nun beginnen die großen Schwankungen und der tiefe Fall: 1876 46 Sch. 2 d., 1877 59 Sch. 9 d., 1878 46 Sch. 5 d., 1879 43 Sch. 10 d. Da beginnt Bismarck seine grundbesitzretterische Politik, und die geschäftlich auch nicht unzurechnungsfähigen Engländer haben die Freude, soweit sie Agrarier sind, zu sehen, daß 1880 der Quarter dort schon wieder 44 Sch. 4 d. kostet, 1881 sogar 45 Sch. 4 d., 1882 45 Sch. 1 d.; im Jahre 1883 erfreuen sie sich zum letztenmale der vierziger Zahl mit 41 Sch. 7 d. Hier erhöht Bismarck den Kornzoll auf 3 M., die Engländer ertragen 1884 einen Preis von 35 Sch. 9 d., 1885 von 32 Sch. 10 d., 1886 von 31 Sch. 1 d., 1887 von 32 Sch. 6 d. Hier erhöht Bismarck den Zoll auf 5 M., was pro Quarter 11 Sch. ausmachen würde. Die Engländer thun nichts und der Weizen fällt in 1888 auf 31 Sch. 11 d., 1889 auf 29 Sch. 9 d., das sind ca. 14 Mark pro Metercentner, in Deutschland bezahlt man im selben Jahre für Roggen schon 15,75 M., für Weizen aber 18,78 M. Die Engländer consumirten pro Kopf 1852/59 5.08 Bushels Weizen, 1889/90 5.85 158 Kilo, dazu erheblich Roggen- und Haferbrod. Letzteres wird nicht nur ziemlich allgemein in Schottland, sondern auch namentlich von den reichen Engländern in der ganzen Welt seines süßen Geschmackes wegen gegessen, und dann, wie viel Fleisch!

Der Werth der ganzen Cerealienernte hat freilich abgenommen. Sir J. Caird schätzt sie 1878 auf 87 Mill. L. 1882 auf 63 Mill. L., 1888 soll sie nur noch 45.5 Mill. L. werth gewesen sein. Allein, wenn auch die Weizenernte von 88 Mill. Bushels (à 36.35 Liter) im Mittel der Jahre 1874/83 auf 76 Mill. B. in 1889 gesunken ist, so ist doch die Ernte an Weizen, Gerste, Hafer, Erbsen und Bohnen

von 301 Mill. B. in 1874/83 auf 330 Mill. B. in 1889 gestiegen, wozu jedesmal noch 1½—2 Mill. B. Roggen kommen. Daneben haben die englischen Landwirthe ihre Viehzucht entwickelt, obschon sie keine Vieh- oder Fleischzölle, dagegen die ganze Concurrenz der Ver. Staaten, Canada's und Australiens auszuhalten haben. Zu Grunde gegangen ist ihre Landwirthschaft aber so wenig wie ihr Grundbesitzerstand, obschon mancher Landwirth und Grundbesitzer eine Verringerung seiner Rente oder seines Profits erlebt hat, was aber in unserer Zeit der fallenden Preise auch Kaufleuten und Industriellen passirt. Das haarsträubende Experiment des Fürsten Bismarck, in einer solchen Periode alle, agrarische und industrielle Profite und Renten, auf Kosten der Consumenten hoch zu halten, ist eben eine Absurdität.

Nun existiren zwei Weltreiche, Amerika und Rußland, „die an all' dem Unheil — wenn's eins sein sollte — Schuld sind". Ueber Ersteres habe ich ein 800 Seiten dickes Buch („Ursachen der amerikanischen Concurrenz", Berlin bei H. Bahr) publicirt, brauche also hier wohl nicht darauf einzugehen.

Wenn bei sinkenden Getreidepreisen die Landwirthschaft aufhören müßte, wie unsere Agrarier behaupten, so müßte in Rußland schon lange kein einziger Halm mehr wachsen.

Der mittlere Jahrespreis betrug per Pud (à 16.38 Kilo) in den Haupthäfen in Metallkopeken seit der Beruhigung nach dem Krimkriege:

| | für Weizen | für Roggen |
|---|---|---|
| 1857/61 | 82.4 | 54.5 |
| 1862/66 | 73.8 | 53.1 |
| 1867/71 | 90.7 | 69.3 |
| 1872/76 | 97.9 | 64.0 |
| 1877/81 | 89.6 | 65.6 |
| 1882/85 | 71.9 | 57.0 |
| 1885/88 | 62.6 | 44.1 |

Der Hektoliter Weizen ist in den Gebieten der Schwarzerde von 11.91 Mark Gold in 1881 auf 6.61 M. in 1887, im

übrigen Rußland von 13.12 auf 6.73 M. gefallen; der Preis eines Hektoliters Roggen auf Schwarzerde von 8.00 auf 3.01, im übrigen Rußland von 10.18 auf 4.17 M.; der Gerstepreis auf Schwarzerde von 5 53 auf 2.58, im übrigen Rußland von 6.72 auf 3.05 M.; der Haferpreis von 3.26 auf 1.63 im Schwarzerdebezirk und von 4.10 auf 2.10 Mark im übrigen Rußland. Trotz des enormen Fallens der lokalen Getreidepreise ist der Export von Cerealien und Hülsenfrüchten von 29 Mill. Hektolitern im Werth von 254 Mill. M. Gold in 1866/70 auf 50 Mill. Hl. = 516 Mill. M. in 1881 und 133 Mill. Hl. = 796 Mill. M. in 1888 gestiegen; der Hektoliter war im Durchschnitt werth 1866/70 = 8.7 M., 1888 aber nur 6 M. Die Landwirthschaft muß doch noch existiren, da die Bevölkerung und die Ausfuhr zugleich wachsen!

Fürst Bismarck führte bekanntlich die „Bauernbriefe“ gegen die Kornfreihändler in's Feld. Wenn die Bauern Nutzen von Kornzöllen hätten, so würde die Schweiz, in welcher es keinen Großgrundbesitz, aber so viele Kleingrundbesitzer gibt, daß sie die Gesetzgebung beherrschen, gewiß den Schutzzoll eingeführt haben, aber sie hat es nicht gethan! Der Getreidepreis ist ganz ähnlich wie in Belgien gefallen und der Brodkornconsum erreicht die abnorme Höhe von 268 Kilo pro Kopf, 106 Kilo mehr als in Deutschland, und das fast nur Weizen. Die schweizer Bauern verstehen ihr Interesse besser, als jene paar Bauern, die man um 1878 Bettelbriefe um Kornzoll an den Fürsten Bismarck schreiben ließ.

Als die Agrarier, zu deren Partei ich doch gehört hatte, schon um 1874—75 Kornzölle verlangten, habe ich die mir bekannten Führer gewarnt, indem ich ihnen sagte: „Seit die Grundsteuerbefreiung der Rittergüter aufgehoben wurde, ist der Gegensatz zwischen Groß- und Kleingrundbesitz, der dem ersteren in einer zur Demokratie neigenden Zeit gefährlich werden muß, sehr gemildert worden. In vielen Fragen haben beide Besitzkategorien gemeinsame Interessen. Wird

da Kornzoll eingeführt, so wird ein enormer Interessengegensatz neu geschaffen, denn die Socialdemokraten werden die Bauern und namentlich die Kathner darüber aufklären, daß sie keinen oder sehr wenig, die Großgrundbesitzer aber einen so hohen Vortheil davon haben, daß es diesen immer leichter wird, die Kleinen auszukaufen.“ Widerlegt hat mich Keiner. Ich bin auf den Feldzug der Socialdemokraten auf das platte Land recht gespannt, theile aber die zur Schau getragene Sicherheit der Agrarier nicht. Der Kornzoll hat die Arbeiter in Deutschland ungünstiger gestellt, als sie es ohne ihn sein würden, und bevor man anfängt, sie zu versöhnen oder zu bekämpfen, sollte man dießbezüglich den status quo ante wieder herstellen, sonst werden diese Anstrengungen gewiß erfolglos bleiben.

Den Gesammtwerth der Cerealienernte aber haben sie gegen den Weltmarktspreis um etwa 1/4 erhöht, so daß die Grundbesitzer 5 bis 600 Millionen Mark jährlich mehr einnehmen, als sie ohne dieselben thun würden, wovon den Großgrundbesitzern der Löwenantheil zufällt, der noch vermehrt wird durch die Preissteigerung des Holzes in Folge der Holzzölle, durch die Exportprämien für Zucker und Spiritus.

Allein nur jene Großgrundbesitzer, bei denen der Besitz fideicommissarisch gebunden ist oder bei denen es nur einen Erben gibt, haben bleibenden Nutzen daraus, selbst wenn die Zölle fallen sollten. Alle übrigen werden Schaden davon haben, weil bei jedem Erbgang oder Verkauf auf Grund der fiktiven, um ca. 25% erhöhten Rente abgeschlossen wird, Miterben, die ausscheiden, oder Verkäufer ihren Antheil an dem fiktiven Rentenantheil in baarem Gelde oder Hypotheken herausnehmen, so daß, sollte einmal der Zoll fallen, der Wegfall des ganzen, auf ihm beruhenden fiktiven Rentenantheiles den augenblicklichen Besitzer allein trifft. Heute hat nun seit künstlicher Hochhaltung der Grundrente vielleicht 1/8 der Grundbesitzer gewechselt, wovon, würde der Zoll aufgehoben, vielleicht die Hälfte oder ein Sechstel der Ge-

sammtzahl bankerott werden würde. Haben aber erst alle Besitzer nach abermals etwa 12 Jahren gewechselt, so wird die Hälfte aller Grundbesitzer von Haus und Hof getrieben. Je eher man also den Zoll beseitigt, desto mehr schränkt man die an sich bereits unvermeidliche Katastrophe ein, es sei denn, man hoffe den Kornzoll solange aufrecht zu erhalten, bis der Preis des Getreides auf dem Weltmarkt sich auf jenen unseres geschützten Marktes gehoben hat. Ich denke mir, man wird es so machen, wie dies in Oesterreich mit allen ähnlichen brennenden Fragen zu geschehen pflegt, man wird warten, bis ein öffentliches Unglück, z. B. ein Krieg, eintritt und dann die dadurch verursachten Leiden durch den Bankerott der Grundbesitzer vergrößern. Von den österreichischen Ministerien, die 24 Friedensjahre hingehen ließen, ohne z. B. das Papiergeld abzuschaffen, sagte ein geistreicher conservativer Abgeordneter: „Diese Leute sagen, sie hätten Zeit gewonnen, wenn sie wieder ein Jahr verloren haben".

Nachdem die Großgrundbesitzer Bauern ausgekauft, ihre ansässigen Taglöhner als zu theuer in der Zeit der hohen Kornpreise entlassen, die Naturallöhnung in Geldlohn umgewandelt, das Land künstlich entvölkert haben, können sie bei sinkenden Preisen der Produkte, nachdem sie den Grundbesitz theuer ererbt oder gekauft haben, um so weniger bestehen, als die Löhne, ob zwar noch sehr niedrig im Nordosten, doch immerhin gegen jene Zeit gestiegen sind, in der sie das Land von deutschen Bauern, Häuslern und Taglöhnerfamilien „klärten". Nun werden Polen herangezogen und auch schon seßhaft gemacht, und obschon diese Patrioten par excellence Deutschland bis zur Elbe zu slavisiren angefangen haben, klagen sie, daß sie nicht mehr bestehen können.[1]) Das mag

1) In den 50er und 60er Jahren, bei den damaligen hohen Getreidepreisen erhielt ein Pferdeknecht auf einem Rittergut in Pommern 20—25, in Brandenburg bis 40 Thaler Jahreslohn und Kost, aber sehr schlechte: abends einen Häring und Pellkartoffeln;

sein. Allein bilden sie einen unumgänglich nothwendigen und sehr nützlichen Stand?

Das alte preußische fideicommissarische Rittergut im mäßigen Umfange, 1000—3000 Morgen, war vom Großen Kurfürsten ab eine Pepinière und ein Pensionsaltentheil adeliger Officiere und Beamten, durch deren und der Bauern- und Handwerkersöhne Hülfe die Hohenzollern Preußen geschaffen haben. Ein großer Theil dieser Güter ist, Dank der Allodificirung der Lehen, die Bismarck vollendet hat, in Latifundien neuer Adelsfamilien verschwunden, der Rest in dieser Rücksicht entbehrlich geworden, seit der Staat seine Officiere sehr auskömmlich besoldet und pensionirt. So viel von der Unentbehrlichkeit dieses Standes!

Daß die Landwirthschaft nicht aufzuhören braucht, selbst wenn die Preise niedrig sind, beweist die zeitgenössische Geschichte der soeben besprochenen Länder, mit Ausnahme von Frankreich. Diese Ansicht ist aber auch unhistorisch. Schon öfter ist Latifundienbetrieb entstanden, vergangen und sein Verschwinden hat sogar einen wirklichen Fortschritt bezeichnet.

Die „Untersuchungen auf dem Gebiete der Nationalökonomie des klassischen Alterthums“ von Rodbertus geben die Schilderung der großartigsten Umwandlungsprocesse dieser Art im römischen Weltreiche. Die siegreichen Kriege der Republik brachten neue Staatsländereien; diese dienten zur Ansiedelung von Veteranen und Colonisten, zur Schaffung eines Bauernstandes. Der Krieg brachte auch Schätze und Sklaven; mit ersteren kauften die Senatoren Ritter, Generale, reiche Armeelieferanten die neugeschaffenen Bauern immer wieder aus, schafften Latifundienbetriebe, trieben die alten

14 Pfd. Brod im Sommer, 12 im Winter, 3 Mal Fleisch zu Mittag in der Woche. Stellenweise wurde das Salz aus der Häringslacke getrocknet und zum Salzen der Speisen gebraucht. Dabei konnte Geld verdient werden. Der Lohn ist jetzt auch nur 40—50, in der Mark 55 Thaler, die Kost ist etwas, doch nur wenig besser geworden.



Besitzer vom Lande und bevölkerten es mit billigen Sklaven aus aller Herren Länder — ganz wie bei uns — bis gegen 1875! Ein solches Landgut von ca. 3000 preußischen Morgen soll um die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. einen Werth von 290,000 Thalern, fast 100 Thaler pro Morgen gehabt haben, was um 1860—75 ein guter Preis für ein ähnliches Rittergut im Nordosten Deutschlands war. Der jüngere Plinius sagt, daß dies Gut zu seiner Zeit; etwa Anfang des 2. Jahrhunderts, nur noch 174,000 Thaler werth war, ca. 58 Thaler pro Morgen, vornehmlich der schlechten Zeiten wegen. Worin bestanden diese schlechten Zeiten? Ihre Ursachen waren genau dieselben, über welche die Agrarier heute klagen: gestiegene Ausgaben für Steuer, Arbeiter und gesunkene Getreidepreise. Daß die Steuern in Militärmonarchien steigen, war damals so der Fall wie heute. Sklaven kamen aus seltener gewordenen siegreichen Kriegen wenig auf den Markt, wurden theurer[1]) und mußten um theuren Preis selbst gezüchtet werden, so zwar, daß Sklavenmütter prämiirt und frei gelassen wurden, wenn sie vier Sklaven geboren hatten. Zur internen Wirthschaft, wie sie Gartenbau, Weinbau, Geflügelzucht erforderte, eignete sich die gefesselte Arbeiterschaar des Sklavenzwingers nicht, und der Getreidepreis sank durch „auswärtige Concurrenz" aus Afrika und Gratiskornspenden, die als Importprämien wirkten. Die Cäsaren sind den „leidenden" Großgrundbesitzern nur einmal zu Hilfe gekommen, und auch nur den italienischen, indem sie den Weinbau in den Provinzen verboten, und auch

1) Als Cato über Landwirthschaft schrieb, etwa 150 oder 160 Jahre v. Chr., kostete ein Sklave ca. 325 Thaler preußisch. Dieser Preis fiel sehr bis zu Ende der Bürgerkriege, er dürfte bis auf 200 Thaler herabgegangen sein. Columella gibt 60 n. Chr. den Werth des Sklaven schon auf 525 Thaler an und er stieg noch. Jenes Gut von 3000 Morgen erforderte bei reiner Landwirthschaft 120 Sklaven, wurde auch Obstbaumzucht oder Weinbau getrieben, 210 bis 375 Sklaven. Der Preis der Arbeit war also enorm gestiegen und der Latifundienbetrieb rentirte nicht mehr.



dies Verbot wurde schon vom Kaiser Probus aufgehoben. Schutzzoll oder Exportprämien gab es nicht.

Nun zerfiel der Latifundienbetrieb, der unrentabel geworden war. Die Herren machten die besten Sklaven zu „leibeigenen“ Bauern, Colonen und die Gesetzgebung emancipirte sie seit Constantin in Etwas von ihren Herren, so daß diese sie nicht von der Hufe trennen, auch die Naturalabgabe nicht steigern konnten. So hatte der Untergang der Latifundienwirthschaft nicht den der landwirthschaftlichen Produktion zur Folge, wahrscheinlich sogar das Gegentheil, wie denn der einsichtige Bernhardi in seinem Buche über Klein- und Großbetrieb richtig bemerkt, daß oft dieselbe Arbeiterschaft im Kleinbetrieb mehr Gebrauchswerth schafft, als im Großbetrieb. Dieser Betriebswechsel war aber mit einer socialen Hebung eines großen Theiles der damaligen Landarbeiter verbunden, den man stets anerkannt, zum Theil dem Wohlwollen der Kaiser, zum Theile dem Einflusse des Christenthumes zugeschrieben hat, an dem aber vielleicht der „sinkende Kornpreis“ und der „steigende Arbeitspreis“ auch jeder seinen Antheil hatte.

In großem Maße hat eine Latifundienvermehrung in der Merowinger- und Karolingerzeit stattgefunden, die sich an schon von den Galloromanen übernommene Villen anschloß. Große Gutsherrschaften entstanden, zu denen Bauerndörfer und Ausbauten gehörten, jedoch auch immer in eigener Regie unter Leitung von Beamten durch Sklaven oder Hörige bestellte größere Aecker, Saalland, Frohnhof, Weiberhäuser zur manufakturartigen Herstellung von Bekleidungsstoffen existirten, wie auch allerhand hörige Handwerker. Das Capitulare de villis von Karl d. Gr. gibt über die Verwaltung solcher Regiegüter Aufschluß. Ihre Bildung beruhte größten Theils auch auf der „billigen“ Arbeitskraft aus Kriegsgefangenen, landlosen Vagabunden, die rechtlos geworden waren, verarmten freien Grundbesitzern, welche dem Heerbann nicht folgen konnten, insolventen Schuldnern.

Zu Beginn der Lehenszeit und des Kreuzzuges wurden

diese Latifundienbetriebe unrentabel und theilweise geradezu unmöglich, obschon, und dies ist sehr merkwürdig, die Getreidepreise sich verfünf- und versechsfachten gegen die Karolinger Periode. Der Hauptgrund scheint eintretender Mangel an Arbeitskraft gewesen zu sein. Der Leibeigene, welcher das Kreuz nahm, ging der Villenarbeiterschaft ebenso verloren, wie jener, der in eine der zahlreich entstehenden Städte floh, die ihn „nach Jahr und Tag“ nicht wieder herausgab.

Wieder sehen wir die Latifundienbetriebe in kleine Landwirthschaften sich auflösen, welche von Bauern betrieben werden, die nun überall fest und meist auch mäßig bemessene Leistungen nur mehr an die Grundherren schuldig, nicht mehr corvéables à mercy sind. Auch dieser Wechsel im System des landwirthschaftlichen Betriebes endet mit einer Hebung der socialen Stellung der Landarbeiter und einer großen Vermehrung der landwirthschaftlichen Produktion, die nunmehr die Bürger der Städte mit Lebensmitteln versorgte.

Drei- bis vierhundert Jahre hat die Latifundienbildung vor der Lehensperiode gedauert, solange auch die unsrige, seit den Bauernkriegen, mehr noch seit dem 30jährigen und seit den napoleonischen, hie und da zeitweise durch Verbot weiser und starker Fürsten eingeschränkt. Wie schon zwei Mal in der Geschichte steht die Latifundienwirthschaft zum dritten Male vor dem Ruin, der umso verderblicher werden muß, je länger eine Regierung den lebensunfähig gewordenen Zustand künstlich aufrecht zu erhalten sucht, was endlich doch mißlingt. Was hier zweckmäßig zu geschehen hätte, wäre bei den noch Macht habenden Ideen zu entwickeln zwecklos.[1])

---

1) Ich will nur bemerken, daß in einem Lande ohne Edelmetallproduktion und mit passiver Zahlungs- und Handelsbilanz zum Beispiel das geldwirthschaftliche System weder bei der Produktion noch bezüglich der Leistungen an den Staat aufrecht erhalten werden kann, daß aber die verminderte Geldkasse nicht dadurch vermehrt wird, daß man mittelst künstlicher Preissteigerung Geld aus vielen kleinen in einige große Taschen steckt. Es heißt, in die alte Naturalwirthschaft — zurückkriechen, wie zur Zeit des

Nur eine naheligende Gefahr habe ich im „russischen Markt“ signalisirt und will bei ihr kurze Zeit verweilen. Wer Poschinger's Publikationen liest, wird finden, daß Fürst Bismarck um 1878/80 häufig das Wort „Kampfzölle“ gegen Rußland und Amerika gebrauchte. Diese Märkte sollten zollpolitisch schlechter behandelt und gewissermaßen „mürbe“ gemacht, andere, wie Oesterreich, wohl auch die Schweiz, Belgien, Italien, sogar Frankreich, in ein näheres Verhältniß zu Deutschland gebracht werden. Diese Ideen herrschen auch jetzt noch, können aber eine sehr gefährliche Frucht zeitigen. Sie verrathen eine bedenkliche Ueberschätzung der wirthschaftlichen Macht Deutschlands.

Bismarck hätte von Napoleon I. lernen und 1866 den Oesterreichern, 1871 den Franzosen ein Zollbündniß aufzwingen können — möglicherweise! Durch zollpolitische Lockungen ist es nicht zu erreichen, denn Deutschland ist wirthschaftlich schwächer als die meisten seiner Nachbarn. Käme ein Vertrag mit Oesterreich mit einem deutschen Kornzoll von 3.50 M. zu Stande, so würde dem Frankreich nicht beitreten, weil es einen höheren Zoll will, die Schweiz, Belgien und Holland nicht, weil sie gar keinen wollen.

In den Jahren 1885/89 betrug durchschnittlich in Mill. Kilogrammen die

| Mehreinfuhr Deutschlands an | Weizen u. Mehl | Roggen | Gerste | Hafer | zusammen |
|---|---|---|---|---|---|
| | 305 | 530 | 535 | 167 | 1538 |
| Mehrausfuhr Oester. Ungarns | 415 | 221 | 466 | 25 | 686 |
| Das Defizit beid. Resultate ist also | | 751 | 69 | 142 | |
| Ueberschuß | 110 | | | | |
| Defizit | | | | | 852 = 8 1/2 Mill. Mc. |

jüngeren Plinius, der ja klagt, daß man keine Geldpächter mehr bekommen könne und mit Naturalzinsen zufrieden sein müsse, obschon die Speicherung und Verwerthung derselben kostspielig und mühevoll sei, und die Kaiser Valens und Valentinian verbieten sogar die Geldpacht: „Die Eigenthümer der Grundstücke sollen nehmen, was das Land trägt, Geld sollen sie nicht verlangen“ cit. Corp. Jur. XI. Tit. 47, 5.

Man sieht also, daß wenn der ganze Ueberschuß von Getreide aus Oesterreich-Ungarn nach Deutschland ginge, was undenkbar ist, beide Reiche ein Jahresdefizit von 8½ Mill. Mc. Cerealien haben würden! Namentlich sind beide an Roggen (dem Hauptbrodkorn Deutschlands, das über ⅔ Roggen und noch nicht ⅓ Weizen consumirt; Norddeutschland consumirt gewiß 9/10 seines Brodkorns in Roggen) passiv, den sie fast ganz von Rußland beziehen müssen. Die Preise würden in Deutschland für Weizen vielleicht etwas sinken, möglicher Weise auch für Hafer, für Roggen aber nicht.

Thatsächlich hat Deutschland 1889 eingeführt in 1000 Mc.:

| | Weizen | Roggen | Hafer | Gerste |
|---|---|---|---|---|
| aus Oesterreich-Ungarn | 1344 | 158 | 93 | 2806 |
| aus Rußland | 3045 | 9347 | 2386 | 3126 |

Hieraus folgt, daß den deutschen Consumenten ein solcher Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn wenig nutzen wird, weil der Roggenpreis dadurch gar nicht afficirt werden kann, ferner aber auch, daß Deutschland die russische Einfuhr überhaupt nicht entbehren kann, wenn es nicht den Roggenconsum durch den immerhin theureren Weizenconsum ersetzen will, wozu der Masse seiner Bevölkerung die Mittel fehlen.

In der machtgeschwollenen Aera, als Fürst Bismarck mit den Kampfzöllen um sich warf, hoffte man, daß die von ihm damals inaugurirte Politik unser Verhältniß zu Amerika und Rußland bessern werde.

Von Amerika will ich nur sagen, daß man Bismarck die Kampfzölle abgelernt, sie aber dahin verbessert hat, daß der Präsident der Union Ermächtigung erhielt, den Handel mit einer Macht ganz zu unterdrücken, die amerikanische Produkte ungünstiger behandeln würde, als solche anderer Länder. Dies that Deutschland, indem es amerikanisches Vieh und Fleisch ausschloß. Da verlautete Anfangs März, Präsident Harrison würde Retorsion üben, wenn die deutsche Regierung diese für Amerika beleidigende Maßregel nicht aufhebe, und wenige Tage darauf hieß es — in Hamburg seien lebendige

amerikanische Rinder angekommen und Fleisch werde folgen. Was da hinter den Coulissen vor sich gegangen ist, wird dem Fürsten Bismarck 1879 nicht geträumt haben, doch war es das Vernünftigste, was Herr von Caprivi thun konnte. Er ist von Beruf zu sehr Infanterist, um an einen Retorsions-Handelskrieg gegen die vereinigten Staaten von Amerika, wie sie zwischen Holland, Frankreich und England vor mehr als 100 Jahren vorkamen, zu denken.

Wie hat sich nun unsere gegenseitige Handelsbeziehung mit Rußland verändert seit der Bismarck'schen „Schutzpolitik?" Im Jahre 1880 verkaufte Deutschland an Rußland für 274, 1885 nur noch für 144 und 1889 für 124 Mill. Rubel Waaren, also nicht mehr halb soviel als 10 Jahre früher. Die Russen hatten an Deutschland i. J. 1880 nur für 138 Mill. Rubel exportirt, 1885 schon für 142 und 1889 für 192 Mill. Rubel, das ist 1/2 mehr als vor 10 Jahren! Die russische Gesammteinfuhr betrug 1880 593 Millionen Rubel, 1889 nur 374 Millionen, also 219 Mill. weniger. Die Gesammtausfuhr betrug 1880 489, 1889 687 Mill. Rubel, 198 Mill. Rubel mehr. Rußlands Waarenhandelsbilanz hat sich um die enorme Summe von 417 Mill. Rubel gebessert. Dazu kommt, daß durch Gold- und Silbergruben dieser Betrag auf gut und gern 600 Mill. R. im Jahre steigt.

Deutschland importirte Waaren 1880 für 2835 Mill. M. und exportirte für 3046, also für 211 Mill. M. mehr. Im Jahre 1889 importirte es für 4015 Mill. M. und exportirte für 3166 Mill. M. Waaren, war also um 849 Mill. M. passiv, seine Handelsbilanz hat sich seit zehn Jahren um 1061 Mill. M. in einem Jahre verschlechtert. Ein wirthschaftlicher Kampf gegen Rußland würde also dem bekannten Kampfe des irdenen Topfes gegen den eisernen gleichen. Mit dem militärischen ist es, glaube ich, noch anders.

Kürzlich wurde gemeldet, daß das amerikanische Petroleum-Cartell sich mit dem russischen behufs Aufhebung der Concurrenz und Herstellung des Monopols vereinigt hätte,

wie das der geistreiche Proudhon vor 60 Jahren voraussagte. Daß doch gescheidte Leute ihren dummeren Zeitgenossen meist so ein halbes Jahrhundert voraus sind! So lange wird es nicht dauern, bis sich die Kornhändler Ephrussi von Odessa mit den Adam von St. Louis, New Orleans und New York, die russischen, rumänischen und amerikanischen großen Kornhändler syndiciren und uns den Kornpreis diktiren. Sie verstehen dergleichen besser, als es die patriotischen Empfänger der Sieger 1871 verstanden, die sich verschämt hinter dem Strohmann Hüttmann verbargen. Was uns aber nahe bevorsteht, ist eine Retorsionsmaßregel Rußlands, dessen Regierung sich vollkommen still verhält, während der Streit um 50 Pfennige oder 150 Pfennige Differentialzoll zwischen Wien und Berlin so viel Lärm macht. Dies Schweigen ist mir unheimlich, und ich befürchte eines Morgens zu lesen: „Die russische Regierung hat einen Ausfuhrzoll von 1 Rubel Gold auf ein Mtc. Roggen gelegt.“ Binnen wenigen Monaten würde ich dann sicherlich lesen: „Die deutsche Regierung hat den Roggenzoll von 5 auf 2½ M. herabgesetzt.“ Und da der Geschmack dem russischen Finanzminister beim Essen kommen wird, so wird er den Ausfuhrzoll nach einiger Zeit wohl auf zwei Rubel Gold hinaufsetzen, die deutsche Regierung aber den Rest von Einfuhrzoll aufheben. Mir scheint es durchaus, daß eine Zeit kommen wird, wo der russische Finanzminister den deutschen Kornzoll beziehen und für Ausführung der lex Huene kein Geld vorhanden sein wird.

Auf die Schwierigkeit der Kornversorgung im Kriege — Herr Crispi sagte am 20. März, er sei noch in diesem Jahre nicht unwahrscheinlich — brauche ich nur noch hinzuweisen, nachdem das französische Kriegsministerium bereits die Verproviantirung von Paris mit 600,000 Mtc. Mehl verlangt hat und im englischen Parlament bei Gelegenheit der Marinedebatte offen von der Möglichkeit gesprochen wurde, daß

im nächsten Kriege „Weizen als Kriegscontrebande betrachtet werden könnte“.

Mein Votum geht dahin, Abschaffung der Kornzölle, Einführung von Ausfuhrzöllen auf Zucker und Spiritus, um Deutschland soweit vom Auslande bezüglich des Brodes unabhängig zu machen, als dieß überhaupt noch möglich ist.

Dr. Rudolf Meyer.

---

## XLVIII.

## Zustände in der württembergischen evangelischen Landeskirche.

Custos, quid de nocte? Js. 21, 11.

Der Austritt des ev. Pfarrers Eberle von Onolzheim aus der württembergischen Landeskirche verdient in weiteren Kreisen pathologisches Interesse zu erwecken.

Zwar ist es nicht solange her, daß David Strauß seine Ueberzeugung von den Zuständen in der ev. Kirche frank und frei in die Worte faßte: Wir sind keine Christen mehr! Allein er hatte schon lange den Predigertalar ausgezogen und konnte als Sprecher aus den Kreisen nur der sog. Gebildeten, die überall in Deutschland auf gleichem religiösem Niveau stehen, angesehen werden. Dabei konnte in den Augen der ferne Stehenden immer noch Württemberg als das gelobte Land der pietistischen Orthodoxie gelten, wo der moderne Unglaube noch keine Wurzeln geschlagen habe, und die weite Verbreitung des „Evangelischen Bundes“ galt Vielen als eine Bestätigung dieser Auffassung.

Nun kommt dieser aktive ev. Pfarrer im württembergischen Franken und schildert die Zustände in der Landeskirche aus

seiner unmittelbaren Lebenserfahrung heraus auf eine Weise, die zeigt, daß auch die feste Burg des Pietismus im Volke in aller Stille von den Vertretern des modernen Unchristenthums erobert worden ist, und daß der gegen die katholische Kirche vom „Ev. Bund“ geschürte Haß noch das einzige positive Moment bildet, das den völligen Zerfall aufhält und über die innere Haltlosigkeit auf dem Gebiete der christlichen Glaubenslehre Augen, welche nur die Oberfläche betrachten, noch eine Zeitlang wegtäuscht.

Den letzten Anlaß zur Separation bot dem Pfarrer Eberle und sechs anderen Erwachsenen mit acht Kindern in der Pfarrei das Erscheinen eines neuen Gesetzes vom 14. Juni 1887, betreffend die Vertretung der ev. Kirchengemeinden und die Verwaltung ihrer Vermögensangelegenheiten. Darin erblickte der Pfarrer eine grundstürzende Gefahr für die ev. Kirche. Er spricht sich darüber in der Rechtfertigungsschrift [1]) seiner Separation, der wir unsere Schilderungen ausschließlich entnehmen, also aus (S. 81): „Der Welthaufe hat den unchristlichen Weltgeist sogleich und instinktmäßig aus dem neuen Kirchengesetz herausgewittert und deßwegen unter der auch ausgesprochenen Parole: ‚jetzt kommen die Frommen heraus und wir kommen nun daran!‘ die kirchliche Wahl in die Hand genommen und sich der Vertretung und Regierung der Kirchengemeinden bemächtigt. Wie in den Zeitungen zu lesen war, haben vielfach die politischen Parteien und die weltlichen Vereine, die Veteranen-, Krieger-, Feuerwehr-, Lese- und freisinnigen Vereine die Wahlen in den Kirchengemeinderath gemacht und in ihrem Sinne durchgesetzt. Diese Parteien und Vereine, welche gerade die Welt gegenüber der Kirche vertreten, sind nun kirchenfähig und kirchenmächtig geworden . . . Der Pfarrer kann sich betreffs der Wahl auf die Länge nicht mehr, wie

1) Erschienen im Selbstverlag 1890 zu Crailsheim: „Ist unsere Separation nach Gottes Wort 2c.“



bisher, auf die kirchliche Minderheit, den kirchlichen und christlichen Kern der Gemeinde stützen, sondern muß sich nun mit den politischen Parteien und weltlichen Vereinen in Verbindung setzen und mit ihnen paktiren, wenn er noch ein annehmbares Resultat erzielen will.“ In dieser Weise seien auch die Kirchengemeinderathswahlen in Crailsheim auf dem Wege des Vergleiches zwischen den einzelnen politischen Parteien und Richtungen unter der Bürgerschaft zustande gekommen.

Die ganze ev. Landeskirche wird als eine Staatskirche erklärt, darin „unter der großen Masse der Namenchristen, Gottlosen und öffentlichen Sünder nur noch etliche Häuflein Gläubiger und Treuer“ hin und her zerstreut seien, die darin sich bücken und drücken müssen, während der große Haufe in der Kirche das große Wort führe (S. 53). Der Hauptgrund für diese traurige Erscheinung ist: „Das Consistorium hat längst den Pfarrern und Gemeinden den Bindeschlüssel entrissen und ihn allein sich angeeignet; es hat das Recht des Pfarrers, den offenbaren und unbußfertigen Sündern die Sünden zu behalten, entzogen, so daß der einzelne Pfarrer von sich aus nach seinem Amt keinen auch noch so greulichen Menschen vom hl. Abendmahl abweisen und ausschließen darf“ (64).

Der wundeste Punkt liegt indeß auf dem Gebiete der Glaubenslehre. Da herrscht in der württ. Landeskirche „ein wirklich unsagbarer Greuel der Verwüstung, der zum Himmel schreien muß“ (46). Er beginnt schon an den Gymnasien. Welcher Art Irrlehren dort von Männern n Amt und Würde vor unreifen Jünglingen vorgetragen werden, dafür wird zum Beleg auf das Buch des Archidiakon Hölder „Glaubenslehre für die studirende Jugend und nachdenkende Christen aller Stände“ verwiesen. Darin ist zu lesen: „Es wäre an der Zeit, daß die ganze protestantische Christenheit sich zu dem Schritt entschlöße, auch mit dem Glauben an die biblischen Wunder end-

giltig zu brechen, zur Steuer der Wahrheit und damit zur größeren Ehre Gottes." „Die Erzählung von Jesu übernatürlicher Empfängniß verweisen wir als unbewiesen, unglaublich und unnöthig in das Gebiet des Mythus. Jesus war der leibliche, eheliche Sohn Josephs und der Maria." (18). Als „neuester und schreiendster Fall von Duldung und Bevorzugung der Irrlehre in der württ. Landeskirche" wird angeführt, daß der jetzige Oberhofprediger Schmid am ev. Seminar zu Schönthal vor den angehenden Theologen „grundstürzende Irrlehre sechs Jahre lang gelehrt, nachher in einer Schrift noch öffentlich gemacht" habe und „darauf zum Prälaten und nachher zum Oberconsistorialrath befördert worden" sei; „nun sitzt der Irrlehrer im Kirchenregiment als Wächter über die hl. Schrift und über die Lehre und Bekenntniß der Kirche . . Und das Consistorium birgt diese Irrlehre in seinem eigenen Schooß." Gemeint sind die Wellhausen'schen Hypothesen über das Alte Testament, welche Schmid, gewissermaßen popularisirt, glaubte als sicheres Resultat der Wissenschaft vor Obergymnasisten vortragen und den Bestand der Bibel preisgeben zu dürfen. Da Aehnliches die moderne Tübinger Kritik mit dem Neuen Testament zuvor schon gethan hat, so begreift man den Jammer des Pfarrers Eberle, daß man „der armen irrigen Kirche nach 1800 Jahren die richtige wahre Bibel als ein Bibelchen von mäßigstem Umfang" darreiche (S. 19—29).

Nicht anders als am Gymnasium stehe es um die theologische Bildung auf der Hochschule! Zum Exempel dient Professor Dr. Weizsäcker, der in jüngster Zeit sogar zur Würde des Kanzlers emporstieg. Aus dessen Buch: „Das apostolische Zeitalter" wird nachgewiesen, daß dieser Lehrer ev. Theologie die wahre Gottheit Christi leugne; die Lehre von dem übermenschlichen Wesen Jesu sei das zufällige Ergebniß des Glaubens an Christi Wunderkraft. „Nicht besser steht es nach diesem Buch mit der Auferstehung Christi. Christus ist nicht wahrhaft auferstanden, sondern

die dem Apostel Petrus zu Theil gewordene ‚Erscheinung des Auferstandenen‘ ist nur ein pneumatisches Schauen, d. h. ‚die Wirkung mächtiger, religiöser Erregung‘, auf gut deutsch, eine Einbildung und ein Hirngespinst". Die Kirche des apostolischen Zeitalters wird in dem Buch in ein wirres „Gründerthum" aufgelöst. Dabei erscheint Petrus als Reformator der durch die „Hinrichtung des Stifters" vom Schauplatz verschwunden gewesenen „christlichen Sekte". „Langen Bestand hat aber diese Kirche des Petrus auch nicht gehabt. Ein anderer kam darüber: Paulus; der ist der eigentliche Erfinder der Lehre von der Gottheit Christi". Er hat seine „paulinische Kirche" gegründet und diese wurde von „der johanneischen Neugründung verdrängt". „Dieses Buch ist in dem Evangel. Kirchen- und Schulblatt, dem Sprechsaal der württ. Geistlichkeit, öffentlich aufs höchste gelobt und gepriesen worden als ein wissenschaftliches Meisterwerk, als die bedeutendste literarische Erscheinung seit Jahrzehnten, und dringend zum Studium empfohlen, weil es hier gar vieles zu lernen und umzulernen gebe, als ein Buch, das in keiner Diöcesan- und Privatbibliothek fehlen sollte." Außer Weizsäcker wird noch Professor Landerer in Tübingen als derjenige genannt, der Jahrzehnte lang großen, dauernden Einfluß auf die württ. Geistlichkeit ausgeübt habe und noch jetzt nicht wenige Anhänger unter ihr zähle, der z. B. die vorweltliche Existenz und Gottheit Christi geleugnet habe, ebenso die Persönlichkeit des hl. Geistes — also den dreieinigen Gott (13—15).

Bei dieser Bildungslaufbahn der Theologen — wie steht es da mit der Einheit der Glaubenslehre in der württembergischen Landeskirche? In ihr, „kann getrost behauptet werden, ist nicht ein einziger Artikel des Glaubens und der Lehre der ev.-luth. Kirche in ihrem Bekenntnisse mehr allgemein unangefochten anerkannt und allgemein auf allen Kanzeln einhellig und einträchtig nach reinem Verstand gepredigt" (41). „Ein schrecklicher Wirr-

warr von Stimmen der verschiedensten Richtungen tönt Jahr ein Jahr aus neben- und nacheinander von den Kanzeln in die landeskirchlichen Gemeinden hinein. Eine Sprach- und Glaubensverwirrung, wie sie greulicher kaum gedacht werden kann. Was heute der eine predigt, leugnet morgen der andere; sagt der erste Nein, so sagt der zweite Ja. An Beispielen durch alle Glaubensartikel hindurch hat's ja Ueberfluß" (38 f.).

Von dem speciellen Nachweis bietet uns besonderes Interesse, was Eberle über die Taufe sagt: „Der eine lehrt, daß sie das Bad der Wiedergeburt sei, und preist ihre Kraft und Wirkung. Nachher kommt ein anderer, der lehrt, daß die Taufe nur ein Bild der Wiedergeburt sei, und weiß nichts an ihr zu preisen, denn er leugnet, daß sie etwas gebe und wirke, und schweigt am liebsten über die Taufe und Taufgnade, zumal die Kindertaufe — und die armen Seelen sind um ihren reichsten Schatz, ihren Taufschatz betrogen" (40). Nimmt man dazu in Erwägung, daß schon auf den Kathedern zu Tübingen der Glaube an die Trinität und Gottheit Christi geleugnet wird, so wird man die Ansicht jener katholischen Geistlichen, welche an der Giltigkeit auch der in der württ. Landeskirche gespendeten Taufe zu zweifeln beginnen, nicht so leicht von der Hand weisen können und muß man sich wundern zu hören, daß sich ev. Pastoren und selbst das ev. Consistorium, das in Glaubenssachen bei den unterstellten Geistlichen ein weites Gewissen zu haben sich nachsagen lassen muß, darüber wie über eine grobe Beleidigung sich beschweren, wenn etwa ein katholischer Pfarrer einen protestantischen Convertiten bedingter Weise wiedertauft! „Entsetzliche Reden über das Abendmahl" hat Pfarrer Eberle gelegentlich „bei den Disputationen" aus dem Munde seiner Collegen vernommen (45). Wenn es mit der Lehre vom Abendmahl also aussieht, so ist nicht zu verwundern, daß die Ausspendung desselben von beklagenswerthen Mißbräuchen begleitet ist, über welche laute und ernste Rüge geführt wird.

Es seien, wird erzählt (S. 55), große Massencommunionen an hohen Festen Brauch geworden, bei deren Anblick einem ernsten Mann im Andenken an 1. Kor. 11, 27—32 die Haut schaudern müsse, wenn er sehe, wie das Abendmahl für ganze Massen aus einem Gnadenmittel ein Mittel der Verdammniß geworden sei durch der Kirche Schuld und Versäumniß! Selbst Katholiken und Ungetaufte könnten in größeren Städten zum Tisch des Herrn kommen. Man prange förmlich auf den Diöcesansynoden mit der sogenannten Abendmahlsstatistik und tröste sich mit einer noch vorhandenen äußeren „Kirchlichkeit", obschon mit derselben alle Greuel am Wandel und Leben öffentlich und allenthalben Hand in Hand gehen. Die württ. Landeskirche werde mit anderen Landeskirchen, einzelne Gemeinden mit anderen auf den Synoden verglichen, und je größere Communicantenzahl sie aufzuweisen hat, desto höher steht sie. Auf den Crailsheimer Diöcesansynoden habe der Dekan regelmäßig den mit den Zuständen unzufriedenen Pfarrherrn wie Eberle „den zweifelhaften Ruhm zur Beruhigung aufgetischt, daß die Diöcese in Beziehung auf den Abendmahlsbesuch doch noch über dem Landesdurchschnitt stehe!" Das sind gewiß sehr beachtenswerthe Erscheinungen und Beurtheilungen — ganz besonders wenn man sich erinnert, daß eben diese geistlichen Herren es sind, die auf der Kanzel und in Schriften nicht Worte genug finden können, um über „die Veräußerlichung und Werkgerechtigkeit in der römischen Kirche" loszuziehen.

Wenn Pf. Eberle sich nun dagegen erhob, so wurde ihm „auch manchmal offen entgegengehalten: Die württ. Kirche ist eine ev. Landeskirche, in welcher Gleichberechtigung der Richtungen Grundsatz ist; die lutherische Lehre ist auch bloß eine Richtung und die unserige so gut anerkannt, als die deine. Und die so sagten, hatten thatsächlich Recht" (37).

Denn „in der ev. Landeskirche bestehen die verschiedensten und entgegengesetztesten Richtungen und jede derselben hat das gleiche Recht zu existiren und

sich geltend zu machen. Und das nicht bloß unter den Laien, welche die vollste Glaubens- und Bekenntnißfreiheit in der Kirche haben, also, daß sie jeden Glauben und Unglauben bekennen dürfen, sondern vornehmlich unter der Geistlichkeit. Da gibt es neben Rechtgläubigen sowohl alte wie neue Rationalisten, Schleiermacherianer, Protestantenvereinler (d. i. „jene Gattung von Irrlehrern, welche die Grundthatsachen des biblischen Glaubens am ungescheutesten leugnen oder fälschlich deuten“ S. 17), Ritschlianer („der Ritschl'sche Glaube, durch dessen Herrschaft vollends alles luth. Wesen in den Landeskirchen bis auf den letzten Rest hinweggefegt werden muß, ist der Glaube mancher junger Geistlichen auch in der württ. Landeskirche, die mit Ritschl befleckt sind“ S. 36), Wellhauserianer, Beckianer, Michelianer, Chiliasten, Unionisten, Landerianer, Zwinglianer, Calvinisten und wer weiß, welche andern sonst noch“ (36)!

Diese Denominationen zusammen bilden den Sammelbegriff: „neuere Theologie“. Sie ist durch „eine tiefe, unüberbrückbare Kluft“ von der alten ev.-lutherischen Kirche getrennt; „ganz offen und unwidersprochen redet und schreibt man von zwei Lagern oder Parteien auch innerhalb der ev. Landeskirche Württembergs und es ist kein Geheimniß mehr, sondern offenkundig, wie jämmerlich zerrissen sie in sich selbst ist! Diese neuere Theologie stimmt mit der alten Lehre so wenig auch nur in Einem Artikel überein, daß sie im Gegentheil durch alle Artikel des Glaubens hindurch vom ersten bis zum letzten, vom Artikel von dem dreieinigen Gott an bis hinauf zu dem von den letzten Dingen von ihr abweicht, ja ihr widerspricht und sie auflöst“ (30. 31).

Wie stellt sich nun aber die Kirchenbehörde zu diesen Differenzen grundstürzender Art? Sarkastisch wird gesagt: „Natürlich ist auch das Consistorium mit sammt den Prälaten aus den verschiedenen Richtungen in der Landeskirche zusammengesetzt, und wenn die Theologen im Consistorium selber einmal unter einander eine Disputation über Glaubens-

artikel halten oder ein gemeinsames öffentliches Bekenntniß ihres Glaubens, den sie unter einander haben, und der Lehre, in der sie übereinstimmen, ablegen müßten — es würde ohne Zweifel für die von ihnen geleitete Kirche sehr niederschlagend ausfallen" (37).

Zwar werden auf Anordnung des Consistoriums dekanatamtliche Visitationen abgehalten. Pf. Eberle versichert: „ich habe schon manches durchgemacht; es ist aber nie darnach gefragt worden, was ich predige und lehre". Wie bei den Visitationen, so ist es bei den „jährlichen sog. Disputationen," in welchen die Artikel des Glaubens der Reihe nach von den Pfarrern müssen durchgesprochen werden. „Da hört der Dekan selber, welche Abweichungen vom ev.-luth. Bekenntniß unter den Pfarrern allgemein herrschend sind und wie von den verschiedensten Seiten das ev.-luth. Bekenntniß in einem Artikel nach dem andern angegriffen, verworfen und geläugnet wird und werden darf, sogar unter den Augen eines Prälaten; da kann er an den Fingern zählen, wie blutwenige noch dem Glauben und Bekenntniß der ev.-luth. Kirche von Herzen und von ganzem Herzen zugethan sind! Nachher muß er das Protokoll der Disputation mit sammt dem, was jeder einzelne schriftlich vorgebracht hat, durch den Herrn Prälaten der hohen Oberkirchenbehörde einsenden. Dort laufen alle diese jährlichen Protokolle als ganze Aktenstöße zusammen und es liegen dort unter den Augen des Consistoriums jährlich ganze Berge von Abweichungen vom Bekenntniß, von Angriffen auf dasselbe, von offenbaren alten und neuen Irrlehren aufgehäuft — und die consistoriale Liebe läßt die ganze Menge dieser Sünden vom Staub bedecken" (15 f.).

„Die Pfarrer aller dieser Richtungen nun setzt das Consistorium neben und nach einander in wirrem Durcheinander, ganz wie es ihm gefällt, in die Gemeinden und läßt sie alle als Diener Christi in ihr Amt im Namen des dreieinigen Gottes einführen, und die armen Gemeinden müssen es sich gefallen lassen und sind allen diesen ‚Richtungen' preis-

gegeben. Sie müssen in beständigem Wechsel ihrer Pfarrer alle diese Richtungen über sich ergehen lassen, gleich als wären sie das theologische Versuchs- und Uebungsfeld der Pfarrer, müssen alle Irrwege derselben mitdurchlaufen; müssen sich predigen lassen, was jeder gerade in den Schulen der neugläubigen Theologen gelernt hat, und je nachdem der jeweilige Prediger einen gläubigen, halbgläubigen oder ungläubigen Standpunkt hat, sich von Klarheit zu Klarheit oder von Finsterniß zu Finsterniß führen, von einem greulichen Irrthum in den anderen stürzen lassen!" (38)

Wenn aber je, wie allerneuestens der Fall war, „aus der Mitte der Kirchengenossen" einer Gemeinde etwa ein Protest bei dem Consistorium erhoben wird gegen Ernennung eines Geistlichen, der für einen Hauptvertreter des „Protestantenvereins" in W. gilt, so wird darauf keinerlei Rücksicht genommen: „soweit ist es leider in der württ. Kirche gekommen, daß das Consistorium nicht nur offenbare Irrlehrer duldet, sondern den Gemeinden setzt und gegen ihren Willen aufzwingt und sie in Schutz nimmt gegen die Gemeinden" (18).

Angesichts dieses „thatsächlichen Standes der Lehre in der württ. Kirche" erhebt sich die Frage: „wie reimt sich derselbe mit dem Amtsgelübde", das jeder Geistliche feierlich bei seiner Ordination gelobt hat und geloben muß? „Das kann sich offenbar nicht reimen, sondern dieser Stand der Lehre kann nur mit einem Bruch dieses Gelöbnisses bestehen und erhalten werden. Das ist eben der Greuel der staatskirchlichen Verwüstung . . ., daß es mit diesem feierlichen Amtsgelöbniß von solchen, die es nicht halten, entweder leicht genommen, oder den Gewissensskrupeln, die doch immer wieder zu Zeiten sich einstellen, mit allerlei zweifelhaften Ausflüchten begegnet oder, was das Schrecklichste ist, das Schafskleid angezogen wird, d. i. die Sprache der Kirche geredet und die Miene angenommen wird, als wären sie gläubige und rechtgläubige Pfarrer, indem sie reden von ‚Gott' und vom ‚Heiland', von der ‚Erlösung', von ‚Sünde' und von ‚Wieder-

geburt' ꝛc., denken sich aber unter all diesen Dingen etwas durchaus anderes, als was die Schrift und unser Bekenntniß darunter verstanden wissen will, und treiben somit ein schreckliches heuchlerisches Spiel mit Gott und seinem hl. Wort auf der Kanzel" (45 f.).

Wohin drängen nun aber diese Zustände in der ev.-württ. Landeskirche mit innerer Nothwendigkeit? Zwar ist Pfarrer Eberle noch mit dem vollen Lutherischen Abscheu vor Papst und Papstthum zur Zeit erfüllt; aber er scheint doch ein logischer Kopf zu sein. Er ist mit dem Professor ev. Theologie zu Tübingen, Kübel, der Ansicht, es müsse zu einem Bruch in der evang. Kirche kommen, und prophezeit mit ihm als Folge „die Katholisirung unserer protestantischen Massen", d. h. die Masse der Evangelischen werde „über kurz oder lang wieder katholisch werden, weil sie in den evangelisch oder lutherisch sich nennenden Landeskirchen keine ganze volle, klar fixirte Religion mehr haben und finden." „So weit ist es schon mit dem Abfall vom alten ev. Glauben, von Gottes Wort und Luthers Lehre unter den Theologen und Geistlichen und in Folge davon in der Kirche gekommen, daß das Wahrscheinlichste ist, daß die Evangelischen in Masse wieder katholisch werden, weil sie durch ihre Pfarrer ganz irre geworden, nicht mehr wissen, was sie eigentlich glauben sollen. Es steht also nach diesem eigenen staatskirchlichen Zeugniß so arg in der Staatskirche, daß es nicht blos sprichwörtlich, sondern wahrhaftig zum Katholischwerden ist" (32).

Wir sind nicht optimistisch genug, an eine Bewegung der protestantischen Massen zur katholischen Kirche hin zu glauben. Zwar verdient Pfarrer Eberle als ein Mann, der seine Bildungslaufbahn zu Tübingen durchgemacht hat und durch seinen Beruf Jahre lang mit Volk und Geistlichkeit in Württemberg im innigen Verkehr steht, in seinen Schilderungen der thatsächlichen Zustände der württembergischen ev. Landeskirche volles Vertrauen, aber er täuscht sich in deren Beurtheilung für die Zukunft. Wenn, was nicht zu bezweifeln sein wird,

unter Volk und Gebildeten, Laien und Geistlichen die entgegengesetzten religiösen Richtungen in solcher Weise gleichen Anspruch auf Geltung erheben und genießen, dann hat der Skepticismus sich der Geister in weiten Kreisen bemächtigt. Männer dieser Art aber bringen es, selbst angesichts der Wahrheit, die sich vor ihnen offenbart, nicht weiter, als daß sie mit Pilatus achselzuckend sich umwenden und fragen: „Was ist Wahrheit"?! An ihnen hat der Protestantismus sein Werk der Negation vollbracht.

Nicht diese Massen also, sondern jene „kirchliche Minderheit", jener „kirchliche und christliche Kern der Gemeinde", von welchem Pfarrer Eberle redet, ist es welcher unbefriedigt von menschlichen Meinungen und Widersprüchen sich dem Lehramt Jesu Christi in seiner Kirche zuwendet. Mag dann auch für den Augenblick der fieberhafte Eifer, womit die Ritter des „Evang. Bundes" namentlich in Schwaben zur Zeit noch den Haß gegen Rom schüren und die Vorurtheile gegen die wahre Kirche verdichten, jene Bewegung zur Mutterkirche hin noch eine Weile hinauszögern — die Bewegung ist im Gange und die Landeskirche wird sie nicht verhindern, denn ihr fehlt die Seele, das positive Element in der Glaubenslehre, dieses unzerreißbare Band, welches die Katholiken des Erdkreises mit dem Fels Petri verknüpft.

Angesichts nun dieses Zersetzungsprocesses unter Geistlichen und Laien, den Pfarrer Eberle bisweilen mit ergreifenden Worten, wie mit dem Nothschrei eines bibelgläubigen Herzens, schildert, schauen wir vertrauensvoll in die Zukunft, hoffend und betend, daß auch für die württembergische evangelische Landeskirche die Stunde schlage, wo „alle eins" werden!

---

## XLIX.

# Aus alt fry Rhätia.

(Die Familie von Salis.)

Es dürfte wenige altadelige Familien geben, wenn man von regierenden Fürstenhäusern absieht, die auf eine so reiche geschichtliche Vergangenheit zurückblicken können, wie die Familie von Salis.[1] Zwar wird heute Niemand mehr, wie die Genealogen des 16. und 17. Jahrhunderts, dieselbe in die Zeit vor der Gründung Roms hinaufrücken oder auch nur auf König Konrad den Salier. Auch der fromme Gerald von Salis, † 28. April 1120 und in Poitiers als Seliger verehrt, steht mit der Graubündnerischen Familie in keinem geschichtlich beglaubigten Zusammenhang. Dieselbe stammt nachweislich aus der Lombardei, wo seit Anfang des 12. Jahrhunderts ihr Name urkundlich bezeugt ist. Etwa hundert Jahre später ist die Familie in Hohenrhätien eingewandert. Sie fand eine neue Heimath im Thale Bergell (lat. Praegallia), das noch auf dem südlichen Abhang der Alpen gelegen, eine der malerischsten und großartigsten Landschaften des jetzt so viel bereisten Graubünden ist. Von ihren großartigen Contrasten dürfte besonders gelten, was die schönen Verse sagen:

1) Die Familie von Salis. Gedenkblätter aus der Geschichte des ehemaligen Freistaates der drei Bünde in Hohenrhätien von P. Nikolaus von Salis-Soglio, Benediktiner aus der Beuroner-Congregation (Abtei Emaus in Prag). Lindau, Verlag von Stettner. 1891. 368 S.

„Graubündner Land, wie bist du so reich,
Du hast den Lenz und den Winter zugleich!
Wer in dein Netz von Reizen blickt,
Der wird von seinen Maschen bestrickt;
Und muß er fort, so senkt er das Haupt,
Als wär' ihm die beste Freude geraubt."

So poetisch freilich war das vorige Jahrhundert noch nicht, als „ein gäher mit etlich hundert steinernen Blatten oder Tritten gleichsam wie eine lange Stägen belegter" Saumweg zur Stammburg Soglio hinaufführte. Aber wegen der Alpenpässe, welche die Heerstraße zwischen Italien und Deutschland bildeten, warben die europäischen Großmächte eifrig um die Gunst der drei Bünde und zunächst der angesehensten Familien des Landes. Diese verstanden ihre hervorragende Stellung wohl auszunützen; sie bezogen fürstliche Jahrgelder von auswärtigen Mächten und stiegen in der Heimath zu den einflußreichsten Aemtern; oder sie nahmen Kriegsdienste in fremden Heeren, die Ruhm, Ehrenstellen und reiche Pensionen eintrugen. So gelangten sie zu einem Einflusse, der weit über die Grenzen des Bündner Landes hinausreichte.

Das vorliegende Buch will übrigens keine eigentliche Familiengeschichte bieten. Es sind vielmehr „Gedenkblätter", Erinnerungen an entscheidende Ereignisse und Thaten aus dem Leben der Vorfahren, woraus wir erkennen, wer diese waren und was aus ihren Nachkommen geworden ist. Wir führen daraus einige lebensvollen Schilderungen den Lesern vor Augen.

„Aus katholischer Zeit", wie der erste Abschnitt überschrieben ist, erfahren wir übrigens nicht viel mehr als die Betheiligung der Salis an einigen mittelalterlichen Fehden und die Ausbreitung der Familie, die seit dem 16. Jahrhundert nicht nur in der Schweiz, sondern auch in England, Irland, Frankreich, Italien, Oesterreich und in diesem Jahrhundert sogar in Australien Fuß gefaßt hat.

„Aus der Reformationsperiode" erhalten wir bedeutsame Aufschlüsse über den wahren Charakter jener Bewegung, die auch in Graubünden mehr eine politische als eine religiöse war. Die ersten Verkünder der neuen Lehre waren italienische Apostaten, die sich vor der Inquisition flüchteten. Graubünden

war wegen seiner Lage zwischen den Gebieten von Venedig, Mailand, des Kaisers und der Schweiz geeignet zum Schlupfwinkel und Zufluchtsort, una Spelunca e Rifugio di fugitivi, wie es in einem Briefe von 1551 heißt (S. 344). Den größten Einfluß hatte der bekannte Peter Paul Vergerio, einst Bischof von Capo d'Istria und päpstlicher Nuntius in Deutschland. Fortgerissen von Luthers Geist, den er bekämpfen sollte, hatte er schon längst das Gift der Häresie im Herzen getragen, als er 1548 seinen Austritt aus der Kirche erklärte. Mit beißendem Witze und dem ganzen glühenden Hasse eines Apostaten bekämpfte er in den italienisch redenden Thälern Graubündens das Papstthum, bis er 1553 in die Dienste des Herzogs Christoph von Württemberg trat, wo er bis zu seinem in Tübingen am 4. Oktober 1565 erfolgten Tode verblieb.[1])

Um jene Zeit war die Familie Salis noch gut katholisch. Ja es wird ihr von den Neuerern das starre Festhalten (mordicus) am alten Aberglauben vorgeworfen. Sie aber setzte vielmehr ihre Ehre darein, mit Energie für die katholische Sache einzustehen und den Neuerungen sich zu widersetzen. Sie schützte namentlich die Dominikaner auf ihren gefahrvollen Missionsreisen durch Graubünden, wogegen es Vergerio schlimm hätte gehen können, wenn er unter ihre Fäuste gerathen wäre, denen er einmal nur mit knapper Noth entging. Er scheint hauptsächlich auf die Jungmannschaft eingewirkt zu haben, denn diese, aus den Jünglingen des Dorfes Soglio zusammengesetzte sogenannte „Knabenschaft" trat auf einer Wiese vor dem Dorfe zusammen und beschloß einstimmig die Abschaffung des Papstthums. Als Lohn für diese Heldenthat erhielt sie das Privilegium, ihren „Präsidenten", wie man heutzutage sagen würde — damals hieß er „Mastrael della Gioventù — in das Criminalgericht des Thales abzuordnen. Erst das Jahr 1848 hat mit diesem feudalen, nahezu 300jähigen Vorrecht aufgeräumt; die Wiese aber trägt bis auf den heutigen Tag den Namen „Lutherwiese" (plan Lutèr).

So ward Soglio, der Stammsitz der Familie, dem alten

---

1) Vgl. über ihn den neuesten (21.) Band des gehaltvollen Freiburger Diöcesan-Archivs. S. 74—81.

Glauben entfremdet, während sie demselben noch treu anhing. Es mochten aber vielleicht auch zu ihr bloße Namenskatholiken gehören, und neben wackern Geistlichen und kirchlichen Würdenträgern fehlte es ihr auch nicht an unwürdigen. Das zeigte sich im Jahre 1549, als die Salis bei Papst und Kaiser kein Mittel unversucht ließen, ihren Candidaten Bartholomäus von Salis, Erzpriester von Sondrio, auf den bischöflichen Stuhl von Chur zu erheben. Umsonst. Es gelang trotz krampfhaften Bemühens nicht, den Gegner zum Ketzer zu stempeln. Sechszehn Jahre später, 1565 bei der folgenden Bischofswahl, wiederholt sich das gleiche Manöver. Obschon jetzt hochbejahrt, trat Bartholomäus wieder als Candidat auf, vielleicht weniger aus eigenem Antrieb als auf Drängen seiner Verwandten, welche entschlossen waren, sich das Bisthum um keinen Preis entgehen zu lassen. Aber auch dießmal vergebens: er erhielt keine einzige Stimme. Man hatte vielleicht ein solches Resultat erwartet, denn sogleich nach der Proklamation des Gegners, Beat von Porta, ward von den Salis und ihren Trabanten unter Waffengeklirr und rohem Geschrei der anfangs zögernde Erzpriester ohne Weiteres als Bischof ausgerufen und von seinem Vetter, dem Landvogte Dietegen von Salis, mit den lästerlichen Worten: „Suy in nomine diaboli, uffhin in aller Tüfflen Namen!“ auf den Altar erhoben. Der wirklich Gewählte mit den erschreckten Wählern wurden derart eingeschüchtert, daß sie sich nicht zu rühren wagten. Sie mußten es geschehen lassen, daß Bartholomäus von Salis gewaltsam in die Residenz einzog und vom Bisthum Besitz ergriff; er ließ sich bereits auch von den Gemeinden den Huldigungseid ablegen. Indeß schalteten seine Verwandten über die Einkünfte und Besitzungen des Bisthums in einer Weise, die an die Zeiten des Faustrechts erinnert. Es gerieth auch ein Theil des bischöflichen Schlosses in Brand, „mit Fleiß oder doch durch verwahrlosung angestekht, allda die schönste Zimmer theils das Archiv, die liberey, vnd alles das beste verbrunnen, vnd als Sie abziehen müeßend, wenig überbliben.“ Der Schaden betrug mehr als hunderttausend Gulden. Die Salis hatten umsonst auf die vieljährige Freundschaft des Papstes Pius IV. gerechnet; war ja der genannte Dietegen dessen Pathenkind und seit 1560 päpstlicher

Ritter vom goldenen Sporn. Der Papst war nicht zu erbitten und schon sprach man vom Bürgerkriege, schon war ein feindlicher Angriff auf Bischof Beatus gemeldet, da gelang es den eidgenössischen Gesandten zu vermitteln, und Bartholomäus scheint bald darauf gestorben zu sein. Um die Schulden zu decken, folgten schwierige und endlose Verhandlungen. Noch größer war der geistige Schaden dieses Streites, der 16 Jahre lang dauerte und viel Unruhe und Verwirrung anrichtete.

Von da wenden sich die Salis von der katholischen Kirche ab, einzelne freilich erst nach langem Schwanken, wobei auch die Rücksicht auf reiche Pfründen oder goldene Ketten und Sporen vom Papste walten mochte. Jedenfalls war es nicht allein der Eifer für das „lautere Evangelium“, welches die Salis nun zu einem Horte des Protestantismus machte, wobei sie übrigens manches von der alten Lehre festhielten, die sich nicht so leicht auf einmal aus den Herzen reißen ließ.

Gerade in Bünden sehen wir deutlich, wie die persönlichen und Familienangelegenheiten sich in die Glaubensfragen einmischen und darin nur zu oft den Ausschlag geben. Hier war es die langjährige Eifersucht der beiden Familien Salis und Planta, in deren ruhelosen Streitigkeiten der 150jährige europäische Kampf zwischen Frankreich einer- und Oesterreich-Spanien anderseits sich abspiegelte, zum unberechenbaren Nachtheil des mit in den Kampf hineingezogenen Landes. Jemehr die gegnerischen Planta sich Oesterreich-Spanien zuneigten, desto mehr wurden die Salis auf die Seite Frankreichs, Venedigs und des Protestantismus gedrängt. Diese Eifersucht hatte den erwähnten Streit um den bischöflichen Stuhl hervorgerufen und erhielt ein furchtbares Nachspiel in dem Blutgerichte vom 31. März 1572, wo das Haupt des Johann von Planta, Freiherrn von Rhäzüns, dem Rachedurst der Salis und ihrer Partei zum Opfer gebracht wurde.

Diese „Strafgerichte“ sind einer der dunkelsten Schatten in der Geschichte Graubündens. Wenn eine Partei sich unterdrückt glaubte, so sandte sie ihre geheimen Agenten aus, um das Volk aufzuwiegeln gegen die „Landesverräther“, wie man die Gegner nannte. Dann „lupfte“ die streitbare Mannschaft „die Fähnlein“, das heißt sie griff zu den Waffen und strömte

haufenweise von allen Seiten her nach Chur, Ilanz oder wohin der Ruf ergangen war. Hier stellte man ein sogenanntes unparteiisches Strafgericht auf, wo eher alles Andere als Unparteilichkeit zu finden war. Zu Vorsitzenden und Beiräthen wählte man Leute aus den niederen Ständen, da die Vornehmeren lieber ihre Pläne hinter den Coulissen verfolgten. Wer dem Wetter nicht traute, that gut, rechtzeitig außer Landes zu fliehen; wehe dem, den man verurtheilen wollte. Die Zeugenaussagen wurden oft anders niedergeschrieben, als sie gelautet. Dazu „wart by tagzyt vff offnem plaz grusam streng gfoltrett". Die Abwesenden wurden an Ehre und Gut, meist um enorme Summen gestraft, und ohne eine Geldbuße von größerem oder geringerem Belange ging keiner der Angeklagten aus, mochte er schuldig oder unschuldig befunden worden sein. Es konnte sich aber leicht das Blatt wenden und mancher, der racheschnaubend zum Strafgericht gekommen, wurde von demselben schwer gebüßt. Sehr oft ward auch von der Gegenpartei ein neues Strafgericht berufen, welches die Urtheile der früheren wieder aufhob. War überhaupt der Tumult vorüber und die großen Kosten des Strafgerichtes gedeckt, so fragte man dessen Urtheilssprüchen wenig mehr nach. Das letzte Strafgericht wurde 1794 zu Chur gehalten, und Zschokke wird man glauben dürfen, wenn er sagt: „Man spricht noch heutzutage im Bündnerlande von den ruchlosen Strafgerichten zu Thusis und Chur, von den bewaffneten Aufläufen des Volkes und von dem herrschenden Laster der Bestechung in damaliger Zeit."

Um hervorragende Persönlichkeiten dieser beiden Familien Salis und Planta bewegten sich die Geschicke des Landes bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts, und zugleich entsproßte beiden Familien eine ansehnliche Zahl von Männern, die sich in ausländischen Kriegsdiensten auszeichneten. Es dürften in jener Zeit wenige Schlachten geschlagen worden sein, in denen nicht das Blut der Salis vergossen worden, und mit Aeneas durften sie ausrufen:

Quae regio in terris nostri non plena laboris?

Gewöhnlich dienten sie im französischen Heere, wo einige von ihnen die höchsten Chargen erlangten. Das verhängnißvolle

Handbillet Ludwigs XVI., womit er am 10. August 1792 den Schweizern den Rückzug anbefahl, war an einen Salis gerichtet. Viele standen auch im Solde Oesterreichs, wo sie sich ebenfalls großen Kriegsruhm erwarben. Noch gegenwärtig sehen wir im Schematismus der k. k. Armee von Oesterreich einen von Salis als k. k. Generalfeldzeugmeister und General-Genieinspektor figuriren.

Noch Manches verdiente Erwähnung aus dem reichhaltigen Buche: vom Veltliner Mord (1621), von Ernst von Mansfeld, von dem merkwürdigen Doppelgänger Georg Jenatsch, aber auch vom heiligen Fidelis von Sigmaringen (1622), dem hl. Karl Borromäus und Papst Pius V., die in Graubünden in der verschiedensten Weise thätig waren.

Die Familienchronik hat aber nicht nur kriegerische Lorbeeren zu verzeichnen; auch in der Culturgeschichte wird der Name Salis ruhmvoll genannt. Der Reisende, welcher auf der erst neuestens vollendeten Bergbahn von Landquart nach Davos fährt und kurz vor dem engen Felseneingang in's malerische Prättigau noch einen letzten Blick in das fruchtbare Gelände des Rheinthals zurückwirft, wird ein stattliches wohlerhaltenes Schloß gewahr, dessen vier Ecken von vier hübschen Thürmen flankirt sind. Das ist Marschlins, der Stammsitz der Reichsfreiherren von Salis-Marschlins, aber hauptsächlich berühmt geworden durch das „Seminarium,“ später „Philanthropin“ genannt, das im Jahre 1771 hier seinen Einzug hielt. Der französische „Minister“ Ulysses von Salis-Marschlins stellte dasselbe in voller Uneigennützigkeit seinem Freunde Martin Planta zur Verfügung und sicherte damit seiner Heimath das Aufblühen dieser höhern Bildungsanstalt, der ersten in Graubünden, an der selbst Russen und Amerikaner ihre Bildung erhielten. Leider folgte dem Aufschwung ein jäher Sturz, als im Jahre 1775 der berüchtigte „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn“ von Basedow empfohlen und von Lavater feierlich in sein Amt eingeführt, durch Anmaßung, Prahlerei und Liederlichkeit der Schule ihren guten Ruf raubte und mit Zurücklassung von Schulden sich aus dem Staube machte.

Um diese Zeit stand die Familie Salis fast als gebietendes Geschlecht in Graubünden da. Nicht nur besaß sie einen großen

Theil des Grundbesitzes im Lande, sondern auch Schlösser, Güter und Herrensitze in der übrigen Schweiz, in Schlesien, Frankreich, England und Irland, dazu sonst noch reiche Einkünfte und Pensionen. Am Bundestag konnte sie oft über ein Dutzend Stimmen verfügen. Ihr überwiegender Einfluß kann nicht besser illustrirt werden, als durch den 1783 durch einen Strohmann, ein Glied des Hauses, den Bünden gemachten Vorschlag, das Veltlin und die Grafschaften Cleven und Worms um die Summe von 943,000 Gulden zu verkaufen. Hoch auf bäumte sich da der demokratische Stolz der Bündner gegen diese Familienherrschaft. Die Entrüstung war so groß, daß man die betreffende Eingabe durch Henkershand verbrennen wollte und durch Verordnung die Erneuerung ähnlicher Vorschläge verbot. Die Familie blieb aber trotz des heftigen Entrüstungssturmes bei ihrem überwiegenden Einfluß in den politischen und socialen Angelegenheiten des Landes, bis die französische Revolution am Schlusse des Jahrhunderts auch hier den Umsturz aller bestehenden Verhältnisse herbeiführte. 1794 richtete sich der Sturm hauptsächlich gegen die Salis. Der bereits erwähnte Ulysses von Salis-Marschlins, ein edler und für das wahre Wohl seines Volkes unermüdlicher Mann, darum auch von Johannes von Müller hochverehrt, wurde für vogelfrei erklärt und sein Vermögen confiscirt. Der vor kurzem noch so mächtige Mann irrte am Abend seines Lebens, überall von seinen Feinden verfolgt, umher und starb an der Wende des Jahrhunderts fern von seiner Heimath in Wien am 6. Oktober 1800.

Einen schweren Schlag hatte Napoleon der Familie Salis beigebracht, der es auf den vollständigen Ruin dieses Hauses abgesehen hatte. In Folge seiner italienischen Siege ward das Veltlin von Bünden losgerissen und mit der cisalpinischen Republik vereinigt, auch alles Bündnerische Privateigenthum ward confiscirt. Die Familie Salis erlitt dadurch einen Schaden, der nach Millionen zählte und von dem sie sich bisher noch niemals zu erholen vermochte. Die Folge dieser Vorgänge war eine politische Schwenkung, die bereits allmählig sich angebahnt hatte: die Salis wandten sich von Frankreich ab und Oesterreich zu. Mit letzterm ward ein Bündniß abgeschlossen, und Auffenberg zog an der Spitze österreichischer Truppen in das Land.

das jetzt fremden Heeren, Franzosen, Oesterreichern, Russen als Kampfplatz dienen mußte. Dreizehn Mitglieder der Familie Salis, alle noch in jugendlichem Alter, wanderten als Geiseln in französische Gefangenschaft; die anderen entflohen oder versteckten sich in abgelegenen Bergthälern. Mit der neuen helvetischen Constitution ward der Sturz der Familie Salis besiegelt, aber auch der Kanton Graubünden kann heutzutage keinen Anspruch machen auf hervorragende Bedeutung im Rathe seiner Mitkantone, ja man nennt ihn sogar scherzend das Land „dahinten".

Wer mit den Verhältnissen des Vaterlandes sich nicht auszusöhnen vermochte, sah sich nach einem Wirkungskreise im Auslande um; andern ging es leichter, sich in die neue Zeit zu fügen und dem Erfolge sich zu unterwerfen. Zu ihnen rechnet der Verfasser auch den berühmtesten Träger des Salis'schen Namens, den Dichter Johann Gaudenz von Salis-Seewis, geboren 1762, † 1834. Auch uns ist er nicht sonderlich sympathisch, nachdem wir seinen Namen in der Liste der Churer Freimaurerloge vom Jahre 1820 als Dignitaire du □ .·. unmittelbar nach dem Meister vom Stuhle aufgeführt sehen (S. 333). Dieser „feinfühlendste Bündner" ist uns neulich näher bekannt geworden durch den Aarauer Professor Frey, der nach Salis' Tagebüchern und Briefen uns ein anschauliches und gewinnendes Lebensbild[1]) des Dichters und Soldaten entworfen hat. Vielleicht ist dabei nur das auszusetzen, daß er die merkwürdige Doppelnatur des Sängers und Helden zu wenig erkannt hat, der zugleich Bündner Aristokrat und Verehrer Rousseaus, ein sentimentaler Poet und ein Weltmann von französischem Schliff, Dienstmann Ludwigs XVI. und Massena's Kampfgenosse, Freund des reformirten Pfarrers Bansi und des „edlen Wessenberg" sein wollte.

Damit habe ich bereits das Ziel überschritten, das mir als Referent eigentlich gesteckt war. Ich erlaube mir aber noch einige Schritte weiter zu gehen, um mit einer sympathischern Persönlichkeit der Familie Salis abzuschließen, die zwar in unserm Buche nicht genannt ist, aber kürzlich von anderer Seite eine

1) Adolf Frey: Joh. Gaudenz von Salis-Seewis. Mit Salis' Bildniß und einer Ansicht des Familiensitzes Bothmar. Frauenfeld, 1889. 272 S.

angemessene Würdigung gefunden hat. Es ist Johann Ulrich von Salis-Soglio, der Schwiegersohn des Dichters und der General des „Sonderbundes“. Der Züricher Professor Georg von Wyß, der wie kein Zweiter in der Genealogie der schweizerischen Adelsfamilien zu Hause ist, hat im neuesten (30.) Bande der Allgemeinen Deutschen Biographie mehrere Mitglieder der Familie Salis besprochen und zum Schluß, theilweise nach persönlichen Erinnerungen, auch den im Jahre 1871 verstorbenen General. „Der tapfere, erprobte und fein gebildete Kriegsmann“, „trefflich und liebenswürdig“, ward, „obwohl bewußter Protestant“, 1847 berufen, die sieben katholischen Kantone und die in ihrer Mitte wirkenden Jesuiten gegen die Angriffe des gesammten schweizerischen Radikalismus zu vertheidigen. Diese Aufgabe glücklich zu lösen, würde auch der beste Stratege nicht vermocht haben, aber die „Achtung, die jeder selbstlosen Aufopferung für Grundsätze und ernste Ueberzeugungen gebührt — auch von aufrichtigen Gegnern — und die Zuneigung seiner Freunde blieben das Geleite des schwergeprüften Mannes“.

Um zu unserm Autor P. Nikolaus von Salis zurückzukehren, sei noch bemerkt, daß er mit seiner aufrichtig katholischen Ueberzeugung nirgends zurückhält, aber sich einer durchaus objektiv gehaltenen Darstellung befleißigt, die Lob und Tadel ohne Voreingenommenheit nach beiden Seiten ausspricht. Auch bei der Schilderung des oben erwähnten Bischofsstreites bewahrt er die nämliche Unparteilichkeit. So ist es ihm gelungen, den Fehler so vieler bündnerischer Geschichtschreiber zu vermeiden, deren Blick durch den confessionellen Standpunkt getrübt wurde. Der Verfasser hat sich begnügt, ihre Verdrehungen einige Male mit leiser Ironie zu streifen. Endlich hat er als Beilagen fünf Dokumente über den Bischofsstreit von 1551 zum ersten Male herausgegeben, und durch sechs genealogische Tafeln und fleißig gearbeitete Personen- und Orts-Register den praktischen Gebrauch des Buches erleichtert. Hat dasselbe allerdings zunächst nur für einen engern Kreis ein besonderes Interesse, so heißen wir dennoch diese Erstlingsarbeit aus der Beuroner historischen Schule freudig willkommen und hoffen, daß derselben noch manche andere nachfolgen werden.

**Einsiedeln.** **P. Gabriel Meier.**

I.

# Gedanken über die Resultate der letzten Volkszählung.

Wenn die Statistik einen Zweck außer der Neugierde haben soll, dann müssen die Folgerungen aus den durch sie festgestellten Thatsachen gezogen werden. Die Ergebnisse der letzten Volkszählung im deutschen Reich müssen jedem Einsichtigen schwere Besorgnisse, ja Schrecken einflößen. Sie liegen noch nicht vollständig vor, aber sie bestätigen alle die Thatsache, daß sich nur die städtische Bevölkerung gemehrt hat, zusammen um rund $2^1/_2$ Mill., so daß Deutschland jetzt fast $49^1/_2$ Mill. Einwohner zählt. Bei der 1885er Zählung betrug die Bevölkerung nicht ganz 47 Mill., wovon 48 Procent sich mit Ackerbau beschäftigten. In Bayern hat nun die Landbevölkerung um 850 Köpfe abgenommen, so daß die ganze Zunahme, 170,000 Seelen, auf die Städte kommt. In Preußen hat eine Provinz (Ostpreußen), welche fast ausschließlich Ackerbau treibt, ebenfalls abgenommen, obwohl ihre Städte (Königsberg, Allenstein, Elbing u. s. w.) eine starke Zunahme aufweisen. Die Mehrung ist am stärksten in den gewerbreichen Provinzen, Rheinland, Westfalen, Schlesien, Sachsen, in denen aber wiederum diejenigen Kreise, welche nur Ackerbau treiben, ihre Einwohnerzahl vermindern sahen. Die allerhöchste Mehrung zeigt das Königreich Sachsen mit 10 Procent, indem seit 1885 die Bevölkerung von 3,182,000 auf 3,500,500 Seelen gestiegen ist. Berlin, Hamburg, überhaupt alle großen Städte sind riesig angeschwollen, Deutschland zählt jetzt 26 Städte mit mehr als 100,000 Seelen, darunter Berlin mit 1,600,000, Hamburg mit 570,000, München, Breslau, Leipzig und Dresden mit über 300,000, Köln und Magdeburg mit über 200,000 Seelen. Kein Land Europas hat jetzt so viele große Städte wie Deutschland.

Da die Mehrung ausschließlich auf die Städte kommt, das flache Land sogar eine Einbuße erlitten hat, dürften heute kaum noch 42 Procent unserer Bevölkerung dem Ackerbau angehören. Geht die Mehrung in der bisherigen Weise fort, so wird die Landbevölkerung, selbst wenn sie ihren jetzigen Stand behauptet, binnen höchstens 15 Jahren nur mehr ein Drittel der gesammten Einwohnerschaft ausmachen. Das Bild kann sich jeder ausmalen. Heutzutage schon kostet es die höchsten Anstrengungen, Absatz für die Erzeugnisse unserer Gewerbthätigkeit zu schaffen. Wie wird es erst gehen, wenn weitere 6 bis 7 Millionen Stadt- und Fabrikbevölkerung vorhanden sein werden, der heimische Markt aber sich nicht erheblich erweitert hat, da die Landbevölkerung sich gleich geblieben und auch kaum wohlhabender geworden sein wird. Es ist nicht mehr in Abrede zu stellen: seit fünfzig Jahren hat Deutschland eine wirthschaftliche Umwälzung erfahren, wie früher nie binnen mehreren Jahrhunderten, und wie sie kein Volk in Europa, selbst England nicht ausgenommen, innerhalb dieses Zeitraumes durchgemacht hat. Wir sind aus einem Ackerbau- oder Bauern- zu einem Stadt- oder Fabrikvolk geworden. Vor fünfzig Jahren betrug letzteres kaum ein Fünftel oder Viertel der Gesammtzahl.

Nur ein sehr oberflächlicher Beobachter aber wird die Behauptung wagen, einzig wirthschaftliche Ursachen hätten diese tiefgreifende Umwälzung hervorgerufen. Denn jeder Vernünftige weiß, daß wirthschaftliche und politische Thatsachen und Veränderungen nur die Verwirklichung und die Folgen der in einem Volke vorherrschenden Begriffe und Ansichten sind. Wenn nur wirthschaftliche Ursachen im Spiele wären, dann würde in den Städten und Fabrikorten nicht Ueberfluß an Arbeitern und darum oft Arbeitslosigkeit, auf dem Lande und für den Ackerbau aber stets empfindlicher Arbeitermangel herrschen. In den dünnbevölkerten Gegenden, wo am wenigsten Fabrikthätigkeit vorhanden ist, in Ost- und Westpreußen, Posen, Pommern, Schleswig-Holstein, ist der Arbeitermangel am größten. Diese Gegenden zeigen die stärkste Auswanderung nach Amerika: Posen 11,240; Westpreußen 10,990; Pommern 8400 (1890); außerdem wandern noch viele Tausende nach den beiden Sachsen, Westfalen, Rheinland, Berlin, überhaupt nach Städten und Fabrikgegenden, auch in die

Bergwerke. Sogar die ganz Bismarck zugethanen Grundbesitzer des Ostens ermannten sich zu Klagen, weil man ihnen durch die gewaltsame Ausweisung polnisch-russischer Unterthanen die Ackerarbeiter wegnahm. Mehrfach hat man dort Tausende schwedischer Arbeiter kommen lassen müssen, und Jedermann bestätigt, daß durch diesen Arbeitermangel der Ackerbau schwer leide, eher Rück- als Fortschritte mache, während um ihn her alles Andere sich hebt und mehrt.

Gewisse Volkswirthe geben die Gebundenheit des Grundbesitzes als Ursache dieser Landflucht an. Die kleinen Leute verließen das Dorf, weil wegen der Untheilbarkeit des Grundbesitzes es ihnen unmöglich sei, sich anzusiedeln. Aber in der Stadt vermögen sie dies erst recht nicht; sie bringen es dort nur ganz ausnahmsweise zum Erwerb eines Häuschens. Ueberdies ist die Landflucht in den Gegenden, wo Freitheilbarkeit des Bodens herrscht, kaum geringer als da, wo der Boden sich in festem und Großbesitz befindet. In den Rheingegenden herrscht ebenso die Landflucht wie im Osten, und in Elsaß-Lothringen ist sie so groß wie irgendwo. Und in diesen Ländern ist doch die Freitheilbarkeit so unbeschränkt und allgemein in Uebung, als man es nur wünschen kann.

Die niedrigen Löhne bei der Feldarbeit mögen eine Ursache sein, aber keinenfalls sind sie die Hauptursache der Landflucht. Geringer Lohn ist immer noch besser als gar keiner, und der niedrige Lohn auf dem Lande entspricht auch den niedrigeren Preisen der Lebensbedürfnisse, wird einigermaßen durch andere kleine Vortheile ausgeglichen, die in Städten und Fabrikorten wegfallen. Im Winter ist keine Arbeit auf dem Lande, heißt es. Leider ist dies wahr; die Grundbesitzer sorgen vielfach gar zu wenig für ihre Arbeiter im Winter. Aber in der Stadt und Fabrik gibt es auch fast jedes Jahr längere oder kürzere Feierzeit, während welcher die Arbeiter wohl ebenso schlimm daran sind, als auf dem Lande.

Außer der unbestreitbaren Thatsache, daß in den Städten und Fabrikorten fortwährend selbst bei gutem Geschäftsgang Ueberfluß an Arbeitern ist, muß die Landstreicherei, das Stromerthum hervorgehoben werden. Seit mehr als einem Jahrzehnt wiederhallt es in der Presse von dem Ueberhandnehmen der Stromer, welche

das Land brandschatzend durchziehen. Ihre Zahl wurde bis über 200,000 geschätzt, dürfte aber immerhin 80 bis 100,000 mehr betragen. Warum nehmen sie die ihnen oft angebotene Feldarbeit nicht an? Weil sie nicht an dieselbe gewohnt sind, denn wirklich arbeitsscheu ist jedenfalls nur ein Theil dieser Landstreicher.

In den Städten und Fabrikorten Deutschlands sind, dem wird kaum widersprochen werden können, reichlich 200,000, vielleicht 300,000 Arbeiter entbehrlich. Die kaufmännischen und ähnlichen Berufe sind so überfüllt, daß allein in Berlin die stellenlosen Handlungsgehülfen nach Hunderten und selbst Tausenden zählen, das Ausland, Nord- und Südamerika und selbst Australien von deutschen Commis überschwemmt werden, welche kein Unterkommen finden können, zu den niedrigsten, beschwerlichsten Arbeiten greifen müssen, um nicht zu verhungern. Fast noch größer ist der Ueberschuß bei den wissenschaftlichen Fächern, den öffentlichen Stellen, obwohl die Zahl der Beamten und Bediensteten fortwährend anschwillt. Im Justizfach weist Preußen ebenso viele Anwärter auf, als es überhaupt Stellen gibt, so daß viele Referendare, Assessoren u. s. w. nach jahrzehntlangem Warten noch keine Anstellung erhalten. Ueberschüssige Techniker wurden einmal in Deutschland an Tausend gezählt. In Preußen warten allein 2 bis 300 katholische Philologen auf Lehrstellen, die ihnen freilich gar oft von Protestanten vorweggenommen werden. Um jede neu zu gründende Apotheke bewerben sich 2 bis 400 geprüfte, oft schon über 40 Jahre alte Gehilfen. Welche Unmasse von Schreibern und Anwärtern jeder Gattung die Stellen in den verschiedenen Verwaltungen bei Eisenbahnen und Betrieben aller Art fortwährend umlagern, weiß Jeder, der sich mit diesen Verhältnissen befaßt. Kurz, in allen Berufen und Stellen, bei denen keine körperliche und oft auch nicht viel sonstige Anstrengung verlangt wird, herrscht eine erschreckende Ueberfüllung, trotzdem meist nur ein bescheidenes, oft sogar kümmerliches Einkommen damit verbunden ist. Es herrscht offenbar ein übermäßiger Drang nach Staats- und ähnlicher Versorgung, verbunden mit bequemem Leben.

Rechnen wir die Stromer, die in Städten und Fabrikorten sitzenden unbeschäftigten Arbeiter und Dienstboten, sowie den

Ueberschuß im kaufmännischen Berufe, bei den Staats- und gelehrten Anstalten, so kommen in Deutschland sicher 4 bis 500,000 Arbeitskräfte heraus, welche brachliegen und sofort verschwinden könnten, ohne daß irgend ein Betrieb, irgend eine städtische Arbeit, irgend ein öffentlicher Dienst beeinträchtigt würde. Ganz im Gegentheil, die Ausscheidung dieser brachliegenden Kräfte könnte noch Nutzen bringen; denn ernährt und unterhalten müssen dieselben werden, natürlich auf Kosten der Gesammtheit, welche auch die Opfer ihrer Erziehung getragen hat. Diese 4 bis 500,000 brachliegenden männlichen Kräfte sind aber eine um so drückendere Last, als wir einen starken Ueberschuß an Frauen (1885: 23 Mill. Männer, 24 Mill. Frauen) besitzen und ein Heer unterhalten müssen, welches mindestens 700,000 der besten männlichen Kräfte beansprucht.

Ein gesunder Zustand kann es aber doch gewiß nicht sein, wenn wir überdieß 500,000 unbeschäftigte Männer ernähren müssen, während andererseits der Ackerbau, der erste und unentbehrlichste aller wirthschaftlichen Berufe, wegen Arbeitermangel weit hinter allen anderen zurückbleibt. Daß in anderen Ländern ähnliche Zustände herrschen und dieselben nie ganz vermieden werden können, ist ein sehr zweifelhafter Trost. Uebrigens ist das Uebel in keinem Lande soweit gediehen, wie bei uns. Frankreich z. B. hat ebenfalls großen Ueberfluß an Gebildeten, Anwärtern für öffentliche und ähnliche Stellen, sowie an städtischen und Fabrikarbeitern, aber der Ackerbau beschäftigt fast noch zwei Drittel (24 von 39 Millionen) seiner Einwohner. Auch mehrt sich seine Bevölkerung nur im allerbescheidensten Maßstabe, während sie in Deutschland jährlich um eine halbe Million Köpfe zunimmt und dadurch die fraglichen Mißverhältnisse mit Riesenschritten sich verschlimmern.

Der Einwand, der Ackerbau werde immer weniger einträglich, ist ein trauriges Armuthszeugniß. Der Ackerbau ist durchaus unentbehrlich, er ist die wirthschaftliche Grundlage der Gesellschaft, die Vorbedingung eines jeden staatlichen Daseins. Zu behaupten, der Ackerbauer könne wegen zu geringen Ertrages seines Bodens nicht bestehen und flüchte daher in die Stadt, ist gleichbedeutend mit der Bankerotterklärung des Staates, und es liegt darin das Eingeständniß, daß unsere öffent-

lichen und wirthschaftlichen Einrichtungen auf Abwege gerathen sind, da sie auf Zerstörung der Grundlage des Gemeinwesens, also des Staates selbst hinarbeiten. Nicht der Ackerbau an sich ist nicht ertraglos, sondern unsere Staatseinrichtungen machen ihn ertraglos, was doch etwas heißen will in einem Lande, welches alljährlich für 1000 bis 1500 Millionen Ackerbauerzeugnisse aus dem Auslande einführen muß.

Der Grundfehler unserer Zustände liegt darin, daß der Ackerbau, die Grundlage unseres wirthschaftlichen und staatlichen Daseins, nicht auch die Grundlage unserer wirthschaftlichen Gesetze und Einrichtungen ist, nicht bei allen politischen Fragen, in der Verwaltung, im Heerwesen, an erster Stelle berücksichtigt wird. Anstatt als Hauptsache wird er überall höchstens als Nebensache, oder gar nicht, berücksichtigt. Für den Neustaat ist der Ackerbau fast nur da, um Steuern zu zahlen und Soldaten zu stellen. Besonders in letzterem Punkte wird die Last immer unerträglicher für ihn. Die starke Mehrung der Bevölkerung bringt gesetzlich eine entsprechende Erhöhung des Friedensstandes des Heeres mit sich. Die Mehrung aber besteht ausschließlich aus Stadt- und Fabrikbevölkerung, welche so wenig wehrtüchtig ist, daß sie die ihr zukommende Zahl Soldaten nicht zu stellen vermag. Den Fehlbetrag muß die Landbevölkerung stellen, welche also in stärkerem Maßstab zum Wehrdienst herangezogen wird und eine größere Last zu tragen hat, was bei dem empfindlichen Mangel an Feldarbeitern um so einschneidender empfunden wird.

Die Ertragslosigkeit des Ackerbaues ist übrigens selbst bei den jetzigen ungünstigen Verhältnissen doch nur theilweise vorhanden. Schon die Klagen über Arbeitermangel beweisen doch auch, daß der Ackerbau noch lohnenden Ertrag zu liefern vermag; denn mit Verlust will Niemand den Acker durch bezahlte Arbeiter bebauen. Die schlechte Lage der Landwirthschaft überhaupt, der ungenügende Ertrag des Ackerbaues werden durch vielerlei Ursachen bewirkt: Verschuldung, hohe Zinsen, Steuerdruck, Mangel an guten Wegen und andere Umstände, durch welche die Betriebskosten gesteigert werden. Hat nicht Jeder schon gesehen, daß ein Gutsbesitzer aus derartigen Ursachen bankerott wurde, der folgende Besitzer aber, welcher Geld und

die Fähigkeit besaß, die nöthigen Verbesserungen einzuführen, schnell hohe Erträge erzielte und die besten Geschäfte machte? Gewiß ist jedenfalls, daß der Ackerbau hinsichtlich der Ertragsfähigkeit es noch mit dem kleinen Gewerbe aushalten kann. Ist letzteres nicht, bei dem Alles beherrschenden Großbetrieb, in einen Kampf um's Dasein gedrängt worden, wie er erschreckender kaum gedacht werden kann? Die Zahl der Kaufleute und Gewerbtreibenden, welche in diesem rasenden Sturme untergehen und Alles verlieren, ist doch unendlich größer als diejenige der untergehenden Grundbesitzer.

Die tiefste und wichtigste Ursache des Rückganges oder ungenügenden Fortschrittes unserer Bauernschaft ist nicht in äußeren Umständen zu suchen; sie besteht in der Abwendung von der Landwirthschaft und der Feldarbeit, welche unsere moderne Schulung bewirkt. Die heutige Schule leitet Blick und Gedanken eher auf alles Andere, denn auf den Ackerbau. Sie ist einzig auf „Bildung", auf die gelehrten Berufe zugeschnitten; selbst schon in der Volksschule wird auf „Höheres", „Besseres" gewiesen, als auf Ackerbau und was damit zusammenhängt. Das Kind empfängt in dieser Schule den Eindruck, daß Handarbeit, besonders Feldarbeit, etwas Niedriges, jedenfalls dem Gewerbebetrieb und den gelehrten Berufen tief untergeordnet sei. Von dem Bauer wird selbst in von Bauernkindern besuchten Dorfschulen mit einer gewissen Geringschätzung gesprochen. Noch schlimmer aber ist, daß die Schule die Landkinder der Feldarbeit entwöhnt. Diese schwerwiegende Thatsache wird zu wenig beachtet: es getraut sich Niemand davon zu reden, weil bei uns die gesetzlich vorgeschriebene Schulbildung allem Andern vorgeht. Wer dagegen spricht, verfällt sogar dem Gesetz, denn er vergreift sich an einer staatlichen Einrichtung, ja an einer der Grundlagen des Staates. Selbst wenn dann nur bis knapp zum vollendeten 14. Jahre die Schule besucht werden muß, wie es heute erzwungen wird, kann sich das Kind kaum an die Feldarbeit gewöhnen. Da seine Schulbildung derselben durchaus abhold zu sein pflegt, gewöhnt es sich nach Entlassung aus der Schule nur schwer daran. Ein paar Jahre später kommt der Wehrdienst, welcher den jungen Mann gewiß auch nicht sehr für Feldarbeit, wohl aber oft gar

sehr für städtische Vergnügungen interessirt. Thatsächlich haben die Verlängerung des Schulzwanges auf das vierzehnte Lebensjahr, sowie das dritte Dienstjahr unter der Fahne eine Steigerung der Landflucht bewirkt. Die höheren Schulen wenden die Bemittelten grundsätzlich von der Landwirthschaft ab, die Volksschule entwöhnt überdieß noch die Landkinder von der Feldarbeit. Deßhalb fehlt es der Landwirthschaft an Geld- und Menschenkräften, welche sich in Städten und Fabrikorten übermäßig anhäufen, daher zum guten Theile brach liegen und verloren gehen.

Die Landflucht hat in Deutschland viel später begonnen als in England und Frankreich, aber seit zwei Jahrzehnten wächst sie mit der Schnelligkeit einer Lawine. Gerade in den letzten Jahrzehnten sind die Schul- und die Wehrschraube auch immer schärfer angezogen worden. Es ist nicht zu läugnen, die gewaltige wirthschaftliche Umwälzung, welche sich mit Riesenschritten in Deutschland vollzieht, wird hauptsächlich durch die Volksschule bewirkt, und diese Umwälzung treibt die Bevölkerung mit unwiderstehlicher Gewalt der Socialdemokratie in die Arme. Die moderne Schulbildung, von der die Entwickelung ausgeht, verschiebt alle Verhältnisse, hebt Staat und Gesellschaft aus den Fugen. Sie kann nicht anders, denn anstatt sich den Lebensbedingungen der Gesellschaft, der Familie anzupassen und für dieselben vorzubereiten, ist sie gänzlich in den Staat aufgegangen, dient nur dessen Zwecken und dem eigenen Selbstzweck. Diese Schule kann nicht anders, denn der Einfluß der Familie und der Kirche sind von ihr großentheils ausgeschlossen. Sie ist ausschließlich in den Händen von Beamten, welche nur das Schulziel und den Selbstzweck des Staates kennen, welche sich die Welt nicht anders vorstellen können, als daß Alles durch und für den Staat geschieht, die deßhalb ganz auf demselben Boden stehen, wie die Socialdemokratie, folglich dieser in die Hände arbeiten. Nicht die Bebel, Liebknecht und Genossen allein schaffen die Socialdemokratie, sondern die moderne Schule und das überwuchernde, Alles verschlingende Hegel'sche Beamtenthum.

## LI.

## Zeitläufe.

### Von der politischen Wetterkarte in der Umgebung des Reichs.

Den 12. April 1891.

Ach, was ist so ein Rundschauer heutzutage für ein unglücklicher Mann! Wo soll er anfangen und wo soll er aufhören, wie es zugeht überall in der Welt? Und wo immer er angreift, einen Rath, wie aus der Lage zwischen den Mühlsteinen herauszukommen wäre, weiß er nicht zu bezeichnen. Früher drehten sich alle Parteiungen um bestimmte Rathschläge; das hat aufgehört, seitdem der „größte Staatsmann des Jahrhunderts“ sich mit der Schaffung eines neuen Europa befaßt hat. Davon hat er bloß mehr den leeren Begriff übrig gelassen, und über das, was nun werden soll, ist er ebenso rathlos, wie Jedermann sonst. Und während der Staat in solch jammervoller Lage sich krümmt, haben sich die Zeitungen unter dem Titel: „die Arbeiterbewegung“, nothgedrungen eine nagelneue Rubrik angeschafft über den unaufhaltsamen Ansturm gegen die tausendjährigen Fundamente der Gesellschaft, der das ruinirte politische Europa durch ein sociales Europa ersetzen will.

Wenn die Voraussicht das vornehmste Talent des Staatsmannes ist, dann muß man sagen: diese Gottesgabe hat sich mit der Natur eines skrupellosen Gewaltmenschen nicht vertragen. „Rußlands sei er sicher“: das war stets der Angelpunkt seiner Berechnungen, und darüber ist er zu Schanden geworden. Die verhaßten Großdeutschen haben

recht behalten mit ihrem Einwurf: „Aber Rußland?“ Das tollkühn heraufbeschworene Gespenst mag ihn selbst manche schlaflose Nacht kosten, und darum sucht er jetzt die Schuld auf Andere zu schieben, es braucht nicht gesagt zu werden: auf wen!

So und nicht anders sind die Andeutungen der Bismarck'schen Sprachrohre in der Presse seit Ende Januar ds. Js. zu verstehen: „hoffentlich werde man sich zu Rußland nicht immer im Stadium der aufgezogenen Brücken befinden, sondern allmählig jene eigentliche Basis unserer Politik wieder gewinnen, welche in einem freundschaftlichen und freundnachbarlichen Einvernehmen mit Oesterreich-Ungarn und Rußland bestehe“. Die Kosten dieses Einvernehmens hätte man selbstverständlich in Wien zu tragen, und wie nothwendig das Opfer sei, hatte das Hamburger Organ, aus Anlaß der Besuchsreise des Erzherzogs Franz Ferdinand nach Petersburg, mit den Worten zu verstehen gegeben: „Von dem Augenblicke an, als man in Oesterreich die Ueberzeugung erlange, daß die Brücke zwischen Deutschland und Rußland abgebrochen sei, werde Oesterreich dem deutschen Reiche gegenüber eine andere Haltung einnehmen und Deutschland Gefahr laufen, in gewissem Sinne abhängig von Oesterreich zu werden. Wenn Oesterreich wirthschaftliche Opfer von Deutschland verlange und ersichtlich eine Verbesserung seines Verhältnisses zu Rußland anstrebe, so sei dieß eine unerwünschte Bekräftigung dieser Ansicht.“ [1]) Also Erhaltung der Brücken zum „Wettkriechen vor Rußland“, zunächst damit Oesterreich nicht zuvorkommt.

Mangel an Voraussicht! Das eigene Gewissen spricht dem Sieger von 1870 davon. Bei verschiedenen Gelegenheiten sucht er sich zu entschuldigen und die Verantwortung dafür, daß Frankreich den Russen in die Arme getrieben worden sei, auf Andere, namentlich auf Moltke, zu schieben.

1) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 25. Januar ds. Js. — Berliner „Germania“ vom 11. Februar d. Js.



Noch vor einem Jahre hat er gegenüber einem französischen Aushorcher gesagt: „Ich war gegen die Eroberung von einem Theile Schleswigs, wo 150,000 Dänen leben; dieselbe wurde mir aufgenöthigt. Bezüglich Straßburgs war dessen Erwerbung nöthig. Im Jahre 1867 schrieb mir der König von Württemberg, im Falle eines Conflikts würde es ihm schwer seyn, den Bundespakt zu halten und sich gegen einen Angriff von Straßburg aus zu vertheidigen. Metz wurde von den Militärs verlangt“.[1]) Aber warum hat er sich denn gegen die Unersättlichkeit des alten Wilhelm und seiner Generale nicht ebenso aufgelehnt, wie im Jahre 1866. Er hätte doch abermals an dem Kronprinzen Friedrich, wie dazumal, einen beredten Fürsprecher gehabt. In dem veröffentlichten Theil des kronprinzlichen „Tagebuchs“ ist dieß nicht zu lesen, aber kurz vor jener französischen Audienz bei Bismarck hat der Vertreter des Londoner „Standard“ eine sehr merkwürdige, bis jetzt unwidersprochene, Mittheilung von dem alten Marschall Mac Mahon erhalten:

„Der Marschall meint, an eine Rückgabe der Reichslande an Frankreich sei nicht mehr zu denken. Mit Kaiser Friedrich hätte sich vielleicht eine derartige Regelung der Frage auf diplomatischem Wege haben erzielen lassen. Zur Begründung führt er an, Kronprinz Friedrich habe seinem (Mac Mahons) Adjutanten d'Abzac gegenüber nach der Schlacht von Sedan geäußert: ‚Herr v. Moltke ist meiner Ansicht nach im Begriff, einen Fehler zu machen. Er wünscht, von Ihnen die Abtretung eines Theiles Ihres Gebietes zu erzwingen. Ich habe meine Ansicht darüber ausgesprochen und erklärt, ich hielte es für einen Fehlgriff. Ich glaube die Art der Franzosen zu kennen und zu wissen, daß sie Alles vergessen können, aber nicht eine derartige Verstümmelung. Sobald sie annehmen, wieder stark genug zu sein, werden sie selbstredend den Wunsch haben, ihre Provinzen zurückzugewinnen, und dadurch werden neue Kriege

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 29. Mai 1890.



entstehen, welche die Sicherheit und Ruhe des Königreichs Preußen in Frage stellen.'[1])

Wenige Wochen darauf drückte Fürst Bismarck dem französischen Besucher gegenüber die Hoffnung aus, daß „zwischen uns und den Franzosen nichts mehr dem Schlachtengott anheimgestellt werde, obwohl die französische Armee jetzt vier- oder fünfmal so stark sei wie im Jahre 1870". Eben damals war eine neue Schrift des Obersten Stoffel, welcher bekanntlich vor zwanzig Jahren als französischer Militärbevollmächtigter in Berlin von dem Kriege gegen Preußen so dringend abgerathen hatte, in Paris erschienen, die nun ebenso dringend zu einer Einigung Frankreichs mit Deutschland gegen die slavische Weltmacht im Osten rieth. Es war der letzte Nachklang aus der Periode des Ministeriums Ferry. Damals wagte sogar ein Pariser Blatt, der „Figaro", ausführlich darzustellen, wie verkehrt es sei, daß die Engländer die Freunde, die Deutschen die Feinde Frankreichs seyn sollen: „Was ich kühn ausspreche: heute ist ein Bündniß mit Deutschland hundertmal demjenigen mit England vorzuziehen."[2]) Das Alles ist nun jenseits des „Lochs in den Vogesen" wirkungslos verhallt. Nur bei uns sind noch ein paar Schriften über die Möglichkeit einer Verständigung der beiden Mächte erschienen;[3]) sie werden wohl die letzten seyn.

Dann und wann tauchen auch Andeutungen auf, daß dem bestehenden „Frieden" im Geheimniß der Kabinete keine lange Lebensdauer mehr zugetraut werde. Aus der Zeit, wo er noch Ministerpräsident war, hat der abgedankte Hr. Crispi in der italienischen Kammer am 21. v. Mts. ausgeplaudert,

---

1) Aus der „Kölnischen Zeitung" in der „Augsburger Postzeitung" vom 6. März 1890.

2) Berliner „Germania" vom 30. Juli 1884.

3) Die Eine mit historischer Motivirung: „Ein deutsch-französisches Bündniß von Oberst Lissignolo" in München. Cassel, 1890; die andere mit wirthschaftlicher Motivirung: „Revanche oder Zoll-Liga von H. von Samson-Himmelstjerna". Freiburg i. Br. 1891.

indem er vor sofortiger Inangriffnahme der Gewehrabänderung für die italienische Armee warnte, weil „man daran denken müsse, daß ein Krieg uns noch in diesem Jahre überraschen könne". Man hat allgemein angenommen, daß die Befürchtung sich auf die neuerlich wieder zunehmenden Anzeichen einer Verinnerlichung der russisch-französischen Freundschaftsbeziehungen stütze. Und nun hat der Czar den Präsidenten der Republik mit dem höchsten und exclusivsten russischen Orden beehrt.

Man muß also annehmen, daß er nicht mehr eckelig ist vor der Republik, daß er dieselbe für gesäubert hält vom „Radikalismus", zwischen dem und Rußland der Brüsseler „Nord" vor vierthalb Jahren das Tafeltuch so barsch zerschnitten hatte, und daß er den Rath der guten russischen Freunde in Paris für befolgt hält: „Sie müssen stark dastehen, damit Rußland mit Ihnen verhandeln kann, und Ihre Regierung muß die Grundsätze, Ideen und die Sitten schützen, welche im Stande sind, dem Czaren den Wunsch nach einer französischen Allianz einzuflößen". [1]) Unmittelbar nach dem peinlichen Eindruck, den die Vorkommnisse bei dem Pariser Besuch der Kaiserin-Wittwe in Berliner Kreisen hinterlassen haben, müssen die russischen Complimente um so bedeutsamer erscheinen. Man hält sich wohl immer noch an die Person des Czaren: er fürchte den Krieg und wolle den Frieden. Aber der Verlauf der Dinge läßt allmählig tiefer blicken.

„Man scheint in der Presse im Allgemeinen übereingekommen zu sein, für dort einen Widerspruch zwischen der sogenannten panslavistischen Partei und dem Zaren zu construiren, indem man erstere als kriegerisch, letzteren aber als einen wahren Friedenshort darstellt. Dieses ist der grundlegende Irrthum und nicht entschieden genug kann demselben entgegengetreten werden. Eine panslavistische Partei, wie sie bis in die Zeiten der Regierung Alexander's II. in Rußland bestand, gibt es überhaupt nicht mehr; es mag der eine oder der andere der-

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 24. August 1887 und Wiener „Neue Freie Presse" vom 18. August 1887.

artige Schwärmer in Moskau ein stilles, beschauliches Dasein führen: weder tritt eine solche Partei hervor, noch hat sie eine irgend namhafte Zahl Anhänger. Die Resultate des letzten Türkenkrieges und die während und nach demselben mit den slavischen Brüdern gemachten Erfahrungen haben diese Schwärmereien auf's Gründlichste geheilt. Mächtig, ja ausschlaggebend aber ist die Erbin der panslavistischen Partei, die man wohl zutreffend die ‚panrussische‘ nennen kann, der die außerrussischen Slaven ebenso nur Mittel zum Zweck sind, wie jetzt etwa die Franzosen, und die seit Jahren in Rußland die ganze Administration, die öffentliche Meinung und die innere und äußere Politik beherrscht. Zwischen ihr aber und dem Zaren einen Widerspruch construiren zu wollen, ist für jeden Kenner Rußlands ein widersinniges Bemühen. Niemand dort ist eifriger in dieser Richtung, als der ‚Selbstbeherrscher aller Reußen‘, und von niemanden werden ihre Zwecke zielbewußter verfolgt, als von ihm. ‚Eine Kirche, Ein Zar und Eine Sprache‘ ist das Ziel dieser Partei in Ansehung der inneren Politik; Beherrschung der Dardanellen und freier Zugang zum persischen Meerbusen ihr Ziel in der äußeren. Daß solches nicht ohne Krieg zu erreichen, ist den leitenden Personen, zumal dem Zaren wohl sehr klar, seine ganze jetzige Thätigkeit nur eine Vorbereitung zu demselben. Den Frieden liebt er nur so lange, wie der Krieg ihm nicht die erwünschten Siegeschancen zu bieten scheint. Vor Ausbruch des letzten Balkankrieges stand der jetzige Zar, in stärkstem Gegensatz zu Alexander II., an der Spitze der zum Kriege treibenden Partei und die traurigen Erfahrungen dieses Krieges haben ihn durchaus nicht friedlicher gestimmt; nur ein richtigeres Bild von der jämmerlichen Verfassung der russischen Armee haben sie ihm und seinem damaligen Generalstabs-Chef, jetzigen Kriegsminister Wannowsky, gebracht und den Entschluß gezeitigt, nicht früher wieder loszuschlagen, als bis das Werkzeug genügend vervollkommnet ist, um dann nicht bloß halbwilden Türken, sondern den besten Heeren Europa's mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten zu können. Wenn der Zar eben noch ein Gegner des Krieges sein sollte, so ist er es jedenfalls nur auf die Berichte seiner Heeresleitung hin, die Furcht vor den Gräueln des Krieges dürfte ihm fern liegen. . . . Die culturfeindliche, barbarische Verfolgung jeglicher europäischen

Gesittung, z. B. im ganzen Westen seines Reiches, vom hohen Norden in Finnland bis zu den einst gesegneten Gegenden Klein-Rußlands, beruht auf seiner eigensten Initiative und auf dem bei ihm maßgebenden Gefühl des Hasses gegen Europa und gegen jegliches europäische Wesen. Daß dieser Haß sich in erster Linie gegen Deutschland richtet, liegt vor Allem an der seit 1871 errungenen Machtstellung des Nachbars, der sich dadurch als maßgebendstes Hinderniß hochfliegender russischer Pläne darstellt; im Grunde des Herzens ist dem ächten Russen aber romanische wie germanische Gesittung gleich zuwider. Ganz ebenso denkt und fühlt mit dem Zaren aber auch die panrussische Partei, und falls der eine oder der andere Heißsporn in ihr vielleicht schon den Moment zum Losschlagen für gekommen erachtet, so gibt er seinen Wünschen und Hoffnungen nur offeneren Ausdruck, als seine bedächtigeren und besser über Rußlands Kraftmittel orientirten Gesinnungsgenossen. Nur hierin liegt also der Widerspruch: während der Zar noch warten will mit der unausbleiblichen Abrechnung, weil er dieselbe seinen Wünschen gemäß noch nicht glaubt durchführen zu können, hält irgend ein Zeitungsredakteur oder redegewandter General den Augenblick dazu schon für gekommen.“ [1])

Es ist etwas Grauenhaftes um diesen „Frieden“, der schlechterdings nichts zu erreichen vermag, als daß Rußland in aller Muße die neuen Gewehre für seine Armee beschaffen, durch immer neue Creditoperationen, wie in dem Augenblick wieder sogar mit Hülfe deutscher Banken, die Zinsen seiner Staatsschuld herabmindern, seine Militärbahnen vermehren und aus den entlegensten Gegenden seines ungeheuren Reichs die bewaffneten Horden behufs rascher Mobilisirung herbeiziehen kann. So spielt Rußland das „Zünglein an der Waage“, bis der Czar sich bereit findet zur Entscheidung. Selbst ein Berliner Professor, nebenbei anerkannter Militär-Schriftsteller, hat vor Jahr und Tag sein Entsetzen über diese Entwicklung der Dinge zu äußern gewagt. „Wir haben viel zu oft geprahlt, daß wir allein die Volksbewaffnung in

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 11. Februar d. Js. — Man kann dem conservativen Organ nicht absprechen, daß es über die auswärtigen Beziehungen überhaupt besonders gut informirt ist.

infinitum durchführen könnten. Nichts ist naturgemäßer, als daß nun die Feinde sagen: die Deutschen sind 45 Millionen, wir zusammen 140 Millionen oder mehr; können wir den Deutschen ihre Kunst nicht entreißen, so wollen wir ihnen doch zeigen, daß wir sie in der Zahl und in der Bestialität übertreffen können". Es sei, fährt er fort, thöricht zu glauben, daß solche Millionen-Armeen noch manövriren könnten; es könne sich nur um die Wirkung durch die unerschöpfliche Masse handeln, um die Methode Dschingiskhans und Timurlenks, welche darin bestehe, daß ungeheure Massen in blinder Wuth sich auf den besser geordneten Feind stürzen und sich schlachten lassen, bis der vom Morden ermüdete Feind durch den Rest der Ueberzahl erschlagen wird.[1])

Als Fürst Bismarck seine Berechnung, daß Rußland ihm freie Hand gegen Frankreich lassen werde, zu Schanden werden sah, da gründete er als Nothbehelf den „Dreibund", und dieser That rühmt man nach, daß sie den „Frieden" auf Grund des Statusquo erhalten habe. Aber die Hauptfrage ist eine andere, nämlich die: welche zukünftigen Früchte der „Friede" des Dreibundes gefördert habe, während er zur militärischen Aufrechthaltung desselben den Völkern das Mark in den Knochen aussaugte? Trägt dieser Friede wirklich den Keim künftiger Beruhigung des Welttheiles in sich, oder ist er ein bloßer Zwischenzustand und in seiner Grundlage vielleicht nichteinmal unlösbar genug gefestigt, um jeder Versuchung zum Zurückweichen zu widerstehen?

In St. Petersburg trug man sich längst mit der Zuversicht, daß das Geschwür zunächst in Italien zum Brechen kommen werde, und heute nimmt man bereits an, daß das Bündniß nur mehr auf dem Papiere stehe. Man weiß aber auch nirgends, was eigentlich auf diesem Papier steht. Denn während der Zweikaiser-Vertrag vor 3 Jahren in Berlin veröffentlicht wurde, ist das Abkommen mit Italien bis heute geheim gehalten worden, also auch nicht bekannt, welche Versprechungen Fürst

1) Dr. Hans Delbrück in den „Preuß. Jahrbüchern" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 13. September 1889.

Bismarck dem Quirinal dafür gemacht hat, daß Italien seine bis dahin Rußland zugeneigte Politik der „freien Hand" umkehrte und in die Hand Deutschlands einschlug.

Italien ist dabei in jeder Beziehung schlecht gefahren, und durch seine Verfeindung mit Frankreich insbesondere auch wirthschaftlich schwer geschädigt worden. In dem Maße, als auch noch die von der Ebenbürtigkeit mit den Rüstungen der verbündeten Mächte geforderten Militärausgaben auf die Finanzen drückten, erhob sich der Widerspruch sogar von Seite angesehener Mitglieder der Rechten. Schon im September 1889 behauptete ein, allgemein Hrn. Gladstone zugeschriebener, Artikel in den Londoner „Daily News", daß in der Allianzfrage das italienische Volk nicht hinter der Regierung stehe, was auch gar kein Wunder sei. „Was in aller Welt hat Italien mit der zwischen Deutschland und Frankreich und Oesterreich und Rußland bestehenden Rivalität zu thun? Der Beitritt Italiens zum Dreibund ist nichts als eine riesige Thorheit. Sie ist grotesk zu nennen und wäre komisch, wenn sie nicht auf Selbstvernichtung hinausliefe. In weniger als 25 Jahren hat Italien seine Schuldenlast verdreifacht, die Steuern sind höher als selbst in England und der Bankerott steht vor der Thüre".

Ueber der vollständigen Erkenntniß dieser Thatsache ist der Sturz Crispi's erfolgt. Er hatte das Bündniß von seinen Vorgängern übernommen, aber, trotz seiner oft beschworenen Dankbarkeit für den französischen „Befreier", die Erbschaft mit einem Feuer vertheidigt, die ihn alle anderen Rücksichten vergessen ließ. Sein Nachfolger steht jedenfalls viel kühler zur Sache. Er hat sich von dem Dreibund bis jetzt nicht weggeläugnet, aber man kann verstehen, daß er für die Verlängerung des Bundes nächstes Jahr nicht eintreten würde, und im Falle eines plötzlich ausbrechenden Krieges könnte ihm vielleicht selbst der gute Wille zum vertragsmäßigen Anschlusse unmöglich werden. Die drohende Finanzlage macht ihn sogar gleichgültig gegen das Bestehen der verunglückten Colonisirung in Abessinien, und erzwingt so

großartige Abstriche an dem Militärbudget, daß eintretenden Falles ein solcher Bundesgenosse ohnehin nicht mehr viel Werth hätte. In Berlin ist man sicher nicht ohne Sorge.

„Wir hegen noch kein Mißtrauen gegen die Politik des Ministeriums Rudini in Rom, so aber ist seine Haltung doch nicht, daß wir den Rücktritt Crispi's nicht zu bedauern anfingen. Die bekannten Auslassungen des Senators Jacini[1]) über den Dreibund mögen an sich privater Natur sein, und können die Regierung in keiner Weise binden. Wenn aber auch anerkannt officiöse Blätter diese sehr wenig deutschfreundliche Kundgebung mit mehr oder weniger zustimmenden Aeußerungen begleiten, so müssen wir doch sagen, daß das nicht ganz so unbedenklich ist, wie ein gewisser officiöser Uebereifer darstellen möchte. Man darf nicht zu schwarz sehen, man soll aber auch nicht den Kopf in den Sand stecken. Daß die franzosenfreundliche Partei in Italien ihr Haupt wieder zu erheben anfängt, daß die Männer der Rechten, die in diesem Stücke immer mit den Radikalen bis zu einem gewissen Grade sympathisirt haben, jetzt keinen Anstand nehmen, dieser gemeinsamen Empfindung Ausdruck zu geben, muß als ein Zeichen der Zeit angesehen werden, an dem wir nicht gleichgültig vorbeigehen dürfen, wenn es uns auch nicht zu erschrecken braucht.“[2])

Bulgarien ist nach wie vor der Probirstein, was sich das europäische Abendland von der russischen Barbarei gefallen lassen muß, und hier beginnt Italien bereits, den Fuß vom offenen Pulverfaß zurückzuziehen. Sogar der deutsche Vertreter in Sophia hat sich jüngst von dem Fürsten Ferdinand, dem von Rußland in die Acht erklärten „Usurpator“, zur Tafel laden lassen, der italienische hat abgelehnt. Der neue Minister des Quirinal habe nämlich den Geschäftsträger in Sophia angewiesen, Alles zu vermeiden, was die russische Empfindlichkeit verletzen könnte. Wenn man sich erinnert, mit welcher Entschiedenheit Herr Crispi in der bulgarischen Frage mit England und Oesterreich Hand in Hand, ja diesen

---

1) Ist inzwischen gestorben.

2) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 1. März d. Js.

Mächten voranging, so begreift es sich, wenn man in St. Petersburg jubelte, daß die Verbündeten von gestern bereits jeder seinen eigenen Weg gehe, und in Paris, daß Italien nach dem Falle Crispi's beginne, mit den „Brüdern der lateinischen Raçe" wieder anzuknüpfen.

Das Bild innerer Verwirrung im Dreibund wird aber erst vollständig, wenn man bedenkt, daß seit dem kaiserlichen Besuch in Constantinopel die deutsche Politik eine bedeutsame Wendung zu Gunsten der Türkei eingeschlagen hat, zum großen Zorne des alten Kanzlers. Als Mitte December v. Js. der „Reichsanzeiger" in Berlin sich gegen die Märchen von den „armenischen Gräueln" erklärte und den Sultan als einen „Deutschland befreundeten, anerkannt milden Monarchen" bezeichnete, da athmete man in Wien erleichtert auf: „Nicht immer war man in Deutschland geneigt, in dem Bestande der Türkei auch eine Nothwendigkeit für den Frieden der Welt zu erblicken. Man war russisch gesinnt am Hofe und in der Armee; man zeigte sich indifferent gegenüber allen bedrohlichen Zügen der russischen Orientpolitik; man schien gar nicht begreifen zu wollen, daß sich Oesterreich für die Integrität der Türkei interessire. Die Bismarck'sche Staatskunst mühte sich mit dem Dreikaiser-Bunde ab; sie verschwendete ihre Maklerkunststücke an der Ausgleichung unversöhnlicher Gegensätze; sie drückte auf Oesterreich zu Gunsten Rußlands".[1]) So versteht sich allerdings der Bismarck'sche Jammerruf über das „Abbrechen der Brücken zwischen Deutschland und Rußland".

Auf diesen Brücken sind seit fünf Jahren unablässig russische Verschwörerbanden in Bulgarien eingezogen; sie haben den im August v. Js. hingerichteten Major Panitza in ihre vergoldeten Netze gezogen, und jetzt den grausigen Ministermord, allerdings an dem Unrechten, begangen. Der Eindruck war ein peinlicher in den großen Kabineten des Abendlandes, außer in Paris, wo man auf die traditionelle Orientpolitik

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 14. Dezember 1890.

dem russischen Spießgesellen zu Liebe vollständig vergessen hat. Aber keine der übrigen Großmächte wagt die richtige Antwort zu geben, und den Sultan zur endlichen Anerkennung des erwählten Fürsten beider Bulgarien zu ermächtigen. Das verbietet eben der Bismarck'sche „Friede", den das Pesther Amtsblatt kurz und gut charakterisirt: „Selbst der schlimmste Fall wäre gleich einer Erlösung aus einem Zustande, welcher Europa entwürdigt und an den besten Kräften seiner Völker zehrt". [1])

Nun, der Mann, der dieses Europa überhaupt zu einer Räuberhöhle gemacht hat, will sich sogar in den Reichstag wählen lassen, um insbesondere seine Brücken nach Rußland zu vertheidigen. Welch selbstmörderischer Ehrgeiz! Leider ist zwar kein Windthorst mehr da. Aber es gibt noch andere Lanzenbrecher, und der Panzer, der den Mann im Amte unverwundbar machte, ist ihm ausgezogen. Würde das ein Gaudium werden!

---

## LII.

## Zur Kirchenpolitik des Ministeriums Rudini

Rom, 31. März.

Man hatte gleich von Anfang an gehofft, daß mit dem Kabinet Crispi auch die an Verrücktheit grenzende Feindschaft des officiellen Italiens gegen den Vatikan eine Besserung erfahren würde. Wenngleich die Uebertragung des Portefeuilles des Innern an einen Mann wie den Baron Nicotera die Hoffnungen wesentlich herabminderte, weil man Nicotera nur eben aus seiner Vergangenheit beurtheilen konnte, so hat es doch fast den Anschein, als ob der alte Volkstribun, der greise neapolitanische Edelmann, mit der Annahme des Ministeriums seine politische Vergangenheit vergessen zu wollen gedächte. Er macht Anstrengungen, seinem neuen Amte gerecht zu werden, ohne auf die Einflüsterungen seines Parteigewissens Rücksicht

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 31. März d. Js.

zu nehmen, die Verhältnisse lediglich vom Standpunkte des objektiv urtheilenden Staatsmannes aus bemessend. Natürlich ist eine Schlußfolgerung auf die Dauer dieses seines verhältnißmäßig guten Willens ausgeschlossen. Ein solcher Mann, der eine solche politische Laufbahn hinter sich hat, kann am Ende seines Lebens selbst beim besten Willen nicht mehr ein neuer Politiker werden.

Wie dem auch sei, in Bezug auf die Behandlnng oder Mißhandlung des heiligen Stuhles, hat sich Rudini stets die letzte Entscheidung vorbehalten. Nicotera und Ferraris können in allen Fragen, die das Verhältniß von Kirche und Staat betreffen, niemals ohne Einverständniß mit dem Ministerpräsidenten handeln, selbst wenn bestehende Staatsgesetze die Linie des Vorgehens schon festgelegt haben. Diese Beschränkung der Gewalt des Ministers des Innern und des Großsiegelbewahrers deutet auf jeden Fall auf irgendeinen festen, neuen Plan hin, der in Zukunft bei Behandlung der kirchenpolitischen Fragen überall zu Grunde gelegt werden soll.

Aus den bisher in der Kammer gefallenen Aeußerungen vom Ministertische kann man zu einem bestimmten Urtheil über die Beschaffenheit dieses Planes nicht gelangen. Was Rudini in der berühmten Sitzung vom Samstag vor acht Tagen — die dem Ministerium eine unerhörte Majorität von 158 Stimmen einbrachte — gesagt hat, ist zu allgemeiner Natur, um bei Beurtheilung der Kirchenpolitik des Kabinets mit Sicherheit herangezogen werden zu können.

Bestimmter sind schon die mir privatim gemachten Mittheilungen, wornach ebenso wie mit dem afrikanischen Abenteuer und dem Großmachtsdusel Crispi's kurzer Proceß gemacht werden soll, auch die gesammte kirchenpolitische Farce des italienischen Bismarck einer gründlichen, jedoch langsamen Revision unterzogen werden wird.

Unterstützt wird das Ministerium in diesem Streben durch fast die gesammte öffentliche Meinung, soweit dieselbe anständig zu denken noch nicht verlernt hat. Unter diese anständigen Organe kann man naturgemäß solche Blätter nicht rechnen, deren Metier nur in Schimpfen und Toben besteht, wie die „Riforma“, das Blatt Crispi's, und die „Capitale“, der Düngerwagen, auf welchem der Radaufuchs der italienischen

Kammer, Imbriani, seine antiklerikalen und irridentistischen Ergüsse trübster Art ausführt. Trottoirblätter vom Schlage des „Messagero“ in Rom und des „Secolo“ in Mailand gehören ebenfalls erst recht nicht hieher.

Daß nicht allein die erdrückende Mehrheit der Deputirtenkammer, sondern auch eine Neunzehntel-Mehrheit der hauptstädtischen Presse dem Ministerium zur Verfügung steht, erleichtert die Herkulesarbeit der Reinigung des Crispi'schen Augiasstalles um ein Wesentliches. Wenn unter den so schwierigen finanziellen Verhältnissen, sowie unter dem moralischen Druck der afrikanischen Enthüllungen die Presse in mehr oder minder officiöser Form die kirchenpolitische Lage des Königreichs Italien zu erörtern noch Zeit und Lust findet, dann ist das ein Zeichen, daß hierin ebenfalls mit Ernst vorgegangen werden soll.

Ich glaube, man ist berechtigt, eine mit Namensunterschrift versehene längere Ausführung über Crispi's Verhältniß zum Papstthume im „Corriere di Napoli“ als Wegweiser anzusehen, der das Publikum mit den Absichten des Kabinets auf diesem Gebiete, wenn auch nur indirekt, bekannt machen soll. Guiliano Sorel, ein einflußreicher Abgeordneter, der mit Rudini eng befreundet ist, läßt sich in dem genannten Blatte folgendermaßen aus:

„Francesco Crispi hat den Vatikan immer provocirt, öffentlich und heimlich, mit gewaltthätigen Mitteln und in schleichender Form. Es kam soweit, daß er mit verwerflichen polizeilichen Handgriffen die diplomatische Chiffre aufspürte' deren sich der Cardinalstaatssekretär für seine Depeschen bediente. Und mit seinem exaltirten Eigensinn, der zuweilen in ihm eine Kraft, aber auch sehr oft eine Schwäche war, arbeitete sich Crispi in die Wuth hinein, weil er begonnen hatte sich zu ärgern. Im Anfange fehlte es nicht an einsichtigen und weisen Rathschlägen, welche ihn zu milderen Maßregeln führen und ihm die geistliche Macht jenes greisen Pontifex zeigen wollten, der wie ein weißer Schatten durch seinen verlassenen Palast schwebt und dabei doch Herr über Millionen und aber Millionen von Seelen ist. Es besuchte das Haus Crispi ein Prälat von hohen Geistesgaben und lebhaften Charakters, Monsignor Carini, der Sohn des Generals Carini.[1]) Und dieser junge

1) „General“ Carini hatte diese Würde von Garibaldi's Gnaden,

Monsignore, mit der stolzen und eleganten Rede, begeistert von einem flammenden Ideale für Italien und den Glauben, versuchte zuweilen den grimmen Haß Crispi's gegen den Vatikan zu besiegen. Es gelang ihm nicht. Ich glaube, er entfernte sich, indem er ein stets kleiner, dunkler werdendes Bild des sicilianischen Patrioten mit sich fortnahm. In Wahrheit war Crispi kein Feind des Glaubens; vielleicht war er sogar in seiner Jugend ein Strenggläubiger und sein Herz kann nicht alles vergessen haben, was sich ihm in der Jugend eingeprägt hatte. Er ist kein Atheist, das ist sicher; er ist abergläubisch, ohne etwas Anderes zu sein. Das was er haßte, tief und glühend haßte, war der Papst und seine Macht, war der Papst und seine Lebhaftigkeit im Greisenalter, war der Papst und die fortgesetzte, wirksame politische Thätigkeit des fast neunzigjährigen Hohenpriesters. Er haßte ihn mit einem geheimen Gefühle des Neides, mit einem Zorne, der blind ist gegen die Gewalt dieser Macht und gegen diese Wachsamkeit, mit einer sich jede Viertelstunde wiederholenden Pein, die noch durch die heiße sicilianische Phantasie verstärkt wurde. Er nannte ihn den Feind. Ja, es stimmt; Leo war wirklich für ihn der Feind; Leo, der greise Bischof der Bischöfe, er, der die Schlüssel zu allen Herzen der Gläubigen hat, er, das Haupt der ganzen Christenheit, er, der Priester aller derjenigen, die leiden, weinen und beten — war jenes Phantasma, das ohne Heer, ohne Flotte, ohne Kanonen, ohne Waffen seine Stimme ertönen ließ, seinen Rath und seinen Segen über die Berge sandte und über die Meere, und der redend, rathend, segnend die Herzen aller Gläubigen erschauern machte. Crispi duldete keine Gleichgestellten; und die Erkenntniß, auch im Geheimniß des Gewissens, daß dort Einer war, dessen Wort weiter reichte und tiefer eindrang, als das seine, die Erkenntniß, daß es einen Mann gab, der auf hoher, sehr hoher Stelle, der nächste zu Gott, steht, der sich nicht vor ihm fürchtete, die Erkenntniß, daß er gegen diese mystische Macht nichts vermochte, brachte ihn zur Verzweiflung. Mit welcher Freude würde Francesco Crispi den Papst als Papst fortgejagt haben, wenn er es nur gekonnt hätte. Eine gewisse Gleichheit zwischen sich und Bis-

denn er war einer der „mille di Marsala", der „Tausend von Marsala", berüchtigt im sicilianischen Aufstande.

marck ließ er schon gelten, ohne dabei zu bedenken, daß Bismarck Deutschland wirklich gemacht hatte, während er, Crispi, nicht einmal einer der Wenigen gewesen, die Italien gemacht haben; aber schließlich gestattete er Bismarck doch die Ebenbürtigkeit. Wo er ihn als unter sich stehend betrachtete, das war in der Verehrung für den Papst! Demgemäß leitete sich die ganze Politik der Crispi'schen Aufhetzerei aus einem persönlichen Gefühle her: Es war Crispi gegen Pecci, der starke Mann und Anbeter der eigenen Kraft gegen den stärksten Mann. Ah, er schlief in der Nacht nicht, wenn er an den Papst dachte. Er glaubte dabei über den Feind des Vaterlandes zu wachen; und er bemerkte dabei nicht, daß er es war, der ihn so nannte, der ihn so wollte, mit der fixen Idee aller Exaltirten."

„Das ging so weit, daß, als dieses Ministerium an's Ruder kam, das nichts gegen den Vatikan unternahm, bis jetzt aber auch noch nichts für den Vatikan gethan hat, das Aufhören der persönlichen Gewaltthätigkeit allein schon als ein Friedenszeichen erschien. Und die Passivität sieht schon im Vergleich zur Wuth einer friedlichen Umarmung ähnlich. So ist es nun zwar nicht, leider! Augenblicklich sind wir, wie wir es immer waren, Anhänger einer patriotischen, italienischen, ehrlichen Kirchenpolitik, welche die beiden größten Gewalten Schritt für Schritt einander näher bringt. Wir halten dafür, daß dieses der Erfolg der Anstrengungen aller edlen Herzen, aller Intelligenzen, aller reinen italienischen Charaktere sein müsse, wenngleich dazu eine wirklich hohe Geduld erforderlich ist. Aber wir fühlen, daß Crispi diese Lösung auf viele Jahre hinausgeschoben hat und daß er die Erfüllung dieses Wunsches seinen politischen Nachfolgern in der Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten in der ungeheuerlichsten Weise erschwerte. Jene dürfen diesen Zweikampf nicht fortsetzen, weil er der italienischen Zukunft schadet, weil er ihren politischen Anschauungen widerspricht, weil er den Grundsätzen der breiten Masse des Volkes zuwider ist. Aber sie können auch nicht niederknieen und bitten. Es handelt sich demnach um eine lange und mühevolle Arbeit, wenn man die innere Politik mit Würde auf den Weg der Milde, des Friedens, der Brüderlichkeit gegen jenen greisen Hohenpriester leiten will, der auch der Vater aller Elenden, aller Betrübten ist, wenn man den Klerus versöhnen will, der auch aus Italienern

aus Brüdern sich zusammensetzt. Harte, rauhe Arbeit, aber würdig dessen, der über seinen Kirchthurm hinaussieht, Zeit und Raum überschauend. Ein Werk, das vielleicht einen einzigen geheimen Lenker, aber in der Ausführung hundert starke, willensfeste Männer erfordert. Ein Werk, das vielleicht mißlingen kann, das zuweilen den Anschein gewinnen mag, mißlungen zu sein, das aber niemals für Irrthum gehalten werden wird, weil alles das, was ein Land und die Menschen auf eine geistige Höhe führt, ein Ideal, eine Wahrheit ist". —

Der aufmerksame Leser wird in den vorstehenden Worten eines italienischen gemäßigten Politikers hauptsächlich zweierlei gefunden haben. Erstens, daß der Plan, Kirche und Staat in diesem unglücklichen Lande zu versöhnen, auch bei gemäßigt angelegten Naturen eine Basis hat, die von vorneherein von der Kirche niemals wird anerkannt werden können. Zweitens läßt Giuliano Sorel bei der Entwicklung seiner Ideen eine Macht außer Acht, welche die von ihm entworfenen Zirkel stets zu stören sich bemühen wird. Und an dieser Macht, der Loge, werden alle Versuche, die auf mehr als die Herstellung eines äußerlich ruhigeren Verhältnisses abzielen, scheitern.

Nichtsdestoweniger ist der Artikel in hohem Maße beachtenswerth, denn er enthält ein wichtiges Bekenntniß: die Kirche und ihr greiser Pontifex sind ohne Heer und Flotte, ohne Kanone und Soldaten viel stärker, viel mächtiger, als das geeinigte Italien, das Mitglied des Dreibundes, regiert von der internationalen stärksten menschlichen Vereinigung, die es gibt, von der Freimaurerei. Selbsterkenntniß ist der erste Schritt zur Besserung. Und daß die italienischen Gewalthaber diese Erkenntniß gewonnen haben, daß es so unmöglich weiter gehen kann, daraus kann die Kirche immerhin große Vortheile ziehen, ohne daß man sich auf katholischer Seite wird träumen lassen, daß es zu einem Frieden mit dem Hause Savoyen kommen könnte, solange der Sohn Victor Emmanuels den Palast des Quirinal bewohnt.

Weiterhin bleibt immerhin zu beachten, daß die italienischen Politiker glauben werden, das Papstthum mit der Revolution usgesöhnt zu haben, wenn sie einen leidlichen, von groben Excessen freien modus vivendi werden hergestellt haben. Was die katholische Kirche unter einem Friedensschluß mit einem

culturkämpferischen Staate versteht, der nicht einmal mit Waffengewalt das Patrimonium Petri dem heiligen Vater geraubt, hat Preußen in seinem harten Gange nach Canossa erfahren müssen, Schritt für Schritt preisgebend, was einst in bacchantischem Taumel als höchste Errungenschaft des modernen Geistes gepriesen wurde. Um wie viel mehr muß Italien Sühne thun für den sacrilegischen Raub, der am Kirchenstaate und jüngst am Patrimonium der Armen, an den frommen Stiftungen, geschehen ist.

In den Rahmen dieser Betrachtung gehören Erörterungen nicht hinein, welche auf Kritik einzelner Handlungen der neuen Regierung abzielen, wie z. B. die Haltung des Großsiegelbewahrers in der Frage des Exequatur der Bischöfe. In Einzeldingen wird man noch lange grobes Unrecht gegen Kirche und kirchliche Organe verüben, selbst wenn man im Großen und Ganzen den festen Willen hat, wenigstens scheinbar und äußerlich mit der Kirche im Frieden zu leben. Auch in diesen Einzelheiten sehen wir das Bestreben, den Maßregeln die gehässige Spitze abzubrechen, indem das Organ des Ministerpräsidenten, die „Opinione", sich jedes Mal bemüht, zu zeigen, daß bei dem Stande der Gesetze das Ministerium nicht anders habe handeln können, daß es aber sehr glücklich sein werde, wenn die Kammer die Hand dazu bieten würde, um nutzlose Schärfen zu beseitigen.

Die Katholiken dürfen demnach, ohne irgendwelche sanguinische Hoffnungen zu hegen, immerhin auf eine etwas erträglichere Gestaltung der Lage hoffen. Und es darf hierbei nicht verschwiegen werden, daß Rudini die geheime Hoffnung hegt, daß der heilige Vater sich vielleicht entschließen würde, das bekannte „nè eletti, nè elettori" aufzuheben, wenn es sich zeigen sollte, daß man auf Montecitorio zu irgend einem Verständniß würde gelangen können. Denn die Wahlflauheit selbst der liberalen Kreise beginnt schon seit einiger Zeit den Gewalthabern unheimlich zu werden, und darum wäre ihnen das Eintreten der Katholiken in den Wahlkampf nur eine hochwillkommene Sache. Damit, so hoffen sie, würde das gesunkene politische Leben wieder neue Nahrung erhalten.

---

## LIII.

# Zur Geschichte des Tridentiner Concils.[1])

Die polnische geschichtliche Literatur, obwohl sich in derselben gerade in den letzten Decennien ein sehr reges Leben entfaltet hat, bewegt sich doch hauptsächlich auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte, oder auf solchen, welche mit derselben in unmittelbarer Verbindung stehen. Obgenanntes Werk, dessen Verfasser sich schon auf dem Gebiete der mittelalterlichen Geschichte einen guten Namen erworben, macht davon eine Ausnahme. Der Verfasser behandelt darin die letzten Jahre des Pontifikates Pauls IV., die Wahl des Mediceers Pius IV., sowie die Bemühungen dieses Papstes, um das Concil neuerdings nach Trient einzuberufen. Nach einer Einleitung, worin in breiten Zügen der politisch-sociale und religiöse Zustand von Europa, seit dem Beginne des 16. Jahrhunderts und dem Ausbruch der Reformation geschildert wird, geht der Verfasser zu seiner eigentlichen Aufgabe über und theilt das ganze Werk in mehrere große Abschnitte, deren ein jeder die Stellung der weltlichen Mächte von Europa zur römischen Curie behandelt.

Der Verfasser bespricht eingehend in besonderen Kapiteln die Stellung und Verhältnisse, in denen das deutsche Reich, Frankreich, Spanien und Polen zu Rom standen. Es wird ein lebhaftes Bild entworfen von den mannigfaltigen und ungeheueren Schwierigkeiten, welche der Einberufung des Concils im Wege standen. Der Verfasser betont dabei, daß diese Schwierigkeiten nicht allein auf dem bösen Willen der Mächte oder deren diplomatischen Vertreter beruhten, sondern daß auch die jeweiligen Herrscher sich in einer in der That schwierigen Lage, gegenüber der Ausbreitung der Reformation und ihrer zahlreichen protestantischen Unterthanen, befanden. Es wird unter anderm sehr treffend der Unterschied zwischen Deutschland und Frankreich hervorgehoben und die verschiedene Stellung, welche diese Mächte Rom gegenüber einnahmen, in Folge dessen, daß Frankreich politisch und national viel compakter und fester geeinigt war, als das römisch-deutsche Reich. Die Wirkung davon war, daß Frankreich selbständiger Rom gegenüber auftrat als Deutschland und fortwährend mit der Einberufung eines Nationalconcils drohte, im Fall das ökumenische nicht sofort einberufen würde. Der Kaiser dagegen suchte die Sache soviel wie möglich hinauszuschieben in der eitlen Hoffnung, daß es ihm endlich gelingen werde, eine Glaubenseinigkeit in seinem Reiche herzustellen.

---

1) Bronisław Dembiński. Rzym i Europa, Przed Rozpocręciem Trzeciego Okresu Soboru Trydenckiego. (Rom und Europa vor dem dritten Abschnitt des Tridentiner Concils). Krakau 1890.

Ein besonderes Kapitel wird Spanien gewidmet und das Bild, welches der Verfasser von der Nation, dem König (Philipp II.), dem Hofe und der Thätigkeit der verschiedenen diplomatischen Agenten an den Höfen von Deutschland, Frankreich und England entwirft, scheint uns am besten gelungen zu sein. Sowohl die Lage Philipps, dessen Macht lange nicht mehr seinem Ehrgeiz und seinen weiten Aussichten entsprach, als auch die Mentorschaft, zu welcher er sich Rom gegenüber aufwarf, alles dieß wird sehr treffend behandelt.

Es versteht sich, daß dem Verhältniß zwischen Polen und Rom eine längere Ausführung gewidmet wird. In Polen fand die Reformation keinen dankbaren Boden, und obwohl im ersten Augenblick sehr heißblütig, zumal von den höheren Ständen begrüßt, mußte sie kaum fünfzig Jahre später der Einsicht und diplomatischen Geschicklichkeit der römischen Nuntien, sowie der katholischen Reaktion unter den Königen Stefan Batory und Sigismund III. (Waza) weichen. Die Stellung des damaligen Königs, Sigismund August, war eine höchst schwierige, denn es mußte sich ihm hauptsächlich darum handeln, in seinem Reiche, gegenüber dem drohenden Kriege mit Rußland und der immer gefährlicheren Ausbreitung dieser Macht, die Eintracht aufrecht zu erhalten. Die Folge davon war, daß er sich, mit Verkürzung der Rechte des Episkopates, zu vielfachen Concessionen den „Dissidenten“ gegenüber genöthigt sah. Im Ganzen hat die Reformation in Polen religiös eine sehr geringe, politisch dagegen eine ungeheuer nachtheilige Wirkung ausgeübt.

Mit den letzten diplomatischen Verhandlungen und der endlichen Vereinbarung, daß das Concil nach Trient, und zwar nicht als neues, aber als weitere Folge des zweimal schon unterbrochenen berufen werden sollte, mit der Bestimmung, daß die vorherigen Satzungen desselben bestätigt werden sollten, schließt das Werk. Wie ein rother Faden zieht sich durch das Buch das Charakterbild des Papstes, dessen Eifer und guter Wille, seine Geschicklichkeit, Ausdauer und Festigkeit trotz der größten Güte und Milde ihre höchste Würdigung erfahren.

Das ganze Werk beruht auf selbständiger Quellenforschung in dem vatikanischen und pariser Archiv, sowie in der nationalen und königlichen Bibliothek zu Paris und Berlin. Es versteht sich, daß der Verfasser, was er ausdrücklich bemerkt, die Werke von Ranke, Janssen, Sickel und so weiter berücksichtigt und auf die Resultate dieser Forscher sich berufen hat. Obwohl auf ausdrücklich katholischem Standpunkte stehend, hält sich der Verfasser von polemischen Excursen vollständig frei und durch das ganze Werk weht ein Geist von großer Unparteilichkeit und ein sehr anerkennenswerther und redlicher Eifer, der Wahrheit auf den Grund zu kommen.

Dr. Paul von Popiel.

## LIV.

# Warmkaltes über Rußland.

## III.

Beim Herantreten an die eigentliche Schilderung der „Organisation Polens“ selbst, welche an den Namen Miljutin's unauslöschliche Schmach geheftet hat, beim nähern In'saugefassen der heiklen Aufgabe, den Urheber und Ausführer dieser schrecklichen „Organisation“ zu verherrlichen, hat sich ein Mißgeschick ereignet. Es ist ja begreiflich, daß es Anatole Leroy-Beaulieu bedenklich erschienen ist, seinen Namen dieser Verherrlichung zu leihen.[1]) Wenn er sich dazu entschloß, so hätte er, ohne ein Wort zu verlieren, muthig vorgehen sollen. Statt dessen hat er es so ungeschickt wie nur möglich angefangen; er hat angedeutet, daß sein Unter-

1) Um die Schwere dieser Bedenken zu ermessen, stelle man sich vor, daß an Friedrich Dernburg, den scharfsinnigen Verfasser von „Russische Leute“ (Berlin, 1885), das Ansinnen gestellt werde, er solle eine zutreffende Skizze des „Zerstörungswerkes“ liefern, welches am Deutschthum in Livland ausgeübt wird (vergl. die also betitelte Schrift von *.* Berlin 1890), und solle mit dieser Skizze die Verherrlichung der Zerstörer verbinden, z. B. des salbungsvollen Curators des Lehrbezirkes, Kapustin's, oder der rücksichtslos vergewaltigenden, bureaukratischen Gouverneure, Sinówjew's und Schakhowskoi's. Uns deucht, mit Abscheu hätte Friedrich Dernburg eine Aufgabe, der Anatole Leroy-Beaulieu sich unterzogen hat, von sich gewiesen.

nehmen einer Rechtfertigung bedürfe und — die Rechtfertigung ist er schuldig geblieben. „Ohne die Unparteilichkeit aufzugeben, welche einem Ausländer", sagt er, „gegenüber dieser heiklen und betrübenden polnischen Frage gebührt und ohne untreu zu werden den traditionellen Empfindungen des Mitleids und der Sympathie, welche Frankreich für das unglückliche Polen hegt, können wir, nach der Aussage der allercompetentesten Staatsmänner selbst, die russischen Gesinnungen und Anschauungen gegenüber den polnischen Angelegenheiten in allen ihren Nüancen und in voller Wahrheit darlegen, sowie die Ideen und Motive, welche seit 1863 das Verhalten der Petersburger Regierung bestimmt haben" (524). Bei wirklicher Unparteilichkeit, welche nackt und objektiv die Thatsachen hinstellt und es dem Leser vollständig überläßt, sich über die Dinge und über die Personen sein Urtheil zu bilden, ließe sich rechtfertigen, daß ein Franzose, ein geborener Polenfreund, die Miljutin'sche „Organisation" Polens darstelle. Da aber unter Leroy-Beaulieu's Namen die Darstellung dieser „Organisation" zur Verherrlichung des Organisators Miljutin benutzt wird, so muß nothwendig an Stelle der gewünschten Rechtfertigung das Gegentheil erfolgen.

Nachdem vom Kaiser die Civilverwaltung Polens an Miljutin definitiv übertragen worden war, hat dieser mit seinen vertrauten Gefährten Ssamarin und Tscherkaßky einen Monat, sage einen vollen Monat, dazu verwendet, um in Petersburg Vorstudien über die ihm gänzlich unbekannten polnischen Verhältnisse anzustellen. Wer das wüste Treiben der Petersburger Gesellschaft und amtlichen Welt kennt, da alle Stunden des Tages und viele Nachtstunden durch unvermeidliches Antichambriren und Visitenmachen, durch unabweisliche Diners und Routs ausgefüllt werden, und eine ungewöhnlich kräftige Natur nur einige späte Nachtstunden gesammeltem Arbeiten zu widmen vermag: der wird es beurtheilen können, wie tiefgehend die einmonatlichen Vorstudien haben sein können. Jene „Staatsmänner" sind an ihr

Werk so gut vorbereitet gegangen, wie es etwa ein Afrikareisender wäre, welcher über den schwarzen Welttheil nur durch einen Schulatlas unterrichtet worden wäre. Daß mit solcher Unbefangenheit an die Aufgabe herangetreten worden ist, wird vom Verfasser nicht verhehlt; er sagt: „Für Miljutin und seine Freunde war dieser erste Besuch in Polen eine wahre Entdeckungsreise.“ 1)

Auf Miljutin's Hinreise nach Polen findet in Wilna zwischen ihm und dem Diktator Murawiew eine hochinteressante Begegnung statt. Die Beiden waren im Emancipations-Comité die erbittertsten Gegner gewesen, wie alle Welt es wußte. Jetzt verständigten sie sich sofort. Sie begriffen, sagt Verfasser, daß sie sowohl in Polen wie auch in den Westprovinzen zur Erfüllung einer im Grunde gleichen Aufgabe keine verschiedenen Wege gehen konnten (525). In den Agrarfragen hatte Miljutin sich nicht umzudenken; vielmehr war ihm hier neue und erwünschte Gelegenheit geboten, seinem Hasse gegen die socialen Unebenheiten (aspérités) gegenüber den polnischen Grundherren nach Herzenslust freien Lauf zu lassen. Für Murawjew war die Sache schwieriger gewesen: er hatte mit allen seinen Antecedentien zu brechen gehabt, indessen war es thatsächlich weniger schwierig gewesen, als es hatte erscheinen mögen. Denn, so erläutert Verfasser, für den General und viele Andere war die Sorge für die an der Agrarfrage Betheiligten nur Ausfluß politischer Erwägungen gewesen. In seinen Augen war die Agrarfrage

---

1) Gleich gut vorbereitet sind die russischen Justizbeamten gewesen, welche die Richter in Liv-, Est- und Kurland zu ersetzen hatten. Die Meisten hatten keine Ahnung davon gehabt, daß hier statt des russischen vielmehr deutsch-römisches Civilrecht maßgebend sei. Die Kundigeren und Gewissenhafteren hatten „Vorstudien“ gemacht, leider nur in unangemessener Richtung: sie hatten vom Code Napoleon einige Kenntniß genommen, welcher in den Baltischen Landen soviel bekannt ist und Geltung hat, wie etwa in der Mark Brandenburg.

nur eine Kriegsmaschine gegen den — wohlgemerkt: bereits niedergeworfenen — polnischen Aufstand. Wenn er im Osten (d. h. der aufständischen Region) alle die Maßnahmen, welche er in Rußland bekämpft und verurtheilt hatte, nun pries, ja noch über dieselben hinausging, so hieß das nicht, daß er aufgehört hätte, sie für revolutionär zu halten, sondern, meint Verfasser, er erblickte darin ein bequemes Werkzeug, um damit die polnischen Grundherren niederzuschlagen (527). An Tiefsinn und Weitsichtigkeit können sich offenbar die beiden „Staatsmänner" Miljutin und Murawjew dreist messen.

Daß übrigens bei Miljutin, Ssamarin und Tscherkaßky nicht nur „staatsmännische" Erwägung, sondern auch, und vielleicht mehr noch, ein wilder Zug ihres Herzens in Betracht kam, dafür liefert Verfasser uns unvorsichtiger Weise recht deutlichen Anhalt: Der Aufstand, sagt er, gab ihnen nur (sic!) die Gelegenheit, ihre Principien in noch schrofferer und radikalerer Weise in Anwendung zu bringen, mit noch weniger Schonung der Rechte und der Interessen der hohen Gesellschaftsklassen; denn der grundbesitzende Adel Polens hatte durch sein Sympathisiren mit der Rebellion die Unterstützung eingebüßt, welche ihm zum Theil seitens der hohen Regionen des russischen Adels gewährt worden war. Die in Polen angewandten Mittel — fügt er entschuldigend hinzu, waren ja nicht ad hoc von politischem Hasse erdacht worden; man hat sie lediglich nach Polen importirt, nachdem man sie an den Russen vorher erprobt hatte (527 ff.). Wie lahm diese Entschuldigung ist, wird man ermessen, wenn man sich erinnert, daß Verfasser einerseits selbst dargestellt hat, wie Miljutin's Agrarprincipien in der That von politischem Hasse, nämlich gegen die socialen Unebenheiten (aspérités), eingegeben waren; und daß er andererseits selbst die unanfechtbarsten Zeugnisse dafür beigebracht hat: daß eben diese Agrarprincipien sich als unheilvoll und demoralisirend „erprobt" hatten.

In Anlaß seiner Begegnung mit Murawjew berichtet

Miljutin an seine Frau unterm 9./21. Oktober 1863 über eine psychologisch sehr interessante Beobachtung: dem General fehle es nicht an Energie, aber sehr auffallend sei an ihm eine gewisse Färbung von Traurigkeit (teinte de tristesse), welche an ihm vormals nicht wahrzunehmen gewesen sei; das erkläre sich wohl durch die beständige Nervenanspannung. Es ist ja bekannt, daß Grausamkeit und geschlechtliche Wollust-Excesse Hand in Hand zu gehen pflegen; wie diese nervenabspannend wirken und zu Trübsinn, Melancholie und Stumpfheit führen, so mag auch der Genuß an der Grausamkeit zerstörend auf's Gemüth einwirken. Wer auf Capri den köstlichen Landwein trank, wurde durch dessen Namen — „Thränen des Tiberius" — an die Schwermuth des blutigen Tyrannen erinnert. Auch Miljutin ist ähnlicher Einwirkung, ähnlichen Folgen seiner Thätigkeit nicht entgangen. Auf sein Geheiß ist freilich kein Blut vergossen, noch trockener Menschenmord begangen worden; und doch ist sein raffinirt bösartiges Wirken vielleicht unheilvoller noch gewesen als dasjenige Murawjew's. Die Seelen lebender Menschen zu verderben, die Seelen künftiger Generationen durch Erregung böser Triebe zu vergiften, die Demoralisation eines ganzen Volkes planmäßig in's Werk zu setzen: ist wohl ein größeres staatsmännisches Verbrechen, eine ärgere staatsmännische Grausamkeit denkbar? Es ist bekannt, durch welchen Zustand erregter Unruhe der letzte Abschnitt von Miljutin's Leben gepeinigt war. Es war ihm unerträglich, allein gelassen zu werden; seine Umgebung durfte sich nicht schweigend irgend einer Beschäftigung hingeben; um ihn her mußte beständig geräuschvolle Unterhaltung gepflogen werden; und mußte er ja einmal nothwendig allein bleiben, so verübte er rastlos geräuschvolle Musik. Was mag es wohl gewesen sein, was übertäubt werden sollte?

Miljutin bezeugt es übrigens selbst, daß er mit strengerem Maße zu messen sei, als sein College Murawjew, dessen Tüchtigkeit er gelten läßt, ohne ihn jedoch als einen

Ebenbürtigen anzuerkennen. In einem unterm 13./25. Oktober an den General M. (seinen Bruder?) gerichteten Briefe referirt er, daß Murawjew ihm dargelegt habe, wie er die Revolution durch seine Civil- und Militär-„Organisation" bekämpfe, wie er die Quellen der Revolution versiegen mache, indem er den polnischen Adel mit Taxen und Strafzahlungen heimsuche — bekanntlich betrieb er das „saigner à blanc" nicht nur mittelst Todesurtheilen und „Verschickungen" nach Sibirien, sondern auch mittelst geradezu abenteuerlicher Contributionen — und fügt dann hinzu: „Er hat mich in Wahrheit erfreut (réjoui) durch das Lichtvolle seiner Anschauungen über diese Frage, ja selbst durch das Lichtvolle seiner Ausdrucksweise, was ihn übrigens nicht hindert, in Bezug auf alle übrigen, allgemeinen Fragen sich durch äußerste Unklarheit der Ideen und der Redeweise auszuzeichnen. Die Sache ist, daß er in Wilna seinen wahren Beruf gefunden hat und daß er dort, wenigstens zeitweilig, wirkliche Dienste leisten wird" (533). Darin hat Miljutin ohne Zweifel Recht: in der strengen und harten Consequenz seiner Anschauungen,[1]) welche vor gar keinen Folgen des Handelns zurückschreckt, darin ist der „Fanatiker der Reflexion", der russische Robespierre, dem Diktator von Wilna wohl überlegen gewesen.

Beim ersten Handanlegen an sein Werk hat Miljutin für dessen Gelingen wenig Hoffnung schöpfen können, namentlich nicht für's Durchsetzen „ernstlicher", seinem Herzenswunsche entsprechender Maßregeln zur Umgestaltung der Agrarverhältnisse. Die gegenwärtige Zusammensetzung der Verwaltung, sagt er in dem soeben angeführten Briefe, bereite ihm Schwierigkeiten. Der Graf Berg, fügt Verfasser erläuternd hinzu, wachte in seiner Eigenschaft als Vicekönig

1) Von Miljutin's „liberalen" Anwandlungen, die ihm selber schwerlich Ernst gewesen sind, darf wohl, als von verbrämendem Beiwerke, füglich abgesehen werden

von Polen mit Eifersucht über den Prärogativen seines Amtes und der ihm unterstellten Verwaltung. Es sollte aus ihm, wohl ohne daß er es wollte, und ohne daß er sich von seinem Verhalten Rechenschaft gegeben hätte, zuwider Miljutin und Tscherkaßky, zuwider Petersburg und Moskau, ein Vertheidiger der Trümmer der polnischen Autonomie werden (534). Eine gar seltsame Schonung läßt man hier dem Vicekönig angedeihen! Der Graf Berg, einer der hochgebildetsten, scharfblickendsten, unabhängigsten und energischsten Männer seiner Zeit — der Graf Berg wußte nicht, was er that! Er wußte nicht, was er that, indem er der hereinbrechenden wilden Zerstörungswuth das Gewicht seiner Person und seines Ansehens furchtlos entgegenstellte! Er wußte nicht, was er that, indem er unter unsäglich schwierigen Verhältnissen Alles aufbot, um soviel noch möglich gesetzliche Ordnung zu erhalten und wiederherzustellen! Freilich, als Livländer war er unter geordneten Verhältnissen aufgewachsen und erzogen worden; an einer deutschen Hochschule, in Dorpat, hatte er seine Ausbildung erhalten; als braver Soldat hatte er die Schleichwege der am grünen Tische waltenden verbissenen Demokratie zu verabscheuen gelernt: ein solcher konnte von einem Miljutin nicht verstanden werden.

Indessen hat Miljutin nicht sobald den Muth sinken lassen. Unterm 25. Oktober (6. November) 1863 berichtet er seiner Frau über seine „Entdeckungsreise“: die Hoffnung wachse beim Weiterreisen, daß mit Hilfe von etwa hundert anständigen und intelligenten Leuten [1]) es möglich sein würde,

---

1) Wir werden in der Folge sehen, daß, trotz aller Anstrengungen des damals einflußreichsten Mannes, es Miljutin nicht gelingen konnte, auch nur hundert anständiger und intelligenter Männer, ja auch nur „anständiger und intelligenter“ Männer in Miljutin's Sinne, für sein großes Werk zusammenzubringen. Hätte er dazu „anständiger und intelligenter“ Leute in europäischem Sinne bedurft — nicht ein einziger hätte sich dazu hergegeben.



im Angesichte des katholischen Adels von ganz Polen, dieses unterdrückte Volk sehr rasch aufzurichten, welches für uns, wenn auch nur für die Gegenwart (sic!), eine reelle Stütze werden kann (535). Es ist dem Verfasser die Tragweite dieser Worte keineswegs entgangen; er hat es sehr wohl bemerkt, daß es Miljutin nur darum zu thun war, die Bauern, indem er sie moralisch vergiftete, als Zerstörungswerkzeuge gegen ihre Grundherren zu benützen, es vorausssehend, daß das depravirte Volk sich später gegen seine Verführer, gegen die Regierung, wenden werde. Es war Miljutin eben einzig und allein um den Erfolg des Augenblickes zu thun, unbekümmert um die weiteren Folgen — après moi le déluge — und zwar nicht um einen patriotischen, segensreichen Erfolg des Augenblickes, sondern lediglich um Kühlung seines glühend-demokratischen Hasses gegen alle socialen Unebenheiten (aspérités) war es ihm zu thun, gleichgültig, wer die Zeche bezahle. In einer Fußnote zum vorstehenden Passus sagt der Verfasser: „Miljutin's Scharfsinn sah voraus, daß auf die Mitwirkung des polnischen Bauern auf die Dauer nicht zu rechnen sei." Wenn aber Verfasser hinsichtlich Miljutin's Handlungsweise so klar sieht, wie wagt er es, uns ihn als einen hochherzigen und erleuchteten Staatsmann anzupreisen?!

Es folgt in dem angezogenen Briefe ein weiteres ganz interessantes Bekenntniß Miljutin's hinsichtlich dessen, was innerhalb eines halben Jahrhunderts die russische Staatskunst in Polen zu leisten vermocht hat: „Außer der Militärgewalt gibt es hier gar keine administrative Autorität. Zu unserer Schande sei es gesagt, wir haben hier nichts zu organisiren vermocht. Die ganze Polizei, die ganze Administration, die ganze Justiz . . . alles ist uns feindlich; . . . nirgends eine Vertrauensperson zu finden" (536). Hier möchten wir daran erinnern, daß für Miljutin auch der Vicekönig, der Feldmarschall Graf Berg, der treue und vielfach erprobte Diener seines Herrschers, ein Mann, dessen wahr-

haft staatsmännischer Weisheit und dessen humanem Wohlwollen Finnland alle Fortschritte der letzten Decennien verdankt, und dem es ewig dankbar bleiben wird — erinnern möchten wir daran, daß in den Augen Miljutin's auch dieser erprobte Mann keine „Vertrauensperson“ war, im Gegentheil! Hätte Miljutin mit humanen Gesinnungen das Land betreten, so hätte er an „Vertrauenspersonen“ keinen Mangel empfunden. Polen hat es noch nicht vergessen, daß es den westlichen Culturvölkern angehört hat, — darum kann es kein Vertrauen empfinden gegenüber jenen Missionären sogenannt russischer Gesinnung, welche „Tod der westlichen Cultur“ auf ihr Banner geschrieben haben. Nicht nur in Polen, in ganz Europa, in Amerika, in Asien, selbst in Sibirien würde ein Miljutin vergeblich nach einem „Vertrauensmanne“ sich umsehen. Das Eigenthümlichste aber ist, daß nach dem Hingange der Ssamarin und Tscherkaßky und Katkow ein Miljutin selbst im „heiligen Rußland“ nur sehr wenige Personen finden würde, welche seines „Vertrauens“ recht eigentlich „würdig“ wären. Zur Ehre der russischen Nation sei es gesagt. Sie seufzt unter dem Drucke ihrer tollwüthigen, in Miljutin's Sinne zerstörungslustigen, wenig zahlreichen Machthaber; sie seufzt und hält, wenn auch zuckend, stille im Unvermögen, sich des Druckes zu entledigen.

Genau wie in dem Emancipationsdrama wiederholt sich auch in der polnischen Tragödie für Miljutin die Schwierigkeit, seinen Projekten Geltung zu verschaffen gegenüber der fast allgemeinen Abneigung dagegen. Dasselbe Auskunftsmittel mußte auch dießmal zum Durchdringen verhelfen. Unter Durchbrechung allen geschäftlichen Herkommens, aller bureaukratischen Gepflogenheit, aller gesetzlichen, den Geschäftsgang regelnden Vorschriften, mußte die zarische Omnipotenz gewonnen werden, um jeden Widerspruch verstummen zu machen. Indessen war Miljutin entschlossen, es dieses Mal nicht beim Genehmigen seiner Projekte bewenden zu lassen: auch ihre Applikation mußte in seine

Hände gelegt werden. Miljutin hielt darauf, referirt Verfasser, daß sein Projekt direkt zum Kaiser gelange, ohne Vermittlung des Grafen Berg, ohne diejenige des Staatssekretärs für Polen. In dieser ganzen Sache mußte er sich in der That soviel als nur möglich direkt an den Selbstherrscher wenden, sei es persönlich, sei es vermittelst seines Bruders, des Kriegsministers, hinweg über die Köpfe aller der verschiedenen Administrationen und Kanzleien sowohl des Kaiserreichs als auch des Königreiches (540). In seinem Brief an den General M. vom 3./15. November 1863 sagt Nicolas Miljutin: „Dadurch wird uns die Pflicht auferlegt, uns nicht mit der Ausarbeitung der Projekte zu den Reformen zu begnügen, sondern irgend ein Mittel zu finden, wodurch es sicher gestellt werde, daß wir selbst die Ausführung leiten werden; dieses Letztere ist es, was uns im Augenblicke Kopfbrechen macht.“ Man begreift die Sorge: in wohlwollenden Händen kann ein drakonisches Gesetz seine Härten einbüßen; in bösen Händen können die unverfänglichsten Verordnungen, namentlich bei bureaukratischem Willkürregimente, zu Werkzeugen entsetzlicher Peinigung werden. — Die Folge wird uns lehren, wird es uns augenscheinlich machen, warum Miljutin soviel daran lag, das Heft der Ausführung in seinen eigenen Händen zu behalten: waren die Projekte entsetzlich, so wurde ihre Ausführung noch viel abscheulicher.

Auf dem Wege der an einem autokratischen Hofe so wirksamen Intriguen und Kabalen setzt es Miljutin nun wirklich durch, daß mit Uebergehung aller gesetzlich vorgeschriebenen Instanzen [1]) sein Organisations-Projekt von ihm direkt dem Kaiser vorgelegt und erläutert werden darf, und daß in der nach Erlangung der principiellen Genehmigung

1) Während sonst einem „Bureaukraten“ allzupeinliche Gesetzesanwendung nachgesagt wird und ein „Liberaler“ vor Allem Willkür zu perhorresciren pflegt, ist Gesetzesverachtung und Willkür das Bezeichnende für diesen „liberalen“ und „bureaukratischen“ „Staatsmann“.



des Herrschers eingesetzten, aus Ministern und höchsten Würdenträgern zusammengesetzten Begutachtungscommission auch seine Helfershelfer Ssamarin und Tscherkaßky, diese „Dilettanten in Sachen der Politik und Staatsverwaltung", Sitz und Stimme erhalten, zu allgemeiner und berechtigter Entrüstung (545 ff.). Denn es war von einer unerhörten Frivolität, solche unerfahrene Neulinge über das Wohl und Wehe eines ganzen Königreiches, einer viele Millionen zählenden Nation mitbestimmen zu lassen.

In dieser Commission hat, wie Verfasser berichtet, der Reichskanzler Gortschakow eindringlich aber vergeblich darauf hingewiesen, daß Rußland, durch internationale Verträge zur Aufrechterhaltung der Autonomie Polens verpflichtet, der öffentlichen Meinung Europa's Rechnung zu tragen habe; daß Rußland lediglich auf Grund seiner feierlichen Versprechungen, dem Königreiche Polen constitutionelle und nationale Institutionen zu gewähren, in Besitz desselben getreten sei und daß durch definitives Brechen dieser Zusagen auch das Besitzrecht verscherzt werden würde. Die Partisane der Willkür machten darauf fälschlich geltend, daß einerseits die Polen durch ihre Revolte selber die Wiener Traktate zerrissen hätten, und daß andererseits letztere auch von Oesterreich und Preußen nicht eingehalten würden (551). Es ist kaum nöthig, darauf hinzudeuten, wie wenig stichhaltig, wie wenig eines erleuchteten „Staatsmannes" würdig diese Gegenargumente sind, gegen welche übrigens unser Verfasser nichts einzuwenden findet. Es wäre in der That unmöglich nachzuweisen, daß die Polen gegen Rußland revoltirt hätten, solange dieses ihnen gegenüber seinen vertragsmäßigen Pflichten nachkam, während es im Gegentheile eine allbekannte Thatsache ist, daß Rußland alle polnischen Aufstände durch widerrechtliche Maßnahmen selbst provocirt hat. Andererseits ist es ein haarsträubender Rechtsgrundsatz, nach welchem ein Unrecht legalisirt wird lediglich durch die Behauptung: auch von Anderen werde Unrecht begangen,

selbst wenn diese Behauptung begründet wäre. Vergeblich sucht man derart zu bemänteln, was Niemandem ein Geheimniß geblieben ist, daß nämlich Rußland zu seinen zerstörenden und verwüstenden Willkürakten sich treiben läßt lediglich durch öde Nivellirungssucht und durch seinen Haß gegen Alles, was das großrussische, d. h. finno-slavisch-„orthodoxe“ Niveau überragt.

Der Reichskanzler und die übrigen Gegner Miljutin's, Ssamarin's und Tscherkaßky's machten ferner geltend, daß die Anwendung des russischen Agrarstatuts auf Polen weder geeignet sei, die Feindseligkeit Europa's zu entwaffnen, noch im Stande, die Polen zu besänftigen, vielmehr dazu angethan, neue Complikationen hervorzurufen, wogegen die „liberalen“ Vertreter der willkürlichen Gewaltsamkeit behaupteten: Rußland dürfe in Polen thun, was es unter Europa's Beifall im Reiche gethan habe, und durch entschiedenes Auftreten würden alle seine Feinde aus dem Concepte gebracht werden; zudem würde durch Begünstigung der Bauern der polnische Adel isolirt und würde die überwiegende Mehrzahl des Volkes für Rußland gewonnen werden. In wie weit letztere Vorhersagung sich bestätigt, oder vielmehr, wie sehr sie sich als irrig erwiesen hat, wird sogleich gezeigt werden.

Was aber die angebliche Einschüchterung Europa's durch Rußlands „Festigkeit“, resp. durch seine Brutalität anbetrifft, so können wir nur wiederholen, was wir an andern Stellen schon ausgeführt haben: daß nämlich die europäische Politik einen verhängnißvollen Fehler beginge, wenn sie durch Einmischung in innerrussische Angelegenheiten einen Krieg mit Rußland heraufbeschwöre, oder wenn sie sich dazu hinreißen ließe, sei es durch russische Rüstungen oder sonstige Provokationen, sei es durch Treibereien zum Kriege, wie Anton Springers: „Europa fürchtet sich“ oder „Videant Consules“; daß vielmehr die europäische Politik nach äußerster Möglichkeit an dem Grundsatze festzuhalten habe, daß mit allen Mitteln Rußland der Friede aufgezwungen werden müsse,

wie schwere Opfer auch die Erzwingung und Erhaltung des Friedens mit sich bringen möge. Denn einestheils vermöchten auch die denkbar größten Kriegserfolge höchstens zeitweilig Rußland zu schwächen, keineswegs aber durch gänzliche Vernichtung seiner Militärmacht oder durch Ausrottung seiner maßlosen, größenwahnsinnigen Ansprüche auf Culturmission und Weltherrschaft zu dauerndem Frieden zu führen, so daß die Bekämpfung Rußlands einer beständig zu erneuernden Danaiden-Arbeit gleichen würde, während im Gegentheile ein Rußland aufgezwungener Friede mit beständig steigender Wahrscheinlichkeit zu einem definitiven und wahrhaft dauernden Frieden werden müsse, zufolge unausbleiblicher Aenderung der Zustände von Rußland selbst. Denn, wie zerfahren auch sonst die Geister in Rußland sind, in einem Punkte stimmen sie mit Recht seit Langem vollkommen und ausnahmelos überein: „So, wie es ist, so kann es nicht bleiben." Nach Ausschluß dieses Dritten, des tertium quod non datur — der Beständigkeit der russischen Verhältnisse, bleibt in zwingender Weise die Alternative: entweder Rußland entwickelt sich in aufsteigender Richtung, es lenkt in neue Bahnen ein, es reformirt seine verderbte und demoralisirende Kirche, es ringt sich durch zu öffentlicher Moral, zu Volksbildung, zu geordnetem Staatswesen, kurz zu wahrhafter Cultur, welche nothwendig friedliebend ist — in welchem Falle Europa's dem Frieden gebrachten Opfer keine vergeblichen gewesen sind; oder aber Rußlands innere Politik beharrt in der bisher eingehaltenen Richtung, welche alles Lebensfähige ertödtet, welche unausbleiblich zum Verderben führt, welche — nach dem Ausdrucke eines russischen Publicisten — „mit schwindelerregender Beschleunigung" das Reich dem Untergange entgegenführt, welche schließlich durch Rußlands Selbstvernichtung Europa von dem Alpdruck beständiger Kriegsgefahr befreien, diesen Druck aber inzwischen, bei fortschreitender Selbstschwächung Rußlands, allmählich immer weniger empfindlich erscheinen lassen muß.

Endlich erübrigt noch zu bemerken, daß das Gegenargument: in Polen dürfe dasselbe geschehen, was in Rußland unter Europa's Billigung gethan worden, daß dieses Gegenargument ein offenbar bewußt sophistisches gewesen. Denn das, was für Polen geplant wurde, war nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ, generell etwas ganz anderes, als das, was in Rußland vollzogen und von Europa gebilligt worden war. In Rußland war unter dem Beifall Europa's die Leibeigenschaft aufgehoben worden — das konnte in Polen nicht geschehen; denn in Polen gab es überhaupt keine Leibeigenschaft. Der in Rußland ausgeführten Spoliation des Großgrundbesitzes ist seitens Europa's keineswegs Beifall gespendet worden, und solche Spoliation sollte in Polen in viel ärgerem Maße und mit unvergleichlich größerer Härte und Willkür in Scene gesetzt werden.

Unser Verfasser, welcher gegen alle die elenden Argumente, die zur Unterstützung des „Organisations"-Projektes vorgebracht wurden, nichts einzuwenden hat, muß doch zugeben, daß seine Verfechter keineswegs durch ihre Beredsamkeit, vielmehr einzig und allein durch die Unterstützung des Kaisers gesiegt haben, sowie durch diejenige der Presse und der von ihr aufgestachelten und in Geistesverwirrung versetzten öffentlichen Meinung. Den Kaiser hatte man dermaßen einzuschüchtern gewußt, daß er, wie erwähnt worden, schon alles für verloren gehalten und gemeint hatte, noch einen Versuch machen zu sollen, das Verlorene wieder zu erlangen durch die „Festigkeit" des blutigen Diktators von Wilna und des staatsmännischen Giftmischers Miljutin: bedingungslos ergab er sich Beiden, blindlings wurde gebilligt, was diese einzigen Retter für nöthig hielten. Die secundirende Rolle, welche dabei, mit ganz wenigen achtbaren Ausnahmen, unter Katkows Führung die Meute der hetzenden Presse gespielt hat, ist zu bekannt, als daß hier darauf zurückzukommen wäre. Die Folgezeit wird lehren, ob es ein Segen für Rußland gewesen

ist, das Verlorengeglaubte mit solchen Mitteln wieder zu gewinnen. Wer Wind säet, erntet, sagt man, Sturm.

Miljutin ward die Ausführung der „Organisation" Polens übertragen. Zu seinem Generalstab vermochte er nur den einen seiner beiden Gesinnungsgenossen anzuwerben, den Fürsten Tscherkaßky. Ssamarin schlug das Anerbieten aus: er reservire sich, sagte er, für die baltischen Provinzen (Bd. 43. S. 887). Es wird ihm wohl noch im Grabe ein Kummer sein, daß diese nun ohne sein Zuthun „organisirt" werden, wiewohl mit seiner Hilfe das Zerstörungswerk kaum besser und gründlicher hätte zu Stande gebracht werden können.

Die Einbuße war übrigens so gar empfindlich nicht. Hatte Miljutin den Fürsten Tscherkaßky, so bedurfte er eigentlich keiner zweiten „Vertrauensperson". Denn durch die Entschiedenheit seiner Gesinnung und durch seine vollendete Rücksichtslosigkeit war der Fürst Tscherkaßky im Stande, eine Legion von „Vertrauenspersonen" zu ersetzen, zum Theil auch durch das Volumen seiner Persönlichkeit. Man stelle sich ihn nur nicht als „Fürsten" im europäischen Sinne vor, nicht als einen Mann, der mit einer gewissen selbstbewußten Würde die gefällige Höflichkeit eines vollendeten Weltmannes verbindet. Obwohl Tscherkaßky nie im Staatsdienste gestanden hatte, so war er doch sozusagen durch Naturbegabung, geleitet durch den Instinkt seines kalt egoistischen Wesens und seines rohen Herzens,[1] der Typus eines Tschinownik, eines Bureaukraten im schlimmsten Sinne des Wortes: gegen alle, die er meinte nicht zu fürchten zu brauchen, brutal ungefällig und herrisch, gegen vermeintlich Einflußreiche lakaienhaft,

1) Zur Charakteristik, über den Lebenslauf und die Wirksamkeit dieses Mannes, welcher für das Genre der heutigen Machthaber typisch genannt werden kann, vergleiche man: „Rußland vor und nach dem Kriege". Leipzig. 2. Aufl. 1879. S. 156 ff.



sklavisch kriechend.[1]) Einzig und allein von selbstsüchtigem Ehrgeize geleitet, war Tscherkaßky von vollendeter Herzlosigkeit und beispielloser „Vorurtheilslosigkeit", namentlich auf dem religiösen und kirchlichen Gebiete: charakteristisch und bezeichnend ist das Wort, welches er auf einem Bankett in Wilna den zum Moskauer Slavencongresse eilenden „Slavenbrüdern" in's Gesicht geschleudert hat: „ein griechisch-orthodoxer Atheist sei immer noch besser als ein katholischer Gläubiger". Wenn Tscherkaßky in Polen katholische Bischöfe absetzte, katholische Schulen schloß, zahlreiche Klöster aufhob,

1) In unmittelbarer Nacheinanderfolge hat Professor E. von W. diese beiden Arten des Auftretens kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, als er (1877) zur Leitung eines durch freiwillige Spenden gegründeten Kriegshospitales in dem noch auf dem linken Donauufer befindlichen kaiserlichen Hauptquartiere eintraf, wo auch der zum Civilverwalter von Bulgarien ernannte und der freiwilligen Krankenpflege übergeordnete Fürst Wladimir Alexandrowitsch Tscherkaßky sich aufhielt. Professor von W. wendet sich an ihn mit dem Ersuchen, Transportmittel und Unterkunft für die Hospitaleffekten anweisen zu lassen, und wird von Sr. Erlaucht, welche gänzlich unbeschäftigt ist, in empörender Weise angeschnauzt und abgewiesen: man habe mit wichtigeren Dingen zu thun, man wolle nicht belästigt sein u. s. w Prof. von W., einsehend, daß er sich in Geduld fassen müsse, bis geeignetere Wege zum Ziele zu gelangen gefunden seien, benutzt die Zeit um sich bei Sr. Majestät melden zu lassen, da er nicht nur seinem Range nach dazu verpflichtet, sondern auch durch zahlreiche Beweise kaiserlichen persönlichen Wohlwollens dazu veranlaßt war. Er wird sogleich vorgelassen und einer lange währenden Unterhaltung gewürdigt. Als er aus dem Kabinet des Kaisers heraustritt, wird er von Tscherkaßky, welchem des Professors Beziehungen zur allerhöchsten Person unbekannt gewesen waren, aufgefangen und Se. Erlaucht haben sich erschöpft in Versicherungen der Dienstwilligkeit, in Schmeicheleien, in Betheuerungen: es werde stets aufs prompteste ausgeführt werden, was Se. Excellenz anzuordnen geruhen werde; in Bücklingen und allen möglichen Verrenkungen des colossallen fettsüchtigen Leibes, so daß Herr von W. alle Mühe gehabt hat, sich der Belästigung durch die enorme und widrige Persönlichkeit zu entledigen.



katholisches Kirchenvermögen einzog, katholisch-unirte Kirchen in orthodoxe umwandelte, so wurde er dabei nicht im mindesten durch fanatische Liebe zur orthodoxen Kirche geleitet, sondern einzig und allein durch die kalte Berechnung zerstörungswüthigen Hasses. In dem gleichen Sinne hat Tscherkaßky als Civilverwalter von Bulgarien gehaust, indem er alle Beamten der Landesverwaltung absetzte und die Armee-Lieutenants, welche als örtliche Chefs sie ersetzen sollten, ohne alle und jede Instruktion ließ und diese ungebildeten, rohen Individuen derart zum Verüben der tollsten und brutalsten Willkürakte geradezu provocirte. Auch hier kann weder von gutem Glauben, daß den Bulgaren immerhin Besseres, als sie bisher erduldet hatten, gewährt werde, noch kann von Nachlässigkeit, noch überhaupt von irgend etwas Anderem die Rede sein, als von raffinirter, bewußter Zerstörungslust; denn Tscherkaßky hat es selbst bekannt, er sei erstaunt darüber gewesen, wie gut die bulgarischen Einrichtungen den örtlichen Bedürfnissen entsprechend und angepaßt gewesen. Mit einigem Rechte darf von der Persönlichkeit und den Tendenzen Tscherkaßky's, der Vertrauensperson, der rechten Hand Miljutin's, auf das Wesen dieses Letzteren zurückgeschlossen werden: wie der Diener, so der Herr — darf wohl in gewissem Sinne gesagt werden.

Wie aber urtheilt unser Verfasser über den Fürsten Tscherkaßky, dessen Thun nur von der kleinen, wenig zahlreichen, aber einflußreichen Partei der Slavophilen, Nationalisten und Chauvinisten entschuldigt, vom ganzen übrigen Rußland aber, namentlich im Angesichte der wahrhaft skandalösen bulgarischen Vorgänge, auf's allerentschiedenste verdammt worden ist, als den russischen Namen entehrend und in der slavischen Welt discreditirend: wie beurtheilt unser Verfasser den Fürsten Tscherkaßky? Er hat für diesen „Staatsmann" nur ehrende Epitheta. „Im Gegensatze zu Ssamarin", heißt es auf Seite 888, „war Tscherkaßky viel weniger ein Grübler oder ein Denker, als ein Mann der

That. Als ein auf's Praktische (ja, praktisch, wie die Alanen und die Hunnen es waren!), auf's Positive gerichteter Geist, als Realist, wenn man will, war er vollkommen frei von allem Mysticismus, von allem politischen und religiösen Romantismus." Verfasser hätte hinzufügen sollen: kurz, der Bismarck Rußlands. Weiter heißt es auf Seite 889: In letzterer Hinsicht war er verschieden von dem Slavophilenzirkel Moskau's, in welchem er seine Jugend verbracht hatte, „und dessen Einfluß (ascendant) er auf sich hatte einwirken lassen, ohne aber alle dort herrschenden Ideen in sich aufzunehmen", und auf Seite 890: „Ohne jemals gedient und einen Tschin (Classenrang) erhalten zu haben, ward Tscherkaßky plötzlich Geheimrath" (was in Rußland mehr als „Wirklicher Staatsrath" bedeutet) „und zum Minister des Innern des Königreichs Polen ernannt und dazu mit der Leitung der politischen und religiösen (sic!) Angelegenheiten betraut. In dieser Stellung sollte er denn in der That mit Miljutin's Hilfe die administrativen, politischen, kirchlichen und zum Theil auch ökonomischen Reformen leiten." Indem Miljutin einem completten Dilettanten der Staatskunst diese wichtigen Funktionen übertrug, erwies er sich, müssen wir zugestehen, als ein gar gewiegter „Staatsmann".

(Schlußartikel im nächsten Heft.)

LV.

## Die Einführung der Reformation in Pfalz-Zweibrücken.

I.

In seinem reichhaltigen Werke über die Reformation erwähnt Döllinger eine merkwürdige Schrift, die gegen Ende des Jahres 1535 der Straßburger Prediger Capito im Namen seiner Amtsbrüder an den Pfalzgrafen Ruprecht von Zweibrücken richtete. „In keiner andern protestantischen Schrift aus dieser frühen Zeit“, sagt Döllinger, „ist das neue Princip des Territorialsystems so ausführlich und vollständig entwickelt wie hier. Die Kirche, wie sie hier dargestellt wird, ist nichts anderes als eine Beamtenkirche mit einem die höchste weltliche und geistliche Gewalt in sich vereinigenden Kalifen, dem Landesherrn, an der Spitze. Der Pfalzgraf und mit ihm alle Fürsten werden aufgefordert, sofort mit Zwang und Gewalt die katholische Religion zu unterdrücken, und den Protestantismus einzuführen. Alles ist ‚der Gewalt des Schwertes‘ in der bürgerlichen Gesellschaft unterworfen: die religiöse Lehre, die Form des Gottesdienstes, die Geistlichen und Prediger mit ihrer gesammten Amtsführung; jeder Fürst ist Haupt der Kirche in seinem Lande, von Christus als solches statt seiner eingesetzt.“ [1])

In Anbetracht eines solchen Inhalts dürfte es vielleicht

1) Döllinger, Die Reformation, 2, 12.

nicht unnütz sein, über das betreffende Werk, das in den Bibliotheken „zu den größten Seltenheiten gehört", [1]) etwas Näheres mitzutheilen. Zudem enthält die Straßburger Schrift auch einige interessante Angaben über die Art und Weise, wie die Reformation im Herzogthum Zweibrücken eingeführt worden ist. Diese Angaben sind für die Darstellung der Zweibrücker Reformationsgeschichte noch niemals verwerthet worden; es ist aber um so mehr am Platz, hier die ältesten Quellen zu Rathe zu ziehen, als über die Anfänge der religiösen Neuerung in Pfalz-Zweibrücken sowohl von katholischen als von protestantischen Schriftstellern immer noch allerlei unrichtige Behauptungen in Umlauf gesetzt werden. Es ist deßhalb nöthig, zuerst festzustellen, wie die Reformation in Zweibrücken begonnen hat; in einem zweiten Abschnitt werden wir dann unsere Aufmerksamkeit der Schrift der Straßburger Theologen zuwenden, und zum Schlusse werden wir uns von den Zweibrücker Reformatoren noch erzählen lassen, welch religiös-sittliche Zustände nach Einführung der Reformation im Lande geherrscht haben.

Beim Ausbruch der religiösen Wirren regierte in Pfalz-Zweibrücken Herzog Ludwig II., ein ganz junger Fürst, der zur Zeit des Wormser Reichstags (1521) erst 19 Jahre zählte. Dieser jugendliche Herrscher soll, als der erste von allen deutschen Fürsten, die Reformation in seinem Lande eingeführt haben. Er soll dabei unterstützt worden sein von Johann Schwebel, der kurz vor dem Sturze Sickingens von Landstuhl nach Zweibrücken sich geflüchtet hatte. Einem neueren protestantischen Schriftsteller zufolge hätte die „Bekehrung" des ganzen Landes folgendermaßen stattgefunden: „Es wurde ein gewisser Sonntag bestimmt und den Einwohnern (von Zweibrücken) bekannt gegeben, daß ein evangelischer Geistlicher die Kanzel besteigen werde. Alles stürmte in die Kirche. Der Stadtgeistliche, die Vorsteher der Gemeinde,

1) J. W. Baum: Capito und Butzer. Elberfeld 1860. S. 584.



der Fürst mit seiner Dienerschaft erwarteten hier den neuen Prediger Er erschien und bei seinem Eintritt in die Kirche wurden die Bilder zurückgestellt, nur das Bild des sterbenden Jesus blieb an seinem Platze. Schwebel legte das Bekenntniß seines Glaubens ab und sprach dann von Mißbräuchen, von Menschensatzungen und Menschenlehrsätzen, die sich in das Christenthum eingeschlichen hätten, und ermunterte zur Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Mit stiller Aufmerksamkeit hörte Alles dem kraftvollen Redner zu. Seine Predigt ging zum Verstand und zum Herzen und die Folge war, daß alle seine Zuhörer, daß die ganze Bürgerschaft mit ihrem bisherigen Geistlichen ihm ihren Beifall gaben und sich sogleich für die Reformation erklärten. Im folgenden Frühling, den 6. März 1523, befahl der Herzog, das heilige Evangelium so lange zu predigen, bis ein freies Concil veranstaltet wäre. . . . Alsbald fing es sich auch auf dem Lande zu regen an und bald huldigten nach dem Beispiele der Gemeinde Zweibrücken die Einwohner und Geistlichen des ganzen Herzogthums der neuen Lehre (1526). Diesem Ereigniß öffentlich Ausdruck zu geben, wurde ein Festtag angeordnet und in allen Kirchen mit Dank gegen Gott begangen."

So der protestantische Pfarrer und kgl. Distriktsschulinspektor Theodor Gümbel.[1]) Sehen wir jedoch von dieser romanhaften Erzählung ab, um uns an die ächten Quellen zu halten.[2])

1) Th. Gümbel: Geschichte der protest. Kirche der Pfalz Kaiserslautern, 1885. S. 37. Gümbel hat die Darstellung von Ph. C. Heintz (die Alexanderskirche zu Zweibrücken, 1817, S. 29 ff.) sich zu eigen gemacht Auch J. G. Lehmann (Geschichte des Herzogthums Zweibrücken, München 1867, S. 276) behauptet, schon im Jahre 1526 sei die Reformation „gleichsam abgeschlossen" gewesen.

2) Der erste Schriftsteller, der über die Einführung der Reformation in Zweibrücken falsch berichtete, ist der Zweibrücker Kanzler Heinrich

Wie Butzer, Hutten, Oecolampad und andere Freunde des Raubritters Franz von Sickingen, so hatte auch Schwebel, ein abgefallener Ordensgeistlicher, für rathsam gehalten, gegen Ende des Jahres 1522 das bedrohte Landstuhl zu verlassen. Er kam nach Zweibrücken, wo Herzog Ludwig ihn als Prediger anstellte.

Auf dem Nürnberger Reichstag vom Jahre 1523 war am 6. März durch kaiserliches Edikt befohlen worden, es dürfe „nichts Anderes, denn das heilige Evangelium nach Auslegung der Schriften, von der christlichen Kirche approbirt und angenommen, gepredigt werden." „Auf solch ernstliches Edikt kaiserl. Majestät", schreibt Schwebel, „hat Fürst Ludwig, die schwere Ungnade Gottes und kais. Majestät zu vermeiden, das hl. Evangelium in seinem Fürstenthum predigen lassen, damit Seine Gnade, wie einem christlichen Fürsten geziemt, in gebührlichem Gehorsam gegen Gott und kais. Majestät erfunden werde."[1])

Obgleich nun in dem kaiserlichen Edikt ausdrücklich vorgeschrieben war, das Evangelium nach der katholischen Glaubensregel zu predigen, so begann doch Schwebel, die hl. Schrift zu erklären nach den neuen, lutherischen Glaubenssätzen. Der Herzog ließ ihn gewähren, ja erlaubte ihm sogar, eine Abendmahlsfeier in deutscher Sprache einzuführen. Doch der Bischof von Metz, dessen Gerichtsbarkeit Zwei-

---

Schwebel, der Sohn des Predigers Joh. Schwebel. Ihm folgten die protestantischen Geschichtsschreiber Alting, Pareus, Melchior Adam, Scultetus, Seckendorf, Struve, Gerdesius und andere. Auch katholischerseits (Janssen, Bd. 2, S. 348, L Molitor, Geschichte der Stadt Zweibrücken. Zweibrücken 1885. S. 161 ff, Remling, Das Reformationswerk in der Pfalz. 1846. S. 75 ff) wird die Einführung der Reformation einige Jahre zu frühe angesetzt. Mehrere irrige Angaben hat schon J. Ney berichtigt in seinem Artikel über J. Schwebel, Realencyklopädie für prot. Theologie. Bd. 13 (1883), S. 736 ff.

1) Schwebel: Teutsche Bücher und Schriften. Zweibrücken, 1598. I, 86.

brücken in geistlicher Hinsicht unterworfen war, suchte die Neuerung zu verhindern, und zwar mit Erfolg. Den 26. Februar 1526 schreibt Nicolaus Thomae, der neugläubige Prediger und Schullehrer von Bergzabern, an seinen Freund Konrad Hubert in Basel: „Dem Prediger unsers Fürsten, Joh. Schwebel, wird von Metz aus gar sehr nachgestellt. Er ist gezwungen worden, die gewöhnliche Feier des Abendmahls des Herrn (in deutscher Sprache) wieder zu unterlassen. Er weilt nämlich fast in Mitten grausamer Löwen, die unser Fürst nur dadurch zu besänftigen weiß, daß er ihnen nachsichtig nachgibt und in mancher Beziehung Gehör schenkt.“ 1) Und anderthalb Jahre später berichtet Thomae nochmals nach Basel: „Vor einem halben Jahre vernahm ich durch den Geheimschreiber unsers Fürsten, Jakob Schorr, daß Schwebel unentschlossen wanke; seit einiger Zeit ließ er ab von der Feier des hl. Abendmahls nach Art der Straßburger in deutscher Sprache.“ 2)

Also zur selben Zeit, wo nach Lehmann, einem der besten Kenner der Zweibrücker Geschichte, die Reformation im Herzogthum „gleichsam abgeschlossen“ gewesen wäre, zu dieser selben Zeit durfte nicht einmal in der Residenzstadt

1) J. P. Gelbert: Joh. Bader's Leben und Schriften. Nikolaus Thomae und seine Briefe. Neustadt a. d. H. 1868. S. 144. — Von den Briefen dieses Thomae, die wir noch öfters anführen werden, sagt Gelbert, prot. Pfarrer in Landau, daß wir „bei aller Subjektivität dieser Ergüsse und Reflexionen auf deren Unbefangenheit, Wahrhaftigkeit und Verlässigkeit rechnen dürfen“. Thomae sei „zu seiner Zeit eine der bedeutendsten und regsamsten Persönlichkeiten unter der evang. Geistlichkeit des Herzogthums Zweibrücken“ gewesen. S. 291. 292. Ueber Konrad Hubert, von Bergzabern gebürtig, zuerst Famulus des Oecolampad, seit 1531 Diakonus bei Butzer zu Straßburg, vergl. J. W. Röhrich. Mittheilungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche des Elsasses. Straßburg, 1885. 3, 245 ff.

2) Thomae an Hubert. 13. September 1527. Gelbert 188.



eine deutsche Abendmahlfeier abgehalten werden! Kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen Schwebel mit dem Gedanken umging, einen andern Wirkungskreis aufzusuchen. Mußte ihn doch im Jahre 1526 sein Freund und Landsmann Nicolaus Gerbel, von Straßburg aus, ermuthigen, auf seinem Posten treu auszuharren.[1])

Nebst Zweibrücken war es besonders Bergzabern, wo die neue Lehre warme Anhänger gefunden hatte. Nicht bloß der Prediger und Schullehrer Nicolaus Thomae, auch der Pfarrer Peter Hescher hatte sich für die Neuerung ausgesprochen. Letzterer wurde denn auch vom bischöflichen Ordinariat von Speyer zu Anfang des Jahres 1526 in den Bann gethan. Man glaube jedoch nicht, daß die Geistlichen der Nachbarschaft sich ihres neugläubigen Amtsbruders öffentlich angenommen hätten. Im Gegentheil! Von der Kanzel herab verkündeten sie dem Volke das oberhirtliche Strafurtheil. „In diesen Tagen", schreibt Thomae an Hubert unterm 26. Februar 1526, „ist unser Pfarrer in den uns benachbarten Pfarreien bei angezündeten Kerzen und unter Glockengeläute, wie es Brauch ist bei dieser erbärmlichen verabscheuungswürdigen Handlung, öffentlich excommunicirt worden" (Gelbert 135).

In demselben Briefe preist Thomae den Herzog Ludwig als seinen Gönner und Beschützer (Gelbert 137); doch ein Jahr später zeigte er sich schon viel weniger für den Fürsten begeistert. Den 31. März 1527 klagt er seinem Freunde: „Es sind diejenigen absonderlich lau in der Förderung des Evangeliums, welche bisher für die einzigen Beschützer desselben gehalten wurden und alles gottlose Wesen (d. h. die katholische Religion) in unserm Lande ausrotten zu wollen schienen. Sie ergeben sich jetzt schon behaglicher Ruhe aus fleischlichen und eigennützigen Befürchtungen. . . . Was unser Fürst bei uns anordnen oder bestimmen mag, damit

1) Centuria epistolarum ad Schwebelium. Bipont. 1597. p. 113.

wir einsehen, das Wort Gottes habe an ihm einen Beschützer und Gönner, das ist noch ungewiß und sehr verhüllt. Wenn jedoch irgend etwas Vollständigeres oder Verlässigeres beschlossen werden wird, so sollst Du's, so Gott will, zeitig erfahren" (Gelbert 148 f.).

Ein solch erfreulicher Beschluß sollte jedoch so bald nicht gefaßt werden. Wohl schreibt am 28 Januar 1529 Thomae hoffnungsvoll nach Basel: „Es freuen sich unsere Frommen über die Maßen, daß beschlossen sei, die gottlose Messe auszurotten und in Bälde aus euren Landen gänzlich zu verdrängen. Deßhalb hoffen auch wir, daß dieser verabscheuungswürdige Götzendienst, der Grund aller Gottlosigkeit, auch von uns wegziehen werde" (Gelbert 191).

Allein die Erfüllung dieses „frommen" Wunsches, daß die Obrigkeit die Messe gewaltsam abschaffe, sollte sich noch mehrere Jahre verzögern. Auf dem Reichstage zu Speyer im Jahre 1529 stimmte der Vertreter des Herzogs Ludwig, Dr. Wilhelm Seßler, nicht mit den protestantischen, sondern mit den katholischen Ständen.[1]) Auch im folgenden Jahre unterließ der Herzog, die Augsburger Confession zu unterzeichnen. Als Privatmann war er allerdings der Neuerung zugethan, doch wollte er niemals als neugläubiger Fürst officiell auftreten, noch viel weniger die althergebrachte Religion gewaltsam unterdrücken. Unter seiner Regierung konnte der katholische Gottesdienst ungehindert fortgefeiert werden;[2]) fast überall wurde noch das hl. Meßopfer dargebracht. Selbst zu Bergzabern las der neugläubige Pfarrer Peter Hescher, der schon im Jahre 1526 in den Bann gethan

1) J. Ney, Geschichte des Reichstages zu Speier im Jahre 1529. Hamburg 1880. S. 12, 61, 63.

2) Die Behauptung Heinrich Schwebel's, welche von Vielen wiederholt worden ist, Herzog Ludwig habe alle katholischen Priester, die Messe lasen, aus dem Lande gejagt (Missifices omnes eliminavit. cf. Centuria. Vita Schwebelii), ist durchaus falsch.



worden war, immer noch Messe. Erst 1532 konnte Thomae am 20. Mai seinem Freunde Hubert berichten: „Unser Pfarrer, Peter Hescher, hat auf meinen Rath am Sonntag vor Palmarum 1532 sein Meßopfer abgestellt, um es in Ewigkeit nie mehr zu feiern, und mit der größten Sorgfalt das lange vernachlässigte Abendmahl des Herrn eingeführt" (Gelbert 213).

Von einer amtlichen Einführung der Reformation durch Herzog Ludwig kann also keine Rede sein. Die Prediger, welche die neue Lehre zu verbreiten suchten, erfreuten sich bloß einer wohlwollenden Duldung. In einem Schreiben vom Jahre 1526 an Ludwig II. sagte denn auch der Landauer Prediger Johann Bader, daß der Herzog die Reformation ungehindert zulasse, „sofern die Prediger Gnad haben und selber recht wollen" (Gelbert 14). Der jugendliche Fürst wird wohl derselben Ansicht gewesen sein wie sein Kanzler Jakob Schorr, der, zum größten Aerger der Prädikanten, wie wir später noch sehen werden, behauptete, in Glaubenssachen solle man einen Jeden frei schalten und walten lassen, so lange er die öffentliche Ordnung nicht störe.

Ludwig II. scheint sich überhaupt um die religiösen Zustände seines Landes wenig gekümmert zu haben; er hatte andere Sorgen. Er starb, erst 30 Jahre alt, den 3. Dezember 1532, „an der Schwindsucht, welche Krankheit er sich durch zu häufigen Genuß geistiger Getränke zugezogen hatte" (Lehmann 286). Mit dieser Trunksucht waren noch andere Untugenden verbunden, so daß nach Ludwigs Tod Schwebel wegen der zu haltenden Leichenrede in großer Verlegenheit war. Butzer, den er um Rath fragte, sagte in seiner Antwort: „Euer Fürst war mit großen Fehlern behaftet, doch hatte er auch ungemein viel Gutes. Denn er hörte Gottes Wort; nun ist es aber etwas Großes, die Stimme Gottes zu hören und sich gegen dieselbe nicht feindlich zu zeigen, wie diejenigen thun, die nicht aus Gott geboren sind. Dann hielt er auch Treue in seinen Versprechungen, was gewiß

eine große Tugend ist bei Hohen, besonders bei fürstlichen Personen; er hatte auch keine Lust am Blutvergießen. Das schändliche Laster des übermäßigen Trinkens hat seinen edlen, guten Geist dennoch nicht so sehr verderben können, daß er gegen das Reich Christi (d. h. die neue Lehre) feindlich hätte auftreten wollen. Dieß ist aber ein sicherer Beweis, daß er ein Kind Gottes gewesen; denn Jene, die nicht aus Gott geboren sind, können Gottes Wort nicht also leiden und dulden". [1])

Unter Herzog Ludwig war demnach die religiöse Neuerung bloß geduldet; nach dessen Tod sollte sie aber mit Zwang und Gewalt dem Volke aufgedrungen werden. Da der verstorbene Fürst nur einen einzigen, erst sechsjährigen Sohn hinterlassen hatte, so übernahm nunmehr Ludwigs Bruder, Pfalzgraf Ruprecht, im Vereine mit dessen Wittwe Elisabeth von Hessen, die vormundschaftliche Regierung. Die Herzogin Elisabeth war der neuen Lehre eifrig zugethan; Pfalzgraf Ruprecht wird ebenfalls als warmer Anhänger der Reformation gepriesen. Als nachgeborner Prinz von seinem Vater zum geistlichen Stande bestimmt [2]), war Ruprecht seit 1524

---

1) Butzer an Schwebel. 1532. Centuria 191. „Laboravit vester Princeps non vulgaribus malis; habuit tamen etiam non vulgaria bona . . . . Pestilens ille potandi morbus nobile certe ingenium et bonum adeo tamen perdere non potuit, ut voluisset regno adversari Christi. Jam est hoc certe argumentum, eum filium Dei fuisse".

2) In seinem Testamente hatte Herzog Alexander von Zweibrücken, † 1514, verordnet: „Wir ordnen, setzen und wollen, daß alle Unsere Söhne und Töchter, ausgeschieden Herzog Ludwig und Frau Johanna, geistlich werden sollen . . . ." Herzog Ludwig und seine Räthe sollen dafür sorgen, daß sie „nach ihren Ehren mit geistlichen Pfründen und Dignitäten auf Stiften und zu Klöstern ziemlich versehen werden". Ph. C. Heintz: Das ehemalige Fürstenthum Pfalz-Zweibrücken und seine Herzoge. München 1833. I, 504. Auf solche Weise benützten die Fürsten und adeligen Herren die reich dotirten Stifte und Klöster als bequeme Versorgungs-

Domherr in Mainz und in Straßburg. Doch scheint ihm, wie so manchen andern adeligen Klerikern jener Zeit, das geistliche Leben wenig zugesagt zu haben. Im Jahre 1533 „säkularisirte“ er sich und trat einige Jahre später in den Ehestand.

Bei seiner Heirath war es auch, daß er seinem Neffen, dem jungen Herzog Wolfgang, gegenüber den ewigen, erblichen und beständigen Verzicht auf alle väterliche und mütterliche Erbschaft an dem Fürstenthum, welchen er bereits im Jahre 1520 ausgestellt hatte, nochmals ausdrücklich wiederholte (Molitor 185). Dieser „ewige und beständige“ Verzicht dauerte jedoch nur bis zur Zeit, wo dem Pfalzgrafen Ruprecht ein Sohn geboren wurde. Entgegen dem bestehenden Hausgesetze, das die Theilung des Fürstenthums verbot, und trotz dessen, daß Ruprecht zweimal auf alle väterlichen und mütterlichen Erbgüter verzichtet hatte, verlangte er nun dennoch von seinem noch minderjährigen Neffen einen Antheil an den väterlichen Landen und ging den Landgrafen Philipp von Hessen zu diesem Zwecke um seine Vermittlung an. Nicht ohne Erfolg; denn Ruprecht erhielt ein schönes Besitzthum zugesprochen und wurde so der Gründer der neuen Dynastie Pfalz-Veldenz.

Es bemerkt hierzu ein neuerer Zweibrücker Geschichtschreiber: „Wenn die öfters aufgestellte Behauptung richtig ist, daß die Epoche des 16. Jahrhunderts als die Zeit der Habsucht, der Unmäßigkeit und des Eigenwillens zu betrachten sei, so könnte obiger Vorgang als Beleg dazu dienen. Die überhandnehmende Selbstsucht erscheint, wie anderwärts, so auch hier in einem hellen Lichte“ (Molitor 188).

Pfalzgraf Ruprecht, dem man nicht hätte nachrühmen können, daß er „Treue in den Versprechungen hielt“, war

---

anstalten für die nachgebornen Söhne und unversorgten Töchter, und dann kamen diese nämlichen Fürsten und klagten bitter über kirchliche Mißbräuche!



es nun, der im Herzogthum Zweibrücken die Reformation amtlich einführte. Alsbald nach seinem Regierungsantritt forderte er Schwebel zur Ausarbeitung einer Kirchenordnung auf, nach welcher es die Prediger im Herzogthum halten sollten.[1]) Nachdem dieselbe durch den Pfalzgrafen genehmigt worden, sandte sie Schwebel im Januar 1533 an Butzer, damit sie in Straßburg gedruckt werde.[2]) Ohne Zweifel wurde sie dann allen Pfarrern des Fürstenthums zugestellt, mit dem Befehle sich darnach zu halten. Diesem Befehle sind jedoch anfangs Manche nicht nachgekommen. Wohl hieß es in der Kirchenordnung (Teutsche Schriften 2, 239): „Wo sich nach genugsamer Warnung ein Pfarrer oder Prediger würde ungebührlich halten in der Lehre, soll's ihm nicht gestattet werden." Solche Verordnungen konnten jedoch nur dort mit Nachdruck durchgeführt werden, wo die herzoglichen Beamten sich der neuen Lehre eifrig annahmen; daß dieß aber an manchen Orten nicht der Fall war, werden wir noch später sehen. Zudem scheint Ruprecht selbst anfangs ziemlich unentschieden gewesen zu sein. Mußte ihm doch Schwebel zurufen; „Gnädiger Fürst, wenn ein Elias Herren und gemeinem Volk rathen sollte, so würde er sagen: wie lange hinket Ihr auf beiden Seiten?"[3])

1) Abgedruckt in Schwebels Teutschen Schriften 2, 236 - 246. Sie ist in 12 Artikel eingetheilt und ziemlich allgemein gehalten.

2) Butzer an Schwebel. 23. Januar 1533. Centuria 133. Da Heinrich Schwebel, der Herausgeber der Briefe und Schriften seines Vaters, Butzers Brief ins Jahr 1529 setzt, haben Manche die erste prot. Kirchenordnung in Zweibrücken dem Jahre 1529 zugewiesen. So neuerdings wieder Gümbel und Molitor. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß alle geschichtlichen und chronologischen Angaben des Herausgebers in der Centuria und in den Teutschen Schriften Schwebels durchaus unzuverlässig sind.

3) Teutsche Schriften 2, 402. Dies Schriftstück versetzt der Herausgeber fälschlich in's Jahr 1540. Dem Inhalte nach stammt es aus den ersten Jahren der Regierung Ruprechts.



Von den Prädikanten fort und fort angespornt, trat jedoch Ruprecht bald mit größerer Entschiedenheit auf; und wo nun eifrige Amtleute sich vorfanden, da wurde natürlich die neue Kirchenordnung rasch eingeführt. Die Pfarrer, welche sich nicht fügen wollten, wurden entlassen und durch neugläubige Prediger ersetzt; an einigen Orten nöthigte man sogar das katholische Volk, den protestantischen Predigten beizuwohnen, wie wir weiter unten aus dem eigenen Munde des Straßburger Theologen hören werden.

Unterdessen hatte auch Schwebel seine Ausdauer im Predigtamte belohnt gesehen. Nachdem der Stadtpfarrer Johann Meisenheimer in Zweibrücken, den man übrigens einige Jahre später unter den ungläubigen Predigern antrifft (Teutsche Schriften 2, 353), im März 1533 nach längerem Widerstand sein Amt niedergelegt hatte, erhielt Schwebel seine Stelle.[1]) Daß er auch „zugleich als Superintendent mit der Leitung des Kirchenwesens in dem ganzen Herzogthum betraut wurde“ (Realencyclopädie 13, 739), wird von Schwebel selbst verneint. Den 7. Januar 1534 berichtet nämlich Thomae an Hubert: „Schwebel schreibt, er habe von den Straßburgern vernommen, daß die Kirchengemeinden unserer Gegend mit sehr wenig geeigneten Dienern versehen seien; allein er könne in dieser Beziehung nichts thun, da ihm nur die Sorge für eine einzige Gemeinde (Zweibrücken) anvertraut sei und er sich in andere Angelegenheiten nicht einmischen dürfe“ (Gelbert 215). Daß er später vom Fürsten zum Superintendenten ernannt worden sei, ist durch nichts bewiesen.[2]) Aus seinem

---

1) Schwebel an die Straßburger Prediger. 1533. Centuria 154. cf. G. Ch. Crollius: Scholae illustris olim Hornbacensis nunc Bipontinae historia. Biponti. 1767. p. 7.

2) Die Behauptung H. Schwebels, der beim Tode seines Vaters noch ein kleiner Knabe war, beweist nichts. Wohl wird in der Ueberschrift des einen oder anderen Briefes an Schwebel letzterer Superintendent genannt (cf. Centuria 44, 315); diese Ueber-

Briefwechsel mit den anderen Predigern scheint vielmehr hervorzugehen, daß er bis zu seinem Tode nur die Stelle eines gewöhnlichen Pfarrers bekleidete, wenn er auch als Pfarrer der Residenzstadt und als Vertrauensmann der herzoglichen Familie größern Einfluß hatte als die andern Geistlichen des Herzogthums.

Soeben hörten wir, daß die Straßburger mit den Zweibrücker Kirchendienern nicht zufrieden waren. Zu Straßburg hatte man übrigens damals an den kirchlichen Verhältnissen des Herzogthums Zweibrücken gar Manches auszusetzen. Vor Allem schmerzte es die Elsässer Reformatoren, daß man drunten in der Pfalz immer noch Messe lesen konnte. „Es ist nöthig," schreibt Butzer an Schwebel den 19. Mai 1534, „daß Euer Fürst sich endlich einmal als der Gott seiner Unterthanen ansehe und vor allen andern Dingen für die Religion Sorge trage." [1]) Ruprecht zögerte nämlich immer noch, die katholische Religion mit Gewalt abzuschaffen. [2])

---

schriften scheinen jedoch ein Zusatz des Herausgebers zu sein. So heißt es in einem Briefe Capito's vom 7. Nov. 1533 (Centuria 315, fälschlich in's Jahr 1538 versetzt, wie aus dem Inhalte hervorgeht): Schwebelio Superintendenti Ecclesiarum Bipontinae ditionis. Damals war aber Schwebel sicher noch nicht Superintendent, wie der oben angeführte Brief Thomae's klar beweist. — Nach Gümbel 739 wäre Schwebel schon im Jahre 1522 zum „General-Superintendenten" ernannt worden!

1) Centuria 203. „Necesse est Principi semel se agnoscere Deum suorum et primam habere curam religionis".

2) Cf. Melanchthon an Schwebel: „Si Princeps non vult vi defendere abusus (d. h. das heilige Meßopfer), boni et pii non impediuntur edictis comitiorum quominus abjiciant abusus. Et Princeps neminem contra rectam conscientiam cogere debet". Centuria 33. Also die Neuerung verbieten, das wäre Gewissenszwang. Aber den Katholiken die neue Lehre aufdrängen, das war kein Gewissenszwang, sondern heilige Pflicht! Dieser Brief Melanchthons wurde Ende 1534 oder Anfangs 1535 geschrieben, wie aus dem Inhalt hervorgeht

Daß aber die weltliche Obrigkeit das Recht und die Pflicht habe, den falschen Gottesdienst zu beseitigen und die wahre Religion einzuführen, darüber hegten die Reformatoren gar keinen Zweifel. Gerade zu dieser Zeit hatte Melanchthon in einem längern Schreiben an Butzer über diesen Gegenstand klar und deutlich sich ausgesprochen. Butzer sandte eine Abschrift des Briefes an Schwebel, damit man sich zu Zweibrücken darnach richte.[1]) In diesem Briefe erklärte aber Melanchthon: Die falschen und gottlosen Lehren müssen von der Obrigkeit verboten und bestraft werden; es sei dieß nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten. Würde dieß nicht der Fall sein, warum hätte dann die Obrigkeit unsere wahre Lehre in Schutz genommen? Warum hätte sie den falschen Gottesdienst abgeschafft? Es müssen die Prediger, fügte er hinzu, diese Pflicht den weltlichen Obern an's Herz legen, wie denn auch Luther in seiner Auslegung des 82. Psalms gethan hat.[2])

---

1) Butzer an Schwebel, 19. Mai 1534. Centuria 204. Schwebel an Butzer, 21. September 1534. Ungedruckte Briefe J. Schweblins, herausgegeben von J. Schneider in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Bd. 34 (1882). S. 231.

2) Melanchthon an Butzer. 15. März 1534. Centuria 193 sq. Corpus Reform. 2, 711 sq. „Nos omnes hic (zu Wittenberg) jam olim ita sentimus, ac Principi ante aliquot annos in eam sententiam scripsimus, pertinere ad Magistratus officium prohibere ac punire, ut cetera externa flagitia, ita blasphemias . . . . Voco autem blasphemos, qui articulos habent, qui proprie non pertinent ad civilem statum, sed continent theorias ut de divinitate Christi et similes . . . . Pronuntio itaque: blasphemas doctrinas a Magistratu prohibendas, arcendas ac puniendas esse . . . . Quare non solum concessum est, sed etiam mandatum est Magistratui impias doctrinas abolere et tueri pias in suis ditionibus . . . . Deinde cur nos jam recte docentes defendunt Magistratus, cur aboleverunt impios cultus, si Magistratus non habet mandatum Dei, ut doctrinam religionis veram tueatur, remota impia?“

In der That wiederholt Melanchthon nur, was schon vor ihm Luther gelehrt hatte. In der Erklärung des 82. Psalms, vom Jahre 1530, wirft der Wittenberger Mönch die Frage auf, „ob die weltlichen Obern den widerwärtigen Lehrern oder Ketzereien sollen wehren und sie strafen?“ Darauf gibt er folgende Antwort: „Wo etliche wollten lehren wider einen öffentlichen Artikel des Glaubens, der klärlich in der Schrift gegründet, und in aller Welt geglaubet ist von der ganzen Christenheit; gleichwie die, so man die Kinder lehret im Credo, als wo jemand lehren wollte, daß Christus nicht Gott sei, sondern ein schlechter (einfacher) Mensch, . . . die soll man nicht leiden, sondern als die öffentlichen Lästerer strafen . . . Moses in seinem Gesetze gebeut, solche Lästerer, ja alle falsche Lehrer zu steinigen. Also soll man hier auch nicht viel Disputirens machen, sondern auch unverhöret und unverantwortet verdammen solche öffentliche Lästerung. Denn solche gemeine Artikel der ganzen Christenheit sind bereits genugsam verhöret, bewiesen und beschlossen durch die Schrift und Bekenntniß der ganzen gemeinen Christenheit.“ [1])

Wenn so die Wortführer der Reformation die religiöse Unduldsamkeit als eine heilige Pflicht erklärten, da darf es uns nicht wundern, wenn Fürsten und städtische Obrigkeiten überall die katholische Religion gewaltsam unterdrückten. Doch gab es auch Männer, die mit diesen Gewaltmaßregeln nicht einverstanden waren; so der Zweibrücker Kanzler Jakob Schorr. [2])

Seit 1515 Landschreiber der Guttenberger Gemeinschaft zu Minfeld, dann Geheimsekretär und seit 1529 Kanzler des

---

1) Luthers Sämmtliche Schriften, herausgegeben v. Walch Halle 1741. Theil V, 1055 ff.

2) Vergl. über ihn G. Ch. Crollius: Commentarius de Cancellariis Bipontinis. Francofurti, 1768. p. 22 49.

Herzogs Ludwig, hatte Schorr im J. 1533 sein Kanzleramt niedergelegt, stand aber immer noch, als Rath des herzoglichen Hofes, beim Pfalzgrafen Ruprecht in hohem Ansehen. Er hatte sich gleich am Anfange für die Neuerung ausgesprochen, wenn er auch in einigen Punkten mit Luther nicht übereinstimmte. Als gemäß dem Reichstagsbeschluß vom Jahre 1524 Herzog Ludwig einige Gelehrte seines Landes beauftragte, ihre Ansichten über die religiöse Frage für den künftigen Reichstag zu Speyer schriftlich niederzulegen, da verfaßte auch Schorr einen „Rathschlag", worin er den „Mann Gottes Martin Luther" preist, der seine Lehre „unüberwindlich bewähret" habe. So konnte denn auch Thomae seinem Freunde Hubert unterm 12. Mai 1526 melden, Jakob Schorr sei „dem Evangelium sehr ergeben" (Gelbert 146).

Dennoch hatte der neugläubige Kanzler niemals zu gewaltsamen Maßregeln gerathen, und auch jetzt, wo die Prädikanten den Pfalzgrafen Ruprecht immer weiter voranzudrängen suchten, vertrat Schorr in einer besondern Denkschrift die Ansicht, der Fürst solle weder die Messe zwangsweise abschaffen, noch den Priestern gebieten, ehelich zu werden, auch jenen nicht, die im Concubinat lebten. Letztere, meinte der neugläubige Staatsmann, der die Verpflichtung der Geistlichen zum Cölibat nicht anerkannte, können ja eine heimliche Ehe eingehen, und würden so mit dem Reichstagsbeschlusse (1523), welcher die Priesterehe verboten hatte, öffentlich nicht in Conflikt kommen.

Dagegen erhoben sich aber die Zweibrücker Prediger Schwebel und Glaser. Es sei Pflicht der Obrigkeit, sagten sie, alle jene Geistlichen, welche ohne Aergerniß zu geben nicht ehelos bleiben können, zu nöthigen, in den Ehestand zu treten.[1]) Ebenso müsse sie auch die Messe, diesen „Greuel des Antichrists", streng verbieten. Wer Messe liest, erklärt

1) Schwebels Teutsche Schriften 1, 158 ff, 2, 247 ff.



Schwebel, „der hat den Teufel zum Herrn, und er führt das Volk von Christo in Satans Reich" (Teutsche Schriften 2, 225). Eine solche „Abgötterei" dürfe aber die christliche Obrigkeit nicht dulden. „Es sollte billig, wo man nicht nach genugsamer Lehre, Vermahnung und Warnung wollte von solcher Gotteslästerung abstehen, gestraft werden" (2, 180). Denn „den Königen ist's nicht genug, daß sie für sich Gottes Wort und Dienst rein haben, sie sollen's auch bei ihren Unterthanen fördern und was dem zuwider ist, abschaffen." Wer über diesen Punkt mehr lesen wolle, fügt Schwebel hinzu, „der besehe den 82. Psalm und was Luther darüber geschrieben." Es sollen die christlichen Könige und Fürsten, schreibt er weiter, sich gegen Gott und dessen Wort halten, wie im alten Testamente fromme Könige gethan haben; denn „es ist Eine Kirche Gottes beider Völker im alten und neuen Testament, so hat Christus der Oberkeit keine neue Ordnung gegeben". Der Zweibrücker Fürst möge demnach die falsche Religion abschaffen, wie es ja schon manche andere deutsche Fürsten und städtische Obrigkeiten gethan haben. [1])

Auch die Straßburger Prediger suchten den Pfalzgrafen zu entschiedenerem Vorgehen anzuspornen. Im September 1534

1) Teutsche Schriften 1, 142—151: Ob eine weltliche Obrigkeit Macht habe, falschen Gottesdienst abzuschaffen und sich der Religion und Kirchensachen anzunehmen. Vergl. 2, 221—225, 247—256, 270—276, 388—402. Sowohl katholische als protestantische Schriftsteller loben Schwebels Duldsamkeit und Mäßigung. (Vgl. Remling 81, Molitor 160, 181, Gümbel 39, Pfälzisches Memorabile Heft 5 (1877), S. 103, Realencyklopädie f. prot. Theol. 1. Ausg. s. v. Schwebel). Soll er doch behauptet haben, „des Antichrists Greuel solle nicht mit Gewalt getilgt werden". Auch soll er dem Pfalzgrafen Ruprecht in seinem Schreiben zugerufen haben: „ein weltlicher Fürst habe nicht das Recht, die Messe zu verbieten oder die Priesterehe zu gebieten". Nur hat man übersehen, daß dies nicht die Ansicht Schwebel's, sondern seines Gegners Jakob Schorr war. Schwebel hat die ihm heute zugeschriebene Ansicht ausdrücklich gegen Schorr bekämpft. Vgl. 2, 247—256

richtete Kaspar Hedio im Namen seiner Amtsbrüder ein längeres Schreiben an Ruprecht, um ihn aufzufordern, den Geistlichen nicht länger zu gestatten, im Concubinat zu leben.[1]) Die Ehe, heißt es in diesem Gutachten, soll allen Geistlichen erlaubt und freigelassen werden. Wer den Cölibat keusch und ehrbar halten kann, der möge es thun und Gott für die erhaltene Gnade danken; die andern aber sollen zur Ehe genöthigt werden.

Hätten die Neuerer sich begnügt, von den Geistlichen die treue Haltung ihres Gelübdes zu fordern, so wären sie mit den damaligen Vorkämpfern der katholischen Kirche ganz einverstanden gewesen. „Es ist ja", sagte in einer seiner Predigten Johannes Hofmeister, der ehrwürdige Generalvikar der Augustiner in Deutschland, „es ist ja ein jämmerlich und kläglich, ja erschröcklich Ding, daß Die, so ewige Reinigkeit gelobt haben, sollen in ewiger Unreinigkeit leben und sterben. Allmächtiger, barmherziger Gott, treib und wirf den unreinen Geist aus deinem Tempel! Mach heilig Alles, was mit deinem Heiligthum zu thun hat".[2]) „Ich zweifle nicht daran", sagt Hofmeister an einer anderen Stelle, „daß das unreine Leben der Geistlichen nicht die geringste Ursache sei, warum die Sakramente der Kirche in so abscheuliche Verachtung gekommen sind".[3])

Der katholische Mönch ist aber weit entfernt, zur Abhilfe dieser Mißstände, mit den Neuerern den Ehezwang anzuempfehlen. Wohl sagt auch er, daß die Ehe dem Concubinat vorzuziehen sei. Habe aber Jemand, so führt Hofmeister aus, das Gelübde der Keuschheit abgelegt, so müsse

1) Abgedruckt in Schwebels Teutschen Schriften 2, 257—269 Vergl. Butzer an Schwebel. 24. September 1534. Centuria 109.

2) Predig über die Suntäglichen Evangelien des gantzen Jars. Durch den ehrwürdigen vatter Johan Hofmaister. Ingolstadt, 1548. S. 16 b.

3) Joannis Hoffmeister in utrasque S. Pauli ad Corinthios epistolas Homiliae. Coloniae, 1545. p. 127.

er es auch halten. Nehme dennoch ein Geistlicher trotz des abgelegten Gelübdes eine Weibsperson zu sich mit dem Willen, sich zu verheirathen, so sei dies Verhältniß keine Ehe, sondern nur ein Concubinat, dem man einen schönen Namen zu geben suche.[1]) Wenn dann behauptet werde, es sei unmöglich, das Gelübde der Keuschheit zu halten, so sei dies eine schlechte Ausrede; denn mit der Gnade Gottes könne man sehr wohl ein keusches Leben führen. „Fasten und Beten", sagt Hofmeister, „sind zwei starke Stück, den Menschen in christlichem Wesen und gottseligem Leben zu erhalten; und sonderlich sollen sich dieser zwei Stück annehmen, die so begehren in Keuschheit und Reinigkeit ihr Leben zu enden. Gott will um seine Gnade gebeten sein. Den Leib muß man mit Fasten zähmen, zwingen, demüthigen und den Geist unterwürflich machen. Wenn man so fastet und betet, so mag man der unflätigen Sünde wohl entweichen. Wollte Gott, Mönche und Pfaffen und andere geistliche Personen, welche sich selber die Ehe verboten, gebrauchten diese Mittel, so würden sie nicht ein solch jämmerliches Exempel der Welt fürtragen und auch sich selbst nicht in die ewige Verdammniß bringen" (Predig 16).

Solche Ermahnungen zur treuen Haltung der Gelübde und zur Anwendung der nothwendigen Mittel konnten allerdings von den gelübdebrüchigen Reformatoren nicht gegeben werden. „Dieweil sie selber", sagt unser Augustinermönch, „haben an Gott, an Heiligen, an ihren von Gott verordneten Oberkeiten Eid und Ehr übersehen, mit was Herzen können oder mögen sie andere Leut zu Eid und Gelübden ermahnen?" (Predig 21a). Eine Weibsperson, das sei, den neuen Propheten zufolge, das einzige Mittel gegen die Fleischeslust![2])

1) Dialogorum libri duo, authore J. Hoffmeystero. Ingolstadt, 1546. p. 64. „Etsi nostros sacerdotes excusare nequeo, tamen non is sum, qui velim aut possim vestrorum Evangelistarum scortationes probare. In nullo siquidem differunt a Pontificiis quam quod spetiosa nomina culpae imponunt".

2) Hofmeister, in Corinth., 125: „Novi prophetae aliud remedium ignorant praeter carnem foemininam".

Deßhalb forderten auch die Straßburger Prediger, daß der Pfalzgraf für die zuchtlosen Geistlichen den Ehezwang einführe. Wollen einige diesem Zwange sich nicht fügen, so jage man sie zum Lande hinaus! „Der aber hierin", erklärt Hedio in dem oben angeführten Schreiben an Herzog Ruprecht, „weder Gott noch der Oberkeit gehorsamen wolt, dem möchte man sagen, daß er hinführe und seine Pfennig anderswo verzehre" (Schwebels Teutsche Schriften 2, 263).

Es wird allgemein angenommen, daß bald nachher Herzog Ruprecht eine Verordnung erließ, nach welcher alle im Concubinat lebenden Priester und Mönche sich bei Strafe der Ausweisung aus dem Herzogthum bis spätestens Ostern 1535 verehlichen sollten. Man beruft sich hierbei auf ein Schreiben vom 9. April 1535, worin der Generalvikar von Metz bei Herzog Ruprecht über die erlassene Verordnung sich beschwert. [1]) Zu Metz scheint man jedoch nicht genau unterrichtet gewesen zu sein. [2]) Wohl hatten sich gerade zu jener Zeit mehrere

1) Zuerst abgedruckt in folgender Schrift: Gründliche Information, wie es mit deren unlängsthin de facto beschehener Occupierung des Klosters Hornbach hergangen Zweibrücken, 1631. Beylagen S. 29 ff. „Accepimus a paucis diebus mandatum quoddam ab Jl. Gratia Vestra (verum in dioecesi Metensi) emanatum et publicatum fuisse, scilicet uti omnes presbyteri et monachi Ord. S. Benedicti tam in oppido de Hornbachio, quam etiam alibi in dominio vestro degentes et moram trahentes, uxores ducant, infra festum Paschae jam proximum praeteritum, sub poena exilii".

2) Als Beweis, daß man in Metz nicht gut unterrichtet war, mag auch Folgendes dienen: Nach dem Schreiben des Generalvikars wären alle Geistlichen ohne Ausnahme zur Ehe genöthigt worden. Aus den Schriften der Prediger geht jedoch hervor, daß man nur die Concubinarier zur Ehe zwingen wollte. Noch vor Kurzem hatte Schwebel geschrieben: „Treulich vermahne ich Alle, welche die edle Gab der Keuschheit von Gott haben, daß sie's mit Danksagung annehmen und sich nicht geben in den mühseligen Ehstand". (Teutsche Schriften 2, 96.) Glaser, Hofprediger und Erzieher des Prinzen Wolfgang, war ehelos. Vergl. Glaser an Pellikan,

Pfarrer verheirathet; doch manche brauchten zu einem solchen Schritt gar nicht genöthigt zu werden. Auch sie, wie so viele ausgesprungene Mönche, waren froh, daß sie, um mit Luther zu reden, „ihrer Büberei ein Deckel haben überkommen an der evangelischen Freiheit".[1]) Daß aber damals schon zu Zweibrücken der Ehezwang eingeführt worden sei, ist höchst unwahrscheinlich. Denn in der Schrift, welche gegen Ende des Jahres 1535 die Straßburger Prediger an Ruprecht richteten, wird die vom Metzer Generalvikar beanstandete Verordnung gar nicht erwähnt; dagegen wiederholen die Prediger inständigst ihre frühere Bitte, der Fürst möge endlich einmal die Messe abschaffen und die zuchtlosen Geistlichen zur Ehe nöthigen,[2]) was zu beweisen scheint, daß eine hierauf bezügliche Verordnung noch nicht erlassen, oder doch wenigstens noch nicht vollzogen worden war.

Sehen wir uns aber das erwähnte Buch der Straßburger Reformatoren, über welches wir in der Einleitung dieser Arbeit Döllinger's Urtheil angeführt haben, nun etwas näher an.

---

November 1536, bei G. Ch. Joannis. Spicilegium tabularum literarumque veterum usque huc nondum editarum. Francof. a. M. 1724. p. 559. In diesem Briefe erwähnt auch Glaser, daß Schwebel schon die dritte Frau habe. Hiermit ist die noch von Rey (Realencyklop. 13, 741) aufgeworfene Frage gelöst.

1) Der Abt des Benediktinerklosters zu Hornbach, Joh. von Kindhausen, welcher sich beeilte der Neuerung beizutreten, hatte schon vor seiner Heirath, wie er selbst in seinem Testamente gesteht, Umgang gehabt mit einer ledigen Person, die ihm einen Sohn geboren hatte (Molitor 183).

2) Vergl. z. B. folgende Stelle des weiter unten anzuführenden Werkes, S. 62a: „Quod ministri verbi a te plenius fieri optant, cum admonent, ut post tantum usum verbi praedicati Missae abominationem flagitiosamque vitam sacerdotum e republica repellas."

LVI.

## Zur parlamentarischen Lage in den Niederlanden.

Im Juni des laufenden Jahres erlöschen die Mandate der Abgeordneten für die Zweite Kammer der Generalstände[1]) des Königreichs Holland. Somit stehen dort die Neuwahlen vor der Thür. Nach dem neuen Wahlgesetze, welches 1887 zum ersten Male zur Anwendung gelangte, zählt die gegenwärtige zweite Kammer 100 Abgeordnete aus 84 Wahlkreisen, welche sich, von dem in dem friesischen Kreise Schoterland gewählten Socialdemokraten F. Domela Nieuwenhuis abgesehen, in drei Fraktionen gliedern: Liberale, „Antirevolutionäre" und Katholiken. Erstere bilden die größte Anzahl: der liberalen Fraktion gehören 42 Mitglieder und zwei Hospitanten an. Die „Antirevolutionäre" zählen 28 Deputirte, die katholische Fraktion 26. Dazu kommt dann noch ein „Conservativer" (Graf Schimmelpenninck) und der genannte Socialdemokrat (Nieuwenhuis). Somit weist die Linke 45, die Rechte 55 Mitglieder auf.

Die „Antirevolutionäre" sind die „orthodoxen" Calvinisten, im Gegensatz zu den „Modernen", den freigeistigen Calvinisten, deren Vertretung die Liberalen bilden. Die Differenzen zwischen den beiden nichtkatholischen Parteien liegen also vorzüglich auf dem kirchlichen Gebiete, die poli-

1) So lautet die richtige Uebersetzung des holländischen „Staten generaal"; „Generalstaaten" ist falsch.

tischen Verschiedenheiten verschwimmen großentheils innerhalb der Parteien. Das Letztere gilt auch von der katholischen Fraktion, die, von vereinzelten Wahlkreisen abgesehen, ihre Stützpunkte in den beiden Provinzen Limburg und Nordbrabant hat. Das kirchliche und Schulinteresse hat denn auch bei den letzten Wahlen 1887 bestimmend gewirkt, indem die Katholiken mit den Antirevolutionären sich vereinigten, um die liberale Mehrheit in der Kammer zu beseitigen, was auch insofern gelang, als die beiden Parteien eine kleine Majorität erzielten. Das mattliberale Cabinet Heemskerk trat zurück und machte dem Ministerium Mackay Platz, in welchem die Antirevolutionäre sechs, die Katholiken zwei Sitze (Krieg und Justiz) erhielten. Wie nach Lage der Dinge zu erwarten, war die Politik des neuen Cabinets auf fortwährende Compromisse zwischen den beiden Mehrheitsparteien angewiesen und zeigte alle Fehler und Schwächen einer solchen Regierungsmethode, die noch dadurch vermehrt wurden, daß nach wie vor die aus 50 Mitgliedern zusammengesetzte Erste Kammer eine, freilich gemäßigte, liberale Mehrheit hat.

Dennoch kann man nicht in Abrede stellen, daß das Cabinet Mackay sich ernstliche Mühe gegeben hat, eine ersprießliche Thätigkeit zu entfalten, und eine nicht unbedeutende Anzahl größerer und kleinerer Reformen zu Wege gebracht hat, von denen die Revision des Gesetzes über die confessionslose Staatsschule die wichtigste ist. Das Princip der Confessionslosigkeit ist beibehalten, was um so eher anging, als in Holland von einem direkt kirchenfeindlichen System nicht die Rede sein kann, und die Freiheit des Religionsunterrichts in der Staatsschule so vollkommen gewahrt ist, wie nirgendwo anders, wo es confessionslose Schulen gibt. Daneben existirt kein Staatsschulzwang, die Anstellung der Lehrer ist Sache der Gemeinde, und die Errichtung freier, confessioneller Schulen ist freigestellt. Nach dem neuen Gesetz können unter gewissen Bedingungen auch freie Schulen staatlich subventionirt werden, und dies Gesetz hat eine loyale Ausführung gefunden, so daß

man, ohne das confessionslose System zu billigen, sagen darf, daß die Schulverhältnisse Hollands in religiöser Beziehung so günstig sind, wie man sie in manchen Staaten mit confessionellem Schulprincip nicht antrifft.

Auch in kirchlicher Beziehung sind für die Katholiken in Holland die Dinge als im Wesentlichen wohlgeordnete und solche zu bezeichnen, um welche man in den meisten andern Ländern die holländischen Glaubensbrüder beneiden darf. Somit fand auf diesem Gebiete die neue Regierung nur Unbedeutendes zu bessern vor; auch den Liberalen wird es nicht einfallen, die kirchlichen Rechte der Katholiken anzutasten. Wenn dennoch die orthodox-katholische Regierung sich unter den Katholiken Hollands wenig Sympathien hat erwerben können, so ist dafür der Grund ein zweifacher.

Obschon die orthodoxen Calvinisten in der Oeffentlichkeit mit ihrer Vergangenheit in Bezug auf den Katholikenhaß gebrochen haben, so ist derselbe doch thatsächlich nicht ganz erloschen. Nur widerwillig haben sie sich zur gemeinsamen Wahlarbeit mit den „Roomschen“ bequemt; sie waren zwar überall bereit, die Hilfe der katholischen Wähler für ihre Zwecke in Anspruch zu nehmen, aber wenn es sich um Gegenleistungen handelte, bewiesen sie nur zu deutlich, daß sie nur der Noth gehorchten, ihr eigener Trieb sie aber ganz anderswohin wies. Während die Antirevolutionäre den Katholiken eine große Anzahl Mandate, wohl ein Dutzend, verdanken, haben sie die Katholiken nur in vier Wahlkreisen unterstützt, in welchen diese obendrein aus sich wahrscheinlich den Sieg hätten erringen können.

Mit einer begreiflichen Verstimmung des katholischen Volkes hierüber begann das Compromiß-Cabinet seine Thätigkeit. Die Mißstimmung wurde fortdauernd wachgehalten, indem die Antirevolutionäre sowohl ein Geschäft daraus sich machten, die Anträge der Katholiken zu verwässern, als auch bei der Besetzung der Stellen vielfach so verfuhren, daß man

an eine beabsichtigte, systematische Zurückdrängung der Katholiken aus den einflußreichen Aemtern glauben mußte.

Eine gewisse weitgehende Langmuth kann man den holländischen Katholiken und ihren Vertretern nicht absprechen. Es würde sich auch wohl kaum eine größere Bewegung gegen die Compromiß-Regierung erhoben haben, wenn nicht im vorigen Jahre eine wichtige Vorlage derselben in sehr weiten katholischen Kreisen die Opposition zum offenen Ausdruck gebracht hätte, nämlich die Militärvorlage.

Daß eine Reorganisation des Militärwesens nothwendig sei, wurde auf keiner Seite bestritten, aber über das Wie gingen die Ansichten weit auseinander. Auf katholischer Seite neigte man sich ziemlich allgemein der Ansicht zu, daß Holland den modernen Militarismus mitzumachen keinen Grund habe; die Regierung, die Antirevolutionäre und die Mehrheit der Liberalen dachten anders. Der (katholische) Kriegsminister, Generalmajor Bergansius, legte einen Entwurf vor, welcher die allgemeine und die persönliche Dienstpflicht fordert, allerdings unter Befreiung aller Religionsdiener. In katholischen Kreisen entstand alsbald eine lebhafte Bewegung gegen diesen Entwurf, sowohl wegen der Kosten, welche die nothwendige Steuerreform, speziell die Erleichterung der schwerdrückenden Salz- und Seifensteuer, hintanhalten oder unmöglich machen mußten, als auch wegen des Princips der allgemeinen Dienstpflicht, welche den Militarismus involvirte, und wegen der Abschaffung des jetzt gestatteten Remplaçantenwesens. Die Bewegung erhielt in den beiden katholischen Provinzen ihren deutlichen Ausdruck durch die Beschlüsse zweier Meetings, nämlich die in Herzogenbusch beschlossene „Noordbrabantische Motie" und die in Maastricht votirte „Motie van het St. Servatiusbond". Letztere ist die mildere in der Form, sie spricht sich entschieden gegen den Militarismus aus und erwartet von der Regierung eine andere Haltung; erstere erklärt der militaristischen Regierung offen den Krieg und

fordert die Kündigung der Verbindung mit den Orthodoxen für die neuen Wahlen.

Die Regierung konnte ebensowenig wie irgend Jemand im Zweifel darüber sein, wie sich die Lage gestaltet hatte. Die Möglichkeit der Durchbringung der Vorlage in allen wesentlichen Punkten war unbestritten, auch wenn die katholische Fraktion geschlossen dagegen stimmen sollte, indem die Liberalen dafür eintreten und so mit den Antirevolutionären die Mehrheit schaffen würden. Angesichts der genannten Tages-Ordnungen, besonders der für die unsichern antirevolutionären Sitze am meisten in Betracht kommenden Nordbrabanter, war es aber auch zugleich sicher, daß mit dem Aufhören der Unterstützung der Katholiken den Antirevolutionären so viele Wahlkreise verloren gehen müßten, daß die jetzige Mehrheit in der neuen Kammer nicht mehr existirt und somit auch das Cabinet seinen Boden verloren hätte.

Eine Zeit lang dachte das Ministerium an seinen Rücktritt, um einem liberalen Geschäftsministerium den Rest der Legislaturperiode einzuräumen, aber die Liberalen weigerten sich. Sie erklärten durch ihre Organe, eine Aenderung in der Regierung bis zu den Neuwahlen nicht zu wollen, die Dinge nähmen einen Verlauf, wie sie ihn besser nicht wünschen könnten. Sie hatten Recht damit. Das Ministerium blieb im Amte. die Berathung des Wehrgesetzes nahm ihren Fortgang. Vor Kurzem ist der umfangreiche Commissionsbericht erschienen, welcher an dem Regierungsentwurfe nicht viel und nichts Wesentliches ändert. Daß in der jetzigen Legislaturperiode das Gesetz zur Verabschiedung gelangt, ist jedoch nicht anzunehmen, falls die Regierung nicht darauf besteht, es durchzupeitschen. Daran hat aber auch der Militarismus kein Interesse, denn in der neuen Kammer wird sicher eine Mehrheit dafür sein, und für die Wahlen ist wenigstens ein noch nicht angenommenes Militärgesetz nicht gefährlicher, als ein angenommenes.

In der katholischen Wählerschaft hat seit den beiden

erwähnten Tagesordnungen, vom Herbste 1890, die Bewegung nicht geruht, es ist vielmehr zu sehr lebhaften Discussionen und Auseinandersetzungen in der Presse und in Versammlungen gekommen, über deren Bedeutung erst das Wahlergebniß das abschließende Urtheil ermöglichen wird. Leider aber erblicken wir gegenwärtig das unerfreuliche Schauspiel einer Spaltung im katholischen Lager selbst. Zwar ist die Zahl der Militaristen auf katholischer Seite in Holland sehr klein, aber es gibt eine Richtung, welche trotz Allem, was seit 1887 an Erfahrungen gesammelt wurde, noch an dem Bündnisse mit den Antirevolutionären festhalten zu müssen glaubt. Der Wortführer derselben ist der Abgeordnete Professor Schaepman, dessen vollste Ueberzeugungstreue und aufrichtigste Hingebung an die Sache seiner Religion und seines Vaterlandes Niemand wird in Zweifel ziehen können. Ueber seine Anschauungen in der Militärfrage spricht Schaepman sich nicht offen aus, aber er hält dafür, daß die „gläubigen Protestanten“ und die Katholiken sich zu gemeinsamem Handeln gegenüber dem Liberalismus zusammenfinden müssen, ein Satz, der ja an sich unbestreitbar richtig ist. Es fragt sich nur, ob man im vorliegenden Falle daraus die Consequenzen ziehen kann, welche Schaepman ziehen möchte.

Von der andern Richtung, welche ihre hervorragendste publicistische Vertretung im Rotterdamer „Maasbode“ hat, wird dagegen eingewendet, daß ein Zusammengehen der Katholiken mit den Antirevolutionären weder durch die Erfahrungen der Vergangenheit gerechtfertigt, noch durch die Anforderungen der Gegenwart geboten, noch für die Zukunft von Nutzen sei. Die Gründe des ersten Einwurfs betreffs der Vergangenheit haben wir schon oben hervorgehoben, hinsichtlich der beiden andern betonen die Gegner des ferneren Zusammengehens, daß der sog. „positive“ oder „orthodoxe“ Calvinismus erstens außerordentlich wenig Berührungspunkte mit dem Katholicismus in Glaubenssachen habe, wohl aber,

wenn er zur Macht gelange, seine alte Intoleranz hervorkehren werde, zweitens aber auch mehr und mehr der Auflösung verfallen sei, ein Proceß, den Niemand mehr aufhalten könne und die Katholiken aufzuhalten keinen Grund hätten; vor Allem solle man daraus kein politisches Handelsgeschäft machen. Mit dem Liberalismus könne der Katholicismus sich nicht verquicken, aber ebenso wenig sei es seiner würdig, für die Calvinisten die Kastanien aus dem Feuer zu holen und zum Danke die punica fides zu erfahren. Vielmehr müßten die Katholiken dem Beispiele ihrer deutschen Glaubensbrüder folgen, sich nicht zum Anhängsel anderer Parteien herabwürdigen, sondern selbständig vorgehen, ohne nach rechts oder links zu schauen, ein holländisches Centrum bilden, ihre eigenen Candidaten durchzubringen suchen, und wo das nicht gehe, entweder sich der Wahl enthalten oder das kleinere Uebel wählen. So und nicht anders würden die holländischen Katholiken ihren vollen politischen Einfluß geltend machen können, und zwar nach Lage der Dinge vielfach ausschlaggebend, sei es nach rechts oder nach links.

Wie gesagt, wird unter den holländischen Katholiken gegenwärtig über diese beiden Ansichten gestritten, und wenn man auch zugeben muß, daß die Meinungsverschiedenheiten sachlich, ohne persönliche Verletzungen behandelt werden, so ist darum der Streit nicht minder unerfreulich und unerquicklich. Die katholischen Wähler Hollands haben über ihre politische Haltung selbst zu entscheiden, das Ausland darf und will sich nicht anmaßen, ihnen Vorschriften für ihr politisches Handeln zu machen. Aber daß bei 100 Abgeordneten und drei Parteien eine festgeschlossene katholische Phalanx von circa 25 Volksvertretern ein Objekt wäre, mit dem jede Regierung rechnen müßte, kann auch der Außenstehende beurtheilen und darf es ebenfalls aussprechen. Wenn das deutsche Centrum auch nach dem Umschwung der Dinge, nach dem Sturze der Bismarck'schen Culturkampfspolitik noch eine volle und große Aufgabe zu lösen hat, wenn es

fest zusammenhalten muß, um Alles zum Frieden zu ordnen, so würde es einem holländischen Centrum, das nicht aus dem Boden gestampft, sondern nur organisirt zu werden braucht, auch an einem reichen Felde der Thätigkeit für Kirche und Staat nicht fehlen. Selbst die besten Zustände sind nicht so gut, daß sie nicht verbesserungsfähig wären, und auch an einem neuen, fertigen Hause können bald Reparaturen nothwendig werden. Die holländischen Katholiken sind eine Minorität, politisch können sie ihren Einfluß nur geltend machen, wenn sie einig und fest zugleich auftreten.

Ein politischer Fehler war es, daß die Katholiken Hollands nach den letzten Wahlen sich dazu herbeiließen, an der Regierung theilzunehmen. Dadurch wurde bei dem parlamentarischen Regimente Hollands die katholische Fraktion Regierungspartei und damit in ihrer Aktionsfreiheit auf das schwerste beeinträchtigt. Die Folgen traten in jeder Session nur zu deutlich zu Tage. Verschlimmert wurde die Sache noch dadurch, daß trotz ihrer nominellen Theilnahme die Katholiken in der Regierung, wenn es darauf ankam, sich stets der calvinistischen Mehrheit fügen mußten. Zwar waren die Antirevolutionäre öfters auf die Katholiken angewiesen, aber diese konnten keinen entschiedenen Widerstand leisten, ohne Cabinet und Mehrheit zu stürzen, während jene unbedenklich auch die Hülfe der Liberalen gegen die Katholiken annahmen, wenn sie es für ihre Zwecke passend erachteten. Die Betheiligung der Katholiken an der Regierung hat allerdings in einzelnen Fällen Vortheile gewährt, aber es ist noch die Frage, ob diese Vortheile nicht auch sonst zu erreichen gewesen wären. Sicher ist, daß gerade durch das Mischkabinet die jetzigen verworrenen Zustände innerhalb der katholischen Wählerschaft entstanden oder mindestens zur Reife gebracht sind.

Trotzdem bleiben es die Katholiken, welche bei den bevorstehenden Wahlen das Zünglein an der Wage bilden werden. Gehen sie, wie voriges Mal, mit den Antirevolu-

tionären, so erscheint keine liberale Mehrheit, gehen sie für sich allein vor, so wird eine liberale Mehrheit kommen, aber eine solche, welche auf die Katholiken große Rücksicht nehmen muß. Trennen sie sich, wie es leider den Anschein hat, so wird der Sieg der Liberalen nicht hintangehalten, wohl aber werden die Katholiken sich in ihrem zukünftigen politischen Einflusse sehr beeinträchtigen.

Alles in Allem genommen, wird man sagen dürfen, daß die gegenwärtige parlamentarische Lage in Holland eine eigenartige ist, auf deren Entwicklung man gespannt sein darf. Wenn aber nicht Alles täuscht, steht den Katholiken dort, wenn sie die Umstände zu benützen wissen, eine parlamentarisch bedeutungsvolle Zukunft bevor, und hierauf die Blicke weiterer Kreise, namentlich im katholischen Deutschland, zu lenken, war der Zweck dieser Ausführungen.

Nachschrift. Seit Anfang April, als obiger Aufsatz geschrieben wurde, ist Einiges auf katholischer Seite geschehen, jedoch nichts, was unser Urtheil über die Lage im Allgemeinen modificiren könnte. Dr. Schaepman hat zu der Wehrvorlage Amendements eingebracht, welche sich im Wesentlichen darauf beschränken, daß der Dienstpflichtige nur drei Monate persönlich zu dienen verpflichtet sein solle, während er die übrigen 9 oder 15 Monate durch einen Stellvertreter soll abdienen lassen können. Es ist dies bis dahin nichts weiter als ein Vorschlag, die Stellung der Regierung zu demselben ist noch bis heute unbekannt, aber sicher ist, daß Hr. Schaepman nicht die ganze katholische Fraktion hinter sich hat, das beweist nicht nur die scharf oppositionelle Haltung eines großen Theiles der holländischen katholischen Presse — vergl u. A. den sehr scharfen Artikel „Het vergelijk“ in der Nummer des „Maasbode“ vom 19. April, der geradezu, und wohl etwas unbedacht, den Rücktritt Dr. Schaepmans fordert — sondern auch eine bedeutsame Resolution der Delegirten der katholischen Wahlvereine der Provinz Nordbrabant vom 16. April, welche

nach der Freitagsnummer des „Nordbrabanter“ mit allen gegen eine Stimme angenommen ist und folgenden sehr bezeichnenden Wortlaut hat: „Der Provinzialbund der Römisch-Katholischen Wahlvereine in Nordbrabant ist der Ansicht, daß, wenn die Stellvertretung (beim Heeresdienste) abgeschafft wird, den katholischen Wahlvereinen bei den bevorstehenden Wahlen für die Zweite Kammer angerathen werden muß, die Kammerdeputirten, welche trotz der Nordbrabanter Resolution vom 17. Oktober 1890 die Regierung unterstützen, nicht wieder zu wählen“.[1])

Da Nordbrabant von allen Provinzen die meisten katholischen Abgeordneten stellt, kann man die Bedeutung dieser Resolution nicht verkennen. So weit wir bis heute zu urtheilen im Stande sind, haben die Schaepman'schen Vorschläge leider nur neuen Zündstoff unter die katholische Partei Hollands gestreut, von einer Einigung der Partei ist jetzt weniger als je die Rede. Die Amsterdamer Correspondenz der „Germania“ vom 14. April in der Nummer 85 vom 16. April ist uns nicht unbekannt geblieben, indeß können wir nach unserer genauen Kenntniß der Sachlage weder die Hoffnung auf die Schaepman'schen Einigungsversuche, noch die Furcht vor den holländischen Liberalen theilen. Der Zwist unter den Katholiken ist betrübend genug, aber ein Rettungsmittel sehen wir am allerwenigsten in einem schwächlichen Anlehnen an die egoistischen orthodoxen Calvinisten, auch nicht in der Theilnahme an der Regierung durch Eintritt von Katholiken in Zwitterministerien, sondern einzig und allein in einer zielbewußten, selbstständigen Haltung der holländischen Katholiken, in einem holländischen Centrum.

Vaals, 21. April. Herm. Abels.

---

1) Im holländischen Texte lautet die Resolution wörtlich: „De Provinciale Bond der R. K. Kiesvereenigingen in Noordbrabant, meent, indien de dienstvervanging wordt afgeschaft, aan de kiesvereenigingen bij de aanstaande verkiezingen voor de Tweede Kamer, de herkiezing te moeten ontraden van die Kamerleden, die na de Noordbrabantsche motie van 17. October 1890 de regeering sijn blijven steunen“.

## LVII.

# Zur ältesten Geschichte der katholischen Kirche in Ungarn.

Im ersten Jahrtausend christlicher Zeitrechnung wurde dreimal der Versuch gemacht, das Christenthum und seine Institutionen auf dem Gebiete des heutigen Königreichs Ungarn einzuführen; aber die beiden ersten Versuche und deren Schöpfungen wurden jedesmal vernichtet, nachdem sie bereits einen vielverheißenden Aufschwung genommen hatten; erst der dritte Versuch gelang und brachte dauernd gedeihliche Früchte hervor.

Wann die ersten Keime christlicher Lehre in diese Länder gebracht worden sind, das läßt sich heute wissenschaftlich genau nicht mehr feststellen. Bestimmte Nachrichten über das Vorhandensein christlicher Bekenner im Gebiete des jetzigen Ungarn besitzt man aus dem Ende des dritten Jahrhunderts, allein schon in den Anfang des folgenden Jahrhunderts fällt der Märtyrertod des Bischofs Quirinus von Siscia (heute Sissek). Bald erblüht in dem römischen Pannonien ein reiches christliches Leben, dessen kirchlicher Mittelpunkt der Metropolitansitz zu Sirmium (jetzt Mitrowitz) ist; neben welchem noch drei Bischöfe (Mursa, jetzt Essek, Siscia, jetzt Sissek und Stridon an der Mur) genannt werden. Leider störte der arianische Streit, der gerade in Pannonien mit besonderer Heftigkeit geführt wurde, eine gedeihliche Entwicklung. Daß aber Gestalten wie der hl. Martin aus Sabaria (Steinamanger) und der hl. Hieronymus aus Stridon diesem Gebiete entstammen, bekundet eine erfreuliche Triebkraft christlichen Geistes, die jedoch von keiner Dauer war.

Die Sturmfluthen der Völkerwanderung überdeckten, erstickten und vernichteten die christlichen Stätten und deren

Bewohner; das Christenthum mit seinen Einrichtungen verschwand immer mehr aus den Gebieten des einstigen Pannonien, das gleich dem benachbarten Dacien nunmehr durch mehr denn sechshundert Jahre der blutige Schauplatz nahezu unaufhörlicher Vorstöße, Kämpfe, Niederlagen und Verfolgungen der einander drängenden Völker germanischer, hunnischer und avarischer Abkunft war. Erst seit den Siegen der Franken über das Barbarenvolk der Avaren und seit der Besitznahme der avarischen Gebiete bis an die Raab, Drau und Save konnten mit den militärischen und bürgerlichen Einrichtungen des fränkischen Reiches auch das Christenthum und seine kirchlichen Institutionen abermals Eingang finden.

Das alte Pannonien war am Beginne des neunten Jahrhunderts außer von Avaren namentlich von den Unterworfenen derselben, von Slaven, bevölkert. Zu diesen brachten nun die beiden Brüder Cyrill und Method aus dem griechischen Reiche die christliche Lehre. Zwar hatten deutsche Priester hier schon vorgearbeitet; der slavische Häuptling Priwina von Neitra nimmt das Christenthum an und läßt durch den Erzbischof Adalram von Salzburg (821 — 836) in seiner Stadt eine Kirche weihen. Neitra wird später Sitz eines Bischofs. Als Fürst Priwina aus dem Neitraer Gebiet vertrieben wird und in Unterpannonien am Szalaflusse ein neues Vasallenfürstenthum gründet, da weiht Adalrams Nachfolger, der Erzbischof Liutpram (836—859) in des Fürsten neuer Residenz zu Mosaburg (Moosburg, jetzt Szalavar) eine neue Kirche und bestellt daselbst die Seelsorge. Bald erhoben sich an vielen Orten des Landes christliche Gotteshäuser.

Aber einen eigentlichen Bekehrungserfolg bei diesen pannonischen Slaven hatten dennoch erst die beiden Slavenapostel Cyrill und Method, die dem Volke in seiner Sprache das Wort Gottes verkünden konnten und schon darum eher Verständniß, Anhang und Nachfolge finden mußten, insbesondere seit der Bestellung des Method zum Bischof in Pannonien (869 oder 870). Die Erfolge Method's und seiner Mitarbeiter erweckten den Neid und die Feindschaft des Klerus von Salzburg und Passau, und sie verdächtigten den Slavenapostel in Rom der Incorrektheit im Glauben. Der vor den Papst geladene Method rechtfertigte

sich nicht nur vollkommen, sondern er kam (880) als Erzbischof nach Pannonien zurück.

Doch auch diese jugendlich aufstrebende Saat war von keinem Bestand; sie litt schon Vieles durch die Streitigkeiten zwischen dem deutschen und dem slavischen Klerus, noch mehr durch die langen und heftigen Kämpfe der ostfränkischen Kaiser gegen die großmährischen Fürsten, namentlich gegen den Begründer Großmährens, Swatopluk; den ärgsten Stoß erhielten jedoch die christlichen Pflanzungen durch die Einwanderung, Eroberung und Niederlassung der Magyaren in Pannonien.

Aus dem Schreiben der bayerischen Bischöfe aus der ersten Hälfte des Jahres 900 an Papst Johann IX. geht hervor, daß die pannonischen Slaven trotz ihres Christenthums mit den heidnischen Magyaren bald gemeinsame Sache gegen die verhaßten Deutschen machten und diese ihre Abneigung auch auf die Bischöfe und Priester, sowie auf das Christenthum überhaupt ausdehnten. Die Bischöfe klagen die mährischen und pannonischen Slaven der Unbotmäßigkeit, der Frechheit, des Abfalles von der Kirche an und fahren also fort: „Die Slaven haben eine beträchtliche Anzahl von Ungarn zu sich genommen und nach deren Weise auf heidnische Art ihr Haupt ganz abgeschoren und sie über unsere Christen losgelassen, die sie theils zu Gefangenen machten, theils erschlugen, theils vor Hunger und Durst umkommen ließen; unzählige aber schleppten sie in die Verbannung, brachten vornehme Männer und angesehene Frauen in Sklaverei, steckten Gotteshäuser in Brand und zerstörten alle Gebäude, so daß in ganz Pannonien, unserer größten Provinz, fast keine Kirche mehr zu erblicken ist, wie Euch Eure Bischöfe melden könnten, wenn sie gestehen wollten, wie viele Tage sie hindurch reisten und das ganze Land als Einöde trafen.“

So war der zweite Versuch einer Christianisirung Ungarns auch von keinem nachhaltigen Erfolge gewesen. Die große Ungarnschlacht vom 28. Juni 907, in welcher die Bayern eine entscheidende Niederlage erlitten, sicherte den Magyaren die Niederlassung in ihrer neuen Heimath, und sie verwehrten für länger als ein halbes Jahrhundert dem Christenthum den Zugang. Inzwischen machte die Amalgamirung der turanischen

Magyaren mit den Slaven im Lande einen mächtigen Fortschritt, und dadurch gelangten nicht bloß zahlreiche slavische Elemente in die magyarische Sprache, sondern die Magyaren nahmen auch manche Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten, Beschäftigungen von ihren slavischen Untergebenen an und wurden dadurch zur Aufnahme arischer Cultur und christlich-europäischer Civilisation geeigneter gemacht.

Zur allmählichen ethnischen, moralischen und socialen Umbildung des magyarischen Volkes haben unzweifelhaft auch jene Kriegsgefangenen beiderlei Geschlechts, welche die Magyaren von ihren zahlreichen Beutezügen in die christlichen Nachbarländer massenhaft heimschleppten, Vieles beigetragen. Mit diesen Gefangenen kamen auch Geistliche; ebenso versuchten Missionäre aus Deutschland und Italien schon in Erinnerung an die einstige Ausdehnung der bayerischen Kirchenprovinzen von Passau und Salzburg, sowie jener des Patriarchats von Aquileja frühzeitig bei dem heidnischen Magyarenvolke den Samen des göttlichen Wortes auszustreuen.

In die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts, in das Frühjahr 943, fällt ein Bekehrungsversuch von Constantinopel her, wo nach der Erzählung des Theophanes Continuator nacheinander zwei magyarische Häuptlinge die Taufe angenommen hatten. Den zweiten dieser getauften Magyarenfürsten habe ein frommer Mönch, Hierotheus, begleitet, nachdem er vom Patriarchen Theophylaktos vorher zum „Bischof des Türkenlandes"[1]) geweiht worden. Hierotheus soll dann hier zahlreiche Magyaren vom Heidenthum zum christlichen Glauben bekehrt haben. Welchen Umfang und Tiefe diese Bekehrung besessen, darüber gehen die Ansichten der Geschichtsschreiber auseinander. Der jüngste magyarische Kirchenhistoriker, von dessen Werk wir bald näher sprechen werden, legt dieser Missionsarbeit der Griechen wie der hierüber vorhandenen Meldung keine besondere Bedeutung und Wichtigkeit bei.

Gewiß ist, daß die griechische Kirche unter den Magyaren weder im Anfange ihrer Bekehrung, noch später einen wesent-

1) In den byzantinischen Geschichtsquellen werden die Magyaren „Türken" genannt.



lichen Einfluß auszuüben vermocht hat. Allein so ganz unbedeutend war das Auftreten des Mönches und Bischofs Hierotheus denn doch keineswegs; denn er hatte unzweifelhaft Nachfolger und es ist ja geschichtlich bezeugt, daß unter König Stefan dem Heiligen, im ersten Viertel des 11. Jahrhunderts, in Südungarn griechische Klöster und Kirchen vorhanden waren. Schon in Folge der räumlichen Nähe des byzantinischen Reiches und des lebhaften Verkehrs mit demselben mußte auch das griechische Kirchenthum in Ungarn Eingang finden. Die Bekenner der griechisch-orientalischen Kirche werden übrigens in Ungarn auch heute noch die „Altgläubigen" genannt, welcher Name indessen mit jenen früheren Christianisirungsversuchen von Byzanz her in keinen Zusammenhang gebracht werden darf.

Der Einfluß der griechischen Kirche auf das magyarische Volk war und blieb ein verschwindend geringer gegenüber dem nun bald zur Herrschaft gelangten römisch-katholischen Christenthume, das für die culturelle, nationale und politische Stellung, Erhaltung und Fortentwickelung der Magyaren von entscheidender Wichtigkeit wurde; ja man darf es kühn behaupten, daß dieses Volk seine ganze Existenz und Zukunft fast ausschließlich der Annahme des Christenthums aus den Händen der katholischen Kirche zu verdanken hat. Die Kirche war den Ungarn nicht nur Lehrerin, Erzieherin und Trösterin auf geistigem und sittlichem Gebiete, sondern zugleich auch mächtige Schutzwehr, Hilfe und Garantiemacht zur Behauptung der national-politischen Unabhängigkeit und Selbständigkeit des ungarischen Staatswesens. Ohne die katholische Kirche gäbe es heute höchst wahrscheinlich weder einen ungarischen König noch einen ungarischen Staat überhaupt.

Das hohe Verdienst, diese eminente Bedeutung der Kirche auch für die weltlichen Dinge und Interessen erkannt und dieser Thatsache volle Rechnung getragen zu haben, gebührt vor Allem dem ersten christlichen Könige Ungarns, dem heiligen Stefan († 1038), der deßhalb mit Recht als der Patron des Landes und der ungarischen Nation von allen Magyaren ohne Unterschied des kirchlichen Bekenntnisses gefeiert wird, obgleich es klar ist, daß König Stefan aus tiefer Ueberzeugung und mit gereifter Einsicht Rom als das Haupt und den

Mittelpunkt der Kirche erfaßt und sich und sein Land dieser Mutterkirche zu Lehen gegeben hat.

Eine wissenschaftlich befriedigende Kirchengeschichte besitzt die ungarische Literatur bis heute nicht. An Versuchen und Anläufen hierzu mangelt es freilich keineswegs; aber der große Wurf ist noch nicht gelungen. In neuester Zeit bot der überaus rührige „St. Stefansverein" seinen Mitgliedern eine umfassend angelegte, preisgekrönte „Geschichte der römisch-katholischen Kirche in Ungarn" von dem Theologie-Professor Dr. Ludwig Balics. Das Werk ist in magyarischer Sprache geschrieben und es sind von demselben bisher zwei Theile in drei Bänden erschienen; der erste Theil wurde im Jahre 1885, der zweite im Jahre 1890 in zwei Bänden veröffentlicht. Die bisher erschienenen Bände umfassen den Zeitraum von 1000 bis 1301, also die Zeit der Arpaden-Könige, und bieten dem Leser eine reiche Fülle des lehrreichen Stoffes in meist entsprechender Form. Das Werk verdankt sein Erscheinen einem Preisausschreiben des St. Stefansvereines, der für das große gebildete Publikum eine Geschichte der katholischen Kirche in Ungarn „auf Grund der neueren gründlichen Quellenforschungen" verlangte, zuerst bloß mit Bezug auf das erste Jahrhundert der ungarischen Kirche, dann fortsetzungsweise bis zum Ausgange des 13. Jahrhunderts. Hoffentlich wird die in Aussicht gestellte Weiterführung des Werkes, zunächst bis zur Reformation, nicht lange auf sich warten lassen.

Dem Verfasser war keine leichte Aufgabe gestellt; denn er hatte in mancher Beziehung wegen Mangel an tauglichen wissenschaftlichen Vorarbeiten ein nahezu brachliegendes Feld zu bearbeiten. Mit Ausnahme der Erzdiöcese Gran und der Bisthümer Großwardein und Csanad fehlten den übrigen Diöcesen Ungarns in den meisten Fällen sogar die ersten wissenschaftlichen Vorbereitungen zur Schaffung der nothwendigen Diöcesangeschichten. Desgleichen entbehrt man schmerzlich eine gründliche und ausführliche Darstellung des kirchlichen Ordenswesens. Ungarn besaß deßhalb, wie gesagt, bisher keine allgemeine, auf gründlichen Quellen- und Literaturstudien aufgebaute Geschichte der katholischen Kirche des Landes. Die einzige größere Arbeit dieser Art, die „Ungar. Kirchengeschichte" von Lanyi erschien

vor vierzig Jahren und obgleich dieselbe 1865 von dem tüchtigen Gelehrten, dem Graner Domherrn Ferdinand Knauz, in neuer, verbesserter und umgearbeiteter Ausgabe wieder veröffentlicht wurde, so konnte der Bearbeiter dennoch die zahlreichen Lücken und Mängel des veralteten Buches nicht beseitigen.

In neuerer Zeit (1878) hatte der seither verstorbene ungarische Historiker, Bischof Michael Horvath, unter dem Titel: „Das erste Jahrhundert des Christenthums in Ungarn" eine umfassendere kirchenhistorische Monographie veröffentlicht, deren Inhalt mit dem des ersten Bandes von Dr. Balics übereinstimmend ist, wiewohl die beiden Autoren in Auffassung, Beurtheilung und Darstellung einzelner wichtiger Ereignisse von einander abweichen. Die Schrift Horvaths hat jedenfalls den Vorzug stilistischer Vollendung und mehr gelungener Gruppirung und Abrundung des Stoffes für sich; leidet jedoch an einer übertriebenen Skepsis, sowie an der liberalisirenden Auffassung kirchlicher Personen und Verhältnisse. Dr. Balics verdient in dieser Beziehung keinen Tadel.

Was nun insbesondere die Eintheilung in dem Werke des Dr. Balics anbelangt, so bildet der erste Band ein abgeschlossenes Ganzes, welches sowohl die äußerlichen Schicksale wie auch die inneren Verhältnisse der katholischen Kirche und des christlichen Lebens der Zeit von 1000—1095 darstellt. Der zweite Theil des Werkes umfaßt zwei Bände, von denen der eine die äußere Geschichte der Kirche bis 1301 fortführt, während der andere sich ausschließlich mit der umfassenden Schilderung der innerkirchlichen Institutionen, deren Wirksamkeit und des gesammten christlichen Wesens und Lebens im damaligen Ungarn beschäftigt. Der Standpunkt des Verfassers ist ein streng katholischer, doch ohne Befangenheit und Vorurtheile, keineswegs blind für die wirklichen Gebrechen in der eigenen Kirche. Dabei ist Balics bemüht, die ungarische Theilkirche stets als ein organisches Glied der katholischen Gesammtkirche darzustellen, weshalb er auf den pragmatischen Zusammenhang der Special- mit der kirchlichen Universalgeschichte überall gebührende Rücksicht nimmt. Auf politischem Gebiete, wo er dasselbe streift, ist sein Blick zuweilen weniger ungetrübt, seine Urtheile minder objektiv, von nationalistischer Einseitigkeit nicht frei.

Dr. Balics hat seinen Gegenstand fleißig und zumeist aus den Quellen selbst studirt; er ist auch der einschlägigen in- und ausländischen Literatur eifrig nachgegangen, obgleich in Bezug auf die strenge Kritik der Geschichtsquellen sowie hinsichtlich der ausreichenden und systematischen Benützung der nicht magyarischen kirchengeschichtlichen Literatur so mancher berechtigte Wunsch unerfüllt geblieben ist. Da jedoch nach der Versicherung des Verfassers eine Neubearbeitung der vorliegenden zwei Theile schon in naher Zukunft gehofft werden darf, so dürfte hierbei auch in dieser Beziehung das Versäumte nachgeholt werden. Die historische Erzählung ist im Allgemeinen fließend, klar und anziehend; dennoch drängt an manchen Stellen die im Magyarischen so leidige Neigung zu rhetorischen Floskeln und pomphaften Phrasen sich unliebsam hervor; auch stört zuweilen die Verlegung der polemischen und kritischen Auseinandersetzungen mitten in den Fluß der geschichtlichen Darstellung. Alle diese Mängel verhindern uns jedoch nicht, das Werk des Dr. Balics mit aufrichtiger Freude zu begrüßen: sehen wir doch darin den ernsthaften Versuch, einem langempfundenen Bedürfnisse in ziemlich befriedigender Weise zu entsprechen.

Für den weitern Kreis der Leser, auch außerhalb Ungarns, gestatten wir uns aus der ältesten Zeit der ungarischen Kirche einige historisch bedeutsame Fragen und Angelegenheiten hier in Kürze und mit Rücksicht auf deren übliche Auffassung von Seite der deutschen Historik hervorzuheben und zu besprechen.

Wie schon angedeutet, erfolgte die erste Anregung zur Wiederbelebung christlichen Lebens in Ungarn von griechischer Seite her; die eigentliche Einführung des Christenthums unter den Magyaren bleibt das unsterbliche Werk und Verdienst deutscher, böhmischer und italienischer Missionäre unter persönlicher Einwirkung und Mitbetheiligung des ersten christlichen Königs des Landes, des heil. Stefan.

Die Bekehrung der Magyaren zum Christenthum begann allerdings bereits vor der Thronbesteigung des heil Stefan. Den entscheidenden Anstoß hiezu gab die Schlacht auf dem Lechfelde, 10. August 955, wodurch die Magyaren von jedem weiteren Einfalle in das deutsche Reich abgeschreckt und gezwungen wurden, nicht nur in ihrem Lande zu bleiben, sondern auch

besorgt sein mußten, daß diesem Lande und ihnen selber die Vernichtung ernstlich drohe, falls sie nicht Mittel und Wege finden, sich mit der abendländischen Sache und mit der Christenheit überhaupt auf friedlichen Fuß zu setzen. Die Bekehrung der Magyaren wurde ohne Zweifel erleichtert durch das Vorhandensein zahlreicher christlicher Kriegsgefangener im Lande, andererseits aber ungemein gefördert durch die guten Beziehungen, welche unter dem Großfürsten Geisa, dem Vater des hl. Stefan, zwischen Ungarn und Deutschland eingetreten waren.

Kaiser Otto I. beschäftigte sich noch am Abende seines Lebens mit dem Gedanken der Christianisirung des magyarischen Volkes und diesem Gedanken entsprach die Entsendung des Bischofs Bruno von Verdun (972) an den jungen Großfürsten Geisa. In dem kaiserlichen Geleitschreiben an den Bischof Piligrim von Passau wird Letzterer aufgefordert, den Sendboten des Kaisers mit allem Nöthigen reichlich zu versehen, und ihn unter sicherem und anständigem Geleite bis an die ungarische Grenze führen zu lassen. „Denn Wir senden ihn dahin, in das Land der Magyaren, damit er deren König je eher unserer Absicht geneigt mache. Deshalb trage Sorge dafür, daß diese Botschaft in der vorsichtigsten Weise vollzogen werde; denn wenn unser Wunsch sich glücklich erfüllt, so wird das sowohl für Dich als auch für die Deinigen von großem Nutzen sein“.

Dieser Sendung des Kaisers ist es wohl zuzuschreiben, daß der magyarische Großfürst Geisa schon im nächsten Jahre durch eine Gesandtschaft mit Geschenken den Kaiser an seinem Hoflager in Quedlinburg begrüßte. Auch datirt sich wohl von daher eine nähere Verbindung des Passauer Bichofs Piligrim mit den Magyaren.

Ueber die Absichten dieses Bischofs und seine Bekehrungsthätigkeit bei den Magyaren bestehen in der historischen Literatur einander schroff gegenüberstehende Meinungen. Seit der unzweifelhaft sehr instruktiven Schrift Ernst Dümmlers „Piligrim von Passau und das Erzbisthum Lorch“ (Leipzig, 1854) gilt dieser Passauer Bischof Piligrim bei Vielen als ein ehrgeiziger, herrschsüchtiger Fälscher, der durch unterschobene päpstliche Bullen sich das erzbischöfliche Pallium und dem „Erzbisthum Lorch“

die kirchliche Jurisdiktion über ganz Pannonien verschaffen und sichern wollte.

Diese Anschauung über den Bischof Piligrim theilen auch die Ungarn Ferdinand Knauz und Michael Horvath, ebenso wird diese von bedeutenden österreichischen Historikern der Gegenwart wie Dr. v. Krones, Dr. A. Huber, gebilligt. Wenn Letzterer in seiner Geschichte Oesterreichs (Gotha, 1885) I, 144 bemerkt, daß die Gründe, welche Dungel („Die Lorcher Fälschungen" im Archiv für österr. Geschichte, XLVI 235—295) zu Gunsten Piligrims vorbringt, ihm „nicht beweisend erscheinen": so hätte er denn doch mindestens den Versuch einer Widerlegung nicht scheuen sollen. Uebrigens hat schon im Jahre 1867 (im „Katholik") Mittermüller in seiner Abhandlung: „War Bischof Piligrim von Passau ein Urkundenfälscher"? gegen Dümmler Stellung genommen und Dr. Karl Schrödl in seiner „Passavia Sacra" weist die Anschuldigungen mit guten Gründen zurück. Der Autor der neuesten Kirchengeschichte Ungarns, Dr. Balics, will sich in diesen Streit der Meinungen nicht mengen; aber er lehnt die harten Urtheile über Piligrim ab und beruft sich auf die Urtheile der Zeitgenossen und der Nachwelt über den am 20. Mai 991 verstorbenen Bischof, über dessen zwanzigjährige ruhm- und segensreiche Regierung „alle alten Nachrichten voll seines Lobes" sind.

Gesteht doch auch Dr. v. Krones („Geschichte Oesterreichs" I, 590), daß Bischof Piligrim von Passau „ein hochsinniger und hochstrebender Kirchenfürst" gewesen, den „das Nibelungenlied mit den burgundischen Helden und dem Hunnenkönige Etzel in sagenhafte Verbindung setzt, den die letzten Ottonen mit Gunstbezeugungen überhäuften und dessen ganze Lebensthätigkeit dahin zielt, Passaus Ansehen obenan zu bringen". Und diesem „mit aller Klugheit und Weisheit ausgerüsteten Mann," der ob seines Lebenswandels als heiligmäßig verehrt wurde, legen die modernen Historiker nicht nur den Schimpf der „Urkundenfälschung" zur Last, sondern sie beflecken seinen Charakter auch durch den Vorwurf kleinlicher Eifersucht und Gewaltthätigkeit gegenüber anderen eifrigen Missionären, namentlich gegen den deutschen Einsiedler Wolfgang.

Dieser glaubensbegeisterte Schwabensohn kam im Jahre 971

als Missionär zu den Magyaren, wo er das Wort Gottes mit Eifer, doch ohne besonderen Erfolg predigte. Bischof Piligrim bedauerte die vergebliche Mühe und berief den frommen Mönch, den er zu höheren Aufgaben berufen glaubte, vom unfruchtbaren Werke zurück. Eine zweifelsüchtige Kritik erblickt auch darin eine tadelnswerthe That des ehrsüchtigen Bischofs, der in dem einfachen Mönche angeblich einen gefahrdrohenden Rivalen befürchtet habe. Dr. Balics spricht sich mit Recht gegen solche unbegründete Auffassung aus.

Erfolgreicher als der welt- und menschenunkundige, einfache Mönch aus dem stillen Waldkloster Einsiedeln war des welterfahrenen klugen Bischofs von Passau Wirken im Dienste des christlichen Bekehrungswerkes. Wohl in Folge der Anknüpfung durch den Sendboten Otto I. und getrieben vom eigenen Eifer und Pflichtgefühl nahm Bischof Piligrim selber die Christianisirung der Magyaren in Angriff. Die Neigung des magyarischen Großfürsten und seiner Umgebung kam dem Bischofe dabei ebenfalls zu statten. Aus einem Briefe desselben an Papst Benedikt VII. von 974 erfahren wir, daß er den Ungarn auf ihre Bitten Weltpriester und Mönche zugesendet, die fünftausend edle Magyaren beiderlei Geschlechts im katholischen Glauben unterrichtet und getauft hätten. „Die Ungarn legten diesen Priestern kein Hinderniß in den Weg, zu reisen, wohin sie wollten. So sei es gekommen, daß fast die ganze ungarische Nation bereit sei, den heiligen Glauben anzunehmen.“

Wenn dabei Bischof Piligrim der zahlreichen Christen unter den Kriegsgefangenen gedenkt, welche von den Magyaren aus allen Weltgegenden herbeigeschleppt worden waren, und erzählt, daß diese ihre Kinder, die sie vorher nur heimlich dem Herrn weihen durften, jetzt um die Wette ohne Furcht zur Taufe bringen können und Alle sich glücklich preisen, weil man ihnen nach christlicher Art Gotteshäuser zu erbauen gestattet: so zeugt diese Erzählung ebenso für den bedeutsamen Umschwung in der Gesinnung und Haltung der Magyaren gegenüber dem Christenthum und seinen Bekennern, wie diese Mittheilungen des Passauer Bischofs, die auch durch andere Zeugnisse bestätigt werden, nur zu Gunsten der Wahrhaftigkeit

eines Mannes sprechen, den man als ehrsüchtigen Fälscher und Betrüger darzustellen sich bemüht hat.

Daß Piligrim in demselben Schreiben an den Papst verlangt, der Papst möge mehrere Bischöfe weihen und sie ihm, als dem Erzbischofe von Lorch, unterordnen, wie das auch zur Zeit der Römer und Gepiden der Fall gewesen sei: findet bei Dr. Balics unserer Ansicht nach die zutreffende und gerechte Beurtheilung. „Wenn Piligrim", sagt er (I, 228), „bemüht war, in Ungarn das Christenthum zu verbreiten und gemäß der mittelalterlichen Rechtsgewohnheit, daß wer irgend eine Nation bekehrt, zugleich auch die kirchliche Jurisdiktion über sie gewinne, Piligrim nach dieser Oberhoheit bestrebt war: so kann man ihm dies um so weniger verübeln, als er seine Rechtsansprüche auf geschichtliche Denkmäler zu stützen strebte. Wo Einer säet, da will er auch ernten".

Die Bemühungen Piligrims hatten keinen nachhaltigen Erfolg. Man bringt dies unseres Erachtens ganz richtig mit zwei Umständen in Verbindung. Der eine war der im Jahre 974 zwischen Kaiser Otto I. und dem Bayernherzog Heinrich ausgebrochene Krieg, bei welchem Streite Bischof Piligrim der Partei des Kaisers getreu geblieben war, indessen der bayerische Herzog die Magyaren als seine Verbündeten herbeirief. War schon dadurch das gute Einverständniß zwischen Piligrim und den Magyaren gestört, so erlitt dasselbe noch einen härteren Stoß durch das aufgetauchte und wachsende Mißtrauen des magyarischen Großfürsten und seiner Umgebung gegenüber den Bemühungen des Passauer Bischofs, Ungarn seiner oberhirtlichen Jurisdiktion zu unterwerfen. Der seit 976 bestellte Markgraf in Oesterreich dehnte ja durch seine Eroberungen nach Osten hin zugleich das Gebiet des Passauer Bisthums aus. Mit der kirchlichen Unabhängigkeit war zugleich die politische Selbständigkeit der Magyaren bedroht.

Dieser letztere Umstand trug wohl am meisten dazu bei, daß die Magyaren den Missionsbestrebungen christlicher Priester und Mönche kein Hinderniß bereiteten, ja selbe sogar herbeiriefen; daß sie aber jede weitere Ingerenz einer geistlichen Obergewalt, mochte sie von Passau oder von Prag durch den hl. Adalbert ausgehen, von sich fern zu halten oder abzulehnen

wußten. Auf solche Weise wurde das kirchliche Gebiet zu selbständigen Neuschöpfungen frei erhalten.

Der Großfürst Geisa, Stefans Vater, war noch Heide oder hatte doch kaum den Schatten des Christenthums auf sich genommen, obgleich seine beiden Gemahlinen (die erste Sarolta, die zweite die polnische Adelheid) als eifrige Christinen bezeichnet werden. Sein Sohn Vojk oder Wajk, nach der Taufe Stefan geheißen, wurde der eigentliche Bekehrer seines Volkes. Dr. Balics nimmt es als gewiß an, daß der hl. Adalbert, der seit 984 wiederholt Missionäre nach Ungarn gesendet habe und auch persönlich dort gewesen sei, auch den Großfürsten Geisa und dessen Sohn getauft habe. Diese legendarische Ueberlieferung unterliegt jedoch noch manchen Zweifeln. Unstreitig erscheint aber, daß die eheliche Verbindung Stefans mit Gisella, der Tochter des Bayernherzogs Heinrich, zur Beschleunigung des Bekehrungswerkes ebenso viel beigetragen, als sie die freundlichen Beziehungen Ungarns zu Deutschland gefestigt und so das bisher fremde Magyarenvolk in die Reihe der christlichen Völker Europas eingeführt hat.

(Schluß folgt.)

## LVIII.

# Zeitläufe.

### Die Wahl des Fürsten Bismarck in den Reichstag.

Den 24. April 1891.

Am 16. April, dem zwanzigsten Geburtstag der Reichsverfassung, ist der ehemalige Kanzler im 19. Hannover'schen Wahlkreise, einem fast ausschließlich protestantischen Bezirke, in der Wahl gestanden. Das nationalliberale Comité in Geestemünde hatte die Wähler auf die hohe Ehre und Auszeichnung aufmerksam gemacht, „den Begründer des Deutschen Reichs, den größten Staatsmann des Jahrhunderts und aller Zeit", wählen zu dürfen. In der That ist der Fürst mit einem socialdemokratischen Cigarrenmacher in die Stichwahl gekommen. Schon ein solches Gegenüber hätte vor zwanzig Jahren allerdings auch noch Niemand für denkbar gehalten.

Es war den Nationalliberalen im Wahlkreis nahegelegt worden, daß es die Pflicht eines jeden „deutschen Mannes" sei, Alles aufzubieten, damit der Fürst schon gleich im ersten Wahlgang Sieger bleibe. Anstatt dessen kam er mit erheblich weniger Stimmen der Nationalliberalen, als ihr Candidat bei der Wahl vom vorigen Jahr auf sich vereinigt hatte, in die Stichwahl mit dem Cigarrenmacher. Der nationalliberalen Parteileitung in Berlin war bei der Sache von vorneherein nicht ganz wohl gewesen, und sie hatte sich nur zu dem

Beschluß erschwungen, daß keiner ihrer deutschen Männer eine andere Candidatur unterstützen dürfe; mehr könne sie nicht thun, da die Bewerbung Bismarck's keine Partei-Candidatur sei. Gemäß diesem schlauen Vorwand konnte man sich auch der Stimmgebung enthalten, ohne sich an der Partei zu versündigen.

Auf diese Umstände deutet das Hamburger Sprachrohr des vorläufigen Siegers über den Cigarrenmacher selber hin, wenn es bemerkt: „Was sonst noch an dem Wahlergebniß auffällig bleibt, darf getrost auf die scheue Besorgniß zurückgeführt werden, mit welcher in einigen Kreisen vor dem welthistorischen Moment zurückgeschreckt wird, wo der Begründer des Deutschen Reichs zum ersten Male als Abgeordneter in derjenigen Körperschaft erscheint, die ohne das Walten seiner starken Hand sich schwerlich ihres Daseyns erfreuen würde."

Kommt nun der Fürst, wie wohl nicht zu zweifeln ist, bei der Stichwahl durch, so hat er dieß den „freisinnigen" und welfischen Wählern, welch letztere übrigens seit der vorjährigen Wahl mehr als tausend Stimmen gewonnen haben, zu verdanken. Beide haben ihm durch den ersten Wahlgang ein gründliches Mißtrauensvotum gegeben, dürften es aber bei der Stichwahl vorziehen, sich lieber der Wahl zu enthalten, als für den socialdemokratischen Cigarrenmacher zu stimmen. Jedenfalls würde der Fürst nur ihr Begnadigter seyn: dieses eigenthümliche Schauspiel bietet er der Welt in dieser Stichwahl.

Es hat nicht an eifrigen Verfechtern seiner Candidatur gefehlt, welche der Meinung waren, eine solche Stichwahl wäre eine Bloßstellung, freilich nicht, wie sie sagen, für die Person, sondern für das Volk; denn „bei einem Volke mit ausgebildetem Nationalgefühl würden die Wahlbezirke wetteifern, ihn zu wählen, und jeder Wähler würde stolz seyn, durch seine Stimme einen geringen Tribut der Dankbarkeit abtragen zu können." In demselben nationalliberalen Lager

waren aber Andere, und vielleicht die Mehrheit, wieder der Ansicht, daß die Bismarck'sche Candidatur „schlechtweg ein Unglück" sei. So sagte der Professor Dr. Delbrück in den „Preußischen Jahrbüchern" kurz und gut: „Eine Blamage für das deutsche Volk, wenn er durchfällt, ein Unheil, wenn er gewählt wird!"

„Es ist sehr leicht, sich auf den abstrakten Standpunkt zu stellen und zu sagen: man kann den größten Staatsmann der Epoche doch nicht von der Volksvertretung ausschließen wollen. Die Antwort ist: allerdings ist er von der Volksvertretung auszuschließen, denn da gehört er nicht hin. Er gehört nicht dahin seinetwegen, und er gehört nicht dahin Deutschlands wegen. Er ist noch immer groß genug, daß er jede Regierung lahmlegen kann, wenn er will. Was dann? Wer die Regierung stürzt, muß eine neue errichten. Soll der Fürst Bismarck etwa auf diesem Wege in's Regiment zurückkehren? Unmöglich. Das will er selbst nicht; das wäre der Umsturz der monarchischen Verfassung in Deutschland. Nehmen wir aber an — wie's ebenfalls nicht unmöglich ist — die Regierung schlüge seine Angriffe siegreich ab. Welch' ein trauriges Schauspiel! Welches Ende für diesen Mann! Welch' schimpfliche Scenen würde die deutsche Geschichte zu verzeichnen haben!" [1])

Der Fürst hat von vorneherein eine Ausnahmestellung im Reichstag für sich in Anspruch genommen. Die anderen Mitglieder, welche die ewige Beschlußunfähigkeit der Sitzungen herbeizuführen pflegen, sagen das nicht zum voraus; er aber erklärte offen, nur in bestimmten Fällen kommen zu wollen. Aber wann? Wenn es gilt, dem jungen Kaiser und seiner Regierung zuzurufen: Hand weg von meinen Schöpfungen! Es war ganz im Geiste des Gefeierten, wenn der Sybel-

1) Ueber die beiden Meinungen s. Arendt's „Deutsches Wochenblatt", Berlin, vom 9. April d. Js. S. 169 ff.





Schüler Maurenbrecher zu Leipzig in seiner Geburtstagsrede auf Bismarck ausrief: „Ich halte es ganz besonders für eine sittliche und patriotische Pflicht des akademischen Lehrers der Geschichte, dem deutschen Kaiser immer wieder zu sagen: Was Du bist, bist Du durch das Werk Bismarck's, das deutsche Reich, das deutsche Kaiserthum ist ein Geschöpf, ein Produkt der Bismarck'schen Staatskunst." Und das national-liberale Organ seines Wahlkreises hat aus der Seele des Herrschgewaltigen herausgelesen: „Sollte Fürst Bismarck wirklich die Wahl annehmen und als Abgeordneter im Reichstag auftreten, dann kann sich die jetzige deutsche Regierung nur in's Mauseloch verkriechen: wie Zwerge werden dann die Herren am Regierungstische dasitzen, und vor aller Welt wird wieder das Bild der einstigen Größe Deutschlands aufsteigen".[1])

Selbstverständlich hat sich die Frage erhoben nach den besonderen Fällen, die das Erscheinen des neuen Abgeordneten im Reichstag veranlassen könnten, und man hat zunächst auf die auswärtige Politik gerathen, die ja stets den Schwerpunkt seiner Thätigkeit gebildet habe. Bekanntlich ist er auch eben jetzt in schweren Sorgen wegen „Abbruchs der Brücken nach Rußland". Zwar hat er im Reichstag einmal gesagt: „die auswärtige Politik sei ein Handwerk, das die Oeffentlichkeit nicht vertrage, und wer nicht mitten in den Geschäften stehe, der könne auch nicht mitreden". Der Reichstag hat sich das gesagt seyn lassen, und seit vielen Jahren keine Ausforschung des Fürsten gewagt. Aber als Exkanzler ist er über seine Diplomatie doch gesprächiger geworden. Erst noch am 14. d. Mts. hat er an den Vorstand des Kieler „Conservativen Vereins" eine Rede gehalten

1) Aus dem „Weserboten" s. Berliner „Germania" vom 5. April, vgl. Nummer vom 8. April d. Js.

über die Frage: was conservativ sei? und dabei eine merkwürdige Erklärung über das Jahr 1866 gegeben, von der auf den ersten Blick mit Bestimmtheit nicht zu ersehen ist, wozu und warum?

„Wir hatten und haben ja auch als Preußen ein besonderes Nationalgefühl, ursprünglich eine Abzweigung vom großen deutschen. Im Grunde hat es nicht mehr Berechtigung, als der specifische Patriotismus deutscher Staaten. Es verstand sich für mich von selbst, daß ich dieses preußische Bewußtseyn, in dem ich aufgewachsen war, sehr lebhaft empfand; sobald ich aber überzeugt war, daß das preußische Nationalgefühl der Ambos sei zum Zusammenschmieden der anderen, habe ich aufgehört, einseitig preußische Ziele zu verfolgen.“ Man wird nicht fehlgehen, wenn man diese auffallende Erklärung, wie er „deutsch-national“ geworden sei, in Beziehung auf eine jüngst erst bekannt gewordene Aeußerung gegenüber dem Prinzen Jerome Napoleon vom Frühjahr 1866 bringt. Auf dessen Anregung: „Geben Sie uns das Rheinufer!“ erwiderte Herr von Bismarck: „Mir wäre es am Ende gleichgültig, mir liegt nichts am Rhein. Ich bin nicht Deutscher, ich bin Preuße, bin Wende. Sie müssen mich nicht mit einem Heidelberger Professor verwechseln. Aber ich kann nicht thun und lassen, was ich will. Niemals wird die öffentliche Meinung zugeben, daß wir auch nur ein einziges deutsches Dorf an Frankreich abtreten.“

Seit einem Monat hat man vergebens auf die Zurückweisung dieser Angaben des „rothen Prinzen“,[1]) gewartet. Sie passen auch vollständig in die bekannten „dilatorischen Ver-

---

1) Aus der Tagebuchs-Aufzeichnung des Marquis de Villeneuve im Pariser „Figaro“, abgedruckt in der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 28. März d. Js.

handlungen", bei denen es sich schließlich um Belgien handelte, und nun hat der Exkanzler die Richtigkeit indirekt selbst bestätigt. Prinz Jerome berichtete aber noch von einer anderen kennzeichnenden Aeußerung. Auf seine Bemerkung, warum er denn mit dem Kaiser Napoleon nicht ebenso offenherzig gesprochen habe, wie mit ihm? antwortete Herr von Bismarck: „Mit Ihrem Kaiser, Prinz? Sie wissen doch am besten, daß das ein altes Weib ist. Ich habe ihm tausend Vortheile angeboten, aber er kommt aus den Zweifeln niemals heraus, redet immer von seiner Liebe zum Frieden, von Gerechtigkeit, von Rechten der Völker, von — Albernheiten".

Im Reichstag auf ein politisches Gewissen, das er hienach nicht hat, examinirt zu werden, besorgt das neue Mitglied von Geestemünde wohl nicht, soweit nämlich der Erfolg ihm zur Seite steht und vorhält. Er ist augenscheinlich viel mehr auf den Angriff, als auf die Vertheidigung eingerichtet. Das bedeutet die Angabe, daß er an die Spitze einer neuen „Wirthschaftspartei" treten werde, unter dem Titel: „Schutz der nationalen Arbeit". Um Grundsätze handelt es sich da nicht, sondern nur um das nackte Interesse, und das Material für die neue Partei ist reichlich vorhanden. Es gehören dazu alle die Kreise, welche die Interessen von Landwirthschaft und Industrie gefährdet glauben, und in dem deutsch-österreichischen Zollvertrag den Beginn des Abweichens von der Bahn der bisherigen Wirthschaftspolitik erblicken, wie der Exkanzler selbst. In der That wäre für ihn an der Spitze dieser Großgrundbesitzer und Großindustriellen sein natürlicher Platz; denn er ist beides in eigener Person, und vergißt niemals auf seine Tasche. „Vom Einzelinteresse Opfer für das Ganze": hat kürzlich der junge Kaiser gesagt;[1]) „Opfer

1) „Zeitläufe" dieser Blätter vom 12. März ds. Js.



vom Ganzen für das Einzelinteresse": fordert das Programm einer solchen Wirthschaftspartei. Es kann interessant und auferbaulich werden.

„Quieta non movere, was ruhig liegt, nicht stören, das ist ächt conservativ": diese Verhaltungsmaßregel hat der Fürst in seiner Ansprache an die Kieler Herren ausdrücklich auf die Regierung Wilhelm's II. bezogen. Er meint, Alles, was er geschaffen und eingeführt hat, sei unangetastet stehen zu lassen, es sei denn, daß ihm diese oder jene seiner Schöpfungen selber nicht mehr taugt. In diesem Falle ist es ihm immer unbedenklich gewesen, von seinen eigenen Thaten sich wegzuläugnen, so von der frühern Wirthschaftspolitik, vom ganzen Culturkampf, neuerlich noch vor der Colonialpolitik im Einverständniß mit England. Das Unglaublichste aber hat er doch erst jüngst durch die Verläugnung des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes geleistet, dieses Unglücksgesetzes, dessen Entwurf er als seine eigenste Arbeit in Anspruch genommen und dem greisen Kaiser eingeredet hat, das sodann nur durch seinen übermächtigen Einfluß auf die preußisch Conservativen — und schließlich auf eine Handvoll Herren aus dem Centrum, — im Reichstag durchgedrückt worden ist: die gerühmte „Krönung" seiner Spezialreform! Und warum will er jetzt für das Gesetz nicht mehr verantwortlich seyn?

Der frühere Abgeordnete in dem Wahlkreis des Fürsten hatte sich um dieses Gesetz eifrig bemüht und dann auch ein Amt bei der Versicherungsanstalt angenommen. Gerade deßhalb konnte er an eine Wiederwahl nicht denken, weil „das Gesetz überall Zorn und Widerwille erregte." [1]) Der fatale Umstand ist in Friedrichsruh nicht unbeachtet geblieben, und eben zu rechter Zeit verbreitete die Presse aus dem neuesten Posch-inger'schen Bande die Nachricht, daß dem Exkanzler an dem

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 9. März ds. Js.



Gesetze eigentlich nichts gelegen gewesen. und daß er es jedenfalls in populärerer Gestalt gewollt habe. „Bismarck's Interesse an der Sache war allerdings nicht mehr das ursprüngliche von dem Augenblicke an, wo dem Arbeiter Beiträge zu einer Altersversicherung zugemuthet wurden; er hatte eine Versorgung auf Staats- und Reichskosten in Aussicht genommen und empfohlen, die Mittel dazu eventuell aus dem Tabaksmonopol zu nehmen. Die von ihm erstrebte politische Wirkung war nur durch Gratisversorgung zu erreichen; Lohnabzüge im 17. Jahre behufs knapper Pension nach einem halben Jahrhundert lagen nicht in dem Plan, der ihm bei seiner Initiative vorschwebte".

Mit Recht bemerkte die „Weserzeitung" in Bremen: „Einer Mystifikation ohne Gleichen in der Weltgeschichte verdanken wir also, wenn wir Herrn Poschinger glauben, eine Einrichtung, deren verhängnißvolle und unberechenbare Tragweite auch die Freunde des Staatssocialismus nicht verkennen, die das Land mit einer Jahresausgabe von Hunderten von Millionen belastet, die einen ungeheuren Verwaltungsapparat nothwendig macht und die ganze Nation auf alle Zeit zu einer strengen Beachtung immer wiederkehrender kleinlicher und ärgerlicher Formalitäten zwingt. Welche Wohlthat hätte Fürst Bismarck seinem Volke erwiesen, wenn er seine Ansicht etwas früher kundgegeben hätte!" [1]) Ohne Zweifel wird der Vorfall damit nicht beruhen, und wird der Abgeordnete von Geestemünde im Reichstage zur Aufklärung der verblüffenden Widersprüche aufgefordert werden.

Fast zu gleicher Zeit hat sich der Fürst noch eine andere Suppe eingebrockt, die zwar zunächst vor den preußischen Landtag gehört, aber unfraglich auch im Reichstag ausgelöffelt

---

1) Berliner Correspondenz der „Augsburger Postzeitung" vom 15. April ds. Js.

werden muß. Er selbst hat die ärgerliche Frage wegen gewisser Verwendungen aus dem Welfenfond durch die Klatschereien von Friedrichsruh aufgerührt und es war einer von den Racheakten, die zahlreich gegen ihn zum Himmel schreien. Weil der Minister, den er als seinen brauchbarsten Mitarbeiter gefördert und hoch gehoben hatte, nicht mit ihm den Abschied genommen, sondern in der neuen Regierung seine Stellung behauptet hat, deshalb wurde die Enthüllung in's Publikum gestreut, daß dieser Minister wegen finanzieller Schwierigkeiten seine Entlassung hätte nehmen müssen, wenn ihm nicht sein Vorgesetzter, der Fürst, die erforderliche Summe von königlicher Gnade verschafft hättte. Der Pfeil ist auf den Schützen zurückgeprallt; denn Jedermann rieth auf den Welfenfond, für dessen Verwendung gerade der Kanzler selbst verantwortlich war.

So wäre gleich von vornherein mehr als Ein Anlaß gegeben, den „welthistorischen Moment" des Bismarck'schen Eintritts in den Reichstag zu einem welthistorischen Skandal zu gestalten. Schon als er noch im Amte war, hat sich das Wort verbreitet: „Es gelingt nichts mehr"; und seitdem scheint der „Bismarck'sche Opportunismus" sein Geschick gänzlich eingebüßt zu haben. Was es um diesen Opportunismus sei, hat das Berliner Pastorenblatt also verdeutscht: „Was Principien! was Recht! was Wahrheit! Dient es zu meinen Zwecken, so geschieht es". Das sei vielleicht nothwendig gewesen, meint das Blatt, für den Geburtsakt des Deutschen Reichs, aber es sei auch hohe Zeit gewesen, daß der junge Kaiser „seinem Volke gegenüber sich wieder auf den Standpunkt des Gewissens stellte":

„Es ist keine Frage, daß die Handhabung des Opportunismus mit seiner Geringschätzung der sittlichen Principien auch auf dem privaten, socialen, sittlichen und wirthschaftlichen Leben verderblich gewirkt hat. Wo findet man heute noch wirklichen, zurückhaltenden

Respekt vor den sittlichen Principien, vor der sittlichen Weltordnung und der Autorität? Der Opportunismus ist nichts Anderes, als eine Anwendung der materialistischen Weltanschauung auf die Politik — und das ist unsere Schwäche der Socialdemokratie gegenüber, die auf demselben nur nach einer anderen Seite gerichteten Standpunkt steht".[1])

Der Herr Pastor hat recht: das Treiben des rand- und bandlos gewordenen Exkanzlers und seines verblendeten Anhangs droht „an die Wurzeln der Monarchie zu greifen".

## LIX.

## Zwei berühmte Schotten auf dem Festlande.

### I. Abt Ninian Winzet in Regensburg.

In Band 103 S. 27—39 brachten wir den ersten Theil der vom Rev. Dr. James King Hewison auf der westschottischen Insel Bute im Auftrag Scottish Text Society besorgten Ausgabe der Schriften des gelehrten Humanisten, Theologen und Vertheidigers der katholischen Kirche, Ninian Winzet, zur Anzeige. Auf Grund der von Hewison neuaufgefundenen Urkunden, welche die in meiner Geschichte der katholischen Kirche in Schottland dargebotenen Notizen ansehnlich ergänzen, gelangte auch die segensreiche Thätigkeit zur Sprache, welche Winzet, durch den für das Wohl der deutschen Kirche innigst besorgten

1) Aus dem „Reichsboten" in der Berliner „Germania" vom 8. April ds. Js.

Papst Gregor XIII. zum Abt des Schottenconvents in Regensburg berufen, von 1577 — 1592 in der letzteren Stadt entfaltet hat.

Soeben ist der zweite Theil der Schriften Winzets durch Hewison an's Licht gestellt worden. Zu besonderem Schmuck gereicht der Schrift die photolithographische Abbildung der Grabplatte des berühmten Schottenabtes zu St. Jakob in Regensburg. Sie stellt ihn dar im Brustbilde, mit Mitra, Stab und Evangelienbuch. Der gelehrte Verfasser hat keine Mühe gescheut, um die Ausgabe so vollkommen als möglich zu gestalten. Die Bibliotheken und Archive zu Antwerpen, Brüssel, Venedig, Rom, Mailand, Monte Cassino, Paris, München und Regensburg wurden von ihm persönlich besucht und durchforscht. Neben dem Vatikanischen Archiv war es das Reichsarchiv in München, welchem er die meisten der hier mitgetheilten ungedruckten Urkunden entlehnen konnte. Ein Dokument spendete die Kreisbibliothek in Regensburg. Daran reihen sich vier Briefe des damals in München lebenden Jesuiten Robert Turner, welche der 1615 in Köln erschienenen Briefsammlung des letzteren entlehnt wurden. [1])

---

1) Certain Tractates together with the Book of Four Score three Questions and a Translation of Vincentius Lirinenzis by Ninian Winzet. Edited with Introduction, Notes and glossarial Index by James King Hewison, M. A. F. S. A. Scotl. Minister of Rothesay. Vol. II. Printed for the Society by William Blackwood and Sons. Edinburgh and London. MDCCCXC. 8 (XXXIII 203). Vincentius Lirinensis of the Nation of Gallis for the Antiquitie and Veritie of the Catholik Faith aganis the prophane Nuovationis of al Haereseis a right goldin Buke written in Latin about XIC Zeris passit, and neulie translatit in Scottis be Niniane Winzet a Catholik Preist. Ut aedificentur muri Jerusale psal. 50. Antverpiae ex officina Aegidij Diest. 1. Dec. 1563. cum gratia et Privilegio.

Die Exemplare dieses seltenen Druckwerkes gelangen blos an die Mitglieder der Scottish Text Society zur Vertheilung. Hr. Dr. Hewison hatte die Güte, mir seine Aushängebogen zur Verfügung zu stellen.



Von besonderem Interesse erscheint gleich das erste Dokument, insofern es den uralten Satz der Kanonisten erhärtet, daß die Feierlichkeit der Klostergelübde der Vollgewalt des Apostolischen Stuhles entstammt. Unter dem 21. März 1577 richtete Gregor XIII. an den schottischen Karmeliter David Crayg ein Breve, in welchem er hervorhebt, Crayg sei wegen des katholischen Glaubens aus der schottischen Heimath verbannt, besitze genaue Kenntniß der deutschen Sprache und wünsche unter Ninian Winzet in Regensburg zu leben. Alle entgegenstehenden apostolischen Constitutionen werden aufgehoben und dem Karmeliter erlaubt, nunmehr als Benediktinermönch unter seinem Landsmann zu leben (Hewison II. S. XV). Zu welchem Ansehen Winzet sein Kloster emporhob und eines wie ausgezeichneten Rufes die Anstalt sich erfreute, dafür zeugt hinlänglich der schöne Brief Turner's an Winzet, der S. 30 der Vorrede zur Mittheilung gelangt. Vier andere Briefe Gregors XIII. sind an Kaiser Rudolf II., Herzog Albert von Bayern und dessen Sohn Wilhelm, sowie an den Bischof von Regensburg, David Kölderer von Burgstall, gerichtet. Sie entstammen dem Jahre 1577, in welchem Winzet nach Regensburg kam, ersuchen die Adressaten um Unterstützung des Abtes in seinen „Bemühungen zur Erlangung und Behauptung des Besitzes des Klosters und der Früchte des letzten Jahres" (Hewison II. S. XVI, XVII).

Weitere Urkunden über die Bemühungen der Schotten zur Wiedereinführung ihrer Landsleute in den Besitz der alten Klöster ihrer Nation konnte Hewison dem Reichsarchiv in München entnehmen. Sie befinden sich unter den aus Regensburg gekommenen Manuscripten des dortigen Schottenabtes Baillie. Auf Veranlassung des von der Königin Maria Stuart an die Höfe des Kaisers und des Papstes abgesandten berühmten Bischofs John Lesley von Roß in Schottland erließ Rudolf II. am 8. Oktober 1578 an alle Fürsten und Städte des Reiches ein Schreiben mit der Aufforderung, den genannten Bischof, welcher die Ausantwortung der Schottenklöster betreibe, freundlich aufzunehmen und seine Bemühungen zu fördern (Hewison II. S. XII). Eine auf Grund dieses kaiserlichen Diploms abgefaßte Bittschrift des Bischofs Lesley an den Rath von Nürnberg wird

ebenfalls mitgetheilt. Die Lektüre desselben führt zu dem Schluß, daß der Bischof die bis zum neunten Jahrhundert von Irland ausschließlich geführte Bezeichnung „Scotia“ für seinen Zweck in der kühnsten Weise verwerthet, und die alten scotischen Heiligen, die auf deutschem Boden oder in Gallien und Belgien gewirkt haben, wie: Kilian, Rumold, Livinus, Erhard, Gallus, Fiacrius u. a. für seine Heimath beansprucht, auf die erst später der Name „Scotia“ überging. Aus einer dieser Denkschrift beigefügten Bemerkung des Schottenabtes Baillie ersehen wir, daß der protestantische Rath in Nürnberg den Bischof zu Tisch lud und ihm die in der That sehr allgemein gehaltene Versicherung ertheilte, daß, wenn überhaupt eine Restitution des Kirchenguts erfolgen sollte, das schottische Aegidiuskloster an die vormaligen Eigenthümer wieder gelangen solle. In den Stürmen des Schwedenkriegs und der Belagerung der Stadt Regensburg sei die Urkunde mit der Antwort des Senats vernichtet worden (Hewison II. S. XIX—XX). [1])

Zur weiteren Durchführung der von ihm behaupteten Ansprüche ließ Bischof Lesley als seinen Stellvertreter am kaiserlichen Hof zu Prag den Schotten Thomas Gutraeus zurück. Zwei Jahre brachte derselbe dort zu, ohne aber zum Ziele zu gelangen. Am 7. April 1580 ertheilte Kaiser Rudolf II. seinen Entscheid bezüglich der Forderung auf Restitution des Schottenklosters zu Wien. Unter Nikolaus V. und Albert, König von Ungarn und Erzherzog von Oesterreich, heißt es in diesem Dekret, sei auch Mitgliedern der deutschen Nation die Aufnahme in den Convent zugestanden worden. Die Schotten hatten sich diesem Beschluß widersetzt und die Verwaltung in die Hände der vom Papst Nikolaus V. ernannten

1) Im zweiten Bande meiner Geschichte der katholischen Kirche in Irland (Mainz 1890, S. 720—721) habe ich aus den Akten der Kölner Nuntiatur des Vatikanischen Archivs ein Schreiben des Bischofs Lesley an den Nuntius Msgr. Castagna zu Köln zur Wiedererlangung der alten Iren- oder Schottenklöster in Köln mitgetheilt.

Visitatoren niedergelegt. Nach Annahme dieser Resignation seien die „hartnäckigen Schotten“ nicht blos aus dem Convent, sondern auch aus der Diöcese kraft apostolischer Vollmacht ausgewiesen worden. Auf den Antrag Kaiser Friedrichs III. habe Nikolaus V. das Kloster dem Bischof von Passau, Papst Paul II. aber nach Errichtung der Diöcese Wien dasselbe dem dortigen Bischofe unterworfen. Solche Thatsachen müßten jedwede Hoffnung auf Wiedereinsetzung der Schotten in das Kloster zu Wien ausschließen. Diesem kaiserlichen Dekrete setzte Gutraeus eine Verwahrung entgegen, begab sich zum Bischof Lesley und legte seinen Auftrag in die Hände Winzet's nieder. „Wilhelm Herzog in Bayern“ stellte 1583 dem letzteren eine in deutscher Sprache abgefaßte Empfehlung an den Kaiser aus. Von Winzet heißt es darin: „Dieweil er zu Regensburg das arme verödtigte Closter in so kurzer Zeit dermaßen herfür gebracht, das nit allein der taglich Gottesdieunst wiederumb nach statten angestellt, sonder auch ein solch Schuelwesen, daraus in Kürz ein ansehnlich Catholisch Seminarium erwachsen mag, zuegericht ist.“ Ninians Bemühungen ermangelten in gleichem Maße des gewünschten Erfolges.

Nachforschungen, die Hewison in der altschottischen Stadt Linlithgow anstellte, wo Winzet als Humanist wirkte, blieben ohne Ergebniß. Dagegen fand er im Reichsarchiv zu München einen Brief König Jakobs VI. von Schottland, gegeben „At Halyrudhous the . . . of marche 1587. James K.“ an „father Ninian, Pryour of the Convent of St. James at Rensburgh“. Darin wird der Abt aufgefordert, dem Ueberbringer des Briefes James Suntar aus St. Andrewes das ihm zur Aufbewahrung übergebene Kapital von „sevin scoir fyfe (145) guidlins“, Eigenthum der Schwester desselben, einzuhändigen. Diese Bitte, aber auch Winzet's eigenes Gewissen, so hofft der König, werde ihn veranlassen, die beregte Summe auszuantworten (Hewison II. S. XXV). Einige andere Urkunden betreffen die zeitliche Verwaltung des Klosters St. Jakob in Regensburg unter Winzet, insbesondere den Erwerb und die Veräußerung von Liegenschaften.

Große Anerkennung verdient weiter die fachmännische

Ausgabe der schottischen Uebersetzung des Commonitorium des Vincenz von Lerin durch Winzet. Hewison hat sich keineswegs mit einem bloßen Abdruck des altschottischen Textes begnügt.

Der Hauptwerth der neuen Ausgabe beruht in den umfangreichen Noten (S. 152—160), dem Glossar (162—197), dem Personen- und Sachregister (194—197) und der äußerst dankenswerthen Zusammenstellung der im Commonitorium und Winzet's Randglossen angezogenen Stellen der hl. Schrift. Die Anmerkungen sind vorwiegend geschichtlichen und sprachgeschichtlichen Inhalts. Soweit sie theologischer Natur sind, bekunden sie wiederholt den dogmatischen Standpunkt des Herausgebers, was namentlich von der Bemerkung über das erste allgemeine Concil von Nicäa 325 gilt, die gänzlich unhaltbar erscheint (S. 154). Dem trefflichen Glossar dagegen gebührt uneingeschränktes Lob, es kann Jedem, der sich mit altschottischen Literaturdenkmalen befaßt, hervorragende Dienste leisten.

Sehen wir uns die Uebersetzung des Commonitorium durch Winzet an, so fesselt vor allen Dingen die Widmung der Schrift an Königin Maria Stuart unsere Aufmerksamkeit. „Der katholischen, hochedlen und gnädigen Souveränin, Königin der Schotten, wünscht Ninian Winzet, katholischer Priester, und Ihrer Gnaden ergebenster Unterthan, Gnade von Gott dem Vater, Standhaftigkeit in der wahren katholischen Religion in Christus unserem Heiland, durch die Leitung des hl. Geistes. Amen." Des Näheren erörtert Winzet die Gründe, welche ihn zu seiner Arbeit bewogen. „In dieser erregten und höchst gefahrvollen Zeit des Schismas und der Zwietracht erscheint die Geschichte des mächtigen Kämpen Gottes und Erbauers der Mauern Jerusalems, Nehemias, werth und würdig, von allen treuen Katholiken erwogen zu werden, welche sich nach gottvoller Ruhe in Einheit und Frieden im neuen Jerusalem, der Stadt Gottes, Christi heiliger Kirche sehnen" (S. 3). In der That, „die Mauern unseres Jerusalems, von denen die alte heilige Stadt ein Vorbild war, sind nach meiner Auffassung die Einheit unter uns, in der wahren katholischen Religion, der Dienst Gottes darin in aufrichtiger Furcht und Liebe"

(S. 5).[1]) Damit aber bei diesem geistigen Aufbau der Mauern zum Schutz der Stadt der Wahrheit Jedermann wisse, was katholische Wahrheit sei, stellt er die Schrift des Vincenz in schottischer Uebersetzung an's Licht. Sie bildet eine Waffe beim Bau der Mauern in der Hand Solcher, die kein Latein verstehen. Aber nicht bloß Waffe, auch Handwerkszeug ist sie. In erster Linie kommt sie in Betracht, wenn es sich um die Widerlegung des Irrthums handelt. Indeß ihr letzter Zweck liegt in der Schöpfung der Einheit, die erst dann erreicht ist, wenn Jedermann an seinem Posten seine Pflicht thut. Besonders hebt Winzet den Stand der Priester und Fürsten hervor, denn jene sollen die Wölfe von der Heerde abhalten, diesen obliegt die Pflicht, Gottesfurcht und Recht zu schirmen. Der Adel aber hat den Glauben, das Gesetz und den Frieden der rechtmäßigen und katholischen Souveränin zu beschützen. Von den Bürgern endlich gelte das Wort: Ne sutor ultra crepidam, sie dürfen der Königin das Regiment nicht abtrotzen (Hewison II, 8, 9).

Als hervorstechendes Merkmal im Charakter der Königin, die als „Spiegel der Frömmigkeit, Standhaftigkeit, Enthaltsamkeit, Eingezogenheit, Weisheit und aller heldenmüthigen Tugenden" gepriesen wird (Hewison II, 9), bezeichnet Winzet ihr Bemühen zur Wiederherstellung der Einheit in Sachen der Religion. Unter dem Schutze Maria's möge die Uebersetzung bei Disputationen gebraucht werden. Zur Charakteristik der Zerfahrenheit im schottischen Protestantismus, der erst im dritten Jahre seines Lebens stand, beruft sich Winzet auf den Prediger Davidson. „Johne Davidsone", bemerkt er, „der zufolge seiner Stellung unter seinen abgefallenen Brüdern gerne als Davids-Sohn erscheinen möchte, will mit einem Hauche seines Mundes den allgemeinen wie auch anderen Kirchenversammlungen ihr

---

1) **Hewison II, 4: The wallis of our Jerusalem praefigurit be the wther, I hald to be onitie amangis our selfis, in the treu Catholik religionn, seruing God thairin treulie in feir and luue.**



Ansehen rauben und nennt sie papistisch — das heißt, nach seiner schimpflichen Auffassung des Wortes, trügerisch, böse, lügenhaft und voll von Irrthum“ (S. 10).

Zur Widerlegung dieser und ähnlicher Behauptungen bietet Vincenz das ausgiebigste Material im Commonitorium. Denn „damit bestätige ich das weise und inhaltsschwere Wort, welches ich Eure Majestät eines Tages aussprechen hörte: ‚Da des Schreibens der Bücher kein Ende, die Wahrheit aber in allen Dingen Eine und unveränderlich ist, so sind Bücher genug vorhanden, wenn man sie nur recht verstehen will‘. (Hewison II. 11 And this specialie J do to confirme the wyse and graue saying, quhilk J hard zour Mayestie sumtyme speik on this manere: Sen of wryteing of buikis thair is na end, and sen the veritie in al thingis is bot ane, and vnuariable, thai ar buikis anew alrady put furth, gif thai war weil vnderstand.)

Auf Grund dieser königlichen Aeußerung hat Winzet sich den Werken der Väter zugewandt, und Vincenz von Lerin insbesondere, weil er dem Wunsch der Königin, Einheit in der Religion herbeizuführen, am besten entgegenkommt.

Am Schluß der Widmung des Buches gedenkt Winzet der Mittel, welche die Königin zur Erfüllung des genannten Wunsches in Anwendung zu bringen hat. Erstens: „Ausgeschämte, offenkundige Lügner und Feinde der Wahrheit, sowie Ernährer der Zwietracht sind zu bestrafen.“ Zweitens: Gewissen „verzweifelten“ Persönlichkeiten möge die Königin in ihrer Güte beweisen, „daß sie Leben und Ländereien gewisser Mitglieder des ungebildeten Adels, und Anderer, die durch schlaue Füchse und reißende Wölfe, das ist falsche Lehrer, verführt wurden, durchaus nicht suche“. Denn diese Leute verdienen nach Winzet eher Mitleid. Unsere volle Beachtung verdient der Grund, den Winzet für diese Nachsicht anführt. „Sintemalen durch die Saumseligkeit und ungeordnete Zuneigung der Vorfahren Euerer Majestät (über deren eigenen Antheil daran ich im Ungewissen bin) bei der Beförderung ungeeigneter Personen zu Prälaten all diese Aufregung, Verwirrung und kühnen Wagnisse in Schottland, und aus den nämlichen Ursachen in andern Ländern entstanden

sind. Das Volk war von Hunger nach dem Brode des Wortes Gottes verzehrt, und suchte diesen in der Gesellschaft der neuen Lehrer zu stillen“ (S. 12).

Als Vergleich bedient er sich des Bildes einer Apotheke, in welcher Heilmittel und Gifte zu finden sind. Unterschiedslos hat man nach beiden gegriffen.

Der Uebersetzung des Commonitorium hat Winzet Randnoten beigegeben, welche die Bemerkungen des Vincenz über die Gegner der Kirche in seinen Tagen auf die abtrünnigen Söhne derselben im sechszehnten Jahrhundert passend anwenden.

Winzet erscheint uns in seinen Schriften als Katholik von echtem Schrot und Korn — als unerschrockener Vertheidiger der katholischen Wahrheit, unbeugsamer Gegner des Irrthums, aber zugleich als nachsichtig und mitleidsvoll in der Beurtheilung der Irrenden selbst. Möchte Hr. Dr. Hewison uns mit weitern trefflichen Beiträgen zur Kirchengeschichte der Ultima Thule erfreuen.

A. Bellesheim.

## LX.

# Skizzen aus Venedig.

### I. Venezia, die Einzige.

Florenz die Schöne, Bologna die Gelehrte, Genua die Stolze — so sind die Ehrentitel bekanntlich ausgetheilt. Was bleibt für Venedig übrig? Ihm ziemt nur Ein Beiname, gebildet nach dem Worte Petrarkas: Venezia, cui nescio an terrarum orbis parem habeat: Venedig, dem wohl der Erdkreis nichts Gleiches an die Seite zu setzen hat. Venedig, die Einzige; damit ist sie aus dem Reigen ihrer italienischen Schwestern heraus für sich gestellt und ist ihr unter allen Städten des Erdenrunds ein besonderer Platz angewiesen. Venedig, die Einzige; darum hat der Name dieser Stadt einen Klang, dessen mächtigem Zauber auch die moderne Generation sich nicht zu entziehen vermag, sie, die wie keine ihrer Vorgängerinen sich an das nil mirari gewöhnt hat. Wo immer dieser Name ausgesprochen wird, da bringt er zur Seele entweder mit der goldenen Spitze großer unauslöschlicher Erinnerungen oder mit dem Glühstift sehnsüchtigen Verlangens.

Warum aber die Einzige? Wegen ihrer Geschichte? Nicht auf diese gedenken wir einzugehen. Wegen ihres Reichthums und ihrer weltbewegenden Bedeutung? Tempi passati! Wegen ihrer Kunstwerke? Vielleicht wäre manche Stadt verwegen genug, nach dieser Seite mit Venedig rivalisiren zu wollen. Aber das Eine wird unbestreitbar sein, daß

keine Stadt so sehr und so ausschließlich eine Tochter der Kunst ist, wie Venedig. Sie *hat* nicht bloß Kunstwerke, sie selber *ist* in ihrer ganzen Existenz das größte Kunstwerk aller Zeiten, so groß und wunderbar, daß der Name Venedig für jeden, der nicht selbst dort war, eine Vorstellung bleibt, welche er trotz aller Beschreibungen, ja selbst Abbildungen, mit keinem festen Inhalt zu füllen, zu keinem klaren Bild auszugestalten vermag. Selbst Goethe konnte erst, nachdem er selber den Marcusplatz betreten hatte und durch den Canal grande gefahren war, sagen, nun sei ihm Venedig kein bloßes Wort und kein leerer Schall mehr.

Und wer nun vorhat, vom Gesichtspunkt der Kunst aus über Venedig etwas zu sagen, der wird in erster Linie in's Auge fassen müssen nicht die Kunstwerke, welche Venedig hat, sondern das Kunstwerk, welches Venedig ist. Nie ist fürwahr eine Stadt unter ähnlichen Bedingungen entstanden, oder sagen wir vielmehr: aus einem solchen Mangel aller natürlichen Vorbedingungen hervorgegangen. Hier öffnet kein Thal seinen weiten Schooß als Ruhelager; kein Höhenzug bietet seinen starken Rücken für eine Stadtgründung dar; auch gewährt kein festes und felsiges Meeresufer einen sichern Standort, von welchem aus die Stadt sich in der Meeresflut spiegeln mag. Diese Stadt ward durch die Hebel der Kunst aus Meerestiefen emporgehoben und gleichsam über dem Meer schwebend erhalten; sie ist gegründet auf grundlosen Grund, auf einen Boden ohne Festigkeit, ohne haltgebendes Steingefüge, ohne Material zum Bauen, ohne Vegetation, ohne trinkbares Wasser.

Dort, am Westende des adriatischen Meeres dehnt sich eine öde Fläche aus, die man als einen Riesenspielplatz einer halbwilden Natur bezeichnen könnte. Hier strömt das Meer gleichsam seinen Söhnen, den Flüssen entgegen, welche mit aller möglichen Beute beschwert von den Alpen herabeilen; hier bewillkommt es sie stürmisch; hier wälzen Meer und Flüsse sich im wilden Reigentanz ineinander und treiben ihr

Spiel auf Kosten des Festlandes. Die Flüsse lagern ab, was sie an Erde und Geröll mit sich geführt; sie haben nach und nach eine lange Sandbank aufgeworfen und weit in's Meer vorgeschoben — einen Damm, mit welchem sie die wilde See necken und reizen, ihren Anprall zurückwerfen und nur abtheilungsweise ihre Wogen durch eine Art von Meerpässen oder Meeresthoren einströmen lassen. Hinter diesen gewaltigen Dämmen dehnt sich die Lagune, eine ruhende, nur durch die einfließenden Ströme bewegte und in regelmäßigen Intervallen durch die zu den Meerpässen einströmende Fluth geschwellte und belebte Wasserfläche von 520 Quadratkilometern. Und diese Wasserfläche lagert und brütet über ungeheuren, von Kanälen durchschnittenen Schlamm-Massen und Sandinseln, welche zur Zeit der Ebbe ihre kahlen, moorigen oder mit unschöner Vegetation überwucherten Höhenrücken aus dem Wasser aufragen lassen.

Welch ein seltsames Stück Natur: halb Wasser, halb Boden, halb Meer, halb Land! Wie konnte hier eine Stadt entstehen? Durch die gewaltigen Vorstöße der Völkerwanderung, durch die Einbrüche der Westgothen unter Alarich, der Hunnen unter Attila, zuletzt der Longobarden unter Alboin war allmählig die ganze Landschaft Venetien vom Nordrand des adriatischen Meeres bis zu den Alpen zerwühlt und zerstampft, die tüchtige Nation der Veneter in ihre Atome zerstäubt worden. Reste derselben hatten sich in die Lagunen geflüchtet und vom Meer sich einen Unterschlupf erbettelt; Seevögeln gleich bauten sie ihre Lehmnester in die Schlamminseln der Lagunen. Meergewohnt wie sie waren, faßten sie den Gedanken, ganz im Meere zu leben, da das Meer ihnen die Freiheit und Sicherheit bot, welche sie auf dem Festland nicht mehr fanden. Hier ward erstmals jener Bund mit dem Meer geschlossen, der später jedjährlich erneuert wurde im symbolischen Akt der Vermählung Venezia's mit dem Meer durch den Ring, welchen der Doge in's Meer warf. So entstanden die viel verzweigten Meerkolonien von

Seevenetien, welche bald zu einer Art republikanischen Gemeinwesens zusammentraten. An die Spitze desselben wurde 697 der erste Doge gesetzt, Paulus Lukas Anafestus; 810 ward der Dogensitz von Malamocco nach Riva alta (Rialto) verlegt und die befestigte Stadt Venedig gegründet.

Da scheint es also, als würden wir richtiger sagen, Venedig sei eine Tochter der Noth, der dira necessitas, als der Kunst. Ja eine Tochter der Noth, aber nicht jener Noth, die stumpfsinnig und thatenlos kauert und sich verkriecht, sondern jener Noth, welche erfinderisch macht und mit der Kunst sich verbindet. Die Kunst baute Venedig. Auf eine Fläche, wo die Natur nichts mehr zu schaffen und hervorzubringen vermochte, außer einer unheimlichen, klebrigen Vegetation, wo sie gleichsam Kraft und Mark verlor und sich im Schlamme wälzte, hat die Kunst ein Architekturbild hingezaubert von einer Kraft und einem Reiz, welche die Jahrhunderte überdauerten. Die Kunst war es, welche das Meer mit der Tragfähigkeit des Festlandes ausstattete und es nöthigte, die Riesenlast einer Marmorstadt auf sich zu nehmen. Die Kunst durchdrang den haltlosen, weichen Boden mit der markigen Kraft der Eichen; sie versenkte in die Meerestiefen einen Eichenwald, welcher für die Straßen, Paläste und Kirchen den tragenden Rost bildet. Die Kunst schaffte aus nahen und fernen Marmorbrüchen das Baumaterial zur Stelle; sie nahm Aquileja's ruinenhafte Paläste auseinander und ließ dieselben hier aus den Fluthen des Meeres in neuer Schöne sich erheben. Sie reiht Kirche an Kirche, Palast an Palast; jedes Jahrhundert nimmt die Arbeit da auf, wo das vorige sie niedergelegt; jedes Jahrhundert leistet seinen nennenswerthen Beitrag zur Vergrößerung und Verschönerung der Stadt. Alle Kunststile vom antikchristlichen und byzantinischen an werden nach Venedig verpflanzt und sie treiben aus diesem eigenthümlichen Lebensboden, aus den kühlen Tiefen des Meeres herauf eigenthümliche Blüthen wie nirgends sonst. Die Kunst trägt aus Italien,

Griechenland, Kleinasien, aus Occident und Orient, aus Jerusalem und Konstantinopel Schätze zusammen, feines Edelgestein, Säulen, Kapitelle, Skulpturen zum Schmuck ihrer Lieblingsschöpfung.

Und das Staunenswerthe ist nun, daß aus dieser Thätigkeit, diesem Sammeleifer, dieser Baulust der Jahrhunderte, aus diesem Nacheinander von Stilen, aus dieser Mischung von Formen Ein Ganzes entsteht, das man in keinem Theil anders wünschen möchte, das in allen seinen Theilen harmonisch stimmt, gleich als hätten alle die Jahrhunderte nach Einem Riß, unter Leitung Eines unsichtbaren Baumeisters gearbeitet. Venedig ward zur monumentalen Kunstgeschichte, lückenlos und wohl geordnet, fortgeführt vom 9. bis in's 19. Jahrhundert, kräftig eingezeichnet auf die Silbertafeln des Meeres.

Aber die Kunst hatte noch weitere große Aufgaben zu besorgen. Sie mußte die Straßenordnung der Stadt regeln und festigen, einer Stadt, deren Straßen Flüsse, deren Gassen Kanäle sind; diese Adern des Verkehres mußten vor Verkalkung und Versandung bewahrt werden; dem Meere mußten die weiteren Lasten von Quai's, festen Plätzen und gemauerten Gäßchen aufgenöthigt, ein ganzes Heer von fliegenden Brücken mußte kühn über die Wasserarme hinübergeschwungen werden, damit sie wie mit Klammern die einzelnen Theile der Stadt verbänden. Diese durch alle Jahrhunderte sich hindehnende Arbeit kam zu Abschluß und Krönung, als 1841—46 der 3600 m lange, 9 m breite Eisenbahndamm mit seinen 222 Bogen auf 228 Pfeilern gebaut wurde, welcher Venedig mit dem Festland verbindet und über das Meer hinüber es eingliedert in das weltumspannende Schienennetz. Die Kunst mußte die Vertheidigung der Stadt übernehmen; sie legte über die umliegenden Inseln und Strandstreifen hin eine ununterbrochene Kette von Kastellen und Festungen zur Abwehr feindlicher Flotten und zum Schutz gegen Seeräuber, und sie panzerte das Littoral mit der

mächtigen steinernen Rüstung der Murazzi; an ihr mußte die Sturmfluth des Meeres sich brechen, so daß die Stadt nichts mehr zu fürchten hatte vor allzu stürmischen Umarmungen ihres Bräutigams; auch diese Arbeiten fanden ihren Abschluß in unserm Jahrhundert mit den mächtigen Wasserbauten von Malamocco, welche Napoleon 1806 begann und welche 1840 beendet wurden. Und während endlich die Schiffe die Verköstigung der Stadt vom Festland aus vermittelten, so war es wieder Sache der Kunst, ihr mitten im Meerwasser Quellen des Süßwassers zu schaffen. Wahrlich sie hat diese Aufgabe unübertrefflich gelöst unter lieblichster Verbindung des Nützlichen mit dem Schönen. In ungefähr 3200 Cisternen sammelt sich das vom Regen gespendete und in Schiffen aus der Brenta geholte Wasser und wird hier einem einfachen Filtrirungsproceß unterzogen; gekühlt und gereingt steigt es auf in der Brunnenröhre, aus welcher es die an langer Kette hinabeilenden Kupfereimer nach oben bringen und die Cigolante, die Wasserträgerinen aus Friaul, es in die Stadt vertragen. Mit liebender Sorgfalt hat aber die Kunst die aus dem Boden aufragenden Mündungen dieser Cisternen, die in Kreisform oder im Polygon, cylindrisch oder kapitellförmig gebildeten verschließbaren Brunnenkammern ausgestattet. Sie hat sie durch alle Stile hindurchgeformt; sie hat es verstanden, eine Geschichte der ornamentalen Plastik im Kleinen zu bilden aus diesen zierlichen Kunstobjekten mit den meist eleganten Profilirungen, mit ihren durch Blendbogen und Säulchen gegliederten Wandungen, mit den schönen Blattkränzen und Blumengewinden, welche sie umziehen, mit dem reichen Schmuck von Löwenköpfen, Rosetten, Wappen, Vasen und Vögeln. [1])

So entstand Venedig, das Wunder der Kunst. So

---

1) S. Eitelberger, die Einfassungen der Cisternen in Venedig. (M. A. Kunstdenkmale des öst. Kaiserstaats. Bd. II. S. 173—175.)

stieg aus dem Meer eine Stadt empor, welche würdig war, als herrliches Diadem über dem Haupt der Adria zu schweben, eine schwimmende Stadt, deren Bevölkerung, deren Leben, deren Verfassung und Geschichte immer mehr gleichsam imprägnirt wurde mit dem Duft des Meeres. Die kühnen Ansiedler hatte einst die Noth und der Handelstrieb hieher gewiesen; aber wahrlich das Volk von Venedig, welches diese Ansiedler zu Ahnherren hatte, verfiel nicht kleinlichem Krämergeist; schon seine Kunst stellt ihm das Diplom des Geistesadels, der Hochsinnigkeit und Seelengröße aus. Dem Meer dankt dies Volk seine Größe; das Meer trug es zu Ruhm und Herrschaft; das weite Meer erhielt ihm Auge und Herz weit; die rauschende Woge lockte sein Sinnen und Streben hinaus in die Ferne, nach fremden Welttheilen, zu den Wundern des Morgenlandes. Das lebendige Meer theilte dem Charakter dieses Volkes eine Beweglichkeit und Lebenskraft mit, die sich nicht erschöpft. Das wilde Meer spornte ihm den Muth und stählte ihm die Kühnheit; die Mystik und Poesie des Meeres gab seinem Wesen eine liebliche Beimischung von Weichheit, Grazie und poetischer Lebenslust, deren treuer Reflex in dem weichen, vokalreichen, singenden, griechisch accentuirenden venezianischen Dialekt zu finden ist.[1]) Ein scharfer Meerduft ist unverkennbar in der republikanischen Verfassung und Regierung Venedigs, welche so ganz eigenartig von allen andern absticht. Nie wohl hat das Volk einer Republik mit einem geringeren Maß von Freiheit sich begnügen müssen als hier. Es ist in ihre Verfassung etwas von der Herbigkeit des Seerechts, von der drakonischen Strenge des Standrechts hereingekommen. Nicht eigentlich der consiglio maggiore, noch weniger der Doge hielt das Scepter der Regierung in Händen. Die wichtigste Behörde war die Criminalbehörde, der furchtbare Rath der Zehn

---

1) Eine interessante Studie darüber in Czoernig, Die alten Völker Oberitaliens. Wien 1885. S. 82—92.



mit seinem Recht über Leben und Tod und seiner weitgehenden Befugniß. Ja auch dieses Institut erschien noch zu schwerfällig und complicirt und erhielt eine Ergänzung in einer geheimen Vehme, in dem Rathe der drei Staatsinquisitoren, die außer ihren Wählern niemand kannte, und welche heimlich ihres unbeschränkten Amtes walteten. Auch den heimtückischen und grausamen Charakter des Meeres glaubt man hier wieder zu finden. Auf der Schwelle der Republik raucht das Blut des Dogen Pietro Tradenico, der vor S. Zaccaria ermordet wird (864). Den Gipfel venezianischer Größe röthet das Blut des unglücklichen Marino Falieri (1355). Der festliche Dogenpalast birgt in seinen Untergeschossen Kerker, wie sie schauerlicher selbst die Rohheit der alten nordischen Raubritter nicht zu schaffen vermochte. Zu den Opfern der Justiz kommen die Opfer des heimlich mordenden Dolches und Giftes, die Opfer, über welchen die Wellen des Meeres lautlos und spurlos sich schließen. Wie das Meer keinen Fremdkörper duldet, sondern ihn entweder auswirft an's Land oder ihn in die Kerker seiner abgründigen Tiefen versenkt, so konnte die Republik keinerlei Widerspruch, keinen Gegensatz, keine Ruhestörung dulden. Das Geheimniß waltete überall und hütete ängstlich das Wohl der Republik. Der Argwohn spähte um jede Ecke, lauschte aus jedem Winkel, huschte durch die engen Gäßchen, schlich in der schwarzverhüllten Gondel durch die Kanäle, lauerte aus jeder Oeffnung; die Angst hielt Athem und Wort zurück. Jede Unruhe wird im Keim erstickt, jeder Verdächtige in die Tiefe des Meeres oder des Kerkers versenkt.

Die Stadt im Meere ward zu einer wirklichen Meerstadt, nicht bloß lokal, auch geistig, innerlich, psychisch mit dem Meer vermählt und durch tausend Fäden und Bande verbunden, einzig nach fast allen Seiten ihrer Erscheinung, ihrer Verfassung, ihres Charakters, ihres Lebens. Noch steht die Stadt und noch lebt sie. Wie lange noch? Wie lang noch wird sie sich halten können in dem gefährlichen Element?

wie lang noch fortleben können, nachdem die Seele der Republik den stolzen Körper längst verlassen und letzterer schon so sichtbare Spuren der Verwesung aufweist? Schon oft ist ihr das Horoscop auf nahen Tod gestellt worden, auf den Tod des Ertrinkens oder den noch ehrloseren des Versandens; schon oft ist ihr vorausgesagt worden, eines Tages werde das treulose Meer ihr den Ehebund kündigen, sie schmählich verlassen, all ihre Schönheit und all ihren Schmuck mit sich fortnehmen und sie grausam dem Schlamm und Sumpf zu langsam quälerischer Tödtung überantworten. Jeder, der die Stadt näher kennt und innigere Beziehungen mit ihr gepflogen, wird nicht ohne Wehmuth sich die Frage ihrer Zukunft stellen. So viel ist sicher: sie, die durch Kunst geworden, kann für die Zukunft nur durch Kunst erhalten werden. Nur künstlich werden sich ihre hinschwindenden Lebensbedingungen verlängern, neue schaffen lassen. Handel und Verkehr können ihr die Zukunft nicht sichern; fortifikatorisch ist sie von keiner Bedeutung mehr; ihre Industrie producirt nur Glas; ihr einträglichster Schiffsbetrieb ist vielleicht der der kleinen Dampfbarkassen, welche gefolgt von den blitzenden Augen und zornigen Flüchen der Gondolieri den Canal grande auf- und abschaufeln. Nur das Kunstinteresse Europa's vermag sie vor völligem Zerfall zu bewahren, sie als hervorragendes Kunstdenkmal zu beschützen, ihr jedes Jahr die Einkünfte des Fremdenzuflusses zuzuwenden, welche man als den Ruhegehalt dieser gefallenen Größe bezeichnen könnte.

Wird sich die Stadt auf die Dauer behaupten können inmitten des tückischen Elementes? Die früheren lebenswarmen Beziehungen derselben zum Meer sind ja vollständig erkaltet. Ja ehedem war das Meer ihr Beschützer, ihr Nährvater, ihr Führer zu Ruhm und Größe, ihr Alles; ehedem galt von ihr das Wort beim Propheten: „Wasser umringen sie, ihr Reichthum ist das Meer, Wasser sind ihre Mauern" (Nah. 3, 8). Aber das ist alles vorüber, seitdem sie aufgehört hat, die „kühne Pilgerin der Meere" zu sein,

seit Handel und Seefahrt lahmgelegt sind, seit die Krone ihr vom Haupt fiel. Jetzt hat die Verbindung der Stadt mit dem Meere, ihr Standort mitten im Meere Sinn und Zweck verloren. Das Meer hat ihr den Dienst gekündigt; es bietet ihr nichts mehr als scharfe Lichtreflexe, welche ihr Elend noch greller beleuchten. Ihr Bund mit dem Meer erscheint jetzt als unnatürlich, als widersinnig, als ungeheuerlich und darum auf die Dauer unhaltbar.

Ob der Stadt noch eine Zukunft bevorsteht? Man kann der Frage nicht entgehen, wenn man länger in ihr weilt. Aber man vermag über sie auch nicht in's Klare zu kommen und man ist heute zu einem entschiedenen Ja, morgen zu einem traurigen Nein geneigt. Wenn wolkenlos der Himmel über ihr blaut und das goldene Sonnenlicht Stadt und Meer zu farbenschimmerndem Bild zusammenwebt, wenn die glitzernden Wellen mit der Stadt liebäugeln und liebkosen und in sanftem Anschlag mit den alten Marmorpalästen plaudern, wenn lautlos und sicher die Gondel durch die Wogen gleitet, die Gondel, Wiege, Carosse, Plauderstübchen und Leichenwagen — alles zugleich, wenn der Markusplatz und die Riva dei Schiavoni von Jubel und Musik wiederhallt, so daß selbst die Armuth lächelt und das Auge des Elends freudig glänzt, dann vergißt man den Contrast zwischen Einst und Jetzt und glaubt an ein langes Leben der stolzen Königin. Und ein Bild tiefen Friedens und scheinbar unerschütterlicher Ruhe ist es, wenn an schönem Tage die Sonne zur Rüste geht und zum Abschied die Stadt verschwenderisch mit Gold und Geschmeide, mit den Rosen der Abendröthe schmückt und mit violetten Duftschleiern sie umwebt, wenn dann die Weihe der Nacht sich über sie herabsenkt und das Meer sie wie ein schlummerndes Kind auf linden Wellen wiegt, wenn der Mond sein geisterhaftes Licht über Wellen und Stadt zittern läßt und Silberbrücken über das Meer hin baut aus dem Reich der Wirklichkeit in das der Vergangenheit und der Träume, — dann möchte man

die Stadt den harten Gesetzen entrückt glauben, welche für die materielle und vergängliche Welt gelten.

Aber diese Täuschung verweht Ein regnerischer Tag, ein einziger Meeressturm. Wenn bleischwere Wolken heranziehen und die Stadt belagern, wenn sie das Lichtgefunkel der Wellen auslöschen und Meer und Paläste in fahles Grau hüllen, dann zeigt sich das Venedig der Wirklichkeit; es starren dem Auge die vielen Schäden und Wunden der Zeit entgegen; aus den offenen Loggien grinst die Noth; das zerbrochene Maßwerk, die offenen Fensterlucken, welche gestern goldener Sonnenglanz mitleidig verhüllte, erblicken wir heute mit Papier, Brettern und Lumpen bettelhaft geschlossen; manche Paläste sind bedenklich windschief, von klaffenden Rissen gespalten; ihr Antlitz, die Façade, von Unglück und Alter durchfurcht, welk, leichenhaft, schmutzig, wie von Thränenbächen ausgehöhlt. Dann ist ganz Venedig ein Monument der Melancholie, wie man erschütternder sich keines denken kann; da zeigt sich die unglückliche Königin übermannt vom Schmerz, hingegossen in unstillbares Weinen über ihr trauriges Geschick, und man erkennt, daß die Fröhlichkeit, die sie sonst zur Schau trägt, nur künstlich festgehaltene Maske ist, um ihren Gram vor profanen Blicken, besonders vor den Augen der Fremden zu verhüllen. Aber wie grausenhaft ist es vollends, wenn des Sturmes oder Gewitters schwarze, triefende, blitzgeränderte Flügel über die Stadt zusammenschlagen und auch das Meer aus seiner Ruhe aufpeitschen, seine Wuth wecken und es zur Verschwörung gegen die Stadt aufreizen, wenn beide mit vereinten Kräften den Versuch machen, die Paläste von dem erdgewurzelten Holzgrund loszureißen, wenn mit vereinter Kraft sie Fundament und Hochbau zugleich berennen und Ansturm auf Ansturm folgen lassen: — dann möchte man verzweifeln an der Zukunft der Stadt; dann glaubt man ihr Ende gekommen; dann ist es, als ob die pechschwarzen Wogen in schrecklichen Geheimnissen der Vergangenheit wühlen, als ob sie die ermordeten Opfer

der Republik vom Meeresgrund heraufbeschwören zur Rachenahme; dann scheint sie dem Tode geweiht — der Ermordung durch das Meer, den einstigen Freund, Bundesgenossen und Bräutigam.

Doch die Nacht geht vorüber. Golden dämmert der Morgen. Tiefer Friede über Meer und Stadt. Das Meer scheint sich seines Wuthanfalls zu schämen und in zärtlichem Wellengeflüster abzubitten und wieder um Gunst zu werben. Das Erlebte ist wie ein schreckender Traum vorübergezogen. Sicherer als je thront die Stadt auf dem silberdurchwirkten Teppich. Sie wird thronen, so lange Kunstsinn und Kunstliebe im Herzen Europa's sich begeisterungsfähig und thatenkräftig erhält.

---

## LXI.

## Warmkaltes über Rußland.

### IV. (Schluß.)

Wiewohl Miljutin einen glänzenden Generalstab von hervorragenden und ausgezeichneten Männern nach Polen mitgebracht hatte, berichtet uns Verfasser, so konnte ihm dieses Personal doch nicht genügen; er brauchte Agenten zu den örtlichen Operationen, namentlich für das flache Land; und er wandte sich an alle Welt mit dem Ersuchen, ihm solche Agenten zu liefern (S. 893). Hierzu ist daran zu erinnern, daß, wie bereits bemerkt wurde, von einheimischen, ortskundigen Personen grundsätzlich abgesehen wurde und ausschließlich stockrussische, mit den örtlichen Verhältnissen durchaus unvertraute Agenten zur Verwendung gelangten. Hierin liegt eine der größten Härten, mittelst welcher die schon im Principe

so schlimme polnische Agrar-Revolution durch ihre praktische Ausführung zu einer unerhörten Mißhandlung des Landes gemacht wurde. Im russischen Reiche waren die „Friedensvermittler", welche die Auseinandersetzungen zwischen den Grundherren und den Bauern zu leiten und zu regeln hatten, aus den beliebtesten Ortsangesessenen ausgewählt worden, und ihrem Ansehen und ihrem redlichen Bemühen ist es gelungen, gar manche Härten des Miljutin'schen Statutes abzumildern. gutes Einvernehmen zwischen den betheiligten Parteien zu erhalten und zu sichern. Hier hat das Gegentheil stattgefunden. Nicht nur Fremde waren die Ausführungs-Agenten, sondern sowohl durch ihre Qualität, als auch durch ihre Tendenzen wie geschaffen, zu Peinigern des Landes zu werden. Darüber werden wir zum Theil durch Referate des Verfassers, zum Theil durch Auszüge aus Briefen Miljutins und Tscherkaßkys belehrt.

Bevor die Meute über das Land losgehetzt wurde, erhielt sie von Miljutin Belehrungen in Abendconferenzen, welche von Miljutin abgehalten wurden. Verfasser berichtet: es seien etwa fünfzig künftige Commissäre gewesen, die Einen junge Officiere, die Anderen gewesene Beamte oder Friedensrichter, die in Rußland wegen ihrer demokratischen Neigungen aus dem Dienste fortgejagt worden waren. Alle diese Leute erfuhren aus Miljutin's Munde selbst, welches ihre Mission sei und wie sie sich zu verhalten haben würden. Unterm 15./27. März 1864 schreibt Miljutin seiner Frau: „Leider kenne ich diese Leute — nämlich die Agenten und „Vertrauenspersonen" — nicht persönlich; ich muß mich auf die Empfehlungen der Militärautoritäten verlassen, deren Auswahl nicht immer glücklich, ja vielleicht nicht immer gewissenhaft ist" (894). Das heißt zu deutsch: Jeder Militärchef war froh über die Gelegenheit, seine untauglichsten Officiere „fortloben" zu können und — es war der Abschaum der russischen Gesellschaft, womit Miljutin seine „Organisation" in Scene setzte

Es erscheint uns dienlich, hier eine nähere Charakteristik

der politischen Missionäre einzuschalten, wie sie von Rußland zu „Organisations“-Zwecken ausgesandt zu werden pflegen. Wie Miljutin, so hatte gleichzeitig auch Murawjew, der Diktator von Wilna, solche Missions-Agenten aus Rußland an sich gezogen. Ueber das Wesen derselben gibt uns der im Jahre 1866 zum Civilgouverneur von Kowno eingesetzte wirkliche Staatsrath Kasnatschejew belehrenden Aufschluß; sein Zeugniß ist umso unverdächtiger und vollwichtiger, als er nach seinem eigenen Bekenntniß „ein glühender Verehrer des nationalen Retters von Litthauen“ ist. Ueber das Beamtenthum, welches Murawjew in die nordwestlichen Provinzen berufen hatte, „um denselben ihren nationalen Charakter wieder zu geben“, äußert sich Excellenz Kasnatschejew folgendermaßen: „In den russischen Gouvernements, an welche Murawjew mit seinem patriotischen Hilferufe sich gewandt hatte, war an fähigen und ehrlichen Beamten von jeher Mangel gewesen; die vorliegende Gelegenheit war von den Verwaltern dieser Länder demgemäß dazu benutzt worden, sich desjenigen Packs zu entledigen, mit dem man nichts anzufangen wußte. Wie Geier auf das Aas, so warfen diese Taugenichtse sich auf die westlichen Provinzen. Bereits mein Vorgänger war in die Nothwendigkeit versetzt worden, ganze Schaaren dieser Leute auf Staatskosten in ihre Heimath zurückzubefördern, und mir blieb nichts übrig, als diesem Beispiel zu folgen. Meine Hauptsorge war dabei, Maßregeln ausfindig zu machen, durch welche die Herren Reisenden verhindert wurden, ihr Reisegeld unterwegs zu vertrinken. Nichtsdestoweniger wurde ich durch die Forderung bedrängt, aus dem Innern des Reichs frisch angereiste Individuen anzustellen, die schlechterdings keine Bürgschaft für ihre Brauchbarkeit und Anständigkeit beizubringen vermochten. Sollten die Geschäfte nicht in’s Stocken gerathen, so mußte ich mit diesen Leuten bis auf Weiteres auszukommen suchen und geschehen lassen, daß dieselben mich in vieler Rücksicht nicht

nur nicht unterstützten, sondern mir zuweilen direkt entgegenarbeiteten". [1])

Weiterhin kommt unser Verfasser auf die Qualität dieser Agenten noch zurück: trotz seiner Erfolge (!!) sei Miljutin doch angefeindet worden, was übrigens weniger durch sein System, als vielmehr durch dessen Ausführung veranlaßt worden. Denn hier habe es keine vom Adel gewählte Friedensvermittler gegeben — was ja doch durch das „System" bedingt war! — sondern russische Commissäre, welche, fremd im Lande, meistens erst kürzlich angelangt, mit dem örtlichen Herkommen unbekannt gewesen seien; die Einen seien von den Ministerien dargeliehene Beamten gewesen, die Anderen Beamte, die im Innern entlassen worden als verdächtig allzugroßen Radicalismus, noch Andere einfache Studenten, welche kaum die Universität verlassen, endlich viele von ihnen Officiere, welche soeben gegen die Insurgenten gekämpft hatten, die

1) „Der Dictator von Wilna rc." (Aus dem Russischen.) Leipzig, 1883. S. XXV—XXVII. Sehr eingehend werden diese politischen Industrieritter Rußlands geschildert, wie sie schaarenweise herzuziehen, wenn Rußland wieder einmal sich an's „Organisiren" macht — wie in der Gegenwart in den Baltischen Provinzen — durch die prachtvolle Studie Schtschadrin's (Ssaltykows): „Unsere Herren Taschkenter". Seit dieser Veröffentlichung dient das Wort „Taschkenetz" zur generellen Bezeichnung jenes politischen Industrieritterthumes. Nach Ssaltykow war Taschkent das klassische Land der „fetten Bissen", das Paradies der Industrieritter; wer dahin ging, der brauchte nichts zu wissen, der mußte nur ein paar feste Klauen und gesunde Zähne haben. Die Taschkenter kennen nur eine Triebfeder, und diese wird ausgedrückt durch das eine Wort „fressen"!" (Alexander von Reinholdt, „Geschichte der russischen Literatur". Leipzig, 1886. S. 748). — Uebrigens gibt das Wort „Fressen" nur unvollständig den Originalausdruck: „shratj" wieder, welcher nicht salonfähig ist wegen der damit verbundenen Vorstellung des allzu gierigen und unfläthigen Verschlingens, wie es etwa an einer Hyäne in der Menagerie zu beobachten ist — dazu die Vorstellung des Fressens im Uebermaße.



meisten dem Studium des Rechtes ganz fernstehend und sich wenig um das kümmernd, was sie juristischen Formalismus nannten, alle aber beseelt von einem für den polnischen Adel wenig günstig gestimmten Geiste. Alle diese Leute seien von Miljutin instruirt und in „nationalem Sinne“ angeregt worden. Verfasser hält es für nöthig, noch hinzuzufügen: Auf diese Leute, welche meist noch jung gewesen seien, alle aber glühende Patrioten — taschkentischer Patriotismus! — hätten diese Unterweisungen einen tiefen Eindruck machen müssen, den nationalen Enthusiasmus bis zur Exaltation steigernd und einen Eifer, der oft keines Spornes bedurfte, noch anstachelnd. Diese Gesinnung, fährt unser Verfasser fort, habe es zuweilen (!) bewirkt, daß in der Praxis die (von der Theorie beabsichtigte) Schiedsrichter-Rolle ganz aus den Augen gesetzt worden sei; daß die Commissäre gar zu blindlings die Forderungen der Bauern (deren Habsucht man systematisch angestachelt hatte!) bewilligt, ja sogar zu Gunsten der Bauern die Instruktionen ihres Chefs überboten, und an die statutarischen Bestimmungen sich gar nicht gekehrt hätten. Dadurch seien Ungleichheiten in der Anwendung dieser letzteren entstanden, excessive Auslegungen u. s. w. in solchem Maße, daß Miljutin und Tscherkaßky, wie aus ihren Briefen ersichtlich sei, genöthigt gewesen seien, manche der Commissäre zu mäßigen, ja sogar Einige wegen allzu großer Willkür an die Luft zu setzen (903). Man begreift, daß solche „Mäßigung des patriotischen Eifers“ nur dann eintrat, wenn die Zerstörungsakte gar zu himmelschreiender Art waren und den „Organisatoren“ gefährlich werden konnten.[1]) Einst schreibt

1) Wie sehr das „System“ es mit sich brachte, die Willkürakte zu begünstigen, zeigt folgender Vorfall, welchen wir, als von durchaus zuverlässiger Seite mitgetheilt, verbürgen können. Unter Murawjew war einem Lieutenant der Auftrag geworden, eine Anzahl von herrschaftlichen Höfen, deren Besitzer für „unzuverlässig“ galten, mit seiner Mannschaft zu verwüsten. Als er auf einem großen



Tscherkaßky an Miljutin: . . . „Der W. hat reißaus genommen (a pris les mors aux dents), er ordnet von sich aus die Einkerkerung ungefügiger Grundherrn an, er spielt sich als Herrscher auf nicht nur im Dorfe, sondern auch in der Stadt, mit einem Worte: in alberner Weise parodirt er Murawjew in Litthauen." Wenn aber — fügt unser Verfasser hinzu — nicht alle (sic!) diejenigen Commissäre, welche angeklagt waren, derart den Diktator zu spielen, abgesetzt worden sind, so hat es zum Theil (sic!) daran gelegen, daß Tscherkaßky in seinem Kampfe mit dem Vicekönig und mit der Civil- und Militär-Verwaltung, selbstverständlich (naturellement) geneigt war, die Partei seiner Commissäre zu ersetzen. — Sehr naiv ist die sich daran schließende Bemerkung unseres Verfassers: man sei sehr erfreut gewesen, wenn von beiden Seiten, vom Bauer und vom Grundherrn, Klage erhoben wurde: das habe als ein Beweis gegolten, daß das Richtige getroffen worden (903 ff.). Also: je unersättlicher der Bauer geworden war durch die Aufhetzungen der Commissäre, um so sicherer war der Grundherr, daß er ganz schutzlos der Willkür preisgegeben sei!

Die ganze Abscheulichkeit dieser Willkürakte tritt in das rechte Licht, wenn man beachtet, daß sie zur Erreichung des von Miljutin gesteckten Zieles, d. h. zur Vernichtung des polnischen Adels, zum saigner à blanc desselben, ganz entbehrlich waren, weil das „Statut", welches Miljutin exportirt

Gutshofe das Geschäft soeben besorgt hat, erfährt er zu seinem Schrecken, daß ihm ein Versehen passirt sei: es war der Besitz einer vornehmen alten Hofdame, welche beim Kaiser in hohem Ansehen stand. Mit richtigem Instinkte beschließt der Lieutenant, seinem Vorgesetzten sofort über das Vorgefallene offen zu berichten. Das hat sich als probat erwiesen: Als bei der alten Dame des Verwalters Bericht eintrifft, hat sie schon vorher von Sr. Majestät ein Dankschreiben erhalten für die vortreffliche Aufnahme, welche den Truppen auf ihrem litthauischen Gute geworden. Nun konnte sie nicht mehr Klage erheben — es hätte geheißen, Majestät eines Irrthums zeihen! Undenkbar!

hatte, auch wenn es ganz correkt angewendet worden wäre, dazu hinlängliche Handhaben bot. Nach dem Ukas von 1864 sollte der polnische Bauer zum Eigenthum erhalten alles Land, welches er seit der Regulirung von 1846 im Pachtbesitze inne gehabt hatte, wodurch er unvergleichlich günstiger gestellt wurde, als der russische Bauer. Der polnische Bauer hatte zu dem Ende nur die Nutznießung als eine bestandene zu behaupten, und daß er dabei nicht eben gewissenhaft zu Werke ging, wird in einer brieflichen Mittheilung von Tscherkaßky selbst constatirt; nichts destoweniger diente die Aussage des Bauern über die Ausdehnung seines Pachtbesitzes als Grundlage bei der Ablösungsverhandlung. Unser Verfasser bemerkt dazu: man begreift den Umfang des Nutzens, welchen habgierige Bauern aus einem solchen Principe zu ziehen vermochten, namentlich gegenüber Richtern, welche selbstverständlich (naturellement) geneigt waren, alle ihre Forderungen für berechtigt zu halten (903). Dazu kam noch, daß einerseits der polnische Bauer überhaupt weniger Entschädigung zu zahlen hatte, als der russische, und daß andererseits dem polnischen Grundherrn die Entschädigungssumme durch besondere Bestimmungen noch mehr verkürzt wurde, als dem russischen, so daß in nicht seltenen Fällen die Entschädigung eine ganz illusorische war, indem der polnische Edelmann sich dieselbe aus der eigenen Tasche zahlte (902 ff.). Denn die polnischen Edelleute wurden erdrückt durch Strafzahlungen und Contributionen, welche auf sie unter allen erdenklichen Vorwänden herabregneten, und der Ertrag dieser Erpressungen floß in den Ablösungsfond. Umsoweniger hatten die Bauern zu zahlen. Eingesessene russische Grundherren wurden zwar von diesen Contributionen mitbetroffen, doch fand ihnen gegenüber Rückvergütung statt, nach Angabe unseres Verfassers. Außerdem ward dem Grundherrn die Entschädigung nicht baar ausgekehrt, sondern in Papieren, die damals nur mit einem Verlust von 50% zu realisiren waren, und auch später sich mit höchstens

80% verwerthen ließen. Ja, in manchen Fällen gab es überhaupt gar keine Entschädigung, wie Verfasser referirt (902 ff.). Wie man das Statut zu handhaben wußte, damit katholischen Grundherren jede Entschädigung entgehe, darüber könnte der Graf Zamoisky Interessantes mittheilen. Wenn das Statut so außerordentlich zweckentsprechend eingerichtet war, wozu bedurfte es da noch weiterer, über das Statut hinausgehender Willkürakte!?

Ganz besonders verderblich wurde diese ganze „Organisations"-Operation durch zwei Umstände. Hätte sie sich rasch abgewickelt und hätte jede der beiden Parteien alsbald Gewißheit darüber erlangt, worüber sie schließlich zu verfügen habe, so hätte sich ein Jeder darnach einrichten und sozusagen eine neue Rechnung für's Leben beginnen können. Statt dessen trat in sehr vielen Fällen eine außerordentlich lästige, alle wirthschaftliche Thätigkeit lähmende, lange andauernde Ungewißheit ein, weil die Bauern sich weigerten, überhaupt auf irgend welche Verhandlungen sich einzulassen, und zwar zu solchem Widerstande angeregt durch eben die Commissäre, welche angeblich nur dazu da waren, um die Auseinandersetzungen zu vermitteln. Meist knüpften sich diese tendenziös hervorgerufenen Verzögerungen an die Frage wegen Ablösung von Servituten. Unser Verfasser erzählt uns darüber Folgendes: Worüber aber die polnischen Grundherren mit vollem Rechte und lange sich zu beklagen hatten, das war der Umstand, daß die Commissäre systematisch (sic!) die Auseinandersetzungen hinauszogen und offen ließen, zum Schaden der Interessirten. Im Gegensatze zu Rußland behielten die Bauern am Walde alle Servitute aus der Leibeigenschaftszeit. Das ist, sagt immer noch unser Verfasser, eine um so ärgere Last, als sie meist schlecht definirt ist und als, buchstäblich genommen, oft der ganze Wald nicht hinreichen würde, wie z. B. auf einem Majorate des Grafen Zamoisky (904). Oft will zur Ablösung der Besitzer einen Theil des Waldes hergeben; aber mit Hilfe eines ad hoc

erlassenen Gesetzes bemühen sich die Commissäre der Regierung, weit entfernt, dieser unnormalen Lage ein Ende machen zu wollen, sie bemühen sich vielmehr, eine darauf bezügliche Verständigung zwischen dem Grundherrn und dem Bauern zu hintertreiben. Noch jetzt, bemerkt Verfasser, noch jetzt hält man in Petersburg an dieser 1864 inaugurirten Politik fest: man ist glücklich, in diesen Servituten ein Mittel gefunden zu haben, zwischen die beiden großen Gruppen der Landbevölkerung Zwietracht zu säen, wie wenn ihr Gegensatz die nothwendige Bedingung zur Erhaltung der russischen Herrschaft wäre. „Wir haben unsere Vorsichtsmaßregeln getroffen“, sagte mir im vorigen Juni-Monate ein hoher Staatsbeamter in St. Petersburg, „wir halten diese Polen an den Servituten“. — Abgesehen von der Schädigung aller Wirthschaft haben die Hindernisse, welche die vollständige Regulirung der Agrarfrage hinhalten, eine andere sehr ernste Seite: sie bewirken in indirekter Weise in dem Volksbewußtsein eine Trübung des Eigenthumsbegriffes; und wenn man im Bauer die Hoffnung anregt, es werde zu dem 1864 Gewonnenen noch nachträglich eine Ergänzung hinzukommen, so werden dadurch revolutionäre und socialistische Tendenzen großgezogen. Wenn der Gutsherr ein Angebot macht, sagt der Tschinownik den Bauern: „wozu wollt ihr einen Vertrag schließen? wozu auf einen Theil des Waldes verzichten, um nur den Rest zu bekommen? da doch eines Tages man euch das Ganze unentgeltlich verleihen kann?“ Mit den radikalen Ideen, welche nur zu oft im Tschinownikthum zu finden sind, mit dem Hasse, welcher so viele kleine Beamte gegen den polnischen Adel erfüllt, können solche Reden leider nicht überraschen. Jedenfalls ist das ein Verfahren, welches eines großen Staates, wie Rußland, wenig würdig ist (905).

Wir bemerken ausdrücklich, daß die ganze vorstehende Darstellung von unserem Verfasser herrührt, und daß wir derselben unsererseits nicht ein einziges Wort hinzugefügt haben. Es steht somit fest, daß ihm, dem Verfasser, wie er

auch heißen möge, alle Elemente zur gebührenden Beurtheilung Miljutin's und Tscherkaßky's und ihres Wirkens zu Gebote standen. Wie will man es sich erklären, daß er, das fluchwürdige Thun der Beiden sehr wohl kennend, nicht ein Wort der Mißbilligung für sie hat, daß er vielmehr ihren praktischen Sinn, ihr nüchternes Urtheil, ihre hohen „staatsmännischen" Eigenschaften nicht genug zu loben weiß? Wäre es nicht, gerade in Anlaß der zuletzt wiedergegebenen Darlegungen, am Platze gewesen, zu bemerken, daß ein Mörder, welcher jemanden aus leidenschaftlichem Hasse erschlägt, ja daß ein Giftmischer, welcher seines Vaters sich entledigt, um ihn rascher zu beerben: daß sie kaum sehr strafwürdig erscheinen solchen Ungeheuern gegenüber, welche mit kaltem Blute, mit fanatischer Reflexion, wissentlich ein ganzes großes Volk von vielen Millionen moralisch vergiften und zwar so, daß das Gift der Zwietracht und wilder Habgier auf ferne Generationen fort und fort, für unberechenbare Zeit wirken müsse?! Statt dessen wird nur die Regierung gemißbilligt; die Personen aber, welche nicht etwa die Werkzeuge dieser Regierung waren, sondern, wie Verfasser es selbst zeigt, welche die Regierung in die entsetzlich unheilvollen Bahnen gelenkt haben: diese Personen werden von ihm gelobt und bewundert!

Noch ein anderer Umstand hat zur Verzögerung der Ablösungs-Operationen beigetragen. Verfasser berichtet, es habe sich unter dem polnischen Landvolke die Meinung, das Gerücht verbreitet, durch eine päpstliche Allocution sei vor Agrar-Vereinbarungen gewarnt worden: man werde den polnischen Bauer nur dann zum Landeigenthümer machen, wenn er den Katholicismus abschwöre. Viele Kirchspiele hätten erklärt, daß sie um solchen Preis von den kaiserlichen Wohlthaten nichts wissen wollten (894). Die Grundlosigkeit dieses absurden Gerüchtes liegt auf der Hand und es erscheint als eine plumpe Unterstellung, wenn es auf Mieroslawski zurückgeführt wird. Viel näher liegt die Vermuthung, daß

die Ausstreuung dieses Gerüchtes dem „Systeme“ Miljutin's angehörte, welches ja, wie soeben gezeigt wurde, darauf ausging, die ganze „Organisation“ in der Schwebe zu belassen, resp. durch dieselbe Handhaben zur „Bekehrung“ zur Orthodoxie zu gewinnen.

Verfasser hätte es sich ersparen können, noch besonders darauf hinzuweisen, mit welchen Schwierigkeiten Miljutin bei Lösung seiner Organisationsaufgabe zu kämpfen gehabt habe. Auch mit vollkommeneren Werkzeugen, sagt er, wäre die Aufgabe eine ganz eigenthümlich schwere gewesen; wie erst mit solchem Rüstzeuge, bei einem solchen Mangel an Menschen und Händen? (895). An Rußlands Beispiel habe man sehen können, wie viel Leidenschaften aller Art durch Agrargesetze angeregt werden, selbst wenn sie in Friedenszeiten unter Landsleuten discutirt würden. Wie nun erst, wenn ähnliche Maßregeln am Tage nach einem erbitterten Kampfe vom Sieger in einem fremden Lande oder in einer aufständischen Provinz erlassen werden, Maßregeln, welche anscheinend (!) unvermeidlich revolutionär und vexatorisch sein müssen?! Und wie erst, wenn diese Maßregeln angewendet werden von Händen, welche von der Hitze des Kampfes noch warm sind und selbstverständlich feindlich gesinnt?! Wodurch die Agrar-Operationen in Rußland und in Polen sich unterscheiden, und wodurch die Verschiedenheit der Behandlung des russischen und des polnischen Adels bedingt wird, das ist vor Allem der Anwendungsmodus, die größere Strenge in der Anwendung der neuen Principien, es ist nach Maß und nach Regel ein anderes Agrargesetz; zudem hat man den Bauern in Polen mehr bewilligt gegen eine geringere Zahlung und dem Grundherrn hat man weniger bewilligt für das Land, das man ihm nahm (899). Diese Agrar-Ukase waren weniger zu Gunsten der Bauern erlassen, als vielmehr ein Auskunftsmittel der Politik (900). Eine nette Politik das! Verfasser sucht das Alles schönfärberisch zu entschuldigen!

Gegen Schluß seiner Darstellungen hebt Verfasser hervor, die Agrarreform habe in Polen nicht, wie in Rußland der Fall gewesen, wirthschaftlichen Ruin hervorgerufen, im Gegentheil, seit Erlaß der polnischen Agrar-Ukase habe in Polen ein ganz erheblicher wirthschaftlicher Aufschwung Platz gegriffen nicht nur bei den Bauern, sondern auch bei den Edelleuten auf den ihnen verbliebenen Besitzungen; Dank dem Sinne für Ordnung und Sparsamkeit und Thätigkeit, wie es den überwiegenden Theil der Bevölkerung auszeichne, und Dank der Geschmeidigkeit des Volksstammes, und einem an ihm bisher nicht beobachteten Grade von Kraft, Weisheit und Festigkeit haben — so wird vom Verfasser anerkannt — die polnischen Großgrundbesitzer meistentheils die große agrare Krise besser überstanden, als die russischen Grundherren, wiewohl letztere unvergleichlich schonender behandelt worden seien. Das gereiche dem polnischen Charakter zu hoher Ehre (901 ff.). Insoweit kann man hier dem Verfasser beistimmen: das polnische Volk hat bewiesen, daß es trotz seiner unsäglich schweren historischen Geschicke, dennoch der Culturerrungenschaften nicht verlustig gegangen ist, deren es im Verkehre mit Westeuropa theilhaftig geworden war, und daß es aus jener Zeit ein moralisches Capital noch bewahrt hat, dessen Früchte ihm eine bessere Zukunft verheißen, als diejenigen erhoffen dürfen, welche sich vom Culturleben des Abendlandes während fast einem Jahrtausend abgeschlossen haben und sich noch heute dagegen hermetischer als jemals abzuschließen gedenken. Ueberaus befremdend aber muß es wirken, wenn Verfasser ebendort also fortfährt: aber man ersehe daraus (aus dem wirthschaftlichen Aufschwunge Polens) auch, daß im Großen und Ganzen das Verhalten der russischen Regierung, Polen gegenüber, doch nicht so schwarz und ungerecht gewesen sei, als es auf den ersten Blick scheinen könne. Lohnt es sich, dagegen auch nur ein Wort zu verlieren? Es ist doch gar zu aberwitzig, es nun noch gar der russischen Regierung, und speciell Miljutin und Tscherkaßky,

zum Verdienst anzurechnen, daß sie es nicht fertig gebracht haben, Polen gänzlich den Garaus zu machen![1]) Es fehlt nur noch, zu erwarten, daß den beiden großen Staatsmännern Miljutin und Tscherkaßky in Warschau vom polnischen Volke Ehrendenkmäler errichtet werden dafür, daß trotz ihrer Peinigungen und Gifteinflößungen das polnische Volk vermöge seiner Lebensfähigkeit, Zähigkeit und Tüchtigkeit nach Verlauf mehrer Lustren dennoch aufzuathmen begonnen hat, wenigstens wirthschaftlich.

In sonstiger Hinsicht ist der Zustand Polens, nach Verfassers Darstellung, ein tief betrübender, wahrscheinlich von Tag zu Tag sich verschlimmernder. Er wäre vielleicht noch trostloser, wenn dem direkten Wirken Miljutin's und Tscherkaßky's nicht von der Vorsehung ein jähes Ende bereitet worden wäre. Denn in ihrem Plane lag es, sich nicht auf's agrare Gebiet zu beschränken, sondern ihre „Organisations"-Arbeit auf allen übrigen Gebieten durchzuführen, auf dem der Finanzen, des Unterrichtes, der Polizei, der Justiz u. s. w., und zwar in demselben Geiste, wie in der Agrarsache vorgegangen worden war, sollte auch alles Uebrige „organisirt" werden (909). Glücklicherweise wurde Miljutin von einem

1) In Anlaß der Bemerkung, daß Ssamarin sich nicht in Polen habe praktisch verwenden lassen, weil er sich für die baltischen Provinzen reservire, erwähnt Verfasser, daß man in Moskau — schon damals! — nur allzu geneigt war, die Vorgänge an der Weichsel nur als ein Vorspiel anzusehen für das, was an der Düna vorgetragen werden sollte, — und was nun, in der Gegenwart, im vollen Zuge der Aufführung sich befindet. Wenn dereinst Liv-, Est- und Kurland aus der Folterkammer ungetödtet, vielmehr innerlich gekräftigt und geläutert, wenn sie aus dem Fegfeuer verklärt zu besserem Dasein dereinst hervorgehen sollten, dann werden sie wohl auch Dankeshymnen anzustimmen haben ihren Wohlthätern Uwarow, Golownin, Protassow, Khanykow, Ssamarin, Schakhowskoi, Sinowjew, Kapustin, Tolstoi, Pobedonoszew, der kleineren Schutzheiligen gar nicht zu gedenken!



Schlaganfalle ereilt unmittelbar nach einer Sitzung des Ministercomité's in St. Petersburg, in welcher er, gegen die Meinung fast aller übrigen Würdenträger, jedoch mit Hilfe des Zaren und unter dessen Augen, den Beschluß durchgesetzt hatte, daß Rußland mit Pius IX. kein Abkommen, keinen Compromiß zu schließen, vielmehr mit dem Heiligen Stuhle alle Beziehungen abzubrechen habe (815). Man denke, was bei längerem Wirken Miljutin's wohl noch auf dem kirchlichen Gebiete in rascheſtem Tempo geschehen wäre; denn ebendort sagt uns Verfasser, daß neben der Agrarsache die religiöse oder vielmehr die kirchliche Frage in Polen den Hauptgegenstand der Präoccupationen Miljutin's und Tscherkaßky's gebildet habe. Nach Miljutin's Tode war Tscherkaßky seiner Hauptstütze beraubt, und bei dem allgemeinen Unwillen, welchen sein Verhalten bei allen auch nur einigermaßen billig Denkenden erregt hatte, konnte er sich nicht mehr lange in seiner Stellung halten.

Indessen hatte er mit Verheerung der Kirche und der Schule bereits recht Hervorragendes geleistet, wie es auch von unserm Verfasser bestätigt wird, welcher unter Anderm angibt, daß Tscherkaßky von den damals in Polen bestehenden 173 Klöstern nicht weniger als 139 aufgehoben hat; irren wir nicht, so wurde dieser Gewaltakt im ganzen Lande in einer Nacht durch Militärabtheilungen ausgeführt. Verfasser bemerkt ferner: der allerschlimmste Akt aber, der Rußland in diesen heiklen Religionskämpfen (délicates luttes religieuses) vorzuwerfen ist, besteht in der gesetzlichen (!) Unterdrückung der letzten griechisch-unirten Diöcese, welche en bloc in officieller Weise in den Kreis der orthodoxen Kirche einbezogen wurde, ganz ohne den persönlichen Empfindungen der Priester und Laien, welche der Union anhingen, Rechnung zu tragen (915). Vergeblich bemüht sich Verfasser, die Schuld dieser abscheulichen Gewissensbedrückung von Miljutin und Tscherkaßky abzuwälzen, indem er bemerkt: „Aber diese Vergewaltigung des Rechtes auf Gewissensfreiheit,

welche als einer der auf der Regierung Alexanders II. haftenden Flecken zu gelten hat, ist späteren Datums, als das Ministerium, ja selbst als der Tod Miljutin's". Freilich ist es wahr, daß Miljutin und Tscherkaßky nicht als die intellektuellen Urheber, nicht als die Erfinder dieser grausamen russischen religiösen Verfolgungen, der russian atrocities, zu gelten haben. Aus der Regierungszeit des Zaren Nikolaus und aus älteren Epochen lagen bedeutsame Muster vor. Immerhin kann Miljutin und Tscherkaßky das Verdienst nicht abgesprochen werden, nach einer Ruhepause diese Gräuel wieder in Aufnahme gebracht zu haben, und alle die Scheußlichkeiten, welche nach ihrer Verwaltungszeit in Scene gegangen sind, haben nur als Fortsetzungen des von ihnen Begonnenen, als Vervollständigung ihrer „Organisation" zu gelten.

Hand in Hand mit der Zerstörung der kirchlichen Verhältnisse Polens ging die Verheerung der polnischen Schulen. Es ist bekannt, daß in consequenter Fortsetzung der Miljutin-Tscherkaßky'schen „Organisation" man es alsbald soweit brachte, daß es in Polen nicht eine einzige Schule mit polnischer Unterrichtssprache gab, noch gibt. Kann man auch in den höheren Gesellschaftsschichten sich hier und da durch häuslichen Unterricht einigermaßen helfen, so ist doch die große Masse des Volkes allen und jeden Unterrichtes seit Decennien beraubt. Verfasser verhehlt sich keineswegs die entsetzliche Tragweite dieses Zustandes. Er sagt: die intellektuelle Entwicklung des polnischen gemeinen Mannes sei hinter seiner materiellen zurückgeblieben. Dem Bauer wird es nothwendig dereinst zum Bewußtsein kommen müssen, daß sein Land in einem Zustande der Erniedrigung, eines politischen Helotenthums erhalten werde, und daß ihm, seit Polen auf dem Papier (nominalement) mit dem russischen Reiche vereinigt worden, alle Reformen und alle liberalen Gesetze, deren Rußland theilhaftig geworden, vorenthalten werden.[1])

1) Auch in dieser Beziehung wird gegenwärtig in den baltischen Provinzen nach Miljutin'schem Recepte „organisirt". In Ruß-



Nicht ungestraft — sagt unser Verfasser — gebe man den Unterricht in einer unverstandenen Sprache. Dieses allein schon sei für das polnische Volk eine Ursache der Inferiorität, welche durch gar nichts ausgeglichen werden könne (911). Das Alles ist dem Verfasser nicht unbekannt geblieben; dennoch hat er für die Urheber dieses Zustandes, für diejenigen, welche ihn eingeleitet haben, nur Bewunderung: Miljutin ist ein großer Staatsmann, Tscherkaßky hervorragend durch praktischen Sinn!

Noch mehr aber muß man staunen, wenn man sieht, daß dem Verfasser die letzten Zielpunkte der großen Organisatoren sehr wohl bekannt gewesen sind, und daß diese Kenntniß seine Verherrlichungen nicht beeinträchtigt hat. Verfasser referirt, Miljutin habe gegen Ssamarin brieflich geäußert: Noch könne er Einheimische, Polen, nicht anstellen, dieselben seien noch unfähig, etwas zu organisiren; doch mit der Zeit werde er auch Polen gebrauchen können und an ihnen eine Stütze haben. Die Fähigkeit aber, von ihm benutzt zu werden, werde sich bei den Polen nicht eher einstellen, als bis in ihren Gemüthern jedes Band mit ihren Traditionen zerrissen worden, und bis auf der Weltbühne ein bisher in Polens Geschichte unbekannter Mime aufgetreten sei — das Volk (S. 909 ff.), d. h. nicht ein Volk, welches nach göttlichem Plane des

---

land werden die Friedensrichter von den Ortseingesessenen und aus ihrer Mitte gewählt; selbst bei lückenhaften juridischen Kenntnissen vermögen sie, bei gesundem Sinn und Dank ihrer Kenntniß der Ortsgewohnheiten, ihres Amtes leidlich gut zu pflegen. In Livland, Estland und Kurland werden Friedensrichter von der Regierung eingesetzt und zwar ausschließlich solche, welche nicht nur des örtlich geltenden deutsch-römischen Rechtes, sondern auch der Sprachen des Landes absolut unkundig sind. Sie verstehen Niemand und werden von Niemandem verstanden — außer von den meist unzuverlässigen Dolmetschern. In Kurzem wird man auch die „Organisation“ der baltischen Schulen genau nach polnischem Muster vollendet haben.

Werdens aus seiner Vergangenheit, geleitet durch seine Traditionen, in die Gegenwart hervortritt — und die polnische Nation hat neben schmerzlichen Erinnerungen wahrlich auch große Traditionen aufzuweisen! — nein, ein Volk, welches Miljutin nach seinem eigenen unschönen Ebenbilde zu formen gedachte aus dem Breie, zu welchem er die hingemordete Nation eingestampft haben würde. Wer vermöchte, wie bereits gesagt, solchem größenwahnsinnigen „Fanatismus der Reflexion“ gegenüber den Ausruf zurückzuhalten: wie unschuldig erscheint ein Einzelmörder im Vergleiche mit dem frevlen Ungeheuer, welches sich anschickt, eine nach vielen Millionen zählende, historisch ausgezeichnete Nationalität kalten Blutes vom Erdboden auszutilgen! Und wie kindlich erscheint das mit dem Schöpfer concurrirende Bestreben, einen homunculus hervorzubringen, neben dem lästerlichen Unternehmen, ein neues Volk in die Welt zu setzen! — Wie aber verhält sich unser Verfasser zu diesen Ungeheuerlichkeiten? Sie flößen ihm ungetheilte Bewunderung ein!! Unmittelbar nach dem soeben wiedergegebenen Ausspruche Miljutin's ruft er aus: *Diese edle Sprache (ce noble langage) ist bemerkenswerth in mehr als einer Hinsicht.* Man traut seinen Augen nicht. Ja, Verfasser geht sogar soweit, zu behaupten: weit entfernt, die Feinde und Zerstörer der lekhitischen Nationalität zu sein, dürften Miljutin und Tscherkaßky vielleicht vielmehr als ihre Regeneratoren gelten.

In gewissem Sinne, nur nicht in demjenigen unseres Verfassers, ist diese letztere Bemerkung nicht ganz unzutreffend, insofern, nach einer alten Auffassung, der Teufel verdammt ist, gar häufig das Gute zu wirken, wo er das Böse plante. Schon bei Beginn der letzten polnischen Bewegung hatte der polnische Großgrundbesitz, wie auch unser Verfasser referirt, vertreten durch das Organ seiner 5000 Mitglieder zählenden Landwirthschaftlichen Gesellschaft, eine Proclamation erlassen, welche die weitgehendste, allen Bedürfnissen entsprechende Agrarreform ankündigte, mittelst welcher man das ganze

polnische Volk zu einem festgefügten nationalen, patriotischen Ganzen zu vereinigen hoffte. Selbstverständlich wurde dieses Unternehmen von der russischen Regierung unmöglich gemacht. Angeblich wegen revolutionärer Tendenzen wurde die Landwirthschaftliche Gesellschaft aufgelöst. Verfasser bemerkt ausdrücklich, daß der polnische Adel das freiwillig, aus eigenem Antriebe, hat thun wollen, was dem russischen Adel gewaltsam hatte aufgezwängt werden müssen; und er verschweigt auch nicht, daß die Initiative des polnischen Adels unterdrückt wurde, weil man andernfalls keine Kriegswaffe gegen die dominirende Classe in der Hand behalten hätte (S. 898). Es bedarf kaum der Erwähnung, daß es einer „Kriegswaffe" gar nicht bedurfte, und daß man die den Tendenzen der Regierung entgegen kommende dominirende Classe gar nicht zu bekriegen brauchte, daß man den Krieg gegen sie in frivoler, frevler Weise provocirt hat, einzig und allein aus Haß gegen die socialen Unebenheiten (aspérités). — Nun, was durch Unterdrückung der Landwirthschaftlichen Gesellschaft und durch alles Folgende verhindert werden sollte, die Annäherung zwischen Adel und Bauerschaft, das scheint durch den auf Beiden lastenden, Jahrzehnte währenden Druck zum Theil hervorgebracht worden zu sein und täglich deutlicher hervorzutreten.[1]) Schon bei Lebzeiten Miljutins sei diese Finalwirkung, wie Verfasser mittheilt, vorausgesehen worden. Es sei ihm, Miljutin, vorgehalten worden: jetzt stünden nur 300,000 Polen gegenüber; zufolge der agraren Organisation würde man es nach dreißig Jahren mit einer zwanzig Mal größeren Anzahl zu thun haben (910). Insofern würde man, wie gesagt, Miljutin vielleicht dereinst den Regenerator

1) Der gleiche Effekt ist bereits jetzt in den baltischen Provinzen bemerklich. Noch nie, in der ganzen historischen Zeit, ist hier in allen Gesellschaftsschichten und in allen nationalen Lagern so entschieden wie jetzt die Neigung zu engem gegenseitigen Anschlusse empfunden worden.



der polnischen Nationalität nennen können; ohne es zu wollen, hätte er zu ihrer Läuterung, Sammlung und Festigung beigetragen, wie der Böse bei schlechtem Willen das Gute wirkend.

---

Indem wir darauf verzichten, noch weitere Belege zur Feststellung der Thatsache beizubringen, daß der Verfasser bei voller Kenntniß der Missethaten Miljutin's ihn dennoch als großen Staatsmann verherrlicht hat, haben wir noch die zusammenfassenden Lobeserhebungen wiederzugeben, mit denen unterm Namen Anatole Leroy-Beaulieu's die Artikelserie: „Un homme d'état russe“ beschlossen wird. Es heißt dort: Miljutin und seine Genossen seien von den Fehlern frei gewesen, welche am russischen Nationalcharakter gemeiniglich getadelt werden. Auch wenn man ihre Denkart nicht theile, müsse man ihnen zuerkennen Unabhängigkeit des Geistes, Kraft und und Festigkeit des Willens (919). Das sind Eigenschaften, welche manchen fou furieux auszeichnen! Ferner: das Beispiel dieser drei Russen von altem Schrot und Korn zeige, daß der russische Nationalcharakter keineswegs unfähig sei der allerhöchsten politischen Vorzüge und daß folglich dieses Volk würdig sei, eines Tages frei zu sein. Wir hoffen, daß unsere Leser aus unseren gewissenhaften Auszügen den Beweis für das strikte Gegentheil entnommen haben werden: daß nämlich das russische Volk, solange es nur Größen dieser Art hervorzubringen vermag, damit den Beweis liefert, daß es nur Despoten- und Sklaventhum zu ertragen und zu einem Culturvolke sich nicht zu entwickeln vermag. An anderem Orte haben wir an der Hand „Russischer Selbstzeugnisse“ entwickelt, daß dieser Zustand der Wildheit einem gebildeteren und glücklicheren nicht eher wird weichen können, als bis das Privilegium der verderbten, zur Volkserziehung unfähigen, die Volksmoral schädigenden russischen orthodoxen Kirche aufgegeben worden.

Wir stehen, wie Eingangs bemerkt, vor einem anscheinend unlösbaren Räthsel. Wie hat es nur geschehen können, daß

unter dem Namen eines Autors, welcher durch 7 Jahre hindurch und auch später sich als ein entschiedener Feind der russischen Autokratie und der russischen Bureaukratie erwiesen hat, der sonst immer entschiedenen, ja stellenweise allzu heißspornigen Liberalismus an den Tag gelegt hat — daß unter dem Namen desselben Autors der infamste bureaukratische Despotismus nicht nur „gerettet", sondern sogar hochgepriesen wird? Wie ist es möglich, dermaßen „umschichtig", ja fast gleichzeitig, im selben Athemzuge kalt und warm zu blasen, ein literarisches Chaud-froid zu liefern, welches übrigens im Gegensatze zu seinem culinarischen, aus Fisch oder Fleisch bereiteten Vorbilde „weder Fisch noch Fleisch" ist!

---

## LXII.

## Die Katholiken unter den Fraktionen des cisleithanischen Reichsraths.

Wenn wir uns vor Allem die Frage stellen, was heißt „conservativ" sein, so können wir darauf antworten: Conservativ sein heißt, das Bestehende, soweit es gut und existenzberechtigt ist und sich mit den bestehenden Zuständen verträgt, erhalten und verbessern.

Die Basis aber für alles wahrhaft Conservative ist die Religion, das Christenthum. Unbestreitbar ist für uns seine Berechtigung; es ist im eminenten Sinne gut und bestimmt, für alle Zeiten Norm zu geben.

In dem Christenthume und durch das Christenthum allein finden nicht nur Throne und Staaten, sondern das ganze sociale Leben der Völker überhaupt ihre Rechtsbasis, ihre Stütze, ja ihr ganzes Lebensprincip. Wer daher nur in Einem Sinne conservativ sein will und z. B. allein nur

die Dynastie oder das Staatsrecht erhalten wissen will, ohne auf die Religion im öffentlichen Leben das Hauptgewicht zu legen, der ist eigentlich gar nicht conservativ; er baut ein Haus ohne Grund.

Uns als Oesterreicher interessirt vor Allem die Haltung der conservativen Parteien in Oesterreich und zwar im gegebenen Augenblicke ganz besonders, weil eine neue Gruppirung der Parteien im Reichsrathe im Entstehen ist.

Die Regierung suchte ihre Stützen in allen sogenannten gemäßigten Elementen, nachdem die alte Majorität, welche aus den Conservativen der Alpenländer, den Slaven nebst dem conservativen Großgrundbesitze und den, immerhin unberechenbaren, Polen bestand, einige Veränderungen erfahren hatte und numerisch sehr geschwächt wurde in Folge der ganz jungczechisch ausgefallenen Wahlen in Böhmen.

Auch die liberalen Deutschen suchte die Regierung bis zu einem gewissen Grade für sich zu gewinnen. Der Regierung wurde das insoferne nicht allzuschwer, als sie ohnehin trotz ihres Bündnisses mit dem sogenannten „eisernen Ringe“ des früheren Reichsrathes in ihren Haupttendenzen stets liberal gewesen ist. Sie war ja immer gegen die Einführung ernstlich christlicher Institutionen im öffentlichen Leben. Wir brauchen nur auf die interconfessionelle Schule, auf den neuen Strafgesetzentwurf, und auf den Geist hinzuweisen, der in den inspirirten Blättern athmet.

Die obengenannte deutsch-liberale Partei ihrerseits folgte dem von der Regierung an sie gerichteten Appell insoferne, als sie sich jetzt auf eine sehr gemäßigte und socialpolitisch conservative Partei hinausspielt.

Die wahrhaft conservativen Elemente haben, wie uns ein Rückblick auf das letztvergangene Decennium zeigt, bisher nur sehr wenig erreicht, höchstens allzu Arges verhütet. Sie sind, geleitet von unüberwindlicher Rücksichtnahme und Aengstlichkeit, im Reichsrathe nie entschieden genug mit ihrem Christenthum hervorgetreten und beschränkten sich auf

Wahrung ihres staatsrechtlichen Standpunktes und der nationalen Gleichberechtigung.

Wie wird es jetzt werden in dieser Beziehung? Welche Parteien, welche Gruppirungen sahen und sehen wir im neuen Reichstag sich bilden?

In erster Linie ist es fraglich, welche Erfolge die föderalistisch-Deutschconservativen, was ihre katholischen Tendenzen anbelangt, durch ihren Eintritt in den (allgemein) conservativen Club erzielen werden. Jedenfalls war es gut von ihnen, beim Eintritt den katholischen Standpunkt durch ihre Erklärung ganz besonders hervorzuheben.

Betrachtet man ihre Beziehungen zu den einzelnen conservativen Fraktionen, so kommt man zur Erkenntniß, daß sie von den conservativen Slaven zur Erreichung ihrer katholischen Bestrebungen jetzt weniger denn je eine Unterstützung erwarten können; denn nebstdem, daß diese numerisch sehr geschwächt sind, geht bei ihnen, fast möchte man glauben, das Staatsrecht über die Religion.

Die der Zahl nach unbedeutenden conservativ-centralistisch-deutsch Gesinnten sind oder waren wenigstens zu schroff, um als Alliirte besonders gesucht zu sein; sie sind bekanntlich in den conservativen Club nicht eingetreten. Sollte sich ihre Zahl vermehrt haben, so geschah es nur auf Kosten der conservativ-föderalistischen Deutschen, von deren Verbindungen wir eben sprachen.

Letztere Partei dürfte aus Erfahrung allmählig gelernt haben, daß eine Politik, die, wenn auch nur aus Opportunität, auf die Dauer die Politik vor der Religion berücksichtigt, ohne sonderlichen Segen Gottes arbeitet und in keiner Richtung etwas Nennenswerthes erreicht.

Ziemlich rathlos werden die conservativen Slaven dastehen, weil sie enorm vermindert erscheinen und außer den conservativen Großgrundbesitzern und etwa den Polen keine engeren Verbündeten finden dürften. Es ist das traurig für sie und empfindlich, denn sie bildeten bisher eine mächtige Partei.

Für sie gilt daher ganz besonders und in erhöhtem Maße, was wir von den conservativen Deutschen sagten; sie werden die Folgen ihrer nicht durch christliche Bestrebungen ernstlich geleiteten Politik zu fühlen bekommen. Sie namentlich bauten an ihrem Hause ohne feste Grundmauer.

Die andern Fraktionen des neuen conservativen Clubs müssen erst zeigen, was sie wollen und können, daher wir heute nicht näher ihre Bestrebungen zu beleuchten im Stande sind.

Die Wirksamkeit des Reichsraths dürfte im großen Ganzen in der alten Richtung sich weiter entfalten, am Ende gar noch etwas liberaler angehaucht sein, wie bisher. Nebenher werden die Jungczechen ihre national rabulistische Politik zur Schau tragen. Die Antisemiten, leider auch nicht immer die wahre Richtung einhaltend, dürften ebenfalls häufig mit in die Discussion eingreifen, aber vorläufig ohne Erfolg; ebenso die extremen deutschen Elemente.

Die Haupttaktik des Reichsrathes wird wahrscheinlich wieder die lavirende sein. Ein bischen warm gehalten dürfte er allerdings werden durch die immer mehr uns auf den Leib rückende sociale Frage. Heftige nationale Kämpfe werden vielleicht in die Erscheinung treten, es wird einige Flickarbeit auf socialem und wirthschaftlichem Gebiete vorgenommen werden, aber von einer eigentlich christlichen Gesetzgebung wird kaum die Rede sein.

Uns interessirt vor Allem die zu gewärtigende Haltung der wahrhaft conservativen Abgeordneten. Bisher war ihr Vorgehen nicht so fast von ihren Ideen geleitet, sondern von der Erwägung: wenn wir ernstlich mit christlichen Vorschlägen hervortreten, so haben wir die Regierung, haben die Liberalen und viele sogenannte Conservative gegen uns; wir treten in diesem Falle in die Opposition und bilden eine numerisch schwache Fraktion; daher ziehen wir vor, zu laviren und mit Hilfe der Regierung und der sogenannten Conservativen eine allzu große Liberalisirung möglichst hintanzuhalten; auf diese Weise können wir auch manche autonomistische Concession

erreichen und zu Gunsten der nationalen Gleichberechtigung mit einigem Erfolge auftreten.

Nun, diese Taktik mag ja unter Umständen und für eine gewisse Zeit ihre Berechtigung haben und gehabt haben. Jetzt ist jedoch durch den angestrebten Ausgleich in Böhmen, der zu den Zuständen der Gesammtmonarchie in enger Beziehung steht, für alle gemäßigten Parteien, was die innere Politik anbelangt, eine bestimmte Richtung vorgezeichnet; staatsrechtliche Fragen, die den Rahmen der Ausgleichspunktationen überschreiten, sind vorläufig ad acta gelegt; uns scheint daher, daß das Laviren in religiös-politischen Angelegenheiten jetzt nicht mehr am Platze sei. Der Einwand, religiöse Fragen sollten nicht aufgerollt werden, weil die katholische Partei sich sehr in der Minderheit befindet, kann doch nicht für immer stichhaltig bleiben; es müßte ja sonst eine jede Minorität im politischen Leben sich selbst aufgeben und zum ewigen Stillschweigen verurtheilen.

Wir denken es uns nicht als ein Ding der Unmöglichkeit, daß christlich conservative Abgeordnete bestimmte Anträge in christlichem Sinne stellen, beziehungsweise unterstützen und vertreten, in r e i n politischen Fragen jedoch ihre verschiedenen bisherigen Standpunkte festhalten. Es ist zwar nicht gebräuchlich, im Reichsrathe zweien Clubs anzugehören; doch wenn dies auch als schwer durchführbar geschildert wird, so folgt daraus noch nicht, daß es absolut unmöglich sei.

Wenn also ein eigener katholischer Club unter was immer für einem Namen gegründet würde, so könnte ein Abgeordneter sowohl seinem ursprünglichen Club, also etwa dem conservativen oder dem Polenclub und gleichzeitig dem katholischen Club als Mitglied angehören.

In den erstgenannten Clubs müßte er bei gewissen Fragen seine Zustimmung zu den Beschlüssen v o r b e h a l t l i c h der Haltung des katholischen Clubs geben, während in r e i n politischen oder wirthschaftlichen Angelegenheiten dieser Vorbehalt entfallen könnte. Die conservativen Abgeordneten der

Alpenländer gaben bekanntlich im neu zusammengetretenen conservativen Club eine Erklärung ab, die gewissermaßen dasselbe bezweckt, was hier zum Vorschlage gemacht wird, und muß nur bedauert werden, daß ernste Katholiken aus den andern Fraktionen nicht ein ähnliches gethan haben.

Im Reichsrathe der zuletzt abgelaufenen Periode bestanden mehrere conservative Clubs, von denen jeder seine Sonderinteressen verfocht, die aber alle im sogenannten eisernen Ring eine Vereinigung suchten und fanden. Jetzt ist es der Form nach umgekehrt. Die Conservativen (mit Ausnahme der Polen) bilden nur Einen Club, welcher aber aus mehreren Fraktionen besteht. Dem Wesen nach dürfte es auf's selbe hinauskommen, obwohl die Vereinigung in einem Club eine innigere ist, als die des „eisernen Ringes" es war. In gewisser Beziehung gehören also alle conservativen Abgeordneten heute schon zweien Clubs an, wenn auch das Kind einen andern Namen hat, und unsere diesbezügliche Idee scheint denn doch nicht in's Reich der Unmöglichkeiten zu gehören.

Wenn wir den Wunsch aussprachen, es möge ein entschieden katholisches Vorgehen im Reichsrathe seitens der betreffenden Abgeordneten Platz greifen, so wird man uns wahrscheinlich einwenden, es sei das nicht opportun, weil man fast lauter solche Gegner in Oesterreich vor sich habe, die sagen: wir sind ja auch katholisch, aber euere ultramontanen und klerikalen Wünsche perhorresciren wir. Es ist allerdings richtig, daß ruhig denkende Akatholiken den Forderungen strenger Katholiken viel mehr Achtung entgegen bringen als schlechte und laue Katholiken. Andererseits muß man aber doch zugeben, daß es im höchsten Grade bedauerlich erscheint, wenn Niemand im katholischen Oesterreich es wagt, im öffentlichen Leben entschieden katholisch aufzutreten.

Würden gut katholisch-gesinnte Abgeordnete nur hie und da mit ihren berechtigten Forderungen im Reichsrathe hervortreten, wenn sie auch wissen, daß sie bekämpft und überstimmt werden, so könnten sie doch wenigstens sagen:

„Salvavi animam meam; uns trifft nicht die Verantwortung.“ Nach und nach würde sich der katholische Club numerisch und moralisch stärken und endlich jedenfalls eine achtunggebietende Stellung einnehmen. Er würde eine Gruppe darstellen, die nicht nur beim Volke, sondern auch bei der Regierung und im Parlamente Achtung genöße und nicht schlechtweg ignorirt werden könnte.

Was wäre am Ende auch riskirt durch eine derartige allerdings oppositionelle Haltung der Partei? Im schlimmsten Falle nur das, daß das Regierungssystem in Oesterreich, weil noch mehr als bisher seine Stützen auf liberaler Seite suchend, abermals ein bischen liberaler würde, als es schon ist. In wirthschaftlichen Dingen und in rein politischen Fragen wird nach wie vor ohnehin nur lavirt werden. Ob also die in ihrem inneren Kerne liberale Regierung sich etwas mehr oder weniger hinüber oder herüber neigt, ist ziemlich belanglos. Schlechter kann es kaum mehr werden in religiöser Beziehung, also versuche man ernstlich die Besserung auf einem anderen Wege als bisher.

Wollte man die Frage stellen, woher die Elemente für eine katholische Fraktion zu rekrutiren wären, so möchten wir auf die Theilnehmer der österreichischen Katholikentage hinweisen. Dort fanden sich Männer ein, die, obwohl politisch und national den verschiedensten Parteien angehörend, mit Entschiedenheit für die katholische Sache eintraten. Solche Männer sind es, die nach unserer Ansicht als Mitglieder zweier Clubs, und setzen wir hinzu „ohne Ueberstürzung“, ihre Kräfte im Parlamente entsprechend verwerthen könnten.

Vor wenig Jahren, als von den dermalen im Zuge befindlichen Ausgleichsverhandlungen in Böhmen und ihren bestimmt formulirten weitgehenden Punktationen noch gar keine Rede war, hat sich eine Stimme in öffentlichen Blättern vernehmen lassen (es war die des Fürsten Clary), welche ganz ähnliche Vorschläge zu einem Ausgleiche brachte, wie

wir ihn jetzt in der Berathung und theilweisen Durchführung begriffen vor uns sehen. Damals belächelten Viele besagte Vorschläge, nannten den Fürsten einen Idealisten oder den Mann für eine Mittelpartei, die als solche niemals Erfolge erzielen könnte, wenn sie bestünde. Und doch kamen die vom Fürsten Clary ausgesprochenen Gedanken zum Durchbruche; sie werden auch nicht mehr von der Bildfläche verschwinden, selbst dann nicht, wenn etwa Dank der jungczechischen Opposition der Ausgleich zur Zeit scheitern sollte.

Auch unsere hier ausgesprochenen Ideen wird man einer besonderen Würdigung kaum für werth halten. Doch geht unser Bestreben nicht dahin, vielseitige Anerkennung zu finden, sondern wir würden darin eine große Genugthuung erblicken, wenn, nachdem unsere Worte längst vergessen sein werden, im öffentlichen Leben in dem von uns angedeuteten oder einem ähnlichen Sinne vorgegangen würde.

Aus Oesterreich, Anfangs Mai. v. Z.

---

## LXIII.

## Zur ältesten Geschichte der katholischen Kirche in Ungarn.

(Schluß.)

Unter den weiteren streitigen Fragen aus der ersten Zeit des Christenthums in Ungarn beansprucht die Frage über die Echtheit oder Unechtheit der Bulle des Papstes Sylvester II. an König Stefan ein besonderes Interesse.

Fünf Jahre (995—1000) hatte Stefan das Werk der Bekehrung mit Hilfe der von ihm aus den benachbarten christlichen Ländern berufenen Priester und Mönche mächtig gefördert und war den Gegnern des Christenthums unter seinem Volk mit Entschiedenheit und Strenge entgegengetreten. Nachdem er

auf solche Weise den Boden vorbereitet und die Saat ausgestreut hatte, erkannte er die Nothwendigkeit, daß zu deren weiterer Pflege die Aufrichtung eines ordentlichen Kirchenwesens vonnöthen sei. Damit verband er aber zugleich die richtige Erkenntniß, daß die Einführung des Christenthums und die Herstellung einer geordneten Hierarchie unabweislich auch die Umgestaltung und Neuordnung der weltlichen Regierung bedinge.

Da war es nun ein Schritt von weittragender Bedeutung, daß Stefan, der Schwager des Bayernherzogs und späteren deutschen Kaisers Heinrich, bei Einrichtung seines jungen Staatswesens sich nicht an das weltliche Haupt der europäischen Christenheit wendete, sondern mit der Bestätigung der von ihm vorgenommenen kirchlichen Einrichtungen die Verleihung der Krone und des Königstitels vom Papste sich erbat. Man nimmt an, daß Otto III., der „Romantiker auf dem Kaiserthron", es selbst gewesen, der den ungarischen Fürsten zur Unternehmung dieses Schrittes ermuntert und denselben bei seinem Freunde, dem Papste Sylvester II., wirksam unterstützt habe.

Die Sendung Stefans an den hl. Stuhl war von überraschendem Erfolge. Der Papst nahm den Bericht über die apostolische Thätigkeit des Ungarnfürsten nicht bloß mit lebhaftester Freude entgegen und bestätigte gerne die getroffenen kirchlichen Gründungen und Einrichtungen; sondern er schickte auch die erbetene Königskrone und verlieh überdies in einer Bulle dem neuen Könige ganz außerordentliche Vorrechte und Auszeichnungen in kirchlichen Dingen.

Diese Bulle P. Sylvesters II. vom 27. März 1000 bildet nun seit anderthalb Jahrhunderten den Gegenstand heftigen Streites unter den Gelehrten. Die Bulle entdeckte Anton Verancsics (Verantius), später Erzbischof von Gran, als Domherr von Weißenburg (Siebenbürgen) im Jahre 1550 im Archiv der Kirche zu Trau (Dalmatien) und nahm eine Abschrift davon, welche er seinen handschriftlichen Aufzeichnungen „Memorialis" einverleibte. Nach seinem Tode kamen diese Aufzeichnungen in mehrere Hände und auch in den Besitz des Athanasius Georgier, der sie dann dem kroatischen Minoriten Raphael Levakovics überließ, als dieser zur Correktur der illyrischen Kirchencodexe von Wien, wo er als Beauftragter des

Papstes Urban VIII. thätig gewesen, nach Rom sich begab. Hier schrieb Melchior Inchoffer seine „Annales ecclesiastici Regni Hungariae“ und ihm übergab Levakovics den Text der Bulle Sylvesters II. Die Bulle erschien demnach zuerst in diesen „Annalen“ zu Rom im Jahre 1644 (Tom. I, 255).

Ein Jahrhundert hindurch blieb die Bulle von Seite der Wissenschaft unangefochten; den ersten und heftigsten Angriff gegen sie eröffnete der Zipser Theologe und Geschichtsschreiber Gottfried Schwarz (1707—1786), der in seiner „Dissertatio inauguralis historico-critica de initiis religionis christianae in Hungaros Ecclesiae assertis eiusdemque a dubiis et fabulosis narrationibus repurgata“ (Halae 1739, 40), noch schärfer aber in seiner spätern Schrift: „Entlarvte Bulle des Pabstes Sylvesters II. ꝛc.“ (Lemgo, 1777, 4°) die Unechtheit der Bulle mit wahrer Leidenschaftlichkeit behauptete. Alle seitherigen Gegner dieser Bulle sind bei Gottfried Schwarz in die Schule gegangen und haben von dessen Ton und Haltung geerbt.

Einer der gelehrigsten Schüler dieses G. Schwarz ist in neuerer Zeit der Historiker Max Büdinger, der in seiner „Oesterr. Geschichte“ Bd. I. (Leipzig 1858) S. 403 ohne weitere Begründung sagt, ein gewisser Levakovics habe die Bulle Sylvesters II. verfaßt, weshalb er „diesen gewissenlosen Agenten“ der „Fälschung“ beschuldigt. Dieser Partei der unbedingten Verwerfer der Bulle schloß sich neuestens auch Prof. Alphons Huber an, der in seiner „Geschichte Oesterreichs“ Bd. I (148, Anm.) gleichfalls ohne nähere Beweise erklärt, daß er diese Bulle „nicht bloß für interpolirt, sondern mit Engel, Büdinger, Zeißberg für unecht halte“.

Eine andere Gruppe von Historikern, zu denen namentlich die Magyaren Ladislaus Szalay und Michael Horvath gehören, trat der Meinung des ungar. Kirchenhistorikers Franz Kollar bei, der („Historia diplom. juris patronatus“ etc. Vindob. 1762) die Echtheit der Bulle annimmt, im Einzelnen jedoch Einschiebungen oder Interpolirungen findet. Bei dieser Gruppe ist es nun interessant zu beobachten, daß der Eine diesen, der Andere jenen Passus als „interpolirt“ betrachtet; eine Uebereinstimmung findet sich nicht vor.

Die dritte Anschauung vertritt in neuester Zeit Professor

Dr. v. Krones, der in seiner „Gesch. Oesterr." Bd. II S. 66 schreibt: „Man hat die sylvestrinische Bulle vom Jahre 1000 später als unecht verwerfen wollen; nach Allem mit Unrecht. Geist und Stil der Bulle, welche Ungarn als ‚Lehen des heiligen Petrus' auffaßt, dafür aber dem Ungarnkönig die Vorrechte eines Vertreters des Papstes zuweist, entsprechen ganz der Sachlage." Der verewigte Gfrörer ist für die Echtheit der Bulle schon in seiner „Kirchengeschichte" Bd. III. eingestanden und in „Gregor VII. und sein Zeitalter" erklärt er in seiner bekannten ungeschminkten Weise: „Nie, ich muß es gestehen, ist mir die Art der Kritik, welche ich im Auge habe, so lächerlich erschienen, als in Betreff der fraglichen Bulle Sylvesters II. Immerhin mögen die Frösche quacken, so lange sie wollen, am Himmel flimmern doch die Sterne". Ibid. V, 872.

Dr. Balics gibt über die Bulle seine Meinung in nachstehender Weise. Gegenüber denjenigen, welche die ganze Bulle als unecht erklären, komme in Erwägung: 1) Der Inhalt der Bulle, jeder einzelne Punkt derselben, steht in voller Uebereinstimmung mit den Denkmälern der ungarischen Geschichte und der Gesetzgebung, ja die Bulle ist eine Quelle des ungarischen Rechts und der Legislative und die alleinige aufklärende Ursache des in Ungarn zwischen Staat und Kirche bestehenden Verhältnisses. Wenn diese Bulle unecht ist, dann sind auch alle geschichtlichen und legislatorischen Denkmäler Ungarns gefälscht, was noch kein nüchtern urtheilender Historiker der Gegenwart zu behaupten wagt. Jene Combination, daß Levakovics die vorhandenen und ihm zu Gebote stehenden Geschichtsquellen zur Fabrikation der Bulle benützt habe, wird schon durch den Umstand ausgeschlossen, daß in der Bulle nur solche Punkte vorkommen, welche durch seit Levakovics entdeckte Denkmäler bestätigt werden. Andererseits findet sich in der Bulle keine einzige Stelle, die in den ungarischen Geschichtsquellen von Seite der Kritik in Zweifel gesetzt worden wäre. [1]) — 2) Bei jedem Urkundenfälscher

1) Man vergleiche den Kraftausspruch Gfrörers: „Wahrlich! Wer die Echtheit dieses Pergaments läugnen will, der muß die Geschichte des halben Mittelalters umstoßen. Als ein Zeichen unheilbarer



muß man nach dem Zwecke und der Absicht seiner Fälschung fragen. Was konnte nun der Zweck bei Levakovics sein? Die Macht der römischen Curie in Ungarn zu vermehren und jene der ungarischen Könige zu vermindern? Die Gegner der Bulle wissen kein anderes Motiv der Fälschung anzugeben. Darauf hat der ungarische Heraldiker Palma schon im Jahre 1766 („Heraldicae regn. Hung.") also geantwortet: „Das wäre ja der ungeschickteste, ja der dümmste Mensch gewesen, der in einer Zeit, da zwischen ihm und dem Wiener Hofe über ein Recht ein Streit ausgebrochen ist, gegen sich selber eine derartige Urkunde fälschen würde, welche mehr als alles Andere das Verfügungsrecht der ungarischen Könige in kirchlichen Angelegenheiten beweist".

Die Bulle bekleidet die Könige Ungarns in der That mit solchen Rechten, daß Levakovics durch die Veröffentlichung dieser Bulle keineswegs im Interesse der römischen Curie zu handeln vermeinte, sondern vielmehr die Veröffentlichung gar nicht wagte, bevor er hiezu von seinem Vorgesetzten, dem Cardinal Aldobrandini, bevollmächtigt worden war.

Uebrigens (meint Dr. Balics weiter) darf nicht außer Acht gelassen werden, daß Papst Sylvester in einer so wichtigen Angelegenheit den ungarischen Sendboten Astrik ohne eine päpstliche Bulle gar nicht entlassen konnte. Die Existenz einer Bulle bestätigt zudem auch der gleichzeitige Merseburger Chronist, Bischof Thietmar mit den Worten: „coronam et benedictionem accepit" (sc. Waic = Stephanus).

Professor A. Huber bringt in seiner „Geschichte Oesterreichs" Bd. I. S. 148, gegen die Echtheit der Bulle vor: „Hätte eine solche Bulle überhaupt existirt, so würde sich Papst Gregor VII., als er die Lehenshoheit über Ungarn in Anspruch nahm, gewiß auf sie berufen haben". Nun fand eine solche Berufung von Seite Papst Gregors VII. in der That statt und Professor Huber selbst gedenkt ihrer auf S. 205 desselben Bandes, wo er berichtet, daß Papst Gregor in einem Schreiben an den ungarischen König Salamon „behauptete, daß Ungarn Eigenthum

---

Verstandesblödigkeit betrachte ich es daher, wenn Kritikaster auf dem fraglichen Einfall beharren". Gregor VII. und sein Zeitalter. V, 875.

der römischen Kirche sei, indem es König Stefan einst dem heiligen Petrus geschenkt habe".[1]) Nun stimmt aber diese Aeußerung des Papstes mit der betreffenden Stelle in der Bulle völlig überein. Darauf hat schon vor nahezu einem halben Jahrhundert Gfrörer in seiner „Kirchengeschichte" und dann wieder in „Gregor VII.", Bd. V, S. 870 ff., mit überzeugenden Gründen hingewiesen. In der Sylvestrinischen Bulle heißt es: „Auch preisen wir Deine Großmuth, dieweil Du durch Deine Gesandten und die überschickten Briefe Dein Reich, das Volk, dessen Herzog Du bist, und all Deine Habe dem Apostelfürsten Petrus zu ewigem Eigenthum geschenkt hast". Und weiter unten: „Das Reich, welches Deine Großmuth dem Stuhle Petri anbot, und das Volk der Ungarn nehmen wir in den Schutz der heiligen römischen Kirche, geben es aber Dir, Deinen Erben und rechtmäßigen Nachfolgern für immer zurück. Jedoch sollen Deine Erben, sobald sie durch die Stände des Reichs gesetzmäßig erwählt worden, verbunden sein, gleich Dir Unseren Nachfolgern gebührende Huldigung zu leisten, sich der heiligen römischen Kirche, welche ihre Unterthanen nicht wie Sklaven, sondern wie Kinder hält, hold zu erweisen und im katholischen Glauben getreulich zu verharren".

Endlich weist Dr. Balics noch auf die wichtige Thatsache hin, daß in einer Urkunde Papst Leo X. (vgl. Theiner, Vet. Monum. hist. Hungariam sacram illustrantia, II. 615—620) bei Aufzählung der Privilegien des Königs Stefan des H. es heißt: „prout in eiusdem beati Stephani regis litteris dicitur plenius contineri" Da haben wir ein direktes Zeugniß für die Existenz der Bulle Papst Sylvester II., auf deren Inhalt übrigens in authentischen Urkunden ungarischer Könige wiederholt Berufungen geschehen. So sagt König Stefan selber in einer Urkunde vom Jahre 1036: „Ich habe von dem Oberhirten der römischen Kirche Vollmacht empfangen, nicht bloß an allen

---

1) Der Papst schreibt unter dem 28. Oktober 1074: „Jeder Mann in Deinem Lande mag Dir sagen, daß einst Dein Vorgänger Stefan sein ganzes Reich mit Allem, was darin ist, dem seligen Apostelfürsten Petrus zu eigen gegeben hat".

Orten, wo es mir gut dünkt, Bisthümer und Abteien zu gründen, sondern auch die errichteten Stifter mit passenden Freiheiten auszustatten". In der Bulle lautet die hierauf Bezug habende Stelle: „**Et secundum quod divina gratia Te et Illos** (nämlich des Königs legitime Nachfolger) **docuerit, Ecclesias Regni Tui presentes et futuras, nostra, ac Successorum nostrorum vice disponere atque ordinare, Apostolica authoritate similiter concessimus, volumus et rogamus**". Im Einzelnen hatte dann Papst Sylvester II. die besonderen Rechte des Königs in kirchlichen Angelegenheiten in einem zweiten Schreiben, welches an die „Großen des Reiches" gerichtet war, und das leider verloren ist, nach den Worten der Bulle eingehender angeführt.

Bedeutsam ist auch die Thatsache, daß der ungarische König Bela IV. in einem an Papst Gregor IX. gerichteten Schreiben vom Jahre 1238 verlangt, der Papst möge ihm bezüglich der Walachei dieselben kirchlichen Befugnisse ertheilen, welche der heil. Stuhl dem ersten Könige Ungarns, Stefan I., eingeräumt habe, nämlich das Recht, Sprengel zu errichten und abzugrenzen, auch Bischöfe einzusetzen.

Ohne an dieser Stelle in weitere Bekämpfungen der Gegner der Bulle Sylvester II. einzugehen, fügen wir nur noch bei, daß Dr. Balics für die Echtheit der Bulle im Ganzen eintritt, ohne jedoch den Text Wort für Wort als authentisch zu betrachten, da ja nur eine unbeglaubigte Copie vorliegt. Der ungarische Landesarchivar und tüchtige Geschichtsforscher Dr. Julius Pauler hält die Bulle Sylvesters für „vollkommen authentisch" und meint, daß in derselben Schreibfehler oder sonstige Abweichungen vorhanden sein können; allein eine bedeutsamere Interpolation komme darin nicht vor.

Als einen Schreibfehler oder später hinzugefügten Irrthum betrachtet der Historiker Bischof Michael Horvath vor Allem die Bezeichnung des ungarischen Sendboten Astricus als „Bischof von Kalocsa" („**carissimus Confrater noster Astricus, venerabilis Colocensis Episcopus**"). Derselbe hat schon im J. 1868 den Nachweis geliefert, daß der erste Erzbischof von Gran weder Dominik noch Sebastian, sondern eben Astrik oder Anastasius gewesen, nämlich derselbe, der als Abgesandter des

ungarischen Herzogs demselben vom Papste die Königskrone und Bestätigungsbulle gebracht hat. Diese Meinung vertheidigte Horvath neuerdings in seinem schon erwähnten Buche über das erste christliche Jahrhundert Ungarns (S. 207 ff.) und es trat derselben auch der angesehene ungarische Kirchenhistoriker Domherr Ferdinand Knauz („Monnmenta Eccl. Strigon." 1874, tom. I. p. 3 sqq.) bei. Dr. Balics schließt sich nun der Meinung an, daß Astrik-Anastasius in der That der erste Erzbischof von Gran gewesen, daß er aber auch zu Kalocsa in irgend welchen, dermalen noch nicht aufgeklärten Beziehungen gestanden habe.

Die Frage, wie viele und welche Bisthümer König Stefan der Heilige errichtet habe, bildet gleichfalls seit Langem den Gegenstand des Streites. In der Bulle des Papstes Sylvester II. wird außer dem Metropolitanstuhle von Gran kein anderes Bisthum mit Namen angeführt, sondern es redet der Papst daselbst nur von den „übrigen Bisthümern", welche Stefan errichtet habe und die das Oberhaupt der Kirche bestätigt. Dagegen gibt die „Vita S. Stephani regis" von Hartwig (oder Chartuitius, Bischof von Regensburg? oder von Raab?) aus dem ersten Viertel des 12. Jahrhunderts die Zahl der von König Stefan gestifteten Bisthümer mit zehn an. In der Vita s. Gerardi episcopi Chanadensis, die ihrem Kerne nach wahrscheinlich noch Ende des 11. Jahrhunderts entstanden ist, wird erzählt, daß Stefan 12 Bisthümer errichten wollte, jedoch durch die Schuld Anderer daran verhindert worden wäre.

Die Zeit der ersten Bisthums-Gründungen Stefans fällt nach 998; es ist aber nahezu selbstverständlich, daß bei der Sendung Astriks an den Papst im Jahre 1000 noch keineswegs alle Bisthümer schon errichtet waren. Die ersten Gründungen erfolgten in dem westlichen Ungarn, wo Stefan seinen Wohnsitz hatte und die Bezwingung widerspenstiger Stammeshäuptlinge und damit die Befestigung seiner Herrschergewalt ihm vor Allem gelungen war. West-Ungarn, das alte Pannonien, erwies sich als der fruchtbarste Culturboden; hier wurden Abteien und Klöster und die ersten Bischofssitze errichtet und mit Söhnen des hl. Benedikt besetzt.

Dr. Balics nimmt die bei Hartwig gemeldete Zehnzahl der Bisthümer an, obgleich auch er nicht jeden Zweifel an deren Richtigkeit unterdrücken kann. Hinsichtlich der einzelnen Sitze dieser zehn Bisthümer gehen allerdings die Ansichten und Meinungen der ungarischen und nichtungarischen Historiker ebenso auseinander wie in Bezug auf die Zeit der Gründung selbst. Nach Dr. Balics verdanken folgende Bisthümer Stefan dem Heiligen ihre Entstehung: Gran, Raab, Weßprim, Fünfkirchen, Kalocsa, Waitzen, Bacs, Erlau, Csanad und Siebenbürgen.

Unter diesen Bisthümern ist jenes von Großwardein nicht angeführt und doch wird von den meisten Historikern angenommen, daß auch dieses Bisthum seine Entstehung dem König Stefan I. zu verdanken habe. Der Geschichtschreiber M. Horvath vertritt die Anschauung, daß König Stefan zwar das Bisthum gegründet, aber erst König Ladislaus I. († 1095) den Sitz desselben nach Großwardein verlegt habe. Dagegen führte neuestens der Domherr Vincenz Bunyitav in seiner umfassend angelegten (ungarisch geschriebenen) „Geschichte des Großwardeiner Bisthums" den Beweis, daß dieses Bisthum durch König Ladislaus den Heiligen gegründet worden ist, obgleich das Jahr der Gründung sich mit Gewißheit nicht mehr bestimmen läßt. Die Gründungsurkunde ist sowohl hier wie bei sämmtlichen Bisthümern aus der Zeit Stefan des Heiligen in Verlust gerathen. Die angeblichen Stiftungsurkunden der Bisthümer von Fünfkirchen, Weßprim und Stuhlweißenburg werden als spätere Falsifikate oder als mangelhafte und unverläßliche Transscriptionen betrachtet.

In dem großen welthistorischen Streite zwischen Kaiserthum und Papstthum in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts nahm Ungarn eine bemerkenswerthe Stelle ein, auf welche wir noch in Kürze hinweisen wollen.

Während des Kampfes zwischen den ungarischen Gegenkönigen Geisa und Salamon wendete sich der Erstere im Jahre 1074 mit einem Huldigungsschreiben an den Papst und erhielt von demselben (14. März 1074) die Versicherung des dauernden Wohlwollens und der väterlichen Fürsorge und Unterstützung. Als aber König Salamon bei Kaiser Heinrich IV. um Hilfe warb und demselben Ungarn als Lehen verhieß, wenn

der Kaiser ihn (Salamon) wieder auf den ungarischen Thron setzen würde: da richtete Papst Gregor VII. unter dem 28. Oktober 1074 jenes von uns bereits angeführte Schreiben an König Salamon, worin er ihm die schärfsten Vorwürfe macht, weil er den „unbedachten Schritt" gethan und mit Verläugnung königlicher Tugenden und Sitten „das Recht und die Würde des hl. Petrus verletzt" und sein Reich von „dem Könige der Deutschen zu Lehen genommen habe". Und doch sollte er von seinen Ahnen es wissen können, daß „Ungarn, welches König Stefan einst mit allen Rechten und mit aller Gewalt dem hl. Petrus dargebracht und fromm übergeben hat, Eigenthum der römischen Kirche ist".

Wie aber der Papst diese Lehensstellung Ungarns zum päpstlichen Stuhle auffaßte, das geht deutlich aus einem andern Schreiben Gregors VII. an König Geisa vom 23. März 1075 hervor, worin er sagt: „Wir glauben, daß es Dir bekannt ist, wie Ungarn gleich anderen edlen Ländern im Zustande seiner eigenen Freiheit fortbestehen müsse und keinem Könige eines andern Landes untergeben sein dürfe, als nur allein der heiligen und katholischen Mutter, der römischen Kirche, welche ihre Unterthanen nicht als Sklaven, sondern als ihre Söhne betrachtet". Und dann verurtheilt er in strenger Weise das Vorgehen Salamons, der zum deutschen Könige seine Zuflucht genommen und diesem sein Land zu Lehen gegeben habe.

Diese Haltung des Papstes und seine Auffassung des Verhältnisses zwischen Ungarn und dem hl. Stuhle bildeten namentlich in neuerer Zeit das Objekt heftiger Angriffe ungarischer Historiker und Staatsrechtslehrer, die, unter dem Banne des Nationalitätsprincips und der Omnipotenz des modernen Staates stehend, die „Anmaßung" und „Herrschsucht" des Papstes auf's schärfste verurtheilen und dessen Ansprüche als „unberechtigte Ein- und Uebergriffe geistlicher Gewalt" zurückweisen.

Diesen Eiferern gegenüber muß mit allem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß die Lehensstellung Ungarns zum Papste, die Zugehörigkeit zum sogenannten „päpstlichen Staatensystem" im Mittelalter für Ungarn geradezu ein Glück gewesen ist, weil diese Stellung die mächtigste Schutzwehr gegen die Absorbirung des ungarischen Königreichs durch das extensive Be-

streben der deutschen Reichsgewalt gebildet hat. Ohne diese „Lehenschaft“ wäre Ungarn dem Schicksale Böhmens verfallen. Die Oberhoheit des „hl. Petrus“ bedrohte die Unabhängigkeit keines Staates, wie dieß Papst Gregor VII. in dem obenangeführten Schreiben nachdrücklich hervorhebt und wie solches auch die Geschichte bezeugt.

Der wackere Gfrörer hat in seinem „Gregor VII. und sein Zeitalter“ V, 874—875 hierüber einige treffliche Bemerkungen gemacht, welche verdienen hier am Schlusse unserer Andeutungen wiederholt zu werden. „Der Akt“, heißt es daselbst, „kraft dessen Stefan sein Reich dem Stuhle Petri zu eigen gab und als Lehen zurückempfing, war nicht mehr und nicht weniger als dieselbe Form der Huldigung, mit welcher die Gothenkönige des alten Reiches von Toledo, wie die angelsächsischen Herrscher vorangingen, dieselbe ferner, welche der glorreichste Fürst des 11. Jahrhunderts, Wilhelm der Eroberer, 1066 dem Papste Alexander II. leistete. Sie schließt keine Demüthigung in sich, sondern eine Pflicht, welcher Verheißungen zur Seite stehen. Alle einsichtigen Katholiken haben in den Zeiten ungetrübter Einheit der Kirche stets begehrt, daß die Großen der Erde sich als Diener Jesu Christi und folglich — da in diesem wichtigen Gebiet nicht bloßes, in der Luft schwebendes und drehbares Gedankending — ein unfehlbares Spielzeug der Arglist und Bosheit — sein darf, sondern gemäß dem Spruche des Evangeliums et verbum caro factum est, in Fleisch und Blut übergehen muß — als Getreue oder Söhne des sichtbaren Stellvertreters Christi, des Oberhauptes der römischen Kirche, bekennen.“

Dr. H. S.

# LXIV.

## Die Getreidezölle.

**Altera pars.**

Unter obigem Titel hat Herr Dr. Rudolf Meyer unlängst in diesen Blättern einen Artikel erscheinen lassen, der in einem Theile der Tagespresse eine lebhafte Discussion hervorgerufen hat.

Daß freihändlerische Organe zu demselben ihre Zustimmung erklären würden, war vorauszusehen; überraschend aber ist es, daß die Mehrzahl dieser Organe sich stellt, als wäre durch die Publikation der „Histor.-polit. Blätter" in der katholischen Presse ein ganz neues und unerhörtes System zu Tage getreten. Allen wie immer voran erklärte die „Freisinnige Zeitung" des Herrn Eugen Richter, daß mit jenem Artikel „Zeichen und Wunder" in der katholischen Partei geschehen seien. Es wird wohl Niemand besser als Herr Richter wissen, daß der verstorbene Führer des Centrums gleich seinen Hannover'schen Freunden stets ein Gegner der Kornzölle gewesen war und daß er nur aus Parteitaktik zu einem mäßigen Zoll sich verstehen konnte.

Es pflegt auch die „Freisinnige Zeitung" fast alljährlich einmal mit gesperrtem Druck das bekannte Wort des „Bauernkönigs" Freiherrn von Schorlemer-Alst, welches in den siebziger Jahren in öffentlicher Reichstagssitzung gefallen war und welches lautete: „Ich bin ein Gegner der Getreide-

zölle, weil ich dem armen Manne das Brod nicht vertheuern will": diesen Satz pflegt die „Freisinnige Zeitung" fast jedes Jahr einmal mit auffälligen Lettern an den Markt zu bringen.

Es ist ferner allbekannt, daß innerhalb der Centrumsfraktion fast alle Vertreter von städtischen Wahlkreisen oder Industriebezirken Gegner der agrarischen Zölle sind, und noch in frischer Erinnerung sollte die Thatsache sein, daß während der sogenannten Septennatswahlen einige Candidaten resp. Redner der Centrumspartei in ihrem Sturmlauf gegen Finanz- und Getreidezölle sogar noch einzelne „freisinnige" Redner überboten hatten.

Unter diesen Umständen ein antiagrarisches Votum, dem eine katholische Zeitschrift Raum gegeben, als „Zeichen und Wunder" zu deuten, zeigt mindestens von einem erstaunlichen Grade von Unüberlegtheit.

Doch — habeant sibi! Wenn ich die verehrte Redaktion der „Histor.-polit. Blätter" bitte, mir ein Wort in der aufgeworfenen Frage zu gestatten, so veranlaßt mich dazu der Umstand, daß ich Herrn Dr. Meyer — auf so gründlichen Studien seine Arbeiten auch beruhen mögen und so groß auch sein Wohlwollen für die ärmere Bevölkerungsklasse sein mag — doch nicht in allen Stücken beizutreten vermag.

Meyer's Fundamentalsatz — und das hat merkwürdiger Weise kein einziger seiner zahlreichen Kritiker begriffen — basirt in der These: „Während der Bauer auf 10 Hektaren vielleicht 10 % der Ernte verkauft, verkauft der Rittergutsbesitzer von 1000 Hektaren mit Getreide bestellten Ackers 80 % der Ernte".

Meyer will also sagen: der Großgrundbesitzer verdient durch die Zölle in ganz unverhältnißmäßiger Weise mehr, als der kleinere Landwirth. Letzterer hat durch die Zölle keinen nennenswerthen Nutzen, folglich durch ihren Fortfall keinen nennenswerthen Schaden. Dagegen vertheuern die Zölle die Lebensmittel für alle Bewohner der Städte und

Industriebezirke und noch für Millionen ländlicher Arbeiter, welche gar keinen Grundbesitz haben — ergo fort mit ihnen!

Hier scheint Meyer von einer zum Theil unrichtigen Prämisse ausgegangen zu sein. Daß der Bebauer von 1000 Hektaren Getreide in Folge der neueren Vervollkomnung der landwirthschaftlichen Maschinen in der That 80% der Ernte verkaufen kann und nur 20% zur Consumption für seinen Haushalt und als Deputat für seine Arbeiter gebraucht, kann man zugeben, aber die 10% Verkauf bei einem Besitzer von 10 Hektaren dürften zu niedrig bemessen sein.

Ich habe mir zwei Bauern, von denen jeder 40 preußische Morgen, das ist 10 Hektare, Getreide anbaut, und von denen der eine allein mit seinen Kindern wirthschaftet, der andere, weil kinderlos, einen Knecht und eine Magd hält, eine Fractionsberechnung darüber anstellen lassen, was sie in den letzten Jahren verkauft hatten. Es ergab sich, daß sie beide, bei durchschnittlich mittelmäßiger Ernte, reichlich 25% zu Markte gebracht und nur 74—75% zur Bestreitung des eigenen Haushaltes verbraucht hatten.

So unbedeutend ist also der Vortheil nicht, welchen auch der Kleinbauer von den Getreidezöllen hat; ja bei manchem derselben würde, wenn er größere Hypothekenlasten zu tragen hat, ohne Zölle nicht einmal die Bilanz zwischen Einnahme und Ausgabe hergestellt werden können.

Trotzdem erklärten mir die beiden Bauern, daß sie den Wegfall der Zölle *nicht* bedauern würden, da diese „nur den Großen" einen wirklichen Nutzen brächten. Sie fügten hinzu, daß sie die Beibehaltung der Zölle nur wegen der „lex Huene" wünschten, weil sie durch diese in den sonst bisweilen unerschwinglichen Communallasten erleichtert würden.

Zur Zeit der letzten Wahlbewegung konnte man ersehen, daß diese Stimmung selbst in solchen bäuerlichen Kreisen vorhanden war, welche über einen Besitz bis zu 200 preußischen Morgen verfügten. Würde die „lex Huene" fallen, so würde in Preußen vielleicht die überwiegende Mehrzahl der mittleren

und kleineren bäuerlichen Besitzer gegen die Zölle Front machen.

Daß eine solche Stimmung nur von Leidenschaft, von Animosität gegen die „Großen“, diktirt sein würde, liegt auf der Hand; aber die Leidenschaft, welche selbst mit einem Geschenk unzufrieden ist, sobald der reichere Nachbar mehr geschenkt bekommt, ist einmal vorhanden und es kann ihr durch kein staatliches Mittel, sondern allein durch die ausgleichende Doktrin und Praxis des Christenthums gesteuert werden.

In seiner Einseitigkeit erwägt auch der Bauer nicht, daß, wenn der Großgrundbesitzer Gewinne in größerem Maßstab zu verzeichnen hat, ihn auch Verluste in erhöhtem Procentsatz treffen. Dort, wo das Plus in Tausenden gebucht wird, tritt auch das Minus nicht in Einern auf.

Das ist aber gar keine Frage, daß, wenn bei den seit dem Kriege von 1870/71 und der darauf folgenden Gründerperiode fast um das Doppelte erhöhten Produktionskosten ein gesetzlicher Schutz dem einheimischen Ackerbau und der Viehzucht nicht gegeben worden wäre, zahlreiche, von Hause aus minder gut situirte Großgrundbesitzer, auch die intelligentesten und fleißigsten, an den Bettelstab gebracht worden wären. Denn der russische, der amerikanische, der indische Grundbesitzer producirt durchschnittlich um den dritten Theil billiger als der deutsche.

Andererseits sind natürlich auch für den Bauern die Produktionskosten höhere geworden. Die Löhne sind auch für ihn seit 20 Jahren um 1/3 gestiegen; die Rechnungen für Schmiede, Stellmacher, Maurer, Zimmerleute 2c. sind durchschnittlich sogar um das Doppelte erhöht.

Dabei muß der Bauer Vieles durch Handbetrieb herstellen lassen, was der Großbesitzer durch Dampf betreibt; er muß seine Hypothekenschulden meist um 1 Procent höher verzinsen, als der Dominialherr, der nur 3½ procentige Pfandbriefe zu verzinsen hat; er muß meist an die in seiner Nähe

wohnenden Händler Getreide und Vieh verkaufen, weil sich bei den ihm zu Gebote stehenden geringeren Quantitäten ein weiterer Transport nicht lohnt, während der Großgrundbesitzer alle Conjuncturen des inländischen Vieh- und Getreidemarktes bis in weite Ferne sich zu Nutze machen und die sich ihm offerirende Concurrenz zu seinem Vortheil benutzen kann. Endlich kauft der Großherr das Rohmaterial in großen Massen und darum billiger, als der Bauer; er bezieht den künstlichen Dünger, Kalk, Kohlen ꝛc. in ganzen Waggons; er hat seine eigene Ziegelei oder seinen Steinbruch, sein eigenes Bau-, Nutz- und Brennholz, seine eigenen Sandgruben[1]) u. s. w.

Daß unter allen diesen Umständen die Großherren nicht obendrein zu Praktiken greifen dürfen, welche das von Natur mißtrauische und neidische Auge des kleineren Besitzers verletzen, sollte sich von selbst verstehen.

Das traurige Bild, welches Dr. Meyer enthüllte über das Getreide-Börsenspiel einiger brandenburgischen Latifundienbesitzer (durch das Medium eines Großhändlers), hat sich leider in den wesentlichen Theilen als wahrheitsgemäß herausgestellt.

Die „National Zeitung", ein Börsenblatt par excellence, bemerkte darüber: „Die Coalition Hüttmann (d. i. jenes von dem Consortium der Grundbesitzer als Mittelsperson gebrauchten Händlers) mit einigen uckermärkischen Gutsbesitzern begann schon im Frühjahr 1865 auf Grund exorbitant hoher Roggenpreise; sie wurde mit Unterbrechungen während des Sommers fortgesetzt und endete im December desselben Jahres mit einem Fiasco, weil große Quantitäten ungarischen Roggens herangezogen

1) Es ist mir ein Fall bekannt, in welchem ein Kleinwirth, der sich ein neues Wohnhaus baute, dem Gutsherrn allein 120 Mark für Sand bezahlen mußte.



wurden. Auf Grund von Mißernten in 1866 und 1867 stiegen die Roggenpreise bis auf 84 bis 85 Thaler, und Hüttmann kaufte Ende 1867, diesmal für sich allein, ohne Coalition, colossale Posten Roggen zu den höchsten Preisen. Schönes zeitiges Frühjahr in 1868 führte einen jähen Sturz der Roggenpreise und den Sturz Hüttmanns herbei, der damit von der Börsen-Bildfläche verschwand. Die Geschichte von dem Empfang der Truppen 1871 mit einer künstlichen Vertheuerung der Kornpreise durch Hüttmann und Genossen ist also erfunden."[1]) Wie man sieht, hat Herr Dr. Meyer sich nur im Zeitpunkt geirrt. Er hat den Krieg von 1866 mit dem von 1870/71 verwechselt. Wären nicht im December 1865 große Quantitäten ungarischen Roggens zu billigen — da noch kein Getreidezoll existirte — Preisen herangezogen worden, so wäre in der That den aus dem Feldzuge heimkehrenden Siegern durch die die Berliner Börse beherrschende Coalition das Brod

---

1) Aehnlich äußert sich Hermann Kuhn in Paris an die „Köln. „Volkszeitung" vom 26. April: „Ich war 1858 bis 1866 in Berlin; im Frühjahr 1866 war ganz Berlin in Aufregung wegen des von Hüttmann — einem frühern Müllergesellen, sagten die Blätter — geleiteten Kornringes, durch den so ungeheuere Massen Roggen in Berlin aufgehäuft wurden, daß sie vielfach in Schiffen bleiben mußten, obwohl auch eine Kaserne, nahe dem Halle'schen Thor, zu dessen Unterbringung eingeräumt und Soldaten zum Verladen beigezogen wurden. Mehrere Spekulanten der Getreidebörse wurden zu Grunde gerichtet, es gab Selbstmorde, u. A. eines gewissen Sobernheim. Die Blätter sprachen ihre Verwunderung aus, daß Hüttmann, obwohl ein mächtiger Spekulant, bis zum letzten Augenblick bezahlen konnte; noch nie sei bei einer Spekulation alles so glatt bis zum Schluß bezahlt worden. Es hieß verschiedentlich, Hüttmann habe 4- bis 500,000 oder einige Millionen Thaler zugesetzt. Ich habe die Sache damals in einem französischen Blatt dargelegt, mit der Bemerkung, daß dann, bei dem gleich darauf ausgebrochenen Krieg gegen Oesterreich, das aufgehäufte Korn sehr zu statten kam."

künstlich vertheuert worden. Herr Hüttmann selbst erklärt in der „Vossischen Zeitung" Folgendes:

„In den Jahren 1870/71 lebte ich, und zwar vom März 1869 auf meinem Gute Neue Mühle bei Stolp, Pommern, habe nie eine Dampfmühle Passow besessen, und habe mich auch nie als vorgeschobene Person der Großgrundbesitzer benutzen lassen, auch nie Arbeitskräfte und Lagerräume vom Militärfiskus beansprucht. „Ein Syndicat" resp. Cartell zu schließen, ist mir ganz unbekannt! Aus eigenem Antriebe und eigenen Mitteln kaufte ich Anfang des Jahres 1865 größere Mengen Roggen zu den sehr billigen Preisen von 31½ Thlr. (p. Wispel) ab, verkaufte, weil ich ja Getreidehändler war, Ende Juni mit ca. 49 Thaler. Die Aussichten der neuen Ernte 65/66 wurden, während ich im Bade war, trübe, trotzdem wurden von der Baissepartei die Preise bis 41 Thlr. geworfen; hierauf begann ich (Herbst 65) meine abermaligen Ankäufe und zwar auf November-December 65. Die Gegenpartei zwang mich zur Abnahme der Waare, welche solche mit großem Verlust aus Ungarn bezog. Das Jahr schloß ganz ruhig auf der Getreidebörse mit ca. 54 Thalern. Meine Vorräthe suchte ich per Frühjahr 1866 zu verschließen, und ein Druck bis ca. 38 Thlr. entstand ganz naturgemäß, weil die politischen Verhältnisse (österreichischer Krieg) mit beitrugen — fast meine ganze Waare ging zu billigem Preise an das königl. Proviantamt; im Volksmunde hieß es allerdings, ich sei vorgeschobene Person, habe für die preußische Regierung gekauft und dem Feindeslande, besonders Ungarn, die Brodfrüchte entzogen. Daß einem das Geld einmal ausgeht, passirt ja selbst Argentinien. Diese meine Spekulation war gerade für Preußen eine Wohlthat; denn keinesfalls wären diejenigen 50,000 Wispel Roggen aus Oesterreich-Ungarn hierher gekommen. Schließlich erwähne ich nochmals, daß ich nie eine Coalition mit Großgrundbesitzern eingegangen bin; diesen Herren ging, da Viele bei mir spekulirt, zu früh das Geld aus, und Majorate sind nicht zu fassen."

Diese Erklärung übertrifft an Naivetät alles Denkbare. Die eingestandene Spekulation des Herrn Hüttmann soll

noch „eine Wohlthat für Preußen“ gewesen sein, weil sonst nicht billiges Getreide aus dem Auslande hereingekommen wäre! Also Herr Hüttmann hat in der ersten Zeit, als das Geschäft gut ging, die binnen sechs Monaten verdienten 60 Procent nur deshalb eingestrichen, damit in Folge dieser Vertheuerung der arme Mann später billigeres Brod bekommen sollte!

In gleicher Weise vernichtet Herr Hüttmann seinen Einspruch gegen die Behauptung, daß er eine Coalition mit Großgrundbesitzern eingegangen sei. In naiver Weise gibt er wieder zu, daß „Viele“, nämlich Großgrundbesitzer, bei ihm „spekulirt“ haben, es sei ihnen aber „zu früh das Geld ausgegangen“ und Majorate seien „nicht zu fassen“. — Hätte also den Besitzern (wenigstens in der Meinung des Herrn Hüttmann) das Geld ausgereicht, und hätten Majoratsbestimmungen nicht entgegengestanden, so wäre die Coalition perfekt geworden oder eigentlich sie wäre noch weiter gegangen, denn daß sie bereits existirt hatte, ist nach den obigen Mittheilungen der „National-Zeitung“ ganz unzweifelhaft. Auch andere Blätter reden jetzt von dem zeitweiligen Bestande jener Coalition als einer bekannten Thatsache.

Herr Hüttmann bestätigt also, was er dementiren will, und wenn sein Dementi, er habe „nie Arbeitskräfte und Lagerräume vom Militärfiskus beansprucht“ — Dr. Meyer hatte gesagt, „man“ habe Hüttmann „eine Kaserne in Berlin als Speicher eingeräumt“ — ebenso wenig fundirt ist als seine übrigen Ableugnungen, so bekommt die ganze Angelegenheit in Verbindung mit der im „Volksmunde“ verbreitet gewesenen Meinung, Herr H. habe „dem Feindeslande die Brodfrüchte entziehen“ sollen, zu der traurigen wirthschaftlichen Seite gar noch einen bedenklichen politischen Hintergrund, ein unheimliches Relief zu der Usedom'schen „Stoß in's Herz-Depesche“!

Wenn Herr Dr. Meyer hier seine Enthüllungen noch weiter fortsetzen könnte und wollte, so würden wahrscheinlich

drei Zeilen von ihm interessanter werden, als vier Bände Poschinger!

Wir wissen jetzt also jedenfalls, daß schon vor mehr als zwanzig Jahren am „Giftbaum" der Berliner Börse sich ein „Ring" zur Vertheuerung des Getreides gebildet hatte und daß sogar brandenburgische Majoratsherren sich zu diesem Zweck mit einem skrupellosen Spekulanten so lange verbanden, bis ihnen das Geld ausging. Damit sind wir aber an einem Punkte angelangt, der in unserer ganzen Frage von entscheidender Bedeutung ist.

Gelingt es nicht, das Getreide der wucherischen Spekulation der Börsenmänner zu entziehen, dann wird auch der Wegfall aller Schutzzölle ohne Wirkung bleiben, d. h. auch unter dem Regime des Freihandels können wir exorbitant hohe Getreidepreise haben. Es brauchen nur drei Großhändler an der Börse einig zu sein, so schreiben sie dem Lande auf lange Zeit die Getreidepreise vor. Sie kaufen im In- und Auslande von ihrer „Waare" auf, so viel sie erhalten können; dann verschließen sie ihre Vorräthe und sehen mit freudiger Miene zu, wie die Preise sich heben. Diese müssen sich heben, denn das Brod ist der unentbehrlichste Artikel; ist aber das Getreide zum Handelsartikel geworden, so unterliegt sein Preis dem Gesetz von Angebot und Nachfrage. Beim Publikum ist die Nachfrage immer die gleiche, die Müller und Bäcker, soweit sie nicht ebenfalls Getreidespekulanten sind, pflegen sich nicht allzu große Vorräthe anzuschaffen und müssen, um die Nachfragen ihrer Kunden zu befriedigen, zu neuen Einkäufen sich entschließen; diese aber müssen sie zuletzt bei jenen drei Großhändlern machen, welche am längsten ihren Vorrath aufbewahren konnten — folglich bestimmen die drei auch die Preise.

Herr Hüttmann hat uns nicht gesagt, wie viel Wispel Roggen er im Jahre 1865 gekauft hatte; er spricht nur von „größeren Mengen"; hätte er sich mit noch zwei anderen

Spekulanten verbunden, welche noch kapitalkräftiger waren als er: so hätten diese drei, falls nicht die politischen Verhältnisse störend eingegriffen hätten, auch bei guten Ernten und gleichviel ob bei Freihandel oder Schutzzoll mehrere Millionen binnen Jahresfrist verdienen können — auf Kosten hauptsächlich der ärmeren Bevölkerung, denn der Arme genießt mehr Brod als der Reiche.

Es wird die Aufgabe einer weisen Gesetzgebung sein, diesem empörenden Treiben, das ein paar Dutzend gewinnsüchtiger Menschen bereichert und dabei Millionen Unzufriedener schafft, mit möglichster Energie ein Ende zu machen.

Erst wenn nach dieser Richtung Abhilfe geschafft ist, wird man die Getreidezollfrage in objektiver Weise lösen können. Indeß nehmen wir einmal an, es sei an der Börse schon Alles so in Ordnung, wie es im Interesse der Staatswohlfahrt erfordert werden muß: wie würde man dann in Sachen des Getreidezolles sich zu entscheiden haben?

Herr Dr. Rudolf Meyer ist ein so begeisterter Arbeiterfreund, daß er bisweilen auch etwas einseitig wird. Man kann gewiß dem Verfasser des „Emancipationskampfes des vierten Standes" Manches zu Gute halten; aber es handelt sich hier nicht allein um ethische Fragen, sondern auch um eine Interessenfrage, welche in nüchterner Weise nach allen dabei in Betracht kommenden Richtungen erwogen werden muß.

Es sind zwei große, aus verschiedenartigen Elementen sich zusammensetzende Interessengruppen, welche bei dem Thema „Getreide- resp. Kornzoll oder nicht?" betheiligt sind.

Wird der Zoll abgeschafft, so protestiren dagegen fast alle Landwirthe, die eine Ackerfläche von 20 Hektaren und darüber bebauen; je mehr Land sie bewirthschaften, desto eindringlicher wird ihr Protest.

Bleibt der Zoll bestehen, wenigstens in seiner jetzigen Höhe, so erheben zunächst Einspruch fast alle Bewohner der

Städte, gleichviel ob sie gut oder schlecht situirt sind; es widersprechen ferner alle industriellen Arbeiter, gleichviel ob sie in der Stadt oder auf dem Lande wohnen; ja es protestiren selbst diejenigen Landwirthe, welche ihren Grundbesitz besser, als durch den Anbau von Getreide verwerthen, welche statt Korn und Waizen anbauen: Wein, Tabak, Hopfen, Flachs, Zuckerrüben u. s. w.

Neutral bleiben nur diejenigen ländlichen Besitzer, welche gerade so viel Acker haben, daß sie damit den Brodconsum für ihr eigenes Haus decken, die also Getreide weder kaufen noch verkaufen.

Der Nationalökonom wird nun abzuwägen haben, in wie weit es die vitalen Interessen der einzelnen Bevölkerungsklassen erfordern, daß ihren Bedürfnissen in der Frage des Getreidezolls Rechnung getragen wird. Ergibt eine vorurtheilsfreie Untersuchung, daß die überwiegende Mehrheit der Staatsbewohner Noth leiden oder gar zu Grunde gehen muß, wenn die Getreidezölle in ihrer jetzigen Höhe aufrecht erhalten werden, so erfordert es die Staatsraison, daß die Zölle fallen oder wenigstens ermäßigt werden.

Ob sie gänzlich fallen, oder wie weit sie zu ermäßigen sind: das wird dann von der Untersuchung der andern Frage abhängen, wie weit die Landwirthschaft fähig ist, eine Minderung der Zölle zu ertragen, ohne ihrerseits dem Ruin entgegenzugehen, einem Ruin, der wiederum einen erheblichen Bruchtheil der Bevölkerung, und zwar nicht bloß Besitzer, sondern auch die von diesen beschäftigten Arbeiter treffen würde.

Im Allgemeinen sind wir nicht Freunde von sogenannten „mittleren" Vorschlägen. Der Partei der „Mitte" begegnet meist das Mißgeschick, daß sie, statt Alle zu versöhnen, Alle unzufrieden macht. Aber im concreten Falle wissen wir in der That keinen andern Ausweg als den, daß beide betheiligten Seiten etwas von ihrer Forderung herabsetzen möchten: die Consumenten, daß sie in einen

mäßigen Zoll einwilligen; die Producenten, daß sie der Herabminderung des bestehenden Schutzzolles zustimmen.

Die Zeiten werden immer ernster. Die Socialdemokratie erhebt immer kühner ihr Haupt, und daß sie so große Erfolge erzielt, läßt darauf schließen, daß unter den besitzenden Klassen nicht Alles so beschaffen ist, wie es sein sollte. Es muß weit gekommen sein, wenn das Haupt der preußischen altconservativen Partei, Herr von Kleist-Retzow, vor einigen Tagen im preußischen Herrenhause, d. h. im Kreise der reichsten Besitzer des Landes, sagen konnte: „Die Macht der Socialdemokratie rührt gerade daher, daß die Besitzenden lange Zeit die aus dem Besitz sich ergebenden Pflichten nicht erfüllt haben." (Sitzung des preuß. Herrenhauses vom 24. April 1891.)

Ein Hauptagitationsmittel, mit welchem die Socialdemokraten bei den Wahlen sich Anhang verschaffen, besteht in der Klage über die Getreidezölle. Durch Anwendung dieses Mittels haben die Umsturzmänner bei den letzten Reichstagswahlen schon der Centrumspartei drei Sitze abgenommen; an anderen Orten hatte das Centrum mit den Volksaufwieglern einen harten Kampf zu bestehen, der, wenn nicht den Hetzern die Waffe abgestumpft wird, bei den nächsten Wahlen sehr bedenkliche Folgen haben kann.

Der neue „allgemeine katholische Volksverein" ist gewiß ein sehr heilsames Institut. Aber wo wirthschaftliche Fragen im Vordergrund stehen, da können Reden und Schriften allein noch nichts ausrichten: da muß man sich von allen Seiten zu Opfern verstehen!

## Nachwort Namens der Redaktion.

Die Abhandlung des Herrn Dr. Rudolf Meyer über die Kornzölle hat rechts und links in dem großen Streit Aufsehen gemacht, und von einer Seite ist den „Blättern" sogar ein Vorwurf daraus gemacht worden, daß sie als „katholische" Zeitschrift die Arbeit des Verfassers in ihren Heften überhaupt

zugelassen haben. Sollte also wirklich die Leidenschaftlichkeit in dem wirthschaftlichen Kriege Aller gegen Alle so hoch gestiegen seyn, daß die Parteinahme bereits zur Religionssache gemacht werden will?

Jedenfalls, hieß es weiter, hätten wir den Aufsatz des Herrn Meyer nicht ohne ausdrückliche Verwahrung geben sollen. Die Berliner „Germania“ in ihrer ersten Besprechung war allerdings so billig zu bemerken: nachdem der Aufsatz nicht anonym erschienen, sondern mit dem vollen Namen des Verfassers gezeichnet sei, wisse man ohnehin, an wen man sich zu halten habe. In der That konnte einem Manne wie Dr. Meyer gegenüber es sich nur um die Wahl handeln: annehmen oder höflich ablehnen. Geirrt haben wir allerdings in der Einbildung, daß der Name des Verfassers auch bei der jüngeren Generation unserer Publicisten noch nicht vergessen sei.

Die Socialdemokratie erinnert sich seiner sehr wohl aus ihren ersten Berliner Anfängen. Als den „letzten conservativen Socialpolitiker, der diesen Namen verdient“, aus dem ausgestorbenen kleinen Kreis protestantisch-conservativer Männer, schildert ihn Hr. Liebknecht im „Vorwärts“ vom 29. April: „Er ist immer seine eigenen Wege gegangen, der Geschichtsschreiber des Emancipationskampfes der Arbeiterklasse, ein starrnackiger, ehrlicher Mensch, ein Talent und ein Charakter. Weil er Bismarck die ungeschminkte Wahrheit zu sagen gewagt, weil er die politischen Gründer und die Corruption in Deutschland mit Skorpionen gegeißelt, mußte er in's Exil gehen, und die Conservativen, denen er gleich Wagener mit seiner Arbeitskraft, seinem Wissen, seiner Feder gedient, waren froh, daß sie des unbequemen Bundesgenossen, der ein arger Mahner und bitterer Kritiker war, ledig wurden. Sein Proceß trieb ihn in's Ausland[1]), und nach manchen Kreuz- und Querfahrten siedelte er sich in Amerika an, und auch der Sturz seines Gegners scheint ihm die deutsche Luft nicht anmuthender gemacht zu haben.“ Dr. Meyer lebt seit einiger Zeit wieder in Oesterreich, aber Herr

1) Er wurde wegen Bismarck-Beleidigung zu acht Monaten Gefängniß verurtheilt.



Liebknecht nennt ihn heute noch „Farmer in Canada", so still hat er sich die ganzen langen Jahre hindurch verhalten.

Als er nun zum ersten Male wieder zur publicistischen Feder griff, und uns seinen Essay über den „Russischen Markt" antrug, freuten wir uns der Mitarbeit eines so welterfahrenen Mannes auf dem Gebiete der wirthschaftlichen Gegensätze, welche mehr und mehr die ganze Gegenwart dießseits und jenseits des großen Wassers beherrschen und die Nationen zu allen politischen Spannungen hin noch besonders verfeinden. Angesichts des zweiten Meyer'schen Beitrags hat man uns nun auch verargt, daß wir nicht wenigstens einzelnen gewagten oder für gewisse Interessegruppen anstößigen Sätzen gegenüber Verwahrung oder Widerspruch einlegen wollten. Es ist aus mehr als Einem Grunde unterblieben.

Zunächst sind die „Blätter" überhaupt nicht für politische Kinder geschrieben, und wir denken uns stets urtheilsfähige Leser. Fürs Zweite ist Dr. Meyer keiner Interessepolitik verdächtig, und geben wir ihm einmal das Wort, so können wir nicht an seinen Ueberzeugungen rütteln wollen. Endlich aber nehmen wir in diesen schwierigen und trostlos verfahrenen Fragen ein competentes Urtheil für uns nicht in Anspruch. Umsomehr steht dafür einer sachlichen Erwiderung unser loyales Entgegenkommen zu Gebot, soweit es sich um das **audiatur et altera pars** handelt.

Persönlich schwebt nur der erhabene Grundsatz uns vor, den der bayerische Abgeordnete in seinem Kammereide beschwört: „des ganzen Landes Wohl und Beste ohne Rücksicht auf besondere Stände und Classen". Daß die norddeutsche Wirthschaftspolitik sich nach dieser Regel gerichtet habe, ergibt sich aus den parlamentarischen Verhandlungen über Zuckerprämien, Branntweinsteuer und die schwebende Zollfrage allerdings nicht. Der Nährboden des Volkes ist der „capitalistischen Produktion" verfallen. Bei dem Zucker allein, ist kürzlich gesagt worden, handle es sich um eine jährliche Einnahme „aus dem Auslande" von 150 bis 200 Millionen; dagegen ist das Reich, vor ein paar Decennien noch Getreide-Exportland, bei seiner unverhältnißmäßig anwachsenden Bevölkerung mit dem täglichen Bedarf an Brodfrucht vom Auslande abhängig geworden.

Wer in dieser Entwicklung eine Unnatur erblickt, den vermöchten wir allerdings nicht zu berichtigen, wenn wir uns zur Beurtheilung berufen fühlen würden.

Der Fall Hüttmann hat seinerzeit großes Aufsehen gemacht. Seitdem ist er insoferne antiquirt, als derlei Geschäfte nunmehr im großen Maßstabe von der verjudeten Börse besorgt werden. Die Verwechslung des Datums durch Herrn Dr. Meyer erklärt sich wohl daraus, daß er ganz in den Erinnerungen aus der Glanzzeit seines Meisters Rodbertus lebt und in dem Gesammtbilde ihm die Jahresgrenzen sich verwischt haben. Als ihm dieser Irrthum bei der vergessenen Geschichte von der Presse rauh vorgehalten wurde, befand sich Herr Meyer in einem Curort, wo er sich absolute Ruhe hätte gönnen sollen. Dennoch war er sofort zu einer Erklärung bereit, weil „man ein begangenes Unrecht nicht schnell genug gut machen könne". Bis er in der Lage seyn wird, die Dinge mit mehr Gleichmuth anzusehen, möge Vorstehendes als Ersatz dienen.

J. Edm. Jörg.

---

## LXV.

## Aus Frankreich über die Lage nach Außen.

Wir stehen dem Augenblicke nicht mehr fern, wo die auswärtige Politik Frankreichs mehr von sich reden machen wird, als seit Jahren. Man darf nie vergessen, daß die Wirkung nach außen den Franzosen Bedürfniß ist, so sehr als irgend einem Volke. Schon im 17. Jahrhundert, während der von den Hugenotten angezettelten Bürgerkriege, suchten die Könige den inneren Verlegenheiten durch auswärtige Unternehmungen die Spitze abzubrechen. Frankreich ist nie lange ohne größeren Krieg gewesen. Das Kaiserreich hat binnen 18 Jahren drei größere Kriege und eine Anzahl kleinerer Feldzüge unternommen

und ist im vierten von ihm hervorgerufenen Kriege untergegangen.

Die Revolution, welche jetzt in der Republik verkörpert, ist, hat überhaupt Frankreich in einen schroffen Gegensatz zum übrigen Europa gebracht, welches trotz Allem noch immer auf der alten christlichen Weltordnung beruht. Republik und Kaiserreich sind daher stets kriegerisch gewesen, es ist Beiden Bedürfniß, ihre revolutionären Grundsätze auswärts, sei es mit oder ohne Waffengewalt, zur Geltung zu bringen. Und nun lebt die Republik schon zwanzig Jahre, ohne einen Krieg unternehmen zu können. Die kleinen Feldzüge in Tunis und Tonking, die Scharmützel mit Dahomey und auf Madagaskar gewähren keine Befriedigung. Man mag die Bismarck'sche Politik tadeln, aber dieselbe war nur durch Frankreich möglich, ist nur eine Folge der Politik Napoleon's III. gewesen. Der vielangefochtene Dreibund mag durch Rüstungen die Völker erschöpfen aber er hat doch Frankreich gezwungen, seit zwanzig Jahren Frieden zu halten. Freilich muß eingestanden werden, daß es damit zu Ende zu gehen droht und der Friede keinenfals noch ein weiteres Jahrzehnt wird erhalten werden können.

In Frankreich ist zwar keine wirkliche Kriegsstimmung oder Kriegslust vorhanden, aber die bisherige Kriegscheu ist geschwunden, man fühlt sich in einer Verfassung, die etwa als Vorstimmung zum Kriege zu bezeichnen wäre. In den ersten Jahren nach dem Kriege mußten die Franzosen erst durch unüberlegte Aeußerungen deutscherseits (z. B. „Wir haben in ganz unverhoffter Weise gesiegt“; „wir werden fünfzig Jahre um den Besitz Elsaß-Lothringens Krieg führen müssen“) an die Möglichkeit eines Rachekrieges erinnert werden. Dann erforderte die Neubildung des Heeres und seines Bedarfes längere Jahre, das Bewußtsein der eigenen Stärke beginnt auch erst mit dem Auftauchen der russischen Freundschaft. Im Jahre 1885 setzten die Radikalen die Abrufung des als klerikal verschrieenen Generals Appert vom Botschafterposten in St. Petersburg durch, was dem Czaren, bei dem derselbe hochbeliebt war, so mißfiel, daß er seinen Botschafter in Paris auf unbestimmte Zeit beurlaubte und keinen Nachfolger für Appert zuließ. Eine Wendung trat erst ein, als die Bismarck-Presse ihren Feldzug

gegen die russischen Papiere führte. Die Franzosen kauften die russischen Papiere und schickten dafür ihre italienischen Werthe nach Berlin. Die französische Regierung ging gegen die Nihilisten vor; alle anderen Russen, die sich in Frankreich blicken ließen, wurden hoch geehrt und gefeiert, so daß sogar eine Anzahl Schwindler hieraus Nutzen zu ziehen verstand.

Seither ist die Freundschaft immer herzlicher geworden. Als der russische Botschafter in Paris vorigen Herbst seine Tochter mit einem französischen Offizier verheiratete, wurde die Hochzeit zu einem russisch-französischen Bruderfest, an dem sich der Präsident der Republik, die Minister, Behörden und Körperschaften betheiligten. Russische Großfürsten reisen in Frankreich herum, wo sie überall begrüßt und gefeiert werden. Die Verleihung des höchsten russischen (St. Andreas-) Ordens an Herrn Carnot, Ende März, hat die Freundschaft sozusagen besiegelt. Diesen Sommer findet in Moskau eine große französische Ausstellung statt, die in wirthschaftlicher Hinsicht fast gar keinen Zweck hat, da bei den jetzigen Zöllen jährlich nur für 12 bis 20 Millionen französischer Waaren in Rußland eingeführt werden können.

Die Ueberzeugung von der russischen Freundschaft hat denn auch die Stimmung gegen Deutschland sehr verschlechtert, wozu freilich auch die Ungezogenheiten einer gewissen deutschen Presse beigetragen haben. Trotz derselben hatten sich die zahlreichen deutschen Besucher der 1889er Weltausstellung in Paris nicht zu beklagen, und auch heute noch werden die Deutschen in keiner Weise belästigt. Aber man fühlt doch heraus, daß die Stimmung eine andere geworden, eine neuerliche Entfremdung eingetreten ist. Die Feindseligkeit ist ruhiger, geht aber tiefer. Uebrigens tritt jetzt auch das seit dem Kriege im Hasse gegen Deutschland erzogene Geschlecht in's Leben. Aus allem Dem erklären sich die Kundgebungen bei dem Besuch der Kaiserin F r i e d r i c h in Paris (Ende Februar).

Anfänglich hatte man die beiderseitigen Botschafter angeklagt, diesen Besuch veranlaßt und so die unangenehmen Zwischenfälle hervorgerufen oder nicht verhütet zu haben. Dem ist aber nicht so. Sowohl Herr Herbette in Berlin als der Graf Münster in Paris wurden erst im letzten Augenblick davon benachrichtigt

und gar nicht um Rath gefragt. Ebenso ist die Kaiserin Friedrich in Paris ganz selbständig aufgetreten, ohne den Botschafter oder sonst Jemand zu befragen. Erst als der Besuch die anfänglich angesagten paar Tage weit überstieg, gab sich eine Erregung kund, die freilich auf einen gemessenen Kreis und auf die Presse beschränkt blieb. Die hohe Frau hatte auch allen Grund, bei den Franzosen auf Berücksichtigung zu zählen. Ist es doch Thatsache, daß Frankreich die deutsche Gastlichkeit seit dem Kriege in ausgiebigem Maße benutzt hat. Die Regierung schickt jährlich eine Anzahl Studenten an deutsche Mittel- und Hochschulen, die Handelskammern schickten Fachleute, um die deutschen Gewerbe-Verhältnisse zu erforschen; die landwirthschaftlichen Vereine haben die deutsche Zucker- und Alkoholgewinnung beobachten lassen, um sie nachzuahmen. Bei allen wissenschaftlichen und vielen Fachversammlungen in Deutschland erscheinen amtlich und nichtamtlich Vertreter Frankreichs. Einmal kamen ein Dutzend Senatoren und Ingenieure der Stadt Paris nach Berlin, um die Sielung und Rieselfelder zu besichtigen. Zum medizinischen Congreß sandte die französische Regierung mehr Vertreter, als jede andere. Als sie die Gebeine Carnots, Hoche's und Marceau's in Deutschland abholen ließ, fand sie das größte Entgegenkommen, der Asche feindlicher Generale wurden die größten militärischen Ehren erwiesen. Kurz, Frankreich hat die Erfahrungen und Fortschritte Deutschlands auf allen Gebieten sich zu Nutzen zu machen gesucht und dabei stets alles Entgegenkommen gefunden. Ja, als die deutschen Truppen noch in Frankreich standen, sandte es einen Beamten nach Berlin, um die preußische Militärintendantur zu studiren.

Da war es doch erlaubt, zu hoffen, daß die Kaiserin-Mutter in halbem Incognito einige Tage ruhig in Paris zubringen könnte. Für die große Mehrheit der Franzosen war dies selbstverständlich. Leider aber reichte deren Selbständigkeit und Muth nicht so weit, um den Schreiern das Handwerk zu legen, deren Kundgebungen zu verhindern oder mit stillschweigender Verachtung zu strafen. Hierin liegt das Kennzeichen der Lage. Die Kaiserin ist anerkannte Kunstfreundin, folglich ihr Besuch in Paris, welches sich ja als Hauptstadt aller Künste betrachtet, etwas Selbstverständliches. Sie besuchte Künstler-

werkstätten, aber das Geschrei der Patriotenliga hatte die Wirkung, daß fast alle 37 Maler, welche die Beschickung der Berliner Kunstausstellung zugesagt hatten, wiederum zurücktraten. Die Beschickung wurde als Verrath am Vaterland gebrandmarkt, obgleich dieselben Künstler seit Jahren in München und Stuttgart, vereinzelt auch in Berlin, ausgestellt hatten.

Am Tage nach der Ankunft der Kaiserin versammelte Deroulède seine Patriotenliga, trotz deren polizeilicher Auflösung, um nach heftigen, gar nicht wiederzugebenden Reden den Beschluß fassen zu lassen, die Straßburggruppe auf dem Concordienplatze mit neuen Fahnen zu versehen und auf das Denkmal des (bei der Pariser Belagerung gefallenen) Malers Henri Regnault im Kunstpalast einen Kranz niederzulegen: ausdrücklich als Protest gegen den Besuch der Kaiserin. Die Sache war mehr dumm als gefährlich; aber als der Inspektor des Palastes den Kranz wegnehmen ließ, meldete Deroulède eine Interpellation in der Kammer an, und sofort entschuldigen sich der Ministerpräsident Freycinet und der Unterrichtsminister Bourgeois, und verpfänden ihr Ehrenwort, der Kranz werde wieder an seine Stelle gebracht. „Niemand durfte sich erlauben diesen Kranz wegzunehmen“, beschwichtigt Bourgeois, „ich werde mich vergewissern, ob er wieder an seiner Stelle ist“. Die Minister zeigten die kläglichste Furcht vor dem Hetzer; sie besorgten, derselbe würde mit seinen Patrioten auf die Gasse steigen, und dann wäre es um ihre Herrlichkeit geschehen. Sie hatten das Gefühl, auch vor der kleinsten Volksbewegung nicht Stand halten zu können, besonders wenn dieselbe im Namen des Patriotismus, der Revanche, aufträte. Dies ist das Gefährliche der Lage. Die herrschenden Parteien wollen keinen Krieg, das Volk auch nicht; aber sie werden ihn nicht verhindern, wenn eine Hand voll Tollköpfe denselben hervorruft. Die Regierung ist zu schwach hiezu, und das Volk fühlt sich jetzt schon zu sehr, um vor einem Kriege zurückzuschrecken.

Die Verlegenheit und Angst der Regierung wuchsen mit jedem Tag, den der hohe Gast länger in Paris zubrachte. Sie gebrauchte die peinlichste Vorsicht, ließ die Botschaft, wo die Kaiserin abgestiegen war, besonders bewachen, bot Hunderte von Polizisten, meist in Bürgerkleidung, auf, um deren Equipage

und die Sehenswürdigkeiten zu umstellen, welche die Kaiserin besuchte. Die Stunde der Abreise wurde falsch angegeben, um die Hetzer zu verhindern, die Kaiserin auszupfeifen, wie sie es angedroht hatten. Jedermann athmete ordentlich auf, als die Kaiserin abgereist war, ohne daß ihr die geringste Unannehmlichkeit widerfahren war.

Aus den Aeußerungen der Presse bei diesem Anlasse geht aber hervor, daß Alle eine Genugthuung von Seite Deutschlands für unumgänglich nothwendig halten, bevor eine Aussöhnung möglich sei. Der Abgeordnete Mezières, Mitglied der Akademie, ein Elsässer, erklärte: „Wir haben nur mit geschultertem Gewehr den entscheidenden Augenblick abzuwarten. Geht die Sache friedlich ab, desto besser. Kann der Krieg nicht umgangen werden, dann ist es weder unsere Schuld, noch diejenige Europas. Deutschland hat die Verantwortung! Der Professor Lavisse, welcher sich durch seine Arbeiten über preußische Geschichte einen Namen gemacht hat und der Liebling der studirenden Jugend ist: „Ich weiß nicht, wie und ob jemals die Feindseligkeit zwischen Deutschland und Frankreich endigen wird. Sicher ist nur, daß man denken, thun und leben soll, als wäre der Krieg unvermeidlich. Dies weiß Jedermann."

Dies ist die Sprache der gesetzten, reifen Männer. Deroulède aber erklärt: „Der Feind lagert seit zwanzig Jahren auf unserm Boden; wir können nicht mit ihm verhandeln". Mehrere sehr verbreitete Blätter, wie „Intransigeant", „Presse", „Cocarde", drückten sich in derselben Weise aus. In der sehr verbreiteten „Autorité" donnerte Paul de Cassagnac: „Oesterreich, Rußland, alle diejenigen, die man nicht lebendig zerstückelt hat, konnten vergessen. Man kann Rußland Polen, Deutschland den Rhein, Oesterreich Ungarn wegnehmen, ohne daß diese Nationen an ihrem Leben geschädigt werden. Dergleichen Wunden heilen mit der Zeit. Aber Elsaß, aber Lothringen sind Fleisch von unserm Fleisch, Bein von unserm Bein!" Der „National" ging noch weiter; einem italienischen Blatt, welches die Begeisterung schilderte, mit der Wilhelm II. von den Parisern gefeiert würde, nachdem er Elsaß-Lothringen zurückgegeben, antwortete er: „Bitte! bitte! würde dies die Erinnerung an Sedan, Metz und die Pariser Belagerung ver-

wischen? Würde dies ungeschehen machen, daß wir besiegt wurden? Unser Haß fußt ganz besonders auf unserer Niederlage." Ganz recht. Wenn Deutschland Elsaß-Lothringen nicht zurückgenommen hätte, wäre der Rachekrieg nicht vermieden worden, wahrscheinlich aber um so eher ausgebrochen, da die strategische Stellung dann für Frankreich vortheilhafter gewesen wäre, als heute. Der Rheinfeldzug Napoleons III. hatte den besonders auch von Cassagnac offen verkündeten, von jedem Franzosen eingestandenen Zweck, ein Stück von Deutschland, selbst das ganze linke Rheinufer, abzuschneiden. Folglich haben die Franzosen kein Recht, zu klagen und ganz Europa verantwortlich zu machen, weil ihnen geschehen ist, was sie Anderen zugedacht.

Eine Ursache, warum die Franzosen jetzt weniger vor einem Kriege zurückschrecken, besteht auch darin, daß sie die allmähliche Entfremdung Elsaß-Lothringens befürchten müssen. So sehr sie auch auf dieselben bauen mögen, entgeht den Franzosen doch nicht, daß Elsässer und Lothringer sich allmählich mit ihrem Schicksale aussöhnen, trotz mancher Mißgriffe der deutschen Verwaltung. Noch zehn, fünfzehn Jahre und die Wendung wird viel deutlicher hervortreten, wozu auch die mit den Einheimischen sich verschmelzende deutsche Einwanderung (180,000 Seelen) mächtig beiträgt. Lange dürfen also die Franzosen nicht mehr warten.

Die Republik ist nicht so kriegslustig wie die Monarchie: das mag zugegeben werden. Aber sie bereitet doch Alles in so umfassender Weise für den Rachekrieg vor, als irgend eine Regierung es vermag. Die gesammte waffenfähige Mannschaft ist eingereiht, wenn auch nur zum Theil vollständig eingeübt. Aber alle Wehrfähigen werden doch so weit in den Waffen geübt, daß sie zur Ausfüllung eingezogen werden können. Wie weit die Vorbereitungen gehen, erhellt aus dem Umstand, daß Alles eingerichtet ist, um Paris auf den ersten Wink mit Lebensmitteln zu versehen. Die Behörden haben sofort eigene Viehzüge dorthin einzustellen, während größere Getreide- und Mehlvorräthe ständig vorhanden sein müssen, und Zufuhren aus Nordamerika gesichert sind. Besonders sind auch die Bahnverbindungen mit der Ostgrenze vervielfältigt worden. Außer-

dem sind zwei eigene Kriegsbahnen in der Herstellung begriffen. Die Eine besteht in Legung dritter und vierter Geleise von Chateau = Thierry nach Leronville (Nanzig), sichert also eine weitere Verbindung mit Paris. Die zweite ist eine von allen andern Bahnen unabhängige Bahn von Bourges nach Nanzig. Bourges, im Herzen Frankreichs, hat Bahnverbindungen nach allen Richtungen, Stückgießereien, Werkstätten und Zeughäuser für jeglichen Heeresbedarf. Es ist das große Zeughaus, die Vorrathskammer des französischen Heeres.

Gegenwärtig besitzt Frankreich einen Kriegsminister ganz nach dem Herzen der Republikaner. Herr de Freycinet ist nicht Soldat, sondern Ingenieur, hat sich aber durch seine Umsicht ungemeine Verdienste um Mehrung und Ausgestaltung des Heeres, seiner Bedürfnisse und aller kriegerischen Einrichtungen erworben. Alles ist vorgesehen, alle Vorräthe und Hülfsmittel sind in ausgiebigstem Maßstabe vorhanden. Dem Kriegsminister steht gesetzlich der Oberbefehl, die oberste Leitung im Feldzuge zu. Da aber Freycinet als Nichtsoldat darauf wird verzichten müssen, so ist ein Generalstab eingerichtet, dessen Haupt, General de Miribel, als ein ebenbürtiger Nebenbuhler Moltke's ausgegeben wird. Die Obergewalt über das Heer ist also nicht in Einer Hand vereinigt, wie es bei einem dem Heere selbst angehörigen Kriegsminister der Fall wäre. Dadurch ist die Gefahr vermindert, daß ein siegreicher Oberbefehlshaber sich der höchsten Gewalt bemächtigen und der Republik ein Ende machen würde. Diese Gefahr war es, wegen der die Republikaner bisher nicht ohne Bedenken an Krieg, selbst an den Rachekrieg gegen Deutschland gedacht haben, so oft auch davon geredet wurde. Die Republik kann aber genau durch dieselben Ursachen, wie die Monarchie oder das Kaiserreich, zum Losbruch gedrängt werden.

Sie steht freilich jetzt gar stolz und fest da, besonders seitdem das tolle boulangistische Abenteuer die Conservativen zermalmt hat. Diese verlieren bei den Ersatzwahlen einen Sitz nach dem andern. Aus den Gemeinderäthen werden sie mit Gewalt vertrieben. In Nimes z. B. wurde der Gemeinderath dreimal aufgelöst, um endlich, mit Hülfe der Todttheilung, den Republikanern den Sieg zu verschaffen. Das amtliche

Wahltriebwerk ist in unerhörter Weise ausgebildet und arbeitet mit unwiderstehlicher Sicherheit. Dank der Zerschlagenheit und Zerfahrenheit der Conservativen ist kaum noch Widerstand vorhanden. Die Neurepublikaner, wie die zur Republik bekehrten Conservativen und Katholiken genannt werden, scheinen das Werk Boulanger's fortsetzen zu sollen. Sie spalten und zerreiben die bisherige conservative Partei bei den Wahlen und erleichtern so noch mehr den Sieg der Republikaner, deren unbeschränkte Herrschaft für lange Zeit gesichert erscheint.

Aber so war es ja gerade auch am Vorabend des Sturzes des Julikönigthums und des zweiten Kaiserreiches. Beide hatten allen Widerstand überwunden, verfügten unbeschränkt über willfährige Kammern und Wähler. Auch damals sah die Welt nur die äußere glatte Seite. Heute aber hat die dritte Republik sie weit überboten. Die gesammten Staatsausgaben dienen nur für Wahlzwecke, alle Beamten, Lieferanten und Unternehmer sind nur Werkzeuge zu denselben. Alle öffentlichen Arbeiten, das gesammte Schulwesen mit 170,000 Lehrern und Beamten haben die Wahlen zur Aufgabe. Offene Bestechung wird mittelst der Millionen geübt, welche alljährlich für Viehseuchen, Hagelschäden, Ueberschwemmungen bewilligt werden. Dieses Jahr wurden dazu noch sechs Millionen zur Schadloshaltung für ausgewinterte Saaten bewilligt. Kein Gesetz, das nicht die Wahlmache als oberstes Ziel hätte, so z. B. jetzt das Gesetz über die Friedensrichter.

Wenn in so rücksichtsloser Weise alle öffentlichen Einrichtungen, Anstalten und Kräfte, alle Hülfsquellen des Staates nur dem Einen Zwecke der Wahlmache, der Erhaltung der bestehenden Parteiherrschaft, dienstbar gemacht werden, müssen sie nothwendig aus den Fugen gehen. Es tritt eine allgemeine Verrenkung aller Gliedmaßen ein, deren Folgen einmal sich geltend machen müssen. Das gesammte Staatswesen kann nicht immer in dem Bock der Parteiwahlen gespannt bleiben. Einmal wird das Volk sich des Prokrustesbettes entwinden, auf dem seine Gliedmaßen schon so lange gefoltert werden, und auch der Rausch der Republik, die Benebelung mittelst Culturkampfs, wird endlich einer gründlichen Ernüchterung weichen.

Die Republik hat gerade jetzt auch noch ein schlimmeres

Blutmal an die Stirn bekommen, als einst das Kaiserreich. Im Jahre 1869 widersetzten sich die ausständigen Arbeiter in Ricamarie der Ausladung einiger Kohlenwagen; der Unfug führte zu einem Zusammenstoß mit den Truppen, wobei einige Arbeiter erschossen wurden. Die jetzigen Republikaner brandmarkten darob das Kaiserreich in heftigster Weise und schürten die allgemeine Entrüstung. Und nun gebrauchen Schutzleute und Soldaten ihre Waffen in Paris, Lyon, Marseille, Charleville &c. gegen die Theilnehmer an der Maifeier. Am schlimmsten ging es in der 15,000 Seelen zählenden Fabrikstadt Fourmies, im Norddepartement zu. Dort herrscht, wie auch in vielen Gegenden Deutschlands, die uralte Sitte der Maibäume. Die jungen Männer halten Umzüge mit Maizweigen und zieren damit die Häuser, in denen junge Mädchen wohnen; dießmal gedachte die socialistische Maifeier daran anzuknüpfen. Der sehr republikanische Maire läßt im voraus Truppen kommen; am 1. Mai erfolgt richtig ein Zusammenstoß; einige Arbeiter werden verhaftet; abends dringt eine Rotte Menschen auf den Platz, um die im Rathhaus verwahrten Gefangenen zu befreien. Etwa 100 Soldaten halten Wache, werden von der Menge mit Steinen und Stöcken angegriffen, geben schließlich Feuer. Zehn Personen fallen, darunter zwei Knaben von 11 und 13, vier Mädchen von 17 bis 22, vier Männer von 20 bis 50 Jahren. Das eine Mädchen schwang singend einen Maizweig, als ihm eine Kugel den Schädel fortriß! Dazu 30 Verwundete. Der Pfarrer Margerin und seine zwei Vikare stürzen aus dem Pfarrhaus auf die Soldaten zu, welche sofort das Schießen einstellen, heben die Todten auf, tragen sie in's Pfarrhaus; sie allein sind auf ihrem Posten, stiften Frieden, treten für das Volk ein. Der Maire, Unterpräfekt, Staatsanwalt und Polizeivogt sitzen im Rathhaus, anstatt im Namen des Gesetzes unter die Menge zu treten, sie vor Ausschreitungen zu warnen. Aber sie sind Republikaner! Die Conservativen überließen leider den Boulangisten, die Sache in der Kammer zur Sprache zu bringen. Die Mehrheit gab natürlich der Regierung Recht, lehnte auch die Untersuchung des Falles ab, da der erste Minister Freycinet erklärte: „dieselbe würde gefährliche Folgen haben“.

Sehr begreiflich. Das Norddepartement, das betriebsamste,

bevölkertste und reichste Frankreichs, hatte stets conservativ gewählt, weshalb die Republikaner seit 1878 alle Mittel der Gewalt und List, des Betrugs und der Einschüchterung anwenden, um ihre Leute durchzusetzen. Es waren Republikaner, welche dort 1884 den großen Kohlenausstand durchführten, um die „reaktionären" Grubenbesitzer mürbe zu machen. Der Hauptheßer in Fourmies, ein gewisser Calline, ist auch ein Hauptwahltreiber der Regierung. Der mit Hülfe der Regierung gewählte republikanische Gemeinderath und Maire von Fourmies mußten angesichts der allgemeinen Entrüstung abtreten. Für eine Regierung ist es stets schlimm, wenn sie in ruhigen Zeiten Blut vergießen muß; am schlimmsten aber ist es für eine Regierung, auf das Volk schießen zu lassen, in dessen Namen sie stets aufzutreten vorgibt. Wäre dieselbe Sache anstatt in Fourmies zu Paris vorgefallen, so wäre es um die Regierung geschehen gewesen. Und doch stimmten mehrere Conservativen für die Regierung in dieser Angelegenheit!

Daß die Republik nicht auf unerschütterlichem Boden steht, hat das Abenteuer mit Boulanger ohnedieß bewiesen. Je mehr sie aber an Boden verliert, desto näher stehen wir dem Krieg; denn die Republikaner klammern sich so sehr an die Herrschaft, daß sie auch vor einer Gefährdung derselben durch die Folgen des Krieges nicht mehr zurückschrecken werden. Der Vielkopf Republik ist weniger durch Verantwortlichkeit behindert, als ein Kaiser oder König. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß die Republik jetzt in dem jeder französischen Regierung gefährlichen Alter steht, und daß, wie schon erwähnt, eine neue Generation, ein im Gedanken an den Rachekrieg erzogenes Geschlecht in's öffentliche Leben einzutreten anfängt.

Wir haben es übrigens auch mit einer wirklichen geistigen Bewegung zu thun. Der Racheprediger Deroulède und eine ganze Anzahl anderer, freilich nicht sehr edel angelegter, Dichter haben den Ehrgeiz, Max von Schenkendorf und die anderen Dichter der deutschen Erhebung nachzuahmen. Sie haben freilich niederes, auf der Erde kriechendes Gewächs hervorgebracht, aber viele ihrer Lieder sind mit Blut geschrieben, fordern zum Morden, Brennen und Rauben auf. Dieselben sind bis jetzt nur wenig in's Volk gedrungen, was diesem zur

Ehre gereicht. Viel wichtiger ist die Wirksamkeit mehrerer Gelehrten, z. B. des Professors Lavisse. Dieser hat auch in Deutschland studirt, kennt die deutsche, besonders aber die preußische Geschichte vorzüglich, und hat über letztere mehrere, vielfach auf bisher unbenutzte Quellen gestützte Arbeiten geliefert. Seine Auffassung hat er hauptsächlich in der Schrift: „Die elsässische Frage im Herzen eines Elsässers“ (La question d'Alsace dans l'âme d'un Alsacien) klar ausgesprochen. Er gesteht, daß unter römischer und fränkischer Herrschaft beide Rheinufer demselben Lande angehörten. Bei der Theilung des fränkischen Reiches hätten die Deutschen Elsaß genommen, weil sie stärker und einiger waren als die Westfranken. Während sieben Jahrhunderten gehörte es zu Deutschland, einem zusammenhanglosen, matten Leib, der seine Glieder nicht fühlte. Das Elsaß war nichts an diesem großen großen Leib, es kam erst zum Bewußtsein, als es mit Frankreich vereinigt wurde, dem es eine Masse Soldaten, die Kellermann, Kleber, Lefevre stellte. Durch Frankreich erhielt der Elsässer ein Vaterland, er ehrte aber auch Deutschland, ward zu einem geistigen Vermittler zwischen beiden Ländern. Lavisse schildert die Schrecken des letzten Krieges, die Gewaltherrschaft im Reichsland; er bestätigt, daß gewisse deutsche Politiker lieber die Welt in Waffen erstarren lassen, als Elsaß herausgeben. Er will aber trotzdem keinen Krieg, sondern eine Verständigung mit Deutschland, deren Unmöglichkeit er eben bewiesen hat. Das Buch wirkt durch eine Art Mäßigung nur um so tiefer. Der Franzose merkt auch dessen gähnende Lücke nicht. Lavisse sagt auch nichts von der Stellung, welche das Elsaß im geistigen und Kunstleben Deutschlands einnimmt, die größer ist, als die der jetzigen sechs östlichen Provinzen Preußens.

Kurz: Frankreich ist kriegsbereit, wenn auch nicht eigentlich kriegsgewillt. Es wird von Umständen, von Zufällen abhängen, wie lange es noch Frieden hält; aber nur wie lange?

## LXVI.

# Zur Geschichte der hl. Geist-Spitäler.[1])

Ein Glanzpunkt des Lebens und der Gesellschaft im Mittelalter, rühmt der nüchterne Historiker Stälin, ist die große Wohlthätigkeit, welche sich besonders auch in Stiftungen von Spitälern äußerte. Vornehmlich seit dem Beginne des 13. Jahrhunderts sieht man diese Stiftungen, welche der Bekämpfung und Linderung des menschlichen Elends gewidmet sind, ins Leben treten, und sofort, wie durch einen Zauberspruch hervorgerufen, mit wunderbarer Schnelligkeit sich in allen Ländern Europa's vermehren. Schon gegen Ende desselben Jahrhunderts gab es im deutschen Reiche kaum eine nennenswerthe Stadt, welche nicht ein im Namen und zu Ehren des hl. Geistes gestiftetes Hospital besaß.

In der Zahl dieser Stiftungen nimmt das Münchener Heiliggeist-Spital nicht den letzten Platz ein, da es mit seiner Kirche und Pfarrei auf eine lange, ereignißreiche, den Sinn der heimischen Bürgerschaft ehrende Vergangenheit zurückblicken kann, die einer Darstellung längst werth war. Diese Geschichte zu schreiben, hat Hr. Stadtpfarrer Huhn unternommen, der als Renovator und Erweiterer seines Gotteshauses wie kein Anderer dazu berufen und befähigt war. Vor Kurzem ist der erste Band derselben erschienen, den Zeitraum von 1204—1790 umfassend. Das auch äußerlich wohlausgestattete Werk kann auf ein allgemeines Interesse in der Lesewelt rechnen, weil es nicht blos mit Geist, Scharfsinn und Sachkenntniß geschrieben ist, sondern weil es über den Rahmen einer Lokalgeschichte hinausgreift, um ein Stück Cultur- und Kirchengeschichte, ein Lichtbild großartiger Ordensthätigkeit in sich aufzunehmen.

---

1) Geschichte des Spitals, der Kirche und Pfarrei zum hl. Geist in München von Adalbert Huhn, Stadtpfarrer zum hl. Geiste. I. Abth. (1204—1790). Mit 2 Illustrationen und 4 Situationsplänen. München, Lentner' Buchhandlung (E. Stahl jun.) 1891. 272 S.



Unter der grundlegenden Arbeit drängte sich nämlich dem Verfasser die Erkenntniß auf, daß die Geschichte eines hl. Geisthauses zugleich die Geschichte sämmtlicher hl. Geist-Häuser sein müsse; denn die fast gleichzeitige Gründung so vieler Häuser, mit welchen stets auch eine Kirche verbunden war, weist auf einen gemeinsamen Ursprung hin. Der Darlegung dieser Verhältnisse ist der ganze erste Abschnitt seines Buches gewidmet, und es ist ihm hiebei gelungen, Klarheit in den Zusammenhang und Licht in manches Dunkel zu bringen. Der Ausgangspunkt ist in Rom zu suchen. Wie anderwärts, stand auch das Heiliggeist-Spital in München unter der Leitung des Ordens der Brüder vom hl. Geiste, welcher von Guido von Montpellier gestiftet, von Papst Innocenz III. 1198 bestätigt worden war. Innocenz selbst gründete im Jahre 1204 zu Rom ein großes Hospital mit der Verfügung, daß dasselbe das Haupt- und und Mutterhaus der Ordensbrüder vom hl. Geist sein solle. Des großen Papstes Wort und Beispiel wirkte zündend in der Welt. Der Geist christlicher Liebesthätigkeit ging wie ein Frühlingsodem belebend durch die Völker; Hohe und Niedere, Geistliche und Laien wetteifern miteinander in der Stiftung und Unterstützung ähnlicher Häuser, die gemäß ihrer ersten Stiftungsurkunde Zufluchtsstätten für alle Formen menschlichen Elends sein sollten, und in allen Ländern der Christenheit wachsen Heiliggeist-Häuser gleichsam aus dem Boden heraus. Sechzig Jahre später, also noch in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bestanden nachweislich bereits 300 Heiliggeist-Spitäler. In ihnen stellt sich uns, wie Hr. Huhn sehr treffend bemerkt, „ein ganzes Stück Zeitgeschichte, ein gewaltiger Zweig christlichen Culturlebens, eine wunderbare Form christlicher Armenpflege dar.“ Im heutigen Bayern vermag der Verfasser 44 Heiliggeist-Spitäler aufzuzählen, und ihre Zahl würde sich wohl noch vermehren lassen, wenn die Urkunden so vieler Stiftungen nicht durch die Unbill der Zeiten verloren gegangen wären. So bestand z. B. in Burgheim (Diöcese Augsburg) eine Zeitlang ein hl. Geist-Spital, dessen Gründung nach Steichele (Bisthum Augsburg II. 591) in die Mitte des 13. Jahrhunderts, also in die Blüthezeit des genannten Ordens reicht.

Das Heiliggeist-Spital in München führt seine Gründung auf das Jahr 1253, ja als einfaches Pilgerhaus bis 1204 zurück. Wie sehr auch hier die Spitalstiftung einem Zug der Geister und einem Bedürfniß der Zeit entgegenkam, geht aus dem Inhalt der Urkunden hervor. Mit Freuden kann der Historiker darauf hinweisen, mit welch reger Theilnahme, ja Begeisterung das Unternehmen allenthalben in der Bevölkerung aufgenommen und gefördert wurde, wie Fürst und Volk und Geistlichkeit wetteiferten, dem humanen Werke mit Rath und That zu Hülfe zu kommen. Man wird kaum irren, sagt der Verfasser, wenn man behauptet, „daß die Entwicklung dieser Münchner Spitalstiftung ein ganz eigenes lichtvolles Kapitel in der Geschichte der christlichen Armenpflege bildet.“ — Die Spitalstiftung erwies sich bald auch für die Neugestaltung des kirchlichen Lebens in München fruchtbar; denn die wachsende Bevölkerung machte eine neue Pfarreintheilung nöthig, in Folge deren neben St. Peter und U. L. Frau auch die Kirche zum hl. Geist zur Pfarrei erhoben wurde. Die Einweihung der neuen Heiliggeist-Kirche fand 1257 statt; die Pfarrei zum hl. Geist ist errichtet am Katharinentag (25. Nov.) 1271.

Ueber das Verschwinden der Spitalbrüder in München herrschte bisher eine sagenhafte Unklarheit, welche von Huhn gelichtet wird. Er macht es einleuchtend, daß der viel untersuchte Vorgang, über dessen treibendes Motiv man über Vermuthungen nicht hinauskam, in die Zeit von 1330—1335 zu setzen ist, womit die Ursache ihres Verschwindens aus dem Zusammenhang der damaligen Welt- und Kirchengeschichte sich erklärt: die Spitalbrüder „sind die Opfer jenes Culturkampfes, der unter Ludwig dem Bayer in jenen Jahren am heftigsten und mehr noch als anderswo in München tobte“ (S. 60). Die Spitalbrüder mußten weichen, weil sie in jener verhängnißvollen Zeit kirchlich-politischer Aufregung und Verwirrung zum rechtmäßigen Papste hielten. Die Blüthezeit des Ordens hat kaum ein Jahrhundert gewährt, aber seine im heiligen Geist gegründeten Stiftungen haben ihn überdauert und verkünden noch heute sein Lob. —

Das Münchner Heiliggeist-Spital ging nunmehr in städtische Verwaltung über, womit eine neue Epoche in der äußern

Ordnung und innern Entwicklung desselben beginnt. Dieser ferneren Geschichte vom Anfang der städtischen Verwaltung (1333) bis gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts (1790) sind die weiteren Abschnitte des Buches gewidmet, reich an Aufklärungen und anziehenden Einzelnheiten, sittengeschichtlichen Zügen und eigenartigen Charakterbildern, auf die wir jetzt aber nur hinweisen wollen, ein näheres Eingehen uns vorbehaltend bis zur Vollendung des ganzen Werkes, dessen Bedeutung und Werth schon aus diesen wenigen Andeutungen erhellt. Möge dem für seine Aufgabe sichtlich begeisterten Verfasser Kraft und Muße zu zeitiger Fertigstellung erhalten bleiben!

---

## LXVII.

## Berichtigung betr. Papst Conon.[1])

Wegen der großen Gleichheit der Namen der Päpste Conon und Dono (II.) hat eine Verwechslung der Schedae stattgefunden, auf welchen die einzelnen Bemerkungen zu der Papstreihe in der „Gerarchia Cattolica“ (vgl. Histor.=polit. Blätter S 457) aufnotirt waren. Demgemäß beziehen sich die Notizen, die zu Papst Conon gegeben wurden, vollständig und allein nur auf den später angeführten Papst Dono secondo (Donus II). Die Belege für dessen Nichtexistenz sind nachzulesen bei Giesebrecht, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Otto II. S. 141. Zu Papst Conon ist dagegen das Folgende zu notiren: Die „Gerarchia“ hat folgende Reihenfolge:

| | |
|---|---|
| Johannes V. | 685—686 |
| Conon | 686—687 |
| Sergius I. | 687—701 |

1) In dem Artikel über das „päpstliche Staatshandbuch“ (Heft 6, S. 452—58) wurden einige Ausstellungen an der in „Gerarchia Cattolica“ mitgetheilten Papstreihe gemacht und hiebei (S. 507) gesagt: ein Papst Conon sei nach dem heutigen Stand der historischen Forschung nicht nachzuweisen. Diese Bemerkung gab einem Geistlichen der Diöcese Würzburg Anlaß, den Verfasser darauf aufmerksam zu machen, daß hier ein Irrthum oder Versehen vorliegen müsse, und zu constatiren, daß, abgesehen von andern Historikern, namentlich alle Biographien des hl. Kilian, des Patrons des Bisthums Würzburg, darin übereinstimmen: zur Zeit der Romreise des hl. Kilian 686—687 sei Conon Papst gewesen.
Anm. der Red.

Die revidirte bei Jaffé, II. Auflage, Band I, befindliche Reihe weist folgende Namen auf:

| | |
|---|---|
| Johannes V. | 685—686 |
| Conon | 686—687 |
| (Paschalis antipapa 687—c.692) | |
| Theodorus | 687 |
| Sergius I. | 687—701. |

Es erscheint angezeigt, im Anschlusse an diese Berichtigung einige Belege für die anderen an der Papstreihe der „Gerarchia" gemachten Aussetzungen zu geben. Zunächst einige Nebeneinanderstellungen bezüglich der differirenden Regierungsjahre. Derartige Abweichungen kommen späterhin noch mehrfach vor.

| Gerarchia | | Jaffé (Regesta, II. Auflage) | |
|---|---|---|---|
| St. Petrus | 42— 67 | St. Petrus | .. — 64? |
| St. Linus | 67— 78 | St. Linus | 64?— 76? |
| St. Cletus | 78— 90 | St. Anacletus (Anencletus Cletus) | 76?— 88?[1]) |
| St. Clemens | 90—100 | St. Clemens | 88?— 97? |
| St. Anacletus | 100—112 | St. Evaristus | 97?—105? |
| St. Evaristus | 112—121 | St. Alexander | 105?—115? |
| St. Alexander | 121—131 | St. Sistus (Xystus) | 115?—125? |
| St. Sistus | 132—142 | St. Telesphorus | 125?—136? |
| St. Telesphorus | 142—154 | St. Hyginus | 136?—140? |
| St. Hyginus | 154—158 | St. Pius I. | 140?—155? |
| St. Pius I. | 158—167 | St. Anicetus | 155?—166? |
| St. Anicetus | 167—175 | St. Soter | 166?—174? |
| St. Soter | 175—182 | St. Eleutherius | 174?—**189** |
| St. Eleutherius | 182—193 | St. Viktor I | **189**—c. 199 |
| St. Viktor I. | 193—203 | St. Callistus | **217 —222**. |
| St. Callistus I. | 221—227 | | |

Daß der Papst Felix II. von vielen Historikern als Gegenpapst bezeichnet wird, soll nur beiläufig, ohne Gewicht darauf zu legen, berührt werden.[2])

Adeodatus I. 615—619 hieß in Wahrheit Deusdebit und regierte von 615 bis 618.

---

1) Kaltenbrunner haec habet: Anacletum Lino successisse tradit Irenaeus contra haeres. L. III. c. 3. pag. 176 (Migne Patr. Gr. 7. pag. 849). Propter variam scribendi nominis rationem duo sunt pontifices distincti Cletus et Anacletus; quos alii ambo ante Clementem I alii post eum alii ita collocant, ut Clementis nomine dissocientur. Neque vero Irenaeus aut Eusebius conscius est huius geminationis.

2) Bei Jaffé ist die Reihenfolge: Liberius 352—366, Felix (II) antipapa 355—365, Ursinus (Ursicinus) antipapa 366—367, St. Damasus I. 366—384, während die Gerarchia verzeichnet: Liberius 352—363, St. Felix II. (Martyr) 363—365, St. Damasus 366—384.

Wegen der Ordnungszahlen bei den Päpsten des Namens Stephanus verweise ich auf die Bemerkung Ewalds ad Stephanum II: „Qui sit numerus huic Stephano dandus, ambigari potest. Nam cum eiusdem nominis praedecessor consecrationem non adeptus sit, utrum eum inter pontifices inserere debeamus, an non, quaestio oritur. Ipsi autem papae electo tantum Stephano succedentes usum et consuetudinem habuerunt, eo omisso Stephanum alterum ‚secundum' nominandi. Raro ab hac ratione discessum est." (Vergl. weiter Ewald, Neues Archiv V. 399. Jahrbücher des fränkischen Reiches unter König Pippin. Leipzig 1871. pag. 118.)

Nicht nur wegen der Differenz in der Regierungszeit, sondern auch wegen anderer, aus der Nebeneinanderstellung ersichtlichen Umstände sei eine Periode aus dem 10. Jahrhundert herausgehoben:

| Gerarchia | | Jaffé | |
|---|---|---|---|
| Agapitus II. | 946— 956 | Agapitus II. | 946— 955 |
| Johannes XII. | 956— 964 | Johannes XII. | 955— 964 |
| — — | — | Leo VIII. | 963— 965 |
| Benediktus V. | 964— 965 | Benediktus V. | 964 |
| Johannes XIII. | 965— 972 | Johannes XIII. | 965— 972 |
| Benediktus VI. | 972— 973 | Benediktus VI. | 972— 974 |
| Donus II. | 973 | — — | — |
| Benediktus VII. | 975— 984 | Benediktus VII. | 974— 983 |
| Johannes XIV. | 984— 985 | Johannes XIV. | 983— 984 |
| Bonifatius VII. | 985 | Bonifatius VII. | 974, 984—985 |
| Johannes XV. | 985— 996 | Johannes XV. | 985— 996 |
| Johannes XVI. | 996 | — — | — |
| — — | — | Gregorius V. | 996— 999 |
| — — | — | (Johannes XVI. Calabitanus Pilagathus antipapa | 997—998) |
| Gregorius V. | 996— 999 | — — | — |
| — — | — | Silvester II. | 999—1003 |
| Johannes XVII. | 999 | Johannes XVII. | 1003 |
| Silvester II. | 999—1003 | — — | — |
| Johannes XVIII. | 1003 | Johannes XVIII | 1003—1009 |
| Johannes XIX. | 1003—1009 | — — | — |
| Sergius IV. | 1009—1012 | Sergius IV. | 1009—1012 |

Die genaue Vergleichung der beiden vorstehenden Reihen ergibt so tiefgehende Verschiedenheiten, daß man die in meinem Artikel ausgesprochenen Bedenken auch dann theilen müßte, selbst wenn nicht alle Aufstellungen bei Jaffé sich als vollständig begründet erweisen lassen. Es kann darum nur der Wunsch wiederholt werden, daß die Revision der Genealogie der Päpste in der „Gerarchia" recht bald und recht gründlich erfolgen möge.

Rom. M. C.-S.

## LXVIII.

# Die Einführung der Reformation in Pfalz-Zweibrücken.

### II Eine Zuschrift der Straßburger Reformatoren an den Pfalzgrafen Ruprecht.

Alle Ermahnungen und Bitten der Prädikanten, Herzog Ruprecht möge endlich einmal den „papistischen Götzendienst" völlig ausrotten, hatten nicht den gehofften Erfolg gehabt. Im Jahre 1535 konnte noch immer im Herzogthum das hl. Meßopfer dargebracht werden. Allem Anscheine nach hatte die Denkschrift des früheren Kanzlers Schorr,[1]) der im Namen der Gewissensfreiheit und aus politischen Rücksichten von allen Gewaltmaßregeln abrieth, auf den Fürsten dennoch einen gewissen Eindruck gemacht. Deßhalb wandte sich auch Schwebel an die Straßburger mit der Bitte, sie mögen dem Gutachten des Kanzlers eine ausführliche Widerlegung zu Theil kommen lassen. Capito machte sich an die Arbeit, und schon gegen Ende des Jahres 1535 hatte er eine sehr umfangreiche Antwort fertig gestellt, die er dann im Namen seiner Amtsbrüder dem Herzog zuschickte.[2])

1) Den Inhalt dieser Denkschrift kennen wir nur aus den Antworten der Zweibrücker und Straßburger Prediger.

2) Responsio de missa, matrimonio et jure magistratus in Religionem, D. Wolfgango Capitone autore. Et ab ipso nunc denuo recognitum. Argentorati 1540. 208 Blätter in 12°.

Diese Schrift sollte jedoch, in der Absicht des Verfassers, nicht bloß dem Pfalzgrafen Ruprecht zur Richtschnur dienen; es sollten vielmehr alle Regenten und weltlichen Obrigkeiten daraus ersehen, welche Rechte sie in Glaubenssachen auszuüben hätten.[1]) Darum übergab auch Capito seine Schrift dem Drucke und widmete sie dem König von England Heinrich VIII.[2])

Dieser Fürst hatte damals schon manche katholischen Glaubensbekenner, unter andern Thomas Morus und Joh. Fisher, hinrichten lassen, was man in Straßburg ganz gut wußte.[3]) Für solch blutige Gewaltthaten hat Capito kein einziges Wort des Tadels; er spricht vielmehr die Hoffnung aus, der König werde aus dem ihm gewidmeten Buche ersehen, wie lobenswerth die Bemühungen seien, die er zum Wohle seines Volkes unternommen habe.[4]) Und in der That! Mit Capito's Schrift in der Hand war es dem blutdürstigen Wollüstling ein Leichtes, auch die ärgsten Gewissensbedrückungen zu rechtfertigen: denn es wird hier ein Cäsaropapismus anempfohlen, wie er unduldsamer kaum gedacht werden kann.

Schorr hatte in seinem Gutachten die Ansicht vertheidigt, der Fürst solle seinen Unterthanen in religiös-sittlicher Hinsicht

---

Die erste Ausgabe, die ich nicht auffinden konnte, ist aus dem J. 1537. Die Schrift war jedoch schon im Dez. 1535 vollendet; sie wurde dem Herzog handschriftlich mitgetheilt. Cf. Bl. 208 b und Praef. Der Eingang lautet: Illust. Principi D. Ruperto ... Pastores et ministri ab Evangelio Ecclesiae Argentoratensis.

1) Quantum nos monarchis et omnibus ordinibus tribuamus, ex hoc libello colligi potest. (Praefatio ad Regem Angliae.)

2) Ad Potentissimum Principem Henricum octavum Angliae et Franciae Regem, summum in terris Ecclesiae anglicanae caput, Capitonis Praefatio, vom 9. März 1537.

3) Cf. Butzer an Schwebel, Dez. 1535. Centur. 283.

4) Spero fore ut hinc intelligatur honestissimos tuos conatus fuisse, atque etiamnum esse etc.

volle Freiheit gewähren, wofern sie nur die öffentliche Ordnung nicht stören.[1]) Wohl müsse die Religion im Allgemeinen in Ehren gehalten werden, da ja selbst die heidnischen Völker die Ehrfurcht vor den Göttern für den Bestand des Staates als nothwendig erachtet haben (Capito 9 a). Weil jedoch die weltliche Obrigkeit nur für das zeitliche Wohl der Unterthanen zu sorgen habe, so dürfe sie in Glaubenssachen keinen Zwang ausüben, sie möge vielmehr einem Jeden gestatten, jene Religion zu wählen, die ihm am besten gefalle. So der Kanzler Schorr, dem eine religiöse Duldung vorgeschwebt zu haben scheint, wie sie erst in unserm Jahrhundert in die Gesetzgebung der meisten Staaten eingeführt worden ist.

Da die Straßburger Reformatoren beim Ausbruch der religiösen Revolution so laut nach Gewissensfreiheit geschrieen hatten, so hätte man von ihnen erwarten dürfen, sie würden die Ansicht des Zweibrücker Kanzlers ganz selbstverständlich finden und die Freiheit, welche sie für sich selbst in Anspruch genommen, auch anderen zugestehen. Hatte doch Butzer am Anfang der religiösen Wirren für alle Gläubigen das Recht der freien Forschung gefordert: „Wir sagen, und haben deß gar hellen Grund in der Schrift“, schrieb er im Jahre 1524, „daß ein jeder Christ Macht hat und auch schuldig ist, zu urtheilen alle Lehr, die ihm vorkommt.“[2]) Und Matthäus Zell, ein anderer Reformator von Straßburg, hatte im Jahre 1523 erklärt: „Ich achte es mehr für eine Schmach dem geistlichen Schwert, das ist Gott und seinem Wort, daß man dem geistlichen Schwert das weltlich zu Hilf nehmen

1) Huc tandem exit, suo quemque arbitrio, cum in rebus fidei tum in copulanda sibi vitae consorte permittendum, ut impune sequatur, quod sibi sequendum duxerit, usque eo dum vinculum publicae tranquillitatis non solvitur. Capito 3 a.

2) Butzer: Ein kurzer warhaftiger Bericht von Disputationen, so zwischen Conrad Treger und den Predigern des Evangeliums zu Straßburg sich begeben hat. Straßburg 1524. Bl. Ha.

soll. Aber es ist ein Zeichen, daß es kein geistlich Schwert mehr ist, kein Gottes Wort mehr ist, sonder nicht mehr denn ein angenommener Schrecken, welches so die Leut zum Theil haben wollen merken und nichts darauf geben, haben sie das weltlich Schwert darzu entlehnet, eins am andern geschliffen, wie man zwei Messer aneinander wetzt, also daß sie schier beide nicht mehr schneiden." [1]) In demselben Sinne hatte auch Capito im Jahre 1525 an Osiander geschrieben: „Für die Bekenner Christi gezieme es sich nicht, menschliches Gericht anzurufen." [2])

Die Neuerer sollten jedoch diesen freisinnigen Grundsätzen nicht lange getreu bleiben. Sehr treffend bemerkte schon Hofmeister: „Wir wissen wohl, daß unsere Widersacher anfangs ihres neuen Evangelii heftig geschrien haben, der Glaube soll frei sein, man soll Niemand darzu zwingen. Sobald aber ihre Sekte etwas weiter eingerissen und an viel Orten ward zugelassen, da verkehret man nicht allein die Lehr, sondern man handelt auch gewaltig, freventlich und tyrannisch darwider, verjagt einen heut, den andern morgen, und wollte die Sachen abermals mit dem hl. Evangelio vermänteln." (Predig über die Suntäglichen Evangelien. S. 35 b.)

Auch Capito und dessen Amtsbrüder verlangten, daß die neugläubigen Fürsten gegen die Katholiken „gewaltig" handeln sollten. Die Fürsten, erklärt Capito, seien zu solchen gewaltsamen Maßregeln nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet, da die weltliche Obrigkeit eine falsche Religion nicht dulden dürfe. Man behaupte zwar, der Staat habe nur für den öffentlichen Frieden und das zeitliche Wohl der Bürger Sorge zu tragen; doch dies sei eine ganz heidnische Auffassung der Regentenpflichten. Eine christ-

1) Mathes Zell: Christliche Verantwortung. Straßburg 1523. Bl. Ka.
2) C. Gerbert: Geschichte der Straßburger Sektenbewegung zur Zeit der Reformation. Straßburg 1889. S. 12.



liche Obrigkeit habe vor allen Dingen die Ehre Gottes und die wahre Religion zu fördern, möge auch dabei der Staat in volle Verwirrung gerathen und die Bürger zur Auswanderung genöthigt werden.[1]) Das zeitliche Wohl der Unterthanen sei für die Obrigkeit nur eine Nebensache; ihre erste und nothwendigste Pflicht bestehe darin, daß sie die Staatsangehörigen zur Ausübung der wahren Religion und zur Beobachtung des Sittengesetzes anhalte.[2])

In diesem Sinne haben ehemals die frommen Fürsten des israelitischen Volkes ihre Herrscherpflichten verstanden und ausgeübt: sie haben den falschen Gottesdienst wie auch alle Vergehen gegen das göttliche Gesetz streng bestraft, und dem Volke geboten, die Vorschriften der wahren Religion genau zu befolgen; mit der Gewalt des Schwertes haben sie die Reinheit der Religion zu wahren gesucht.[3]) Auf dieselbe Weise müssen auch die christlichen Obern allen falschen Gottesdienst streng verbieten und ihre Unterthanen zur Erfüllung der religiösen Pflichten streng anhalten. Denn Gott ist immer derselbe, und auch heute noch muß die Frömmigkeit durch die nämlichen Mittel wie im alten Testamente gefördert werden. Sollte ein Fürst diese Hauptpflicht vernachlässigen,

---

1) Itaque finis administratae Reipublicae inter ethnicos est publica pax ad civiles mores faciens. Inter pios autem et christianos, publicata gloria Dei finis est, vel cum perturbatione et tumultu Reipublicae et cum fuga privatorum civium, modo cultus et honor Dei sit salvus. 13 a.

2) Pii principis partes primas esse, veram populi religionem et mores illi pares jubere, secundas et tertias eodem spectare, sed admittere tamen ceu in postremis reliqua reipublicae commoda. 37 b. Cf. 15 a.

3) Longius esset e scripturis omnium piorum exempla colligere, qui gloriam Dei et religionis puritatem vi et gladio pro virili promoverunt. 13 b.

so würde er den Königen Israels gleichen, welche die Ausübung der wahren Religion verhinderten, oder doch wenigstens dem König Osee, der, wenn er auch zur Verehrung des wahren Gottes volle Freiheit gewährte, dennoch unterließ, das Volk zur Haltung des Gesetzes zu nöthigen; eine Unterlassungssünde, die seinen Untergang herbeiführte.[1]) War also die Fürsorge für die Religion den israelitischen Königen so ernst geboten, warum sollte einem christlichen Fürsten nicht erlaubt sein, sich in Glaubenssachen einzumischen? Warum sollte er den falschen Gottesdienst nicht abschaffen? Warum die wahre Religion nicht einführen? Sollte er vielleicht gegen den Spender alles Guten weniger dankbar sein, weil er größere Gnaden empfangen hat?[2])

Demnach ist der Weg, den die christliche Obrigkeit zu gehen hat, in der hl. Schrift klar vorgezeichnet. Zweierlei Pflichten haben die Obern zu erfüllen: sie müssen Alles, was gegen den wahren Glauben und die guten Sitten ist, streng verbieten; zudem müssen sie auch nach Kräften die wahre Religion und die guten Sitten zu fördern suchen.[3])

---

1) Quia populus Dei reipsa unus est, et iisdem rationibus ad pietatem promovetur, et Deus a quo regitur, semper idem est, necesse est ut inter Christianos pius qui magistratum gerit populo suo commendet verbum Dei, peraeque ac olim domus David; alioqui par fuerit regibus Israel, qui verum cultum impediverunt, aut certe Hoseae filio Ellae, qui cum liberum fecisset serviendi Deo juxta legem, neglexit tamen populum ad officium diligentius impellere, quae officii intermissio ei capitalis fuit. 36 a. Per omnia par est in utroque populo jus gladii. 83 b.

2) Lege itaque magistratui diserte praecipitur ut provideat religioni, cur princeps in Evangelio magnus sibi id vetitum putaret? et quare religionem falsam a Republica non propulsaret? quamobrem veram, malitia hominum ablatam in Ecclesiae cognitionem non revocaret? An quia plus lucis accepit, minus esse gratus largitori omnium debet? 59 a.

3) Magistratus, cum repetit cogitatione se ministrum Dei esse, et debere providere ut res et nomen Domini sui salva sint,

Dazu sind aber nicht nur die vornehmsten Obern, die Könige und Kaiser verpflichtet; allen Ständen des deutschen Reiches obliegt ihren Unterthanen gegenüber die nämliche Pflicht.[1]) Auch die kleinste Reichsstadt, auch der ärmste Landjunker, wenn er nur der unmittelbaren Reichsritterschaft angehört, hat das Recht und die Pflicht, den katholischen Gottesdienst mit Zwang und Gewalt abzuschaffen, und die neue Lehre mit Zwang und Gewalt dem Volk aufzudrängen.

Sehen wir, wie Capito dies im Einzelnen ausführt.

Zuerst müsse Alles streng verboten werden, was dem Worte Gottes und den guten Sitten zuwider ist.[2]) Folglich darf keine falsche Lehre geduldet werden;[3]) und auch den falschen Gottesdienst muß man abschaffen, weil dadurch Gott am höchsten geschmäht wird.[4]) Vor allem gilt dieß von der papistischen Messe, welche ganz von Gotteslästerungen strotzt.[5])

„Wenn doch nur nicht unsere Gegner“, klagte damals Joh. Hofmeister, „das katholische Bekenntniß und die Praxis so entsetzlich entstellen[6]) und vermaledeien wollten, nicht so

---

non potest non incumbere, primum, ut religio et syncera vita restituantur in publicam observationem, deinde, ut fidei et vitae bonae offendicula submoveantur. 71 b.

1) Omnes Germaniae principes omnesque ex magistratibus aliis, qui regalia. ut vocant, habent, sive reipublicae, sive comites et nobilitas alia populis praefecta gubernandis. 58 a.

2) Dictorum summa haec esto: Quicquid sensibus corporis subjectum est, id ubi contra verbum Dei et bonos mores fecerit, gladio venit corrigendum. 89 b.

3) Ad bonos principes pertinet operam navare, ne via sanctorum palam falsa doctrina . . . corrumpatur. 95 a.

4) Estne haec fidelitas in Deum, quae . . . . dissimulat publicam Dei contumeliam, in falso cultu maxime apparentem? 29 a.

5) Missa multas atrocissimas contumelias Deo quotidie dicit, hoc est, ipsum ministerium missae est plenum blasphemiis. 125 b.

6) Zum Beweise dafür, wie maßlos Capito die katholische Lehre vom hl. Meßopfer entstellte, möge es genügen, Folgendes an-

schelten und fluchen wollten über Alles, was uns heilig ist, wenn sie wenigstens nur ablassen wollten von ihren gotteslästerlichen Worten gegen das heilige Opfer und unsere Anbetung der heiligen Eucharistie." [1])

Wie berechtigt war doch eine solche Klage! Capito, der vor seinem Abfall längere Zeit hindurch fast jeden Tag Messe gelesen, ohne, wie er selbst erzählt, [2]) innerlich an die wirkliche Gegenwart zu glauben, Capito behauptet, die Messe sei nicht weniger verabscheuungswürdig als der unlautere Götzendienst der alten Chananiter. [3]) Die Meßpfaffen, sagt er, thun Christo dem Herrn eine viel größere Schmach an, als die Talmudisten; sie machen aus dem göttlichen Heilande einen Betrüger und Verführer. [4])

Wie dürfte also ein christlicher Fürst einen solchen Greuel dulden? [5]) Er muß vielmehr, als Statthalter Gottes auf

---

zuführen: Missa meritum ac dona Christi homuncionum istorum stultis gesticulationibus attribuit, et ex institutione Christi facit opus hominis aliquod meritorium, quandoquidem ei qui sine bono motu cordis hanc fabulam saltitantes utcunque aspicit, concedunt a peccatis justificationem. 73 a. cf. 121 a. Missa docet apud se quaerendam remissionem, sine fide in Christum. Cf. 120 b.

1) Janssen, An meine Kritiker. S. 47.

2) Capito an Bugenhagen, 8. Oktober 1525. O. Vogt: Bugenhagens Briefwechsel. 1888. S. 37. Der Umstand, daß Capito längere Zeit den Heuchler spielte, erklärt uns einigermaßen den wüsten Haß, den der abtrünnige Priester gegen das hochheilige Opfer kund gibt.

3) Missa impia, quae non minus execrabilis atque olim ritus Cananaeorum erant. 88 b.

4) Missatores Christum atrocius negant quam Thalmudici . . . Vociferantur Christum non esse servatorem plenum, sed esse impostorem et seductorem a vero legis cultu. 72 a—b.

5) Necesse est ut princeps, siquidem Deus amat, illam abominationem quamprimum convulsam, proculcatam ejectamque curet. 196 a.

Erden, diese Lästerungen gegen die göttliche Majestät auf's strengste bestrafen.[1]) Man bestraft ja auch Diebe und Vatermörder, die doch für die öffentliche Ordnung weniger gefährlich sind, als die gottlosen Meßpfaffen.[2]) Oder sollten vielleicht die schwersten Verbrechen, die falsche Religion nämlich und die Mißachtung Gottes, unbestraft bleiben?[3]) Gewiß nicht! Darum darf auch die papistische Abgötterei durchaus nicht geduldet werden.[4]) Ein Fürst, der in seinem Lande noch länger die Messe duldet, ist ebenso schlimm, ja schlimmer noch als der Türke.[5]) Man beeile sich deßhalb, mit großer Strenge gegen diese greuliche Gotteslästerung vorzugehen. Selbst die Todesstrafe müsse man anwenden gegen Jene, die von ihren Gotteslästerungen nicht ablassen wollen. Es sei dies nothwendig, damit das Volk von der Ansteckung bewahrt bleibe.[6])

---

1) Tantopere agnoscis te ministrum Dei esse ad vindictam malorum operum, ut ista pessima maledicta Dei pessimis affligeres modis. 72b.

2) Poenas dant fures et parricidae, quia publicum ocium turbarunt. Verum piorum quietem nunc magis turbant impii sacrifici quam clandestina furta et etiam caedes paucorum. 54b.

3) Ad principem christianum pertinet dare operam ut Ecclesiae noxiis erroribus repurgentur. Quis enim inficias ierit, omnibus malis operibus, si manifesta fiant, terrori esse debere gladium, nisi contenderit leviora exagitanda viciola, sed graviora facinora, ut sunt falsa religio et contemptus Dei, impunita et sine metu esse debere. 25a.

4) Cur non pessimis, quaeso, facinoribus, hoc est, crassae idololatriae malorum Papistarum . . . potestas a Deo ordinata, quae in te residet . . . . adversaretur? 25a.

5) 36b. Die Ausführung ist zu weitschweifig, um hier wörtlich citirt zu werden.

6) Blasphemias et offendicula publica gladius plectat. 59b. Ad magistratum pertinet, ut ignominia verbum Domini notabili palam afficientes corrigat, aut si id negatum obstinate, malum e medio tollat, ne contagione alii inficiantur. 38a.

Im alten Testamente wurden die Vergehen gegen die Religion mit dem Tode bestraft; um wie viel mehr muß eine christliche Obrigkeit denselben Eifer an den Tag legen![1]) Was Gott ehemals so streng geboten, das kann ihm doch heute nicht mißfallen.[2])

Zur selben Zeit, wo Capito, im Namen seiner Amtsbrüder, diese höchst unduldsamen Grundsätze für den Pfalzgrafen niederschrieb, erklärte Butzer in einer Schrift, die er dem Augsburger Magistrat widmete: „Es ist kein Schaden, kein Mord, kein Brand und überhaupt kein leibliches Uebel, das der Mensch je begehen möge, das so viel schade und von Gott ernster befohlen sei hinwegzunehmen und zu strafen, als verkehrte Lehre und falscher Gottesdienst." „Fälschung der Religion" sei ein größerer Frevel als „Diebstahl, Raub, Verrätherei, Mord, Aufruhr." Weil aber „den Menschen auf Erden größerer Schaden nicht mag zugefügt werden, denn durch falsche Religion, wie auch die Menschen keine schwerere Sünde thun mögen, so folgt, daß die Obern die falsche Religion zum allerschärfesten strafen sollen."[3])

---

Magistratus . . . eos qui exemplo publico graviter offendunt, juxta praescripta legum corrigat in melius, si dabitur, sin minus, et aliud efflagitat publica utilitas, facinorosum perdat ultimo supplicio. 100 b.

1) Quanto magis christiano magistratui potestas et facultas, imo necessitas est plectendi ea quae adversus religionem insignite committuntur. 42 a.

2) Vidimus supplicia et poenas plerasque propter religionem et honestam vitam conservandam institutas esse; et sic fieri in populo suo tum voluisse Deum, et populo talia judicia ceu rem necessariam exegisse. Non potest igitur eadem diligentia pro gloria nominis sui nunc displicere, quam olim tam severe praecepit. 42 a.

3) Butzer: Dialogi oder Gespräch von der Gemeinsame und den Kirchenübungen der Christen, und was jeder Oberkait von ampts wegen, auß göttlichem befelch, an denselbigen zuversehn und zu besseren gebüre. Augsburg 1535. Bl. O a—b; X a.

Butzer geht noch weiter. Die weltliche Obrigkeit, so führt er aus, habe das Recht und die Pflicht, die Kirche zu reformiren und dürfe nicht dulden, daß neben der wahren evangelischen Lehre auch falsche Religion und papistische Abgötterei getrieben werde. Hat einmal die Obrigkeit ihre Pflicht gethan, hat sie überall im Lande den falschen Gottesdienst abgeschafft, und sollte dann eine Stadt von der wahren Religion wieder abfallen, so habe die Obrigkeit das Recht, mit Feuer und Schwert die Abtrünnigen auszurotten, sogar die Weiber und die unschuldigen Kinder zu erwürgen.[1])

Vier Jahre nach Veröffentlichung dieser Brandschrift erklärte Joh. Hofmeister: „Es bedarf Luther dem Papst nicht hoch aufmutzen, daß er die Leut zwinge, zu glauben, was er, der Papst, wolle; denn kein größerer Zwang nie gewesen oder beschehen als in dem evangelischen Glauben, da man nicht anders predigen oder thun darf, als Doktor Luther und seine Apostaten wollen. Und wenn man handeln sollte nach dem, was Butzer an die von Augsburg geschrieben, so würde längst eine Sündfluth, mehr von Blut denn von Wasser, sich in unsern deutschen Landen erhoben haben."[2])

„Völlige Unterdrückung und Ausrottung der katholischen Kirche", sagt Döllinger, „betrachteten alle Reformatoren als sich von selbst verstehend."[3]) Bis in die geheimsten Winkel wollte Capito die papistische Abgötterei verfolgt wissen. Deßhalb mahnt er auch die Fürsten, genau nachzuforschen,

---

1) Dialogi. Bl. O 4 ff. Hassencamp (Hessische Kirchengeschichte im Zeitalter der Reformation. 1855. 2. 1,353) kennt diese Schrift; dennoch preist er „Butzers in jener Zeit unerhörte Toleranz".

2) Warhafftige Endeckung und widerlegung deren Artikel, die M. Luther auf das Concilium zu schicken und darauf beharren fürgenommen, durch Johannem Hoffmeister. 1539 (s. l.) Bl. G 4 a.

3) Döllinger: Kirche und Kirchen. 1861. S. 68.



ob nicht im Verborgenen gegen die reine Lehre gesündigt werde.[1])

Von dieser Inquisition, welche die Neuerer so eifrig befürworteten, scheinen die heutigen protestantischen Geschichtsschreiber des Elsasses nichts zu wissen; preist man uns doch den „Geist milder Duldung und evangelischer Freiheit“, der einen Butzer, einen Capito beseelt hat.[2]) Die „milde Duldung“ kennen wir zur Genüge; laßt uns auch noch sehen, wie die Straßburger Reformatoren die „evangelische Freiheit“ verstanden haben.

Nicht zufrieden mit der Abschaffung des katholischen Gottesdienstes, wollten sie auch noch, daß man die neue Lehre mit Gewalt den Leuten aufdränge. „Es ist nicht genug“, ruft Capito dem Pfalzgrafen zu, „daß man in deinem Lande fromm leben dürfe; es muß auch den widerspänstigen Gemüthern Gewalt angethan werden,

---

1) Blasphemias et offendicula publica gladius plectat, et magistratus obstrictum se meminerit ut indicia et notas impietatis non negligat, sed omni cura diligentiaque inquirat. Neque enim committendum, ut clancularia mala reliquum gregem corrumpant. 59 b. — Sed et inquisitio legitima fiat, vel rumore mali facinoris accepto. Lex enim jubet indagare veritatem si fama de homine aut urbe aut etiam tribu extiterit, quod a Deo alios avertat. Haec dicta sint de magistratu cui subjecta sunt externa quoque religionem concernentia, cujusque est institutionem Christi et synceritatem verbi defendere, abdicatis e Republica erroribus et vitiis contrariis. 90 b.

2) „Der echte Geist der Reformation, der die Väter und Begründer unserer Kirche, .... einen Zell, einen Butzer, einen Capito beseelt hat — ich meine nicht die engherzigen Epigonen Marbach, Pappus und andere — der Geist milder Duldung und evangelischer Freiheit, ist nicht am Aussterben unter uns.“ Rede, gehalten von Herrn Erichson, Direktor des Straßburger Theologischen Studienstifts, auf der Generalversammlung des deutschen Protestantenvereins zu Neustadt a. d. H. 1883. (Berliner Prot. Kirchenzeitung. 1883. S. 639.)

damit sie, durch Drohungen in Angst gesetzt, die gereinigte Lehre leichter annehmen."[1]) Das Volk müsse durch die Obrigkeit zur Annahme der wahren Religion gezwungen werden. [2])

Was zuerst die unmündigen Kinder betrifft, so habe die Obrigkeit dafür zu sorgen, daß die Kleinen, auch gegen den Willen der Eltern, getauft werden; denn die Kinder gehören viel mehr dem Staate als den Eltern.[3]) So schreibt derselbe Mann, der noch vor Kurzem von der Verwerflichkeit der Kindertaufe überzeugt war.[4])

Den Erwachsenen gegenüber müsse zwar das zu beobachtende Verfahren ein anderes sein: man solle sie nicht zum Empfang der Sakramente zwingen; denn das hieße die heilige Handlung einer Entweihung aussetzen (79 a). Zur Anhörung der Predigt und zur Haltung der Gebote Gottes müssen jedoch die Erwachsenen, auch mit Gewalt, angehalten werden. Ein christlicher Fürst, der seinen Unterthanen gegenüber diesen Zwang nicht ausübt, vernachlässigt eine seiner ersten Regentenpflichten.[5]) Eine gewissenhafte Obrigkeit wird

---

1) Non est satis ut in ditione tua liceat esse pios, sed vis est duris affectibus facienda, ut leviorem spiritus doctrinam metu pavefacti facilius admittant. 36 a.

2) Regii muneris est .... rectum cultum Dei jubere et authoritate atque imperio tueri. 17 a.

3) Infantes nostri non tam parentum quam reipublicae sunt, quos magistratus, ut baptismo offerantur, merito cavet. 79 a.

4) Cf. Butzer an Zwingli, 24. Juni 1528; Oecolampad an Zwingli, 6. Aug. 1528. Zwinglii Opera. 7, 194. 211.

5) Principem christianum non egeris, nisi authoritate hortatus fueris, et imperio rebelles adegeris cum ad verbum audiendum, tum ad illud vita exprimendum. 55 a. — Pii magistratus est, populum sibi commissum de audiendo verbo admonere . . . ac praecipere etiam ut reverenter audiat, et vetare ne quis illud rideat more epicureorum hujus aetatis, similiter et in transgressores severiter animadvertere. Hactenus fidem profanus magistratus ex officio promovere tenetur. 28 b. Cf. 33 b. 34 a.

deßhalb nicht bloß ermahnen und bitten, sie wird nicht bloß durch glänzende Versprechungen ihre Untergebenen zur Annahme der wahren Religion aneifern; den Säumigen gegenüber wird sie auch Strenge zu gebrauchen wissen und wird durch Drohungen und Strafen die widerspänstigen Gemüther gefügig machen.[1]) Indem die Fürsten dies thun, indem sie mit der Gewalt des Schwertes der neuen Lehre Eingang in die Herzen zu verschaffen suchen, arbeiten sie, nach ihrer Art, an der Ausbreitung des Reiches Gottes.[2])

Aber durch solche gewaltthätige Bekehrungsmittel, meinte der Kanzler Schorr, werde man nur Heuchler großziehen.[3]) Aus Furcht oder aus anderen Rücksichten werden die Leute sich stellen, als ob sie glauben, und werden dennoch innerlich für die Religion nicht gewonnen sein.

Dies wird allerdings nur zu oft vorkommen, antwortet Capito. Es ist leider nur zu wahr, klagt er, daß Manche, durch zeitlichen Gewinn oder durch Furcht vor der Strafe angetrieben, bloß dem Scheine nach dem Worte Gottes Gehör schenken.[4]) Allein für diese Heuchelei darf nicht die

---

1) Princeps ad fidem excitandam, quae est caput verae religionis, et saepe et accurate admonet, hortatur, orat, obsecrat, pollicitis magnificis invitat, a rebellione immorigeros suppliciis deterret, agitque omnia ut homines sint obedientes Deo. 15b. Magistratus .... cogit homines ut vel ad judicium vel ad salutem audiant verbum Domini. 21a. Cf. 92a. 95a.

2) Aedificationem in Deum pro modo suo promovet qui renatam salutis doctrinam et praecepta et ordinationes vitae honestae populo commendat, authoritate exhibet, severitate praecipit et minis poenarum exigit. Quod ministri verbi a te plenius fieri optant. 62a.

3) Objicitur: Vis magistratus generat in populo hypocrisim. 29a.

4) Non nego sic fieri saepius. 29b. Illud nimium vere adjecit, fieri posse et interdum fieri ut spe aut metu adducti, verbo se fingant obedire et Christianismum falso assimulent. Imo querimur illud esse nimium vulgare. 31b.

Obrigkeit verantwortlich gemacht werden. Ein frommer Fürst will ja, daß die Untergebenen nicht bloß dem Scheine nach, sondern vom Innern des Herzens Gott dienen. Wenn dennoch einige sich mit dem Aeußern begnügen, so ist dieß ihrer eigenen Bosheit zuzuschreiben, und nicht dem Einschreiten der Obern. Dies Einschreiten ist an sich ganz lobenswerth. Wegen eines zufälligen Mangels soll aber ein Werk, das an und für sich gut ist, nicht unterlassen werden.[1])

Uebrigens ist es immer besser, daß man die Leute nöthige, sich wenigstens äußerlich als gläubige Christen zu betragen, statt ihnen zu erlauben, das Wort Gottes öffentlich zu verachten; auf diese Weise wird immerhin manches Schlechte, manches Aergerniß verhütet werden (33a; 60b.). Capito will jedoch, daß man diese Heuchelei, wenn sie entdeckt wird, streng bestrafe.[2])

Es wird dann, meinen die Straßburger Theologen, aus der Anwendung der Zwangsmaßregeln noch ein größerer Vortheil entspringen. Manche nämlich, die Anfangs nur aus Furcht das Wort Gottes anhören, werden nach und nach zu besseren Gesinnungen, ja zu innerer Herzensbekehrung gebracht werden.[3])

„Ich leugne nicht", schreibt Capito an Herzog Ruprecht, „daß Jene, die Du nöthigst, der Predigt beizuwohnen, Anfangs nur widerwillig das Wort

---

1) Magistratus, quia minister Dei est, cum facta mala poena coercet et bonos praemiis et laude invitat, per se requirit a populo facta vere bona, vitio autem hominum evenit, ut speciosa magis quam vera bona saepius consequantur . . . Propter accedens vitium res in se bona praetermittenda non est. 29 b. cf. 84 a.

2) In hypocrisim pius magistratus animadvertat severiter, si eam duplicitatem animi documentis certis deprehenderit. 102 a.

3) Ex parendi necessitate tandem fit sequax voluntas, et metu poenae verbum Domini initio audientes, amore ejus interdum inflammantur. 31 a.



Gottes anhören. Doch geschieht es bisweilen, daß man nach und nach gern thut, was man zuerst nur ungern gethan hat; so befinden sich denn auch unter Deinen Unterthanen einige, die jetzt die Verkündigung der wahren Lehre freudig anhören, obschon sie anfangs den Predigern nur Spott und Hohn entgegengebracht haben." [1])

Hier wird uns also von den Straßburger Reformatoren, die über die Verhältnisse im Zweibrücker Land gut unterrichtet waren, ausdrücklich bestätigt, daß Herzog Ruprecht seine katholischen Unterthanen nöthigte, protestantischen Predigten beizuwohnen. Wiederholt kommt Capito auf diesen Zwang zurück: „Den Fall gesetzt", schreibt er an den Pfalzgrafen, „daß Jene, die Du anfangs genöthigt hast, das Wort Gottes anzuhören, sich endlich zu Christo bekehrt haben, was gewiß bei Manchen der Fall ist, da das Wort Gottes nicht vergebens gepredigt werden kann, — werden dann nicht Manche in Deinem Lande sein, die, obwohl sie zuerst nur mit Widerwillen in die Kirche kamen, nachher mit Freuden den Predigern Gehör schenkten? Wirst Du ihnen nicht durch Deine Macht sowohl zum Glauben als zum ewigen Seelenheil verholfen haben?" [2])

---

1) Qui per vim imperii tui adiguntur, verbum principio inviti audiunt, non inficior. Interea tamen quia ex invitis interdum volentes fieri solent, nunc cupide dant aliqui inter illos operam docentibus ut Christum, veritatem Dei, cognoscant, qui pridem riserant omnem facultatem apostolici ministerii. 33 a.

2) Fac esse qui . . . se Christo tandem consecrarint, quos Tua Celsitudo primum coegit ut audirent, quod haud dubie non paucis evenit, cum verbum Domini frustra esse nequeat, an non sic in ditione tua multi erunt, qui primum aures praebuerint animis repugnantibus, sed postea recte consulentibus officiose et volentes paruerint? an non authoritate principali illis tam ad fidem quam ad salutem profueris? 33 b.

Ob in der That so Manche, wie vorausgesetzt wird, durch äußerlichen Zwang innerlich für die neue Lehre gewonnen worden seien, müssen wir dahingestellt sein lassen, da Capito, als Beweis, nur den ganz allgemeinen Grundsatz anführt, das Wort Gottes könne nicht ohne Frucht bleiben. Allenfalls wird man nun nicht mehr behaupten dürfen, daß „Ruprecht durchaus kein Freund war von gewaltsamen Maßregeln".[1]) Auch hier finden die Worte Döllinger's eine unwiderlegliche Bestätigung: „Historisch ist nichts unrichtiger, als die Behauptung, die Reformation sei eine Bewegung für Gewissensfreiheit gewesen. Gerade das Gegentheil ist wahr." [2])

Capito scheint allerdings für die religiöse Freiheit ganz begeistert zu sein; in seiner Schrift finden wir sogar ein eigenes Kapitel, worin Luther als der Wiederhersteller der Glaubensfreiheit gepriesen wird. [3])

Von sich selbst sagen die Straßburger Prediger, sie verlangen gar nicht, daß Herzog Ruprecht Jemanden zum Glauben zwinge. „Denn", fügen Sie hinzu, „der Glaube ist etwas Innerliches, eine geistige Gabe Gottes; wir sehen also nicht, wie Jemand dazu gezwungen werden könnte." [4])

Also die Katholiken ihres altehrwürdigen Gottesdienstes berauben, sie zwingen, ihre Kinder von protestantischen Predigern taufen und unterrichten zu lassen, sie nöthigen, protestantische Predigten anzuhören und wenigstens äußerlich als

1) So Gümbel 38. Vgl. Pfälzisches Memorabile, Heft 5 (1877): „Die katholischen Gebräuche und Ceremonien wurden nicht durch Gewalt abgeschafft . . . Nur auf Bitten der Gemeinden wurde die evangelische Lehre eingeführt . . . So schritt in Zweibrücken die Reformation . . . in ächt protestantischem Geiste — auf dem Wege der Ueberzeugung voran, ohne Gewalt, wie an so manchen andern Orten." S. 102, 103.

2) Döllinger: Kirche u. Kirchen. 68.

3) Caput XXVI. Martinus Luther doctor libertatis fidei. p. 77 sq.

4) Nos authores esse nolumus, ut Celsitudo Tua quenquam ad fidem adigat. Nam fides est donum Dei spirituale; non videmus igitur quomodo illam alius jubere poterit. 73 b.

protestantische Christen zu erscheinen: dies alles ist, den Straßburger Reformatoren zufolge, kein Glaubenszwang. Der Glaube ist ja etwas Innerliches und bis in's Innere des Gewissens reicht der Arm der Staatsgewalt nicht! „Weder die Prediger noch der Pfalzgraf", erklärt Capito an einer andern Stelle, „maßen sich, im Gegensatze zum Worte Gottes, ein Recht über die Gewissen an".[1])

Man sieht, jene liberalen Heuchler, die so laut von Freiheit sprechen, während sie doch dem Gegner auch die wesentlichsten Freiheiten zu entziehen suchen, diese Heuchler stammen nicht erst aus unseren Zeiten; man findet sie schon im 16. Jahrhundert.

„Die Glaubensfreiheit", schrieb Capito, „wollen wir gern zugestehen; nur wollen wir nicht, daß man auch der Gotteslästerung freien Lauf lasse".[2]) Mit andern Worten: Volle Freiheit für unsere Lehre; aber weg mit dem papistischen Gottesdienst!

Nicht mit Unrecht sagte damals Hofmeister in einer seiner Predigten: „Die Neuerer fordern Religionsfreiheit; aber ich weiß wohl, was sie für eine Freiheit begehren: daß sie nämlich frei und ungehindert sagen und thun können, was ihnen beliebt; andern aber soll nicht gestattet sein, dagegen auch nur zu mucksen. Der erste beste Junker soll das Recht haben, seinen Bauern die Ausübung der wahren Religion zu verbieten; dem Kaiser jedoch, dem Könige und anderen katholischen Fürsten soll es untersagt sein, der falschen Religion sich zu widersetzen und ihre Unterthanen von den Predigten der falschen Propheten abzuhalten".[3])

1) Neque concionatores, neque T. Celsit. pientissime Princeps, quantum scimus, in conscientias contra verbum Dei quicquam juris sibi vendicant. 24 b.

2) Libertatem fidei et spiritus libenter concedimus, sed negamus ob id confieri, ut licentia carni ad flagitia et blasphemias sit danda. 77 b.

3) Homiliae in Evangelia, quae in dominicis et aliis festis diebus leguntur, per J. Hofmeisterum. Ingolstadt 1547. 2,203 b.

Katholischerseits hatte man aber um so mehr Grund, vor den „falschen Propheten“ zu warnen, als letztere nur zu oft selber nicht recht wußten, was sie predigen sollten, nicht selten ihre Ansichten wechselten [1]) und auch untereinander in beständigem Hader lebten. Wie im Schooße des Volkes, so hatte auch unter den Predigern die religiöse Neuerung eine allgemeine Verwirrung, eine wahre Anarchie hervorgerufen. Allenthalben waren Lehrer aufgetreten, welche, gleichberechtigt wie Luther und von der freien Schriftforschung ausgehend, der alleinigen rechten Erkenntniß des göttlichen Wortes sich rühmten und ihre eigene Meinung in Glaubenssachen als das „wahre Evangelium“ verkündeten.[2]) Um diesem Uebelstande abzuhelfen, mußten die Wortführer der Reformation wieder den weltlichen Arm zu Hülfe rufen. Wie das christliche Volk, so werden auch die Prediger von Capito der Gewalt des Schwertes unterstellt.

Die Geistlichen sind Menschen, sagt er, darum müssen sie auch der weltlichen Obrigkeit unterworfen sein, nicht bloß bezüglich der bürgerlichen Pflichten, sondern auch in Betreff der geistlichen Amtsführung. Ein jeder Fürst ist der Stellvertreter Gottes auf Erden, das sichtbare Haupt der Kirche in seinem Lande, von Christus als solches statt seiner eingesetzt. Alles Aeußerliche in der Religion ist seiner Gewalt unterworfen; deßhalb hat er auch darüber zu wachen, daß die Geistlichen treu ihres Amtes walten; die Säumigen wird er bestrafen und die Unverbesserlichen dem Henker über-

1) Capito selber hat in wichtigen Glaubenspunkten mehrmals seine Ansichten gewechselt, wie aus seinen Schriften leicht nachzuweisen wäre. Er wird aber wohl an seine eigenen Metamorphosen nicht gedacht haben, als er in dem Widmungsschreiben an König Heinrich VIII. erklärte: „In impietate multa est varietas et mutatio.“

2) Schon im Jahre 1534 hatte Herzog Ruprecht einen Prediger, Georg Pistor` den die Straßburger selber anempfohlen hatten, des Landes verwiesen, weil er wiedertäuferische Ansichten hegte.

liefern.[1]) Vor Allem wird er dafür sorgen, daß die Prediger das Wort Gottes rein und lauter verkünden, und wird jene, die das Volk irre führen, auf den rechten Weg zurückrufen.[2])

Aber, so konnte man hier fragen, sind denn vielleicht die weltlichen Fürsten unfehlbar? Kann es denn nicht geschehen, daß die Lehre, welche sie dem Volke aufnöthigen wollen, eine falsche sei? Auf diese Einwendung gibt Capito eine äußerst matte Antwort: „Welches die wahre Lehre Christi sei", sagt er, „wird Jener leicht entscheiden können, der bestrebt ist, den Willen des Vaters zu thun".[3])

Damit war aber der staatlichen Willkür Thür und Thor geöffnet. Denn jeder Fürst konnte ja sagen, er sei bestrebt, den Willen des Vaters zu thun, und könne deßhalb auch leicht entscheiden, welches die wahre Lehre Christi sei. Heinrich VIII., dem Capito wegen seines Vorgehens gegen die katholische Kirche die größten Lobsprüche ertheilt hatte, verfolgte bald die Protestanten mit derselben Grausamkeit wie die Katholiken. Die Straßburger Prediger konnten ihm deßhalb keine Vorwürfe machen; hatten sie doch diesen Tyrannen als das sichtbare Oberhaupt der englischen Kirche

---

1) Principi moderanda sunt quaecunque ad externam populi Dei gubernationem pertinent . . . Idcirco ecclesiasticos non rite obeuntes partes officii monet, exhortatur, impellit, malemeritis mulctam imponit, tollitque pertinaces supplicio; quia qui princeps est, idem pastor est, idem pater, idem caput Ecclesiae in terris externum. Causam hujus hanc damus: Christus verum et naturale Ecclesiae caput est, qui ascendit ad coelos. Is dono gubernandi principes pios affudit, conferendo pie gubernandi prudentiam, quos ob id in terris capita quemque suae Ecclesiae esse voluit. 198 b, 199 a.

2) Eos qui prudenter et ordine verbum non dispensant, sed fallunt populum, magistratus in viam revocet. 205 a.

3) De doctrina Christi, quaenam sit, facile statuet is qui vult Patris voluntatem facere. 206 a.

ausgerufen; hatten sie ihm doch das Recht anerkannt, in seinem Lande jede falsche Religion mit der Gewalt des Schwertes zu unterdrücken. Bald nachher glaubte Wolfgang, der neue Herzog von Zweibrücken, nur im Lutherthum die wahre Lehre Christi zu finden; es wurde deßhalb im Jahre 1564 eine scharfe Verordnung gegen die Calvinisten erlassen, und von Marbach, dem lutherischen Prediger von Straßburg, eine Glaubensregel verfaßt, welche alle Geistlichen im Zweibrücker Gebiete, die ihre Stelle nicht verlieren wollten, unterzeichnen mußten. Die calvinistischen Prediger wies Wolfgang aus dem Lande, damit sie das Volk nicht irre führen konnten. Herzog Johann I., Wolfgangs Sohn und Nachfolger, glaubte dagegen, der Calvinismus sei die wahre Lehre Christi. So mußten denn die lutherischen Prediger wegziehen, und das Volk ward genöthigt, die Religion zu wechseln, wie man ein Kleid wechselt. Beide Fürsten, der Lutheraner wie der Calvinist, hätten sich bei ihrem Vorgehen mit vollem Recht auf Capito's Schrift berufen können.

Es ist Sitte heutzutage unter den liberalen Protestanten, die Unduldsamkeit und die Gewissenstyrannei, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den protestantischen Gebieten überall an den Tag trat, streng zu verurtheilen. Eines nur wird dabei gewöhnlich übersehen: der Umstand nämlich, daß die späteren protestantischen Fürsten bei ihrem unduldsamen Vorgehen gegen protestantische Unterthanen nur die Grundsätze befolgten, welche von den Vätern der Reformation verkündet und gleich am Anfang der religiösen Spaltung gegen die Katholiken in Anwendung gebracht worden waren.

Noch etwas Anderes findet keine Gnade vor den heutigen protestantischen Schriftstellern: die gehässige Polemik, welche in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in ganz Deutschland im Schwange war, die bitterbösen Schimpfworte, welche sich Lutheraner und Calvinisten einander in's Gesicht schleuderten. Aber auch in dieser Beziehung hatten die ersten

Stimmführer der Reformation den Ton angegeben; man sehe nur, wie Capito den protestantischen Kanzler Jakob Schorr behandelt.

Schorr war längere Zeit mit den Straßburger Predigern in freundlichem Verkehr gestanden; Butzer hatte ihn öfters grüßen lassen und hatte ihm noch vor Kurzem einen freundschaftlichen Brief geschrieben.[1]) Man höre nun aber, wie der Kanzler in der Schrift, den die Straßburger Prediger an den Pfalzgrafen richteten, behandelt wird. Er sei, heißt es da, ein Werkzeug des Satans, ein höchst schädlicher Rathgeber, ein Gesinnungsgenosse der Wiedertäufer, ein verschmitzter Heuchler, ein Mann von schamloser und ganz heidnischer Verkehrtheit; seine Vorschläge seien die eines gottlosen, unverschämten Menschen, eines Heiden und nicht eines Christen.[2]) Mit solchen und noch andern unschönen Schimpfworten überhäufen die Straßburger Reformatoren ihren früheren Freund.

Und warum denn diese leidenschaftlichen Ausfälle auf einen Mann, der doch bis zu seinem Tode ein treuer Anhänger der neuen Lehre blieb? Weil Schorr den Pfalzgrafen Ruprecht von allen gewaltsamen Maßregeln abzuhalten suchte;[3]) weil er der Ansicht war, in Bezug auf das religiös-sittliche Leben solle der Fürst seine Unterthanen frei schalten und walten lassen, so lange sie die öffentliche Ordnung nicht stören. Dies war in den Augen der Diener am Wort eine ganz gottlose und heidnische Ansicht, ein Majestätsverbrechen gegen Gott den Herrn,[4]) ein Rathschlag, der geeignet sei, die christliche Religion gänzlich zu Grunde zu

1) Centuria 125, 153, 159, 356 sq.

2) Cf. 3 b, 5 b, 9 a, 19 a, 73 b, 108 b, 115 b und passim.

3) Consultor existimat horribile esse scelus adhibere ad religionem exornandam vim gladii. Et a cura pietatis magistratum tanto supercilio deterret. 34 a.

4) Refragatores atque obtrectatores (der Gewaltmaßregeln) laesae divinae majestatis manifestos jure dicimus. 88 b.

richten, weßhalb auch Julian der Abtrünnige ein ähnliches Verfahren dem Christenthum gegenüber befolgt habe.[1])

Doch nicht umsonst forderten die Neuerer so dringend allerlei gewaltsame Maßregeln. Sie befanden sich eben in der bittersten Noth und wußten gar wohl, daß sie nur mit Hülfe der Staatsgewalt ein neues Kirchenwesen gründen konnten. Besonders in Straßburg hatten die Prediger in kurzer Zeit die traurigsten Erfahrungen gemacht. „Der schreckliche Abfall von göttlicher Lehr und aller Ehrbarkeit mit so viel seltsamen unerhörten Phantasien und Irrthümern" sei in Straßburg, erklärten die Prädikanten dem Rathe im Jahre 1532, „gewaltiger eingerissen als in irgend einem Ort im ganzen Reich". Hier gibt es, klagte Butzer um dieselbe Zeit seinem Freunde Ambrosius Blaurer, „fast keine Kirche mehr, kein Ansehen des Wortes, keinen Gebrauch der Sakramente".[2]) „Die Sektenbewegung", erklärt ein neuerer protestantischer Geschichtsschreiber, „hatte zuletzt eine Höhe erreicht, daß für die Prediger nur noch die Alternative des Seins oder Nichtseins übrig blieb. Das ganze kirchliche Leben war allmählig in Zerfall gerathen; die Gotteshäuser wurden immer leerer, die Kindtaufen nahmen an Zahl stetig ab, das Abendmahl rief immer weniger herzu. Die Straßburger Protestantengemeinde drohte unterzugehen".[3])

Die sogenannten Reformatoren waren also nicht im Stande gewesen, ein neues wohlgeordnetes Kirchenwesen zu gründen: sie hatten nur das Bestehende aufgelöst und zersprengt, „untüchtigen, kunstlosen Zimmerleuten gleich", wie die Wiedertäufer ihnen vorwarfen, „so nur abzubrechen, aber

---

1) Consulit ut cuivis quidvis maxime in religione permittatur, donec pacem civilem non turbarit. Quod quidem est summum compendium ad religionem christianam ab orbe terrarum auferendam, quo Julianus apostata usus est. 90 a.

2) Vgl. Janssen. Bd. 3 (1887). S 96, 305.

3) Gerbert: Sektenbewegung. S. 156.



Nichts aufzubauen geschickt sind".[1]) Anfangs, wie Cornelius schreibt, „sammelte sich das Volk gern um die Kanzeln, welche von dem Ruf gegen die Pfaffen erdröhnten, und nahm in seiner Weise, in den Wirthshäusern und auf den Straßen, an dem Kampfe Theil. Aber mit der Befriedigung ihres Zornes gegen den Klerus gelangte auch die Thätigkeit der Menge zum Ende und ihre Gleichgültigkeit würde das evangelische Kirchenwesen im Keime erstickt haben, wenn nicht die weltliche Obrigkeit die Gründung und Erhaltung desselben zu ihrem eigenen Geschäft gemacht hätte ... Nicht auf die eigene Kraft und auf die Liebe des Volkes, sondern auf den Arm der Obrigkeit stützte sich die neue Kirche".[2])

Dasselbe hatte schon Capito anerkennen müssen. Es sei durchaus nothwendig, schreibt er, daß die weltliche Obrigkeit uns zu Hülfe komme;[3]) ohne deren Beistand würde bald alle Ehrbarkeit und Frömmigkeit vom Strome der Laster überfluthet werden.[4]) Wohl haben die Ermahnungen der Diener am Wort eine große Kraft; steht ihnen aber die Staatsgewalt nicht zur Seite, so werden die Prediger unter dem Volke niemals ein christliches Leben herstellen können.[5])

---

1) T. W. Röhrich: Zur Geschichte der Straßburger Wiedertäufer, in der Zeitschrift f. hist. Theologie. Bd. 30 (1860). S. 46.

2) C. A. Cornelius: Geschichte des Münsterischen Aufruhrs. Bd. 2 (1860). S. 45. Schon im Jahre 1528 schrieb Butzer an A. Blaurer: „Spes nonnulla nobis reliqua est, fore ut nostri (d. h. der Straßburger Magistrat) aliquando Dei se ministros et filiorum Dei praefectos agnoscant. Hac spe si frustrabimur, dubium mihi non est actum de nobis esse." ib. 260.

3) Magistratus praesidio valde opus est. 21 b.

4) ... Quorum maliciam aut tollit, aut lenit ac debilitat magistratus, ne omnis et honesti et pietatis facies undis vitiorum devastetur. 60 b.

5) Exhortationes quidem verbi pure praedicati magnam vim habent, sed publicam pietatis faciem sine magistratus ope nunquam instituet verbum. 61 b.

Denn die heilsamen Ermahnungen der Geistlichen werden leicht verachtet; nur Wenige aber gibt es, welche durch die Strafandrohungen der weltlichen Obrigkeit nicht eingeschüchtert würden.[1]) Der Zweibrücker Fürst möge demnach den Rath Jener befolgen, die ihn ermahnen, daß er durch Verordnungen und Strafen seine Unterthanen nöthige, die wahre Lehre anzunehmen, da die Leute, wenn man dieselben sich selbst überließe, aller Schlechtigkeit sich hingeben würden.[2])

Dies war also die „freie sittliche Selbstbestimmung", welche, wie behauptet wird,[3]) die Reformatoren dem deutschen Volke zurückerobert hätten. Sie forderten die Fürsten auf, ihre Unterthanen zur Anhörung der Predigt und zur Haltung der Gebote zu nöthigen. Sollte dieser Zwang, erklärt Capito, von den Fürsten vernachlässigt werden, sollte die Obrigkeit nur bestrebt sein, die öffentliche Ordnung aufrecht zu halten, ohne sich darum zu kümmern, wie die Unterthanen ihre religiösen Pflichten erfüllen, so werde man nur zu bald statt einer wohlgeordneten Kirche eine skythische Verwilderung vor Augen haben.[4])

---

1) Nam verba Pastorum salubria facile contemnuntur, sed rarus est qui minas magistratus ad ultionem armati non extimescat. 95 b.

2) . . . Qui monent ut de subditis potestate tua bene merearis, et ut edictis et poenis cogas sanae doctrinae auscultare, quorum fragilitas, si sibi permitterentur, in omne nefas prorueret. 92 a. Cf. 30 a.

3) Vor Kurzem schrieb E. Dümmler, Gesch. des ostfränkischen Reiches, 2. Aufl. 3,677: „Das mittelalterliche Kirchenthum, ebenso wie jene üppig aufschießende Aristokratie . . . hatten für unser Volk doch nur eine vorübergehende Bedeutung. Jenes sollte dereinst der freien sittlichen Selbstbestimmung des Einzelnen, diese dem freien selbstbewußten Bürgerthume weichen, indem erst in den Principien der sittlichen und politischen Freiheit der deutsche Geist durch seine erhabenste That, die Reformation, zur vollen Ausgestaltung gelangen konnte."

4) Ex Ecclesia scythicam barbariem facit is, qui tollit

Mit vollem Rechte schreibt demnach Janssen (3, 24): „Weder Luther's Lehre noch der neue Cultus, die Predigt, war im Stande gewesen, ein neues Kirchenthum zu gründen: sie hatten nur das Bestehende aufgelöst und zersprengt. Wo man nicht zur Autorität der Kirche und zu ihren Ordnungen zurückkehren wollte, da war zu befürchten, daß bei der herrschenden Gesetzlosigkeit in religiösen Dingen die christlichen Wahrheiten gänzlich abhanden kommen und bei der allgemeinen Verwilderung auch die letzten Spuren des christlichen Lebens vertilgt werden könnten. In dieser Noth riefen die Häupter und Leiter der kirchlichen Revolution die weltliche Macht um Hülfe an und stellten die Kirche in den Dienst des Staates".

Es wird nicht berichtet, ob das Gutachten der Straßburger Theologen die gewaltsame Einführung der Reformation in Pfalz-Zweibrücken beschleunigt habe. Allenfalls wurden von Herzog Ruprecht Verordnungen erlassen, mit denen die Prediger zufrieden waren. Lobt doch gegen Ende des Jahres 1536 der Hofprediger Glaser in einem Briefe an Pellikan den Eifer der Zweibrücker Fürsten, „die nichts sehnlicher wünschen, als den Ruhm Christi zu befördern; nur schmerze es sie, daß sie nicht Alles nach Wunsch besorgen können"; denn, fährt Glaser fort, „das ist das Allertraurigste, daß sie nur ganz wenige Amtleute, die sie doch nicht entbehren können, haben, denen die Sache des Evangeliums am Herzen liege".[1]) Aehnliche Klagen über die Nachlässigkeit der Beamten finden wir auch bei andern Predigern. „Unsere Hofleute hier", schreibt Thomae den 6. Oktober 1544, „sind insgesammt

pium magistratum et tantum relinquit oppressorem seditionum et publicorum incommodorum, quia omnis comitas et vita honesta cum religione brevi exulabunt. 32 b.

1) Glaser an Pellikan, Nov. 1536. Joannis, Spicilegium 559: Hoc omnium deterrimum est, quod paucissimos habent ex Praefectis (quibus carere non possunt) quibus haec causa ex animi sententia cordi sit."

lau; suchen gar weltklug in Allem nur das Ihrige; bei einzelnen darunter sind die Diener am Wort sehr gering geachtet" (Gelbert 280). Ein anderer Prediger von Bergzabern, der englische Flüchtling Coverdale, klagt in einem Briefe vom 6. Februar 1546, daß die Leute, statt dem Gottesdienste beizuwohnen, in Privatgesprächen an allen Ecken des Marktes und Kirchhofes gruppenweise sich unterhalten; er spricht den Wunsch aus, der Oberamtmann möge doch diesem Uebelstande abhelfen. „Nun aber", fügt er hinzu, „kann ich nicht hoffen, daß es besser werde, so kalt und gleichgültig scheinen leider unsere hiesigen Vorgesetzten zu sein und aller Fürsorge für die Förderung der Frömmigkeit sich gänzlich entschlagen zu haben, während sie doch sonst überaus eifrig sind, den armen Leuten die schwersten Lasten aufzubürden" (Gelbert 283).

Wegen dieser Lauheit der Beamten wurden die Zwangsmaßregeln an manchen Orten nicht so strenge durchgeführt, wie die Prädikanten es gewünscht hatten; mit der gewaltsamen Beseitigung des katholischen Gottesdienstes ging es jedoch rasch voran. Als im Jahre 1538 im Amte Lichtenberg (Kusel) eine Kirchenvisitation stattfand, stellte es sich heraus, daß nur noch in einer einzigen Pfarrei Messe gelesen wurde. Der Pfarrer wurde alsobald von den Visitatoren aufgefordert, sich genau nach der Landesreligion zu halten, sonst würde er entlassen werden. [1]) In den andern Bezirken des Herzogthums werden wohl die kirchlichen Verhältnisse dieselben

1) Stoff für den künftigen Verfasser einer pfalz-zweibrückischen Kirchengeschichte von der Reformation an. Frankfurt. Bd. 2 (1792), S. 6. — Ney (Realencykl. 13,740) behauptet, dieser Pfarrer habe „zum Mißfallen seiner Gemeinde" noch Messe gelesen. Allerdings haben die paar Männer, welche aus den verschiedenen Gemeinden, aus welchen die Pfarrei bestand, vor den Visitatoren erschienen sind, die Beseitigung der Messe gefordert. Daß aber diese Männer als Vertreter ihrer Gemeinden angesehen werden können, ist durch nichts bewiesen.



gewesen sein. Man darf deßhalb mit Sicherheit annehmen, daß gegen Ende der dreißiger Jahre die Neuerung schon im ganzen Lande eingeführt war.[1])

Es bleibt nun noch zu sehen, welch religiös-sittliche Zustände damals im Herzogthum Zweibrücken geherrscht haben.

---

## LXIX.

## Skizzen aus Venedig.

### II. San Marco.

Von San Marco zu reden, wer will es wagen? Und doch, wer will, wer kann es unterlassen, wenn er von Venedig spricht? Wer Venedigs Herrlichkeit schauen oder beschreiben wollte, ohne San Marco zum Ausgangs- und Endpunkt seiner Kunstwallfahrt zu machen, der wäre nicht freizusprechen von einer Majestätsbeleidigung gegen den großen Patron der Stadt, dessen Name vollständig mit ihr und ihrer Geschichte verwachsen ist, dessen Reliquien einst in den Grundstein ihrer Größe eingesenkt wurden, dessen Kirche die unbestrittene Königin all der vielen Kirchen der Stadt, das Herz ihres religiösen Lebens ist.

Wir stehen vor dem Bau und unser Auge öffnet sich weit und weiter; es kann des neuen großen Räthsels in der an Räthseln so reichen Lagunenstadt nicht Herr werden; fragend und zweifelnd irrt es über den Bau hin, irrt es im Innern des Baues umher. Wahrlich lange könnte, wer

---

1) In der abgelegenen Grafschaft Veldenz, die übrigens nur zwei Pfarreien zählte, wurde die Reformation erst im Jahre 1540 durch Glaser mit Hülfe der fürstlichen Beamten eingeführt. Cf. Centuria 341 sq.

nicht zum voraus orientirt ist, am Aeußern des Baues studiren, ja selbst am Innern, ohne daß ihm Construktion und Aufbau ganz klar würde. Und wer vollends bezüglich des Stiles und der Erbauungszeit ganz auf eigene Untersuchung und Vermuthung angewiesen wäre, der würde wohl umso unsicherer werden, je länger und je mehr in's Einzelne er den Bau beschaute; sein Urtheil würde schließlich haltlos zwischen Jahrhunderten schwanken und in völlige Verwirrung gerathen. Worin beruht dieses Unbegreifliche, Unfaßliche des Baues? Woher dieser befremdende Eindruck? Hier ist Klarheit nothwendig, damit wir das unheimliche Gefühl los werden und in geistigen Verkehr mit dem Bau treten können.

Ist etwa die Anlage des Baues eine ausnahmsweise complicirte? Nichts weniger als das. Wir können sie mit wenigen Linien zeichnen, mit wenig Worten umschreiben. Der Grundriß ist einfach, aber allerdings das Resultat eines Compromisses zwischen abendländischer und morgenländischer Architektur, zwischen byzantinischem und romanischem Stil. Der byzantinische Stil gab die schlichten Linien des griechischen Kreuzes mit vier fast gleichlangen Armen; von ihm stammt auch der Gedanke, über jedem der vier Flügelbauten und über der Vierung sich eine Kuppel wölben zu lassen. Mehr romanisch ist die Kryptaanlage unter dem Chorflügel, welche ebenfalls Kreuzform hat und deren Wölbungen massige Pfeiler und sechzig Säulen tragen; romanisch sind auch die Absidenabschlüsse dieses Flügels, deren nischenförmige Halbkreis-Eintiefungen freilich wieder byzantinisch sind; mehr romanisch ist sodann auch die Idee, dem gewaltigen Hauptraum eines jeden der vier Flügelbauten noch seitenschiffartige Nebenräume anzuschließen, welche durch eine eingelegte, säulengetragene, emporenartige Gallerie in zwei Stockwerke getheilt sind und durch die nicht compakt aufgemauerten, sondern durchbrochenen Vierungspfeiler unter einander in Verbindung und in Circulation gesetzt werden.

Dies die uns nicht gerade gewohnte, aber leicht durchschaubare Disposition des Baues. Er wurde 1043 begonnen, 1085 eingeweiht. Freilich muß gleich angefügt werden, daß nicht alle Theile seines Organismus aus dieser Zeit stammen. Die folgenden Jahrhunderte lieferten reichliche Beiträge, von den späteren Stilen zog fast keiner an San Marco vorüber, ohne dem großen Patron eine Blume seines Gartens zu widmen. So wurden namentlich die drei Seiten des Westflügels oder des Hauptschiffes nach und nach ganz umschlossen von Umbauten, welche die Kreuzesgestalt des Grundrisses nach außen ganz verhüllen. Es ist wahrscheinlich, daß nach dem ursprünglichen Plan bloß der Westfront eine Vorhalle vorgelegt werden sollte mit drei offenen Bogen. Im 12. und 13. Jahrhundert wurde südlich die Kapelle Zeno, deren Ausschmückung aber erst aus dem 16. Jahrhundert stammt, ferner das Battistero und die Schatzkammer angebaut; die Nordhalle des Vestibüls ist ein Werk vom Anfang des 14. Jahrhunderts und ihre Formen klingen schon an die Gothik an. Die Hochgothik setzte dem südlichen Querschiff das herrliche Auge ein, die schöne Fensterrose, welche so willkommenes Licht spendet. In den Mosaiken, mit welchen Kuppeln und Wandungen des Innern und der Vorhalle ausgelegt sind, begegnen wir vollends allen Jahrhunderten vom 11. bis 17., allen Stilen vom byzantinischen bis zur Spätrenaissance.

Doch nicht in diesen Stilverschiedenheiten allein, die ja in ähnlicher Weise an manch anderem Bau sich finden, kann der eigenartige Charakter von San Marco begründet sein. Diesem Bau fehlte schon ursprünglich die Stileinheit und schon in seiner ersten Existenz faßte er viele Jahrhunderte zusammen. Inwiefern? Sein Kern, der massige Ziegelbau wurde natürlich zu Einer Zeit erstellt; aber alles Uebrige, das gesammte Dekorationsmaterial, die Kapitelle und Säulen, die Reliefs, die Platten aus Edelmarmor sind zusammengesucht aus allen Jahrhunderten, zusammengetragen aus allen

Ländern, aus Orient und Occident; nur ein verschwindend kleiner Theil der Ornamentirung wurde außer den Mosaiken an Ort und Stelle gefertigt. Hier diese Säulen sind aus Griechenland und reichen in die klassische Zeit zurück; jene Kapitelle hat altrömische Kunst geschaffen; dort sind Säulen aus dem Orient, hier schmuckreiche Reste aus Aquileja, Heraklea, Altinum; man hat die Säulen brüderlich zusammengruppirt und ihre zum Theil ungleiche Größe durch Zwischenglieder ausgeglichen. Aus den überaus mannigfachen Formen der Kapitelle ließe sich beinahe eine sieben Jahrhunderte und viele Stile umfassende Geschichte dieses Baugliedes zusammenstellen; zum Theil mußten dieselben erst durch den Meißel von erlittenen Beschädigungen curirt oder für ihren Standort zubereitet werden. Die Basis jenes Weihwasserbeckens dort fungirte einst im alten Hellas als Altar einer Gottheit; jene zwei Pilaster auf der Südseite des Domes stammen aus dem 6. Jahrhundert und aus Ptolemais; selbst das antike Relief und Bildwerke von altchristlichen Sarkophagen fehlen nicht. Kurz, wenn wir das Detail mustern, so finden wir eine wahre Weltausstellung von architektonischen Elementen, von griechischen, römischen, arabischen, byzantinischen, altchristlichen, frühromanischen.

Nun erst begreifen wir den absonderlichen Stil dieses Heiligthums, das nichts anderes ist als ein Amalgam aller Stile. Wir wundern uns nicht mehr über den fremdartigen, halb phantastischen Eindruck desselben, eher über seine trotz allem einheitliche Wirkung. Wahrlich der Meister, welcher diesen Bau entwarf, er sei aus Constantinopel oder, was wahrscheinlicher, aus Venedig — noch ist man über seine Herkunft nicht sicher und weiß man seinen Namen nicht zu nennen — verdient eine Ehrenstellung in der Geschichte der Architektur. Seine Aufgabe war fürwahr keine leichte. Er sollte einen Dom erstellen, der an Majestät und Pracht mit jedem andern wetteifern könnte und ein würdiges Denkmal des Glaubens, der Macht und Größe der Beherrscherin des

Meeres wäre; einen Tempel zugleich, dessen Grundplan reichste Möglichkeit schaffen und lassen würde, alle die Herrlichkeiten, welche die Macht des Staates, der Eifer und Reichthum der Einzelnen aus nahen und fernen Ländern zusammentrugen, würdig und nützlich zu verwerthen, ohne daß feindliche Collisionen der fremdartigen Stile entstehen, ohne daß die Einheit des Ganzen Noth leiden würde. Aus tausend Trümmern untergegangener Cultur- und Kunstwelten, aus tausend Fragmenten sollte er einen neuen lebendigen Organismus schaffen. Er hat seine Aufgabe trefflich gelöst. Mit starker Hand weiß er zwei an sich nicht congeniale, bloß entfernt verwandte Stile, den orientalisch-byzantinischen und den occidental-romanischen in Einen zusammenzuflechten; mit starker Hand vereinigt er alle die vielen Fäden aus acht Jahrhunderten, aus antiken und christlichen Kunstbildungen und verwebt er sie zu Einer Harmonie. Beherrschend steht er über all dem Detail, über den tausend gesammelten Ornamentstücken, und mit fester Hand baut und ordnet er sie alle in seinen Plan hinein. Das mächtige Knochengerüst des Baues ist so wohlgefügt, von so gewaltiger, die Jahrhunderte überdauernder Struktur, daß es im Wesentlichen ganz intakt geblieben ist und daß die aus früheren und späteren Zeiten stammenden, aus Orient und Occident geholten herrlichen Gewandstücke zu seiner Bekleidung nur seine Schönheit in's Licht setzen, nicht seine Einheit und Kraft in Frage stellen.

Nun habe ich den Schlüssel zum Bau gefunden. Seine Räthsel haben für mich nichts Unlösbares, nichts Unheimliches mehr. Aus dem fröhlich brausenden Leben des Markusplatzes trete ich ein in seine Hallen und gebe meine Seele in seine Lehre. Ob ich das erstemal, ob ich das zehntemal ihn betrete, die Sprache, die er zu mir redet, wird immer gleich ergreifend und erschütternd mir zur Seele dringen. Kaum wird es ein Bauwerk der Welt geben, dessen monumentaler Charakter, wenigstens was das Innere anlangt,

in gleichem Maße beugender Ernst, hoheitsvolle Majestät, überwältigende Größe wäre. Es gibt größere und höhere Bauten, aber es gibt kaum einen Bau, dessen Innenwirkung so bedeutend ist. Das kommt daher, daß hier nicht wie gewöhnlich die Hochräumigkeit und Weiträumigkeit erreicht ist durch complicirte Häufung der baulichen Glieder, nicht durch etagenmäßige Anordnung von Bögen und Fenstern übereinander, nicht durch Auflösung massiger Glieder in eine reichgegliederte Vielheit; die Größe dieses Langhauses ist hergestellt nicht durch Aneinanderreihung einer fast unübersehbaren Colonne von Jochen oder Travéen; die Höhe dieser Vierung ist nicht erklommen durch Säulenbündel, die hoch und höher sich aufschwingen und oben luftige Gewölbenetze sich ausspannen lassen. Ein gewaltiger Bogen, breit und mächtig auf massigem Pfeiler ruhend, bezeichnet die Länge des Hauptschiffes, Ein Bogen seine Breite und vier solche Bogen tragen die weite sich gen Himmel wölbende Kuppel, und in gleicher Weise ist Ein Raum der Chor, Ein Raum das linke und rechte Querschiff, Ein Raum die Vierung. Denn die Seitenräume der vier Flügel, die Nebenschiffe, wenn man von solchen reden will, heben diese Raumeinheit nicht auf; sie sind lediglich untergebracht in der Mauertiefe jener grandiosen Bogen, welche die Kuppeln tragen, und erscheinen als eigene Räume bloß insoferne, als in diese Bogentiefen schöne Säulenreihen und Emporen mit Marmorgittern eingefügt sind. Diese gewaltige Gliederung, diese ungeheuren Wölbungen rufen den Eindruck einer überirdischen Hoheit hervor, welche das Herz durchschauert. Dieser Eindruck wird durch die reiche Ornamentation nicht aufgehoben, kaum gemildert. Denn auch in dieser Dekoration ist alles groß und würdig; hier ist nichts gewöhnlich, nichts schlecht, nichts kleinlich; hier hat der Baumeister ängstlich alles nicht ganz Passende ferngehalten und fremdartige Zierelemente strengstens ausgeschieden. Alles Ornament ist hier monumental im strengsten Sinne. Hier ist die Farbe Stein und der

Stein Farbe. Ein herrlicher Farbenschimmer liegt auf den 22 Säulen aus griechischem Marmor; die Pfeiler und die untern Wandflächen sind mit farbensattem, schön geflammtem und geadertem Edelmarmor ausgelegt, mit Verde antico, Porphyr, Lapis Lazuli, Jaspis, Serpentin und Cippolin. Oben aber breitet sich über die Flächen der Gewölbe, über einen Flächenraum von wenigstens 40,000 Quadratfuß hin ein im ganzen Occident unerhörter Reichthum von Mosaikmalereien, von Malereien, deren Contouren unvergänglich, deren Farbenreiz unzerstörbar ist, deren coloristisches Material nicht Farben sind, welche der Pinsel auflegt, sondern farbige Steinstifte, die tief in den Bau selber eingesenkt und Stein zu Stein mit ihm verbunden sind. Man mag von der Mosaikmalerei denken was man will, man mag sie eine versteinerte und entseelte Kunst nennen, ihr Werth bleibt ihr als der monumentalsten, allein unzerstörbaren Art von Wandmalerei. Hier in San Marco ist sie vollends an ihrem Platze und würde keine andere so sehr mit dem Grundcharakter des Baues harmoniren. Die Reize der Farben, das Spiel der Linien, das Gewoge der Handlungen ist in hehre Ruhe gebannt; diese Gestalten und Ereignisse sind dem Wechsel und Wandel dieser Welt entnommen; selbst der Goldhintergrund dieser unzähligen Darstellungen hat nichts mehr von dem unheiligen, unheimlichen, leidenschaftlichen Glanz, welcher die auri sacra fames erregt, welcher das Herz des Menschen bezaubert und seine Liebe an ein kaltes Metall fesselt; auch dieser Goldglanz, von ehrwürdiger Patina gedämpft, ist wie von überirdischer Ruhe und wirkt beruhigend auf die Seele. Und so zahlreich fast zahllos diese Bilder sind, so verschieden die Entstehungszeiten und Stile, so mannigfach die Objekte und Cyklen, welche sie zur Darstellung bringen — alle diese Bilder aus dem Leben des heiligen Markus und aus der Geschichte seiner Reliquien, alle die Scenen aus dem Leben Jesu und der Apostel, die Glorien der Kuppeln, die Allegorien der Tugenden, die

Gestalten der Engel — alle finden sie ihren Einheitspunkt in Einer gewaltigen Gestalt, in dem erhabenen Christus, der von Engeln umgeben in der Chorabside thront. Wenn auch seine ganze Erscheinung Hoheit und Würde athmet und das Gemüth mit dem Ernst der Anbetung durchschauert, so sagt doch ein Zug in dem nicht byzantinisch starren, sondern geistvoll bewegten Antlitz, daß er noch nicht als Richter fungirt, sondern Gnade anbietet jedem, um im Gericht zu bestehen.

Wenn aber dein Auge, müde vom Schauen, aus der Farben- und Bilderwelt oben sich zu Boden senkt, so bemerkt es, daß nicht bloß Wände und Gewölbe in Farbe getaucht sind, sondern daß auch der Fuß auf farbigem, blumigem Grund wandelt. Auch diese Farben, auch diese Blumen sind Stein. Ueber den Boden hin ist ein Mosaikteppich gebreitet, mit großem Geschick in große Felder getheilt, in jedem Feld mit mannigfach verschlungenem Ornament, mit Arabesken und Figuren durchwoben. Nur eigenthümlich gewellt ist dieser herrliche Fußboden, seltsam gehoben und gesenkt wie draußen die Wogenfläche des Meeres. Man sagt, dieß komme daher, daß die Franzosen 1797 ihre Kanonen auf der Piazetta abfeuerten. Beim Donner der Kanonen, welche der Republik Venedig das Todesurtheil kündeten, kam über den uralten Dom eine solche Gemüthserschütterung, daß sein Inneres wie bei einem Erdbeben in Wallung gerieth, sich senkte und hob, und die Spuren dieser Erschütterung haben sich erhalten bis auf den heutigen Tag.

Das ist das Innere von San Marco. Du wirst an dem, was wir mit flüchtigem Wort gestreift, dich nicht satt noch fertig sehen können, und lange Tage könnte dein Auge, Geist und Herz sich beschäftigen mit Besichtigung der hundert Kunstwerke, von welchen wir nichts gesagt haben und die wir nicht aufzählen wollen — angefangen von den Portalen, deren eines ein reiches Werk des 9. Jahrh. ist und aus Constantinopel stammt, bis zu den kostbaren Altären, von

den herrlichen Bronzekandelabern im linken Querschiff und in der Capella del Sacramento bis zu der merkwürdigen Doppelkanzel aus dem 11. Jahrh. und bis zu der Marmorbrüstung, welche den Chor abschließt, mit den Meisterwerken der Brüder Masegne vom Ende des 14. Jahrh., den Statuen der Madonna, des hl. Markus und der zwölf Apostel, von den kostbaren Werken der Schatzkammer bis zu dem größten Juwel, welches die Kirche birgt, bis zu der hochberühmten Palla d'oro (nach venezianischem Dialekt Pala d'oro), die sicher nie Antependium sondern immer Altar=Retabel war und in ihren prächtigsten Bestandtheilen, den wunderbaren Emailbildern auf Goldgrund, ein Werk des 10. Jahrhunderts und constantinopolitanischer Kunstfertigkeit ist.[1])

Du magst jedoch das Einzelne betrachten oder das Ganze, der Haupteindruck wird der der Ruhe, einer fast überirdischen Hoheit sein Das ist die Grundstimmung des Innern. Aber innerhalb dieser Grundstimmung bleibt Raum für reichen Wechsel und mannigfache Abtönungen. In der That, nicht bloß die Stimmungen werden verschieden sein, welche du von außen hereinbringst, auch die, welche du im Innern von San Marco antriffst. Immer ist die Predigt dieses Gotteshauses gewaltig und ernst, auf den Grund der Seele dringend. Aber Thema und Ton wechselt. Wenn die Sonne ihr goldnes Frühlicht durch die Fenster sendet und es gleichsam als Morgenopfer der Natur dem eucharistischen Gott zu Füßen legt, wenn das durch keine Wolke und keinen Nebel gedämpfte volle Mittagslicht das Innere durchwogt und dessen geheimnißvolles Halbdunkel siegreich lichtet, dann

1) Ueber den Kirchenschatz von San Marco gibt es ausführliche Monographien: Durand, Le trésor de l'église de St. Marc. Paris, Didron 1862; Pasini, Il tesoro di S. Marco 1887. Die Pala d'oro behandeln zudem Spezialmonographien von Bellomo (La Pala d'oro 1847) und Veludo (La Pala d'oro de la basilique de S. Marc. Venise 1887).



bricht sich an den spiegelglatten Marmorflächen und an den farbenreichen Mosaiken jeder Sonnenstrahl prismatisch und löst selber sich in Farbe auf. Luft und Licht verklärt sich und was an ihnen Erdhaftes, Unreines, Dunstiges, das verdampft gleichsam und wird aufgesaugt von den gemalten Gewölben, den marmornen Säulen und Pfeilern und dem kostbaren Estrich. Auch das Gewoge von Licht und Luft findet seine Beruhigung in der Ruhe von San Marco. Wenn dann der ganze Bau verklärt dasteht, wie in ein Gloriengewand von Himmelslicht und Farbenglanz gehüllt, dann beginnt er seine Predigt und er redet zu der erschlossenen, ahnenden Seele von des unendlichen Gottes unendlicher Liebe, von dem Gnadenreichthum des Heilands, der in Wahrheit auf dem Altare, im Bilde dort in der Concha thront, von der hl. Kirche wunderbarer Schönheit und Größe, von der Glorie des Himmels. Und er hebt die Seele empor über sich selbst und beweist ihr, wie lächerlich klein doch alles Irdische sei und wie nichtiger Tand die Freuden der Welt, und er läßt von des Lebens Staub und Schmutz die Seele sich ausbaden in seiner reinen Atmosphäre. Er kann der Seele Wonnestunden bereiten, wo sie der Welt entrückt erjauchzt in ihrem Gott. Aber er kann ihr auch Stunden der Furcht und des Schreckens bereiten, wo sie tief in sich hinein erschrickt. Wenn die Dämmerung die schwarzen Fittige über den Bau zu breiten anfängt, wenn schwarze Wolken das Sonnenlicht verschlungen haben, wenn nur noch fahle schwache Lichtschimmer um die Fenster huschen, die es kaum wagen, in's Innere einzudringen, wenn kaum noch die Mosaikbilder zu erkennen sind, wenn die Seitenräume sich mit Dunkel gefüllt haben, wenn es nur hin und wieder noch wie schreckhaftes Blitzen über die Goldflächen hinzuckt, dann erschauert deine Seele und vernimmt voll Grauen eine Predigt über Tod und Grab, über den Ernst des Lebens und der Ewigkeit, über des Gerichtes Schreckenzeichen; der ganze Bau lastet auf dich herab und zwingt

dich auf die Knie und heißt dich um Erbarmen flehen zu Dem, dessen majestätisches Bild über dem Hochaltar allein noch sichtbar ist und wie Wetterleuchten aus der Dunkelheit strahlt. So verschieden sind San Marco's Stimmungen und so verschieden ist die Sprache seiner steinernen Predigt. Wie oft schon habe ich in stillen Stunden, in verborgener Ecke auf sie gelauscht! Wann werde ich sie wieder einmal vernehmen?

Wenn man unter den wuchtigen Gewölben sich so recht dem ernsten Eindruck des Innern hingegeben hat und man tritt aus der Kirche, um auch ihre Außenseite in's Auge zu fassen, so wird man alsbald sich eines starken Contrastes bewußt, eines Contrastes zwischen Innerem und Aeußerem, der auf einen Mangel an organischer Verbindung zwischen der Schauseite und dem Hauptkörper des Baues hinweist. Das ist nun freilich in Italien keine Seltenheit, wo die Façade so gern eine selbständige Rolle spielt und nach eigenen Gesetzen lebt, unter Verkennung ihrer Aufgabe, die Disposition und den Charakter des Baues nach außen zur Ausprägung zu bringen; aber bei einem so frühen Bau ist es immerhin auffallend. Wahrscheinlich war aber ursprünglich das Verhältniß ein besseres, als die Vorhalle nur die Breite von drei, ehemals ganz offenen Bogen hatte, welche den drei Portalen und drei Schiffen der Kirche entsprachen. Jetzt stehen die sieben untern und fünf obern Bogen der Façade nicht mehr in Correspondenz mit der Gliederung des Baues. Die Schauseite baut sich auf aus zwei wenig vermittelten Theilen oder Stockwerken; das untere bilden die sieben Bogennischen der Vorhalle; es reicht wie die Vorhalle bis zur halben Höhe der Kirche und endigt nach oben in einer breiten Terrasse oder Galerie, welche nach dem Platz hin von zierlichem, bloß durch den höheren Mittelbogen durchschnittenen Säulengeländer abgeschlossen ist. Ueber und hinter dieser Galerie steigt die Verkleidung der Hochwand des Hauptbaues auf; hier folgt nur der

große Mittelbogen mit dem gewaltigen Riesenfenster hinter den vier Pferden einer construktiven Linie des Baues; es ist nämlich die äußere Stirnfläche des westlichsten Gewölbebogens, welcher die Kuppel des Hauptschiffs tragen hilft; die vier anderen Bögen sind lediglich Zierbögen. Nach dieser Anlage läßt es sich nicht erwarten, daß die Façade der ruhigen Geschlossenheit, der construktiven Nothwendigkeit, dem Ernst des Hauptbaues gleichkomme. Dazu kommt, daß schon der erste Baumeister hier die Zügel, die er am Hauptbau und im Innern so straff anzog, bedeutend gelockert und dem Spiel der Formen viel mehr Freiheit gelassen hat, offenbar um die Bergung all der beigeschleppten Schätze zu ermöglichen. So wird es zu verstehen sein, daß die unteren tiefen Bogennischen ausgenützt sind, um in zwei etagenförmig übereinander gestellten dichtgedrängten Reihen eine wirklich internationale Sammlung von Säulen und Kapitellen aller Arten und Formen unterzubringen. Es ist klar, daß dieser embarras de richesses keine geringe Unruhe verursachen muß; aber wir begreifen die Häufung und wir entschuldigen den Architekten, der den von allen Seiten gesammelten Kostbarkeiten und gespendeten Weihegaben einen Platz verschaffen mußte; er räumte denselben diesen Vorplatz ein, um den Hauptbau vor Zudringlichkeiten und unpassender Ueberhäufung zu bewahren.

Burckhardt nennt die Façade die unruhigste und zerstreuteste, welche es gebe, ohne wahrhaft herrschende Linien, ohne ausgesprochene Kräfte (Cicerone S. 32). Vielleicht ein zu scharfes Urtheil. Aber das ist richtig, daß die Façade durchaus anderen Charakters ist, als der Bau selbst. Sie steht so ziemlich auf der Grenzlinie zwischen kirchlich und profan. Insofern könnte man sagen, sie vermittle zwischen San Marco und dem Markusplatz. Eines wird ihr niemand absprechen, daß sie wahrhaft malerisch ist und wirkt. Dazu trägt eben der Mangel an dominirenden architektonischen Linien bei; dazu tragen bei die Mosaiken der Bogenfelder, der Mehrzahl nach in den leichter geschürzten Stilen der Spätzeit gehalten, dazu

die Bronzeportale von 1300 und nicht am wenigsten die Bronzepferde, die vier schön gebauten Thiere über dem untern Hauptbogen, die vielgereisten und nicht gealterten; sie haben ein schönes Stück Welt gesehen; sie kamen von Chios nach Constantinopel, von Constantinopel 1204 nach Venedig, von Venedig 1797 nach Paris, von Paris 1815 nach Venedig zurück und schauen nun bald 700 Jahre auf das Getriebe des Markusplatzes nieder; ein seltsamer Kirchenschmuck, nur hier inmitten all der Seltsamkeiten nicht mehr seltsam und so gut motivirt, wie manche andere Objekte an diesem Bau, motivirt eben durch die Gewohnheit, die in Venedig Gesetz geworden war, von den Trophäen das Beste und Schönste San Marco zu weihen.

Den malerischen Eindruck vollenden die Ziergiebel, welche die Façade krönen und auch die Süd- und Nordseite schmücken; mit ihren schön nach oben geschwungenen Bögen, mit den luftigen Tabernakeln und tüchtigen Statuen, mit dem reizend sculpirten, kriechenden Laubwerk und den feinen darin versteckten Brustfigürchen sind sie ein origineller Abschluß, ein Werk der fröhlichen Gothik voll herzquellender Poesie, schimmernd im Blendglanz des weißen Marmors die schönsten Zinnen der Welt.

---

## LXX.

## Talleyrand's Memoiren.

Talleyrand, unter den Diplomaten ein Meister in der Kunst zu täuschen, bereitet gegenwärtig, sechszig Jahre nach seinem Tode, der Welt das Schauspiel eines Mannes, der sogar die Erwartungen, die auf seine posthumen Werke gesetzt wurden, hintergeht. Am 17. Mai 1838 ist er gestorben, und seitdem hat die Welt, wenigstens die politische und die Lesewelt, mit Spannung auf das Erscheinen seiner hinterlassenen Mémoiren gewartet.

In seinem vom 1. Oktober 1836 datirten Testamente hatte er bestimmt, daß die Veröffentlichung erst dreißig Jahre nach seinem Tode erfolgen solle. Mit seiner Familie zerfallen, übergab er die Papiere seiner Großnichte, der Herzogin von Dino, späteren Fürstin Sagan. Als sie aus dem Leben schied, gelangten die Papiere in die Hände des Herrn de Bacourt, ehemals französischer Gesandter in Karlsruhe, der sich der Bearbeitung und Herausgabe der Memoiren widmete. Auch er starb, ehe die Frist abgelaufen war, und alsdann gelangten die Papiere in die gemeinschaftliche Verwaltung der Herren Andral und Châtelein. Als auch diese starben, übernahm der Herzog von Broglie die Herausgabe. Zu Anfang März dieses Jahres sind endlich zwei Bände des auf fünf Bände berechneten Werkes in der bekannten Pariser Verlagshandlung Calmann Levy erschienen.

Sie enthalten zwei Porträts des Fürsten Talleyrand; das eine nach Isabey, das andere nach Prudhon; sodann das Facsimile eines Briefes Talleyrands aus London vom 10. November 1830. Wer sich für Handschriften interessirt, wird gern Kenntniß nehmen von dieser nervösen, kaum leserlichen Handschrift. Er mag dabei auch an den Cardinal Mazarin denken, der in einer ebenso unleserlichen Handschrift Seiten lange Briefe an den jungen König Ludwig XIV. richtete und mehr als einmal Veranlassung fand, sich auf das Gewicht der in seinen Briefen niedergelegten Meinungen zu berufen, um des Königs Majestät zur sorgfältigen Lektüre zu bewegen. Ungleich leichter hat es Talleyrand mit Bonaparte und dem König Ludwig XVIII. gehabt.

Von historischem Werth ist das andere Facsimile: ein eigenhändiger Brief König Ludwigs XVIII. aus den Tagen, als die in Paris eingezogenen Preußen sich anschickten, die Jena-Brücke in die Luft zu sprengen. Der kurze Brief des Königs lautet in der Uebersetzung:

„Ich erfahre im Augenblicke, daß die Preußen die Jena-Brücke minirt haben und daß sie dieselbe wahrscheinlich noch in dieser Nacht sprengen wollen; der Herzog von Otranto wies den General Maison an, es durch alle Mittel, die in seiner Macht sind, zu verhindern; aber Sie wissen, daß er keine Mittel besitzt. Thuen Sie Alles, was in Ihrer Macht ist, entweder selbst oder durch den Herzog oder durch Lord Castlereagh und Andere. Was mich betrifft, ich werde mich, wenn es sein muß, auf die Brücke begeben; man kann mich in die Luft sprengen, wenn man will. Hinsichtlich der Contribution bin ich mit den beiden Lords sehr zufrieden gewesen.

Sonnabend, 10 Uhr. Ludwig.

An meinen Vetter, den Fürsten Talleyrand." [1])

Die Memoiren haben, soweit sie jetzt vorliegen, viel

1) Bekanntlich ist das Vorhaben der Preußen nicht zur Ausführung gekommen.

Enttäuschung erregt. Dieselbe ist so stark, daß hie und da sogar die Behauptung aufgetaucht ist, die Memorien seien apokryph, die hinterlassenen Papiere Talleyrands befänden sich noch irgendwo in gutem Verwahr und aus verschiedenen Rücksichten kämen sie nicht an's Tageslicht. Derartige Andeutungen liegen in den verschiedensten Tonarten und von den verschiedensten Seiten aus vor. Anscheinend entspringen sie einem zum Theil berechtigten Eindruck: wer neue Thatsachen, erschütternde Enthüllungen erwartet hat, ist in der That enttäuscht. Aber was berechtigte zu diesen Erwartungen? Es gibt fast keine Periode der europäischen Geschichte, in welche so gründlich hineingeleuchtet worden ist, und zwar mit der Fackel der Wahrheit, der unbefangenen Forschung geleuchtet, als die französische Geschichte von der Revolution bis zur Restauration. Alle Betheiligten haben uns Aufzeichnungen, Reden oder dergleichen hinterlassen; die Zahl der Geschichtswerke, der Memoiren ist Legion. Jede Person, jedes Ereigniß ist in hundertfach wechselnder Beleuchtung vorgeführt; im hellsten Lichte und im tiefsten Schatten. Wir sind über diese Zeit der französischen Geschichte tausendmal besser unterrichtet als über die Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Friedrichs II. von Preußen, ja vielleicht besser, als über die Bismarck'sche Epoche. Wohl besitzen wir über all dieses abgerundete Geschichtswerke, festgestellte Ansichten, welche in den Schulen, in Zeitungen und im Parlamente vorgetragen werden; aber wie anders leuchtet und glänzt die Sonne der Wahrheit über der Geschichte Frankreichs; wie überlegen ist ihre Leuchtkraft gegenüber dem berechneten Theaterlicht, das über der preußisch-deutschen Geschichte schimmert.

In der That, worauf beruhte die Erwartung, daß Talleyrand den Schleier von furchtbaren oder wenigstens interessanten Geheimnissen hinwegziehen würde? Wer die Welt kennt, wird über solche Erwartungen lächeln müssen,

denn sie sind nichts Anderes als Träumereien. In der Politik wirken drei Faktoren zusammen: Macht, Rath und That. Talleyrand war stets nur der Rathgeber der Machthaber und die letzteren hatten zu ihren Thaten eine große Anzahl von Werkzeugen. Von allen diesen hat keiner geschwiegen: die Mitglieder des Direktoriums, Napoleon, seine Generäle und Diplomaten, bis auf die Frauen, König Ludwig: sie alle haben keine anderen Geheimnisse hinterlassen, als die, welche auf dem Grunde des Menschenherzens ruhen und welche nur das Auge des Allwissenden klar erkennt. Was, angesichts all dieser Umstände, könnte Talleyrand uns heute noch an wichtigen geschichtlichen Ereignissen enthüllen?

Der Tod des Herzogs von Enghien allein könnte seinen erstarrten Mund beredsam machen. Napoleon selbst hat sich darüber geäußert. Talleyrand hat zu Lebzeiten in Ausdrücken herben Tadels alle Schuld auf den Kaiser geschoben. Zu sagen bleibt ihm aber immer noch etwas übrig und mit Recht hat man erwartet, daß die Memoiren ein Kapitel darüber bringen würden. Statt dessen hat der Herausgeber, der Herzog von Broglie, die Lücke offen gelassen, indem er ankündigt, daß das Kapitel über den Herzog von Enghien später erscheinen werde. In diesem Punkt ist die Enttäuschung der Leser berechtigt. Aber nochmals, was will Talleyrand Neues darüber an Thatsachen mittheilen? Könnte dieses Blatt in der Geschichte Napoleons ausgelöscht werden: es wäre längst geschehen. Hätte Talleyrand etwas zu sagen, das seiner eigenen Verherrlichung diente, er hätte das Wort längst gesprochen. Was also auch das mit Spannung erwartete Kapitel über den Herzog von Enghien bringen wird, neue Thatsachen von großer Bedeutung werden es nicht sein. Einzelheiten, Meinungen, Lichter, Schatten: alles, was einem Bild Leben verleiht, aber die Figuren auf dem Bild vom Tod des Herzogs von Enghien wird das erwartete Kapitel nicht von ihrer Stelle rücken. An der Fixirung dieser Bilder hat Talleyrand selbst mitgearbeitet; weßhalb sollte sein

Nachlaß, der von ihm selbst und von seinen Freunden sorgsam gesichtet ist, ihn der Verwirrung anklagen?

Den Werth der Memoiren wird Jeder an dem Werth messen, den er dem Manne selbst beilegt. Talleyrand hat die priesterlichen Gelübde abgelegt; gehalten hat er keines. Er war Bischof von Autun und lieh nach seinem Abfall seine Hand den Männern, welche die Kirche, die Priester, den Papst verfolgten. Seine Wiege stand im Schatten von Frankreichs altem königlichen Thron. Die den Thron umgestürzt, die das Blut des Königs vergossen haben, denen hat er den Mund geküßt. Auf dem Marsfeld hat er, angethan mit den priesterlichen Gewändern, die sakrilegische Weihe ausgesprochen über Revolution und Republik. Und als darauf der Kaiser seinen Fuß auf die Brust der Republik setzte, da hat er dem Kaiser den Lorbeer geweiht. Solange Napoleon das Glück treu blieb, war Talleyrand sein Berather, dem keine Schmeichelei zu gewählt, keine Verbeugung zu tief war, und als das GüSt von Napoleon wich, da hatte Talleyrand schon alle Anstalten getroffen, der Sache der Bourbons mit nicht erkaltetem Eifer zu dienen. Nachdem er überall dabei war, wo Napoleons Thron umstürzte, erschien er auf dem Wiener Congreß als der beredsamste und aufrichtigste Anwalt der Legitimität.

Wie soll man die Erzählungen, die Worte eines solchen Mannes aufnehmen, wenn sie uns fast sechszig Jahre nach seinem Tod auf vergilbten Blättern dargeboten werden? Man muß sich bei jeder Zeile daran erinnern, daß sie von dem Diplomaten geschrieben ist, von dem es hieß, ihm sei die Sprache gegeben, um die Gedanken zu verbergen.

In unserer Zeit, unter der Herrschaft des bedruckten Papieres, ist das Lesen zu einer Kunst geworden. Wer sie übt, der liest sozusagen mit vier Augen auf und zwischen den Zeilen. Die Worte und Sätze sind, wie Fürst Bismarck sich ausdrückte, ihm nur eine Zusammenstellung von Buchstaben. Und beim Lesen der Talleyrand'schen Memoiren ist

diese Kunst von nöthen. Der Diplomat, der sein ganzes Leben damit zugebracht hat, Noten, Depeschen, Briefe, Zeitungsartikel so zu schreiben, daß sie seinen Zwecken möglichst wirksam, zuweilen direkt, zuweilen auf gewundenen Wegen dienen, verläugnet sich an keiner Stelle. Jedes Wort ist gewogen, jeder Satz zeigt die sorgfältige Feile. Wichtige Kapitel sind wahre Filigranarbeit. Wie sorgfältig Talleyrand bei seinen schriftlichen Arbeiten zu Werke gegangen ist. kann man bei einem Vergleich der Ausgabe seiner Briefe sehen. Pallein hat in den letzten Jahren einen Theil der im französischen auswärtigen Amt aufbewahrten Briefe Talleyrands veröffentlicht. Die Memoiren enthalten gleichfalls einen Theil dieser Briefe nach den Originalen in dessen Nachlaß. Bei einem Vergleich kann man die Verschiedenheiten in der Redaktion erkennen, und wir erinnern uns dabei der Angabe, daß Talleyrand die Redaktion seiner Briefe oft zwanzigmal umgeändert habe. Das war der Mann, der gesagt haben soll, daß ihm drei Worte genügten, um Jeden an den Galgen zu bringen.

Wird dieser Mann, der seine tägliche Correspondenz so sorgfältig behandelte, geringere Sorgfalt bei der Ordnung seiner hinterlassenen, ausdrücklich zur Veröffentlichung bestimmten Schriften angewandt haben? Das wird Niemand annehmen. In der That sind die Memoiren, wo sie über die Absicht, angenehm zu erzählen und zu unterhalten, hinausgehen, zur Erhöhung des Ruhmes Talleyrands berechnet. Dabei ist jedoch Eines hervorzuheben: auf jeder Seite zeigt Talleyrand sich als der weitblickende Staatsmann; überall tritt der überlegene diplomatische Unterhändler in den Vordergrund. In sehr vielen wichtigen Fragen hat die Geschichte bestätigt, daß sein Rath der richtige war.

Man lese die Briefe an Napoleon aus der Zeit von Austerlitz, wo er die Nothwendigkeit der Erhaltung eines starken Oesterreichs auseinandersetzt. Mit klarem Blick hat er die Folgen der Schwächung Oesterreichs vorausgesehen:

die Stärkung Rußlands, die Schwächung Frankreichs, die Verschiebung des politischen Schwergewichts in Deutschland nach Norden. Auch der Plan, Oesterreich zu veranlassen, daß es seinen politischen Schwerpunkt inmitten der „interessanten Völkerschaften“ an der untern Donau suche, ist hier schon entwickelt. Von dem heute auf der Tagesordnung befindlichen ähnlichen Plan unterscheidet er sich nur dadurch, daß Talleyrand die Erbschaft Oesterreichs anstatt an Deutschland an Frankreich geben wollte.

Die Schilderung der Jugendzeit, ferner das Leben im alten Königreich, am Hofe, in Paris, Versailles, auf dem Lande ist durchweg sehr interessant. Aber auch hier gilt, daß der, welcher Taine und andere Berichterstatter über jene Zeit gelesen hat, wesentlich neue Bilder nicht erblickt. Es ist die Detailmalerei, welche den Reiz dieser Kapitel ausmacht. Daß dabei skandalose Seiten gestreift werden, wird nicht befremden. Die Intriguen des der Verachtung in besonderem Maße würdigen Herzogs von Orleans gegen die Königin Marie Antoinette werden auch erwähnt.

Es würde zu viel Raum in Anspruch nehmen, den Notizen Talleyrands bis zum Sturz Napoleons zu folgen. Dagegen spielen aus seiner Thätigkeit auf dem Wiener Congreß Lichter bis an die heutige Politik herüber. In einzelnen Theilen sind seine Berichte über die Bestrebungen Preußens, das Königreich Sachsen sich einzuverleiben, auch jetzt noch interessant. In einem Briefe aus Wien an Ludwig XVIII. berichtet er über eine Unterhaltung mit dem König von Bayern, worin dieser sich bereit erklärte, zur Vertheidigung Sachsens 50,000 Mann zu stellen. Der Gedanke Talleyrands war damals ein Bündniß Oesterreichs, der deutschen Mittelstaaten und Frankreichs gegenüber Preußen und Rußland. Er erwähnt die Bereitwilligkeit Oesterreichs, aber auch seine Furchtsamkeit (timidité), welche er deshalb als grundlos hinstellt, weil, angesichts eines solchen Bündnisses, Preußen und Rußland ihre Prätensionen zurückziehen würden, ohne daß es

zum Krieg käme. Von Interesse sind die Instruktionen, welche der König Ludwig XVIII. von Frankreich seinen Vertretern auf dem Wiener Congreß ertheilt hat. Ein Bruchstück daraus lautet:

„In Italien ist es Oesterreich, dessen Herrschaft man verhindern muß, indem man seinem Einfluß entgegengesetzte Einflüsse gegenüberstellt; in Deutschland ist es Preußen. Die physische Verfassung seiner Monarchie macht ihm den Ehrgeiz zu einer Art Nothwendigkeit. Jeder Vorwand ist ihm gut. Kein Skrupel hält es auf. Das Zweckmäßige gilt ihm für Recht. So hat es im Laufe von dreiundsechzig Jahren seine Bevölkerung von weniger als vier auf zehn Millionen Unterthanen gebracht und so ist es dazu gelangt, den Rahmen einer ungeheuren Monarchie zu bilden, indem es hier und da zerstreute Länder erwirbt, welche es dann zu vereinigen sucht, indem es die dazwischen liegenden erwirbt. Der schreckliche Fall, den es sich durch seinen Ehrgeiz zugezogen hat, hat es nicht gebessert. In diesem Augenblick setzen seine Emissäre und Parteigänger Deutschland in Bewegung, stellen ihm Frankreich dar, als ob es bereit sei, es nochmals zu überfallen, und Preußen, als ob es allein im Stande sei, es zu vertheidigen, und verlangen, daß man ihm Deutschland ausliefere, um es zu bewahren. . . . ."

Talleyrand gesteht zu, daß der Zweck des Wiener Congresses in Bezug auf die politische Verfassung Deutschlands Stückwerk und mangelhaft sei. Er schiebt aber die Schuld auf die Störung, welche das Erscheinen Napoleons von der Insel Elba den Arbeiten des Congresses zugefügt habe, und welche später nicht wieder gut zu machen gewesen wäre

Wie man auch über diese Memoiren denken mag, so werden sie doch dem Politiker Interesse abgewinnen.

## LXXI.

## Ohne Socialistengesetz — es geht auch so.

Als im vorigen Jahre immer deutlicher die Absicht der Reichsregierung hervortrat, auf eine Verlängerung des Socialistengesetzes zu verzichten, ertönte in zahlreichen Preß-organen ein förmliches Wehegeschrei — das Echo der Stimmungen in weiten wirthschaftlichen und politischen Kreisen. Unsere manchesterliche Großindustrie sah die Autorität der Arbeitgeber, unsere Bureaukratie die Autorität des Staates gegenüber den Arbeitermassen bedroht, ja vollständig in Frage gestellt. Für die Einen wie für die Andern war das Socialistengesetz so bequem. Aber die Kassandrarufe der national-liberalen und eines großen Theiles der conservativen Presse verhallten ungehört. An der entscheidenden Stelle war man entschlossen, es in dieser Beziehung wirklich mit „neuem Kurs“ zu versuchen, und das Socialistengesetz erlosch thatsächlich am 1. Oktober vorigen Jahres.

Obwohl seitdem mehr als ein halbes Jahr in's Land gegangen ist, wäre es natürlich verfrüht, über die Wirkungen der Aufhebung des Socialistengesetzes ein irgendwie abschließendes Urtheil abgeben zu wollen; dazu bedarf es Jahre langer Beobachtungen. Aber darauf darf und muß doch schon jetzt hingewiesen werden, daß die vielfachen, oft geheuchelten, aber manchmal doch auch aufrichtig gemeinten Befürchtungen, welche man an das Erlöschen jener Ausnahmebestimmungen geknüpft hat, bisher sich nicht verwirklicht haben, daß vielmehr eine ganze Reihe von Einzelerschein-

ungen sich aufführen lassen, welche denjenigen Recht zu geben geeignet sind, die von dem Wegfall des Socialisten-gesetzes eine Schwächung der socialdemokratischen Bewegung erwarteten.

Naturgemäß richtet sich dabei der Blick zunächst auf die seit dem 1. Oktober vorigen Jahres vollzogenen Reichs-tags-Ersatzwahlen, und da sind es insbesondere zwei, welche ein hervorragendes Interesse unter dem hier in Betracht kommenden Gesichtspunkte darbieten: Würzburg und Geestemünde. Mit der ihr eigenen Großsprecherei hatte die Führung der Socialdemokratie auf dem Hallenser Congresse angekündigt, daß jetzt der Kampf mit der Centrumspartei mit verdoppelter Energie werde aufgenommen werden; die erste Probe im großen Styl wurde für Würzburg angekündigt. Anscheinend mit bester Aussicht auf Erfolg. Der genannte unterfränkische Wahlkreis war von der Socialdemokratie bereits früher in mehreren Wahlgängen ernstlich angefochten und bei der letzten Wahl erst in der Stichwahl durch das Centrum mit Mühe behauptet worden. Der Boden ist in der alten Bischofsstadt durch eine nach verschiedenen Richtungen bedenkliche Presse socialdemokratisch unterwühlt, und der Würzburger Liberalismus bis in die Professorenkreise hinein kann anscheinend den Petroleumgeruch immer noch besser vertragen als den Weihrauchduft, wenigstens haben notorisch bei der vorigen Stichwahl zahlreiche liberale „Bourgeois“ dem socialdemokratischen Bewerber vor dem „ultramontanen“ Arzt und Privatdocenten Dr. Stöhr den Vorzug gegeben. An der Agitation hat es auch nicht gemangelt: am Sonntag vor der Wahl fanden, wie die Würzburger Blätter berichteten, Dutzende von socialdemokratischen Versammlungen statt. Aber der zuversichtlich erwartete Sieg blieb aus, nicht einmal zur Stichwahl brachte es die Socialdemokratie, vielmehr ging der Centrumscandidat diesesmal im ersten Wahlgange durch: der erste Ansturm auf den „festen Thurm“ des Centrums war abgeschlagen.

In anderer Beziehung interessant war die Wahl in Geestemünde. Hier war kein anderer als Fürst Bismarck der Gegner. Ein Fürst ist immer und an sich schon ein sehr geeignetes Objekt der Bekämpfung durch die Socialdemokratie. In den socialdemokratischen Zukunftsstaat passen die Fürsten überhaupt nicht; ein Fürst ist ein Hohn auf die socialdemokratische „Gleichheit", die allerdings nie verwirklicht worden ist und verwirklicht werden wird. Und nun gar der Fürst! Konnte es eine dankbarere Aufgabe für die socialdemokratische Wahlagitation geben, als den Staatsmann zu bekämpfen, der das Socialistengesetz eingebracht hat, der an dem Socialistengesetz festhält und dasselbe noch verschärfen wollte, als mancher früherer Anhänger des Ausnahmegesetzes an demselben längst irre geworden war. An einer regen Agitation hat es gleichfalls nicht gefehlt: zahlreiche „Genossen" aus Hamburg leisteten dabei freundnachbarliche Dienste und Fürst Bismarck hatte ja noch für verwendbare Agitationsstoffe durch seine publicistische Thätigkeit in den „Hamburger Nachrichten", sowie die von ihm veranlaßten Enthüllungen über die Verwendung des Welfenfonds selbst bestens gesorgt. Trotzdem und alledem erreichte die socialdemokratische Stimmenzahl nichteinmal die bei der vorigen Reichstagswahl erzielte Höhe, und die Parteipresse hatte zur Erklärung dieses wahrhaft niederschmetternden Ergebnisses nur einige öde Redensarten.

Das Nachlassen der Expansionskraft der Socialdemokratie, wie es bei den angeführten Ersatzwahlen im Süden Deutschlands und hoch oben im Norden gleichmäßig hervortrat, gehört gewiß zu den beachtenswerthen Anzeichen. Aber aus jüngster Zeit haben wir zwei Erscheinungen, welche mehr noch die an das Erlöschen des Socialistengesetzes geknüpften Besorgnisse als unbegründet feststellen: die Maifeier und der Bergarbeiterausstand.

Man erinnere sich der Sorge, mit welcher im vorigen Jahre der Feier des 1. Mai entgegengesehen wurde. Die

Polizei hatte große Vorbereitungen getroffen, für den Nothfall waren Truppen zum Einschreiten in Bereitschaft und die Gewerbetreibenden hatten sich auch ihrerseits zu gemeinsamer Abwehr zusammengethan. In diesem Jahre war trotz der Aufhebung des Socialistengesetzes die Stimmung eine weit ruhigere und der Verlauf der Maifeier entsprach vollständig dieser Stimmung. Der 1. Mai war als besonderer Arbeiterfeiertag kaum noch aufrechterhalten; eine ernste Probe auf die demagogische Schmeichelei gegenüber dem „Proletariat": „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will" ist nicht gemacht worden. Und auch an dem nächstfolgenden Sonntag hat die Maifeier keineswegs den Charakter einer großartigen Musterung des „arbeitenden Volkes" und Kundgebung für den Achtstundentag gehabt, als welche sie von dem Pariser Congresse gedacht und empfohlen war. Zu einer wirklichen Massen- und Machtentfaltung ist es nur in einigen wenigen Mittelpunkten der socialdemokratischen Bewegung im deutschen Reiche gekommen, wie in Hamburg und theilweise in Berlin; nirgendwo aber hat die Feier einen irgendwie bedrohlichen, theilweise einen ausgesprochen harmlosen Charakter gehabt. Der „dumpfe Massenschritt der Arbeiter-Bataillone", unter dem Staat und Gesellschaft erzittern sollten, war jedenfalls in diesem Jahre weniger vernehmbar, als in der Aera des Socialistengesetzes, welches die Möglichkeit gewährte, jede unbequeme Kundgebung einfach zu verbieten.

Nicht minder beachtenswerth ist der Verlauf des jüngsten Bergarbeiterausstandes im rheinisch-westfälischen Kohlenrevier. In diesem Bezirk hat die Socialdemokratie seit Monaten die denkbar eifrigste Thätigkeit entfaltet; eine Reihe der Führer im frühern Bergarbeiterausstand, welcher wegen der thatsächlich vorhandenen Mißstände sich der Sympathien weiter Kreise der Bürgerschaft erfreute, entpuppten sich hinterher als Socialdemokraten. Die Vertreter des alten Bergarbeiterverbandes beschlossen unter der Einwirkung dieser Führer einstimmig

den Ausstand; es schien, als werde derselbe einen gewaltigen Umfang annehmen, da die Organisation der strikelustigen Elemente eine ungleich bessere war als im Jahre 1889 und der internationale Rückhalt die Hoffnung auf größern Erfolg nähren mußte. Nichtsdestoweniger ist der Ausstand im Sande verlaufen; die große Mehrheit der Bergarbeiter des Ruhrgebietes hat von vornherein den Eintritt in den Strike abgelehnt. Allerdings war die offizielle Vertretung der Socialdemokratie — die Reichstags-Fraktion und das Centralorgan „Vorwärts" in Berlin — klug genug, von dem Ausstand im gegebenen Augenblick abzumahnen, aber der Mißerfolg fällt nichtsdestoweniger auf die Socialdemokratie zurück. Ihre lokalen Führer hatten die Stimmung erzeugt, aus welcher die Ausstandsbewegung hervorging, ihr Einfluß erwies sich als unzureichend, um dieselbe zu einer auch nur annähernd allgemeinen zu machen, während sie selbst der Losung der weitsichtigeren allgemeinen Parteileitung nicht folgten. Der erste große Strike nach Beseitigung des Socialistengesetzes hat nicht entfernt das gefährliche, Besorgniß erregende Bild gezeigt, wie der unter der Herrschaft des Socialistengesetzes in's Werk gesetzte Ausstand vom Jahre 1889. Auch das ist eine Thatsache, welche wahrlich nicht für die Nothwendigkeit und Nützlichkeit dieses Ausnahmegesetzes spricht.

Abgesehen von diesen in ihrer Bedeutung sich aufdrängenden Erscheinungen lassen sich eine Menge von Anzeichen aufführen, welche Betrachtungen in gleicher Richtung nahe legen. Wie mit eiserner Klammer hat das Socialistengesetz die deutsche Socialdemokratie zusammengehalten; alle innern Zwistigkeiten schwiegen angesichts der Bedrängung und des Druckes von Außen. Das ist anders geworden. Die Reibungen unter den „Genossen" sind an der Tagesordnung: die „Alten" und die „Jungen" sind über die zu verfolgende Taktik völlig uneins. Während diese lediglich agitatorische Zwecke verfolgt wissen wollen und eine Thätigkeit in den parlamentarischen und communalen Körperschaften für schädlich

erachten, halten jene für nöthig, wenigstens den Schein positiver Mitarbeit an den zur Besserung der Lage des Arbeiterstandes vorgeschlagenen Maßnahmen zu wahren, und haben daher in der Comission wie im Plenum Anträge zu der Arbeiterschutzvorlage des Reichstages gestellt, ohne allerdings schließlich eine Zustimmung zu dem doch ganz zweifellos wesentliche Besserungen der Arbeiterverhältnisse enthaltenden Gesetze auszusprechen. Die hervorragendsten Führer wie Bebel und Liebknecht mußten sich die schlechteste Behandlung in socialistischen Berliner Versammlungen gefallen lassen, als wären sie „Bourgeois“ und Verräther an der Sache des Proletariats; über Liebknecht erging strenges Gericht, weil er dem „Boycott“ eines Vergnügungslokales sich nicht gefügt hatte. Ueber den schlechten Besuch der socialdemokratischen Versammlungen in der Reichshauptstadt wurde bittere Klage laut, in der rheinischen Hauptstadt, wo die Socialdemokratie bei den jüngsten Reichstagswahlen einen besonders energischen Anlauf nahm, drohten die Leiter die Flinte in's Korn zu werfen, wenn nicht bald vermehrter Eifer unter den „Genossen“ sich bemerkbar mache. Die Sammlung für den Maifonds, welcher die Strikekassen füllen sollte, ist wahrhaft kläglich verlaufen und von allen Seiten kommen Nachrichten über das Nachlassen der vielgepriesenen und früher so oft als wirksam erwiesenen socialdemokratischen Opferwilligkeit Die mit größter Freiheit geführte öffentliche Erörterung der socialdemokratischen Ideen hat sich letzteren nichts weniger als förderlich gezeigt: die Lehre vom ehernen Lohngesetz mußte preisgegeben werden und auf die immer wiederholte Frage nach der Einrichtung des Zukunftsstaates blieb die Antwort aus.

Es wäre, wie gesagt, verfrüht, endgültige Schlüsse aus diesen Momenten, den sich noch manche andere anreihen ließen, ziehen zu wollen, aber eins beweisen sie: die Beseitigung des Socialistengesetzes hat bis jetzt das Gegentheil von dem hervorgebracht, was die Anhänger Bismarck'scher Gewaltpolitik mit unbedingter Sicherheit in Aussicht stellten: Kein sieg=

haftes Vordringen der Socialdemokratie, sondern Stillstand und Rückgang!

Wer diese Dinge optimistisch betrachtet, kann zu dem Ausspruche gelangen, daß die Socialdemokratie mit dem Ablauf des Socialistengesetzes ihren Höhepunkt überschritten habe. So weit zu gehen, sind wir keineswegs geneigt. Ob diese Hoffnung sich erfüllt, wird abhängen von dem Maße des der socialdemokratischen Agitation entgegengesetzten Widerstandes, der für den katholischen Volkstheil in dem Volksverein für das katholische Deutschland bereits in mustergültiger Weise organisirt ist, sowie dem socialreformatorischen Eifer in der Staatsgesetzgebung und Verwaltung und den großen Privatbetrieben. Der Wegfall des Socialistengesetzes hat nach unserer, bisher durch eine Fülle von Einzelthatsachen bestätigten Auffassung ein Hinderniß wirksamer Bekämpfung der Socialdemokratie hinweggeräumt und die Socialdemokratie in eine Stellung gebracht, die ihr schon jetzt in hohem Grade unbequem ist und ihr auf die Dauer verhängnißvoll werden muß. Darum meinen wir mit Herrn von Meyer (Arnswalde): es geht auch so, ja — es geht besser so!

**Vom Rhein im Mai 1891.**

---

## LXXII.

## Zeitläufe.

### Die Bismarck'sche Orientpolitik in Frage.

Den 24. Mai 1891.

„Es geht etwas vor, man weiß nur nicht recht was?“ Das Verhältniß zu Rußland erscheint in den Vordergrund gedrängt. Einerseits hat der entlassene und gottverlassene Kanzler es in die öffentliche Discussion gezerrt, andererseits hat Rothschild an der Spitze des europäischen Judenthums gegen das, eben jetzt auffallend schwer heimgesuchte, Czarthum mobil gemacht. Zwischenhinein ist das Auftreten des jungen Kaisers zu Düsseldorf gefallen, und man darf vermuthen, daß der Krieg gegen die angemaßte Vormundschaft aus Friedrichsruh sich nun auch auf das Grundgesetz der Kanzler'schen Orientpolitik erstrecke.

Damit wäre die alte Aera erst vollständig abgethan. Für möglich hätte das allerdings Niemand gehalten, als der junge Kronprinz in den letzten Lebenstagen seines todkranken Vaters denselben ersten und allmächtigen Minister als den Fahnenträger feierte, dem er folgen werde. Jetzt ist beim Ständefest zu Düsseldorf vom 4. Mai das Wort gefallen: „Einer nur ist Herr im Lande, und das bin ich; keinen andern werde ich neben mir dulden.“ Das Amtsblatt hat sich zwar wieder erlaubt, den Satz zu unterschlagen; aber er ist verbürgt, und es ist unbegreiflich, wie Jemand daran zweifeln kann, wer und was gemeint ist.

Aber noch ein anderer Ausspruch in der kaiserlichen Rede ist aufgefallen, und zwar mit Recht. „Ich wollte nur, der europäische Friede läge allein in meiner Hand, ich würde jedenfalls dafür sorgen, daß er nie mehr gestört werde; wie dem aber auch sei, ich werde jedenfalls nichts unversucht lassen, und, was an mir liegt, dafür sorgen, daß er nicht gestört werde." Kurz vorher hatte der Kaiser bei einer militärischen Feierlichkeit zu Berlin geäußert: die Lage sei ernst und könne noch schlimmer werden. Beide Aeußerungen verrathen, trotz der damit abwechselnden Vertröstungen für die „nächsten Jahre", wenigstens eine von besorglichen Zweifeln bezüglich der europäischen Friedenslage nicht ganz freie Stimmung, von der im Publikum bis dahin nichts bemerkt worden war.

Im Gegentheile war soeben plötzlich das Gerücht aufgetaucht, der Czar werde demnächst nach Berlin kommen zum Besuche des Kaisers, und schon richte man das Schloß zu Babelsberg für ihn her. Nicht so fast die aus Petersburg erfolgte Ableugnung des beabsichtigten Besuches war die Ursache, daß nun auf einmal die Lage im düstersten Licht gesehen wurde, sondern es war ein Zwischenfall, der allerdings auch in anderer Beziehung zu denken gibt: nämlich das Scheitern der neuen russischen Convertirungs-Anleihe von 500 Millionen durch das Haus Rothschild. Die finanzielle Weltdynastie hatte bereits ihre Zusage gegeben, und zwar unter für Rußland sehr günstigen Bedingungen, nun zog sie plötzlich ihre Hand zurück. Es war die Rache dafür, daß der Ausschaffung der Juden in Rußland nicht nur nicht Einhalt gethan, sondern gerade jetzt dieselbe in Moskau und Odessa in großem Maßstabe bewerkstelligt wurde; aber der Eindruck überstieg die Bedeutung eines häuslichen Zwistes.

Man sagte sich, mit dem Scheitern dieser letzten großen Finanzoperation sei nun für den Czaren ein Hauptgrund weggefallen, weßhalb er immer noch zögerte, mit seinen wahren Absichten und dem Zwecke seiner furchtbaren Kriegs-

rüstungen hervorzutreten. Mit Schrecken erinnerte man sich jetzt, daß Rußland durch das Gelingen seiner bisherigen Anlehensversuche so enorme Bestände bei westeuropäischen Banken, namentlich auch deutschen, angesammelt habe, daß es durch plötzliche Kündigung derselben, eine Krisis über unsere Börsen herbeiführen könnte, ehe es noch den ersten Schritt zur kriegerischen Politik thun würde. Trotzdem hat Rothschild den Streich gewagt. Die jüdischen Organe wollen, daß der Czar sich endlich entschließen müsse. Sie folgern das noch aus einem andern Zwischenfall, nämlich aus dem mysteriösen Mordattentat auf den in Japan reisenden Großfürsten-Thronfolger. Sie sagen zwar nicht geradezu, daß der russische Nihilismus das Attentat verschulde, aber der Czar werde den Eindruck davon haben, was ihm bei seiner beharrlichen Zurückhaltung selber drohe. Sie stellen ihn vor die Wahl: innere Revolution oder Krieg nach außen; durch die bequeme russische „Kunst des Wartens" sei der Strich gezogen.

Was nun immer im Schooße der Zukunft liegen mag, man sollte es für unmöglich halten, daß der Mann, dem man die Schöpfung des Zweikaiser-Bundes und in Folge davon des Dreibundes zu einer seiner größten Ruhmesthaten anrechnet, mit gesteigerter Heftigkeit fortfährt, Oesterreich herabsetzen und Rußland gegen den Bundesgenossen an der Donau ausspielen zu lassen. Am 10. d. Mts. hat der gemeinsame Finanzminister Oesterreich-Ungarns von Kallay in der ungarischen Akademie eine Gedächtnißrede auf den Grafen Andrassy gehalten, in der er sagte: „Der wirkliche Werth dieses Bundes liegt nicht so sehr in den einzelnen Punktationen, als vielmehr in dem allgemeinen Geiste, welcher denselben durchweht. Dieser Geist ist allmählig auf beiden Seiten in das öffentliche Gefühl eingedrungen, und er lehrt uns, daß, abgesehen von der Bekämpfung der gemeinsamen Gefahr, zwischen uns kein Interessen-Gegensatz besteht, sondern bloß Interessen-Identität, und eben deßhalb

können die Verpflichtungen, aber auch die Vortheile auf beiden Seiten nur von gleichem Range und von gleichem Werthe seyn." Wie verhält sich nun der Exkanzler zu diesem „Geiste" des Bündnisses?

Der Kaiser hat in der Düsseldorfer Rede seiner Befriedigung über den Abschluß des Zoll- und Handelsvertrages mit Oesterreich Ausdruck gegeben. Fürst Bismarck betrachtet den Vertrag als einen Preis, welcher für die Bundesgenossenschaft an Oesterreich bezahlt werde, und er findet den Preis nicht nur zu hoch, sondern nennt ihn überhaupt einen „Tribut", der das Reich zum Vasallen des Kaiserstaats an der Donau mache. Hauptsächlich zum persönlichen Kampfe gegen den Vertrag hat er sich in den Reichstag wählen lassen, und als wollte er zum voraus erkennen lassen, daß ihn dabei nicht einmal bloß wirthschaftliche Bedenken leiten, läßt er das Hamburger Blatt, das ihm zum Sprachrohr dient, mit einer Rücksichtslosigkeit ohne Gleichen leidenschaftliche Angriffe auf Oesterreich-Ungarn richten.

Fast gleichzeitig sind zwei Schriften in Norddeutschland erschienen, welche hier in allen Kreisen die äußerste Entrüstung erregten und erregen mußten: die Eine unter dem Titel: „Der Untergang Oesterreichs", die andere als: „Offene Worte über die österreichisch-ungarische Armee". Als Verfasser der erstern wurde alsbald ein sächsischer Literat bekannt, dessen Hauptruhm darin besteht, daß seine persönliche Huldigung in Friedrichsruh entgegengenommen worden war. Die deutsche Presse war zwar ziemlich einstimmig der Meinung, daß weder das Eine noch das andere Machwerk ernster Beachtung werth sei; aber der Eindruck in Wien und Pest war ein anderer. Namentlich erklärte das ministerielle Blatt in Pest geradeheraus: jene zweite Broschüre sei augenscheinlich eine in Friedrichsruh fabricirte Bombe gegen Oesterreich, und ergänze würdig die erstere Schrift vom Untergang Oesterreichs. Das Blatt stellt die offene Frage: „ob man in Friedrichsruh nicht endlich die Courage gewinnen werde, sich zu der Urheberschaft aller

der schönen Sachen zu bekennen, welche genau seit einem Jahr gegen Oesterreich-Ungarn geleistet worden".

Es mag dahingestellt bleiben, ob und wieweit man in Friedrichsruh von diesen neuesten Unfreundlichkeiten gegen den Bundesgenossen an der Donau irgendwie Kenntniß gehabt hat. Aber auffallend ist es doch, daß das Bismarck'sche Sprachrohr zu Hamburg gleichzeitig mit dem Erscheinen des „Offenen Wortes über die österreichisch-ungarische Armee" einen Artikel in demselben Betreff veröffentlichte, der im Wesentlichen den gleichen Ton anschlug. Das Berliner „Militär-Wochenblatt" kam zweimal, höchlich mißbilligend, auf diese Gesinnungsverwandtschaft zu sprechen, selbstverständlich nicht wegen der Bedeutung der Hamburger Redaktion als solcher, sondern weil Jedermann weiß, wer hinter ihr steht. „Es muß", erklärte das Militärorgan, „in unserer Armee lebhaft bedauert werden, daß ein so angesehenes Blatt sich wiederholt direkt oder indirekt zum Sprachrohr für Bestrebungen hergibt, welche den uralten Ruf von der Vertragstreue der Deutschen zu erschüttern geeignet sind".

Das Hamburger Blatt hatte seiner abfälligen Kritik einen bezeichnenden Schluß beigefügt: trotz dieser Gebrechen sei mit Ausnahme des Hofes, des auswärtigen Amtes und einiger einsichtsvollen Generale die Ansicht in Oesterreich allgemein, daß bei der Bundesgenossenschaft zwischen Deutschland und Oesterreich letzteres hauptsächlich der gebende Theil sei, und Deutschland aus der Allianz weit mehr Vortheile ziehe, als Oesterreich. Namentlich herrsche diese Ansicht in österreichischen Officierskreisen, gestützt auf die Meinung, daß sich Oesterreich gegen Rußland schon selbst vertheidigen könnte. Diese Ansicht beruhe auf einer vollkommenen Unkenntniß der Streitkräfte. „Die russische Armee hat jedenfalls in dem letzten Jahrzehnt große Fortschritte gemacht, von der österreichischen kann man zum Mindesten das Gleiche nicht immer sagen. Die russische Armee ist der österreichischen an Zahl um mehr als das Doppelte weit überlegen, und die russische Infanterie ganz

zweifellos besser geschult, leistungsfähiger und tüchtiger als die österreichische. Die russische Organisation und Kriegsbereitschaft überholt die österreichische ebenfalls".[1])

Man hat nicht gehört, daß der Exkanzler gegen diese Hetzereien des Hamburger Organs, wie in österreichischen Kreisen erwartet wurde, persönlich Verwahrung eingelegt hätte, erst nach geraumer Zeit erfolgte eine Ausrede Seitens der Redaktion. Was hätte denn der Fürst auch machen sollen? Er eifert ja selbst gegen den Handelsvertrag mit Oesterreich, weil derselbe einen Preis für das Bündniß darstelle, den es nicht werth sei. Ebenso spiegelt sich ganz und gar der Gedankengang des Exkanzlers in der Stellung wieder, die sein Leibblatt in den Beziehungen zu Rußland einnimmt. In der Entgegnung desselben auf die Vorwürfe des Berliner „Militär-Wochenblattes" heißt es wörtlich: „Was unsere sonstige politische Haltung Oesterreich gegenüber betrifft, so sind wir uns bewußt, niemals den Boden verlassen zu haben, der durch die Reichstagsrede des Schöpfers des Bündnisses mit Oesterreich, des Fürsten Bismarck, vom 6. Februar 1888 der deutschen Beurtheilung der Balkanfragen — um diese allein handelt es sich — zugewiesen ist. Was von der Gedankenlosigkeit der Tagespresse oft für Parteinahme gegen Oesterreich gehalten wurde, war in der That nichts als fortgesetztes patriotisches Bemühen, nach unseren Kräften zu verhindern, daß wir ganz mit Rußland zerfielen und dadurch an unserer politischen Unabhängigkeit Einbuße erlitten".

Ganz richtig! So und nicht anders haben auch wir die vielbewunderte Kanzlerrede vom 6. Februar 1888 und ihre, wie das Hamburger Blatt sagt, „damals allgemein anerkannte Politik" stets verstanden. Mit Rußland brechen dürfe das Reich nicht, weil es sonst unter die Diktatur

---

1) „Wiener „Vaterland" vom 1. Mai d. Js.



Oesterreichs geriethe: das hat Fürst Bismarck erst vor Kurzem noch ausdrücklich erklärt; und um über die alte Brücke zur thurmhohen Freundschaft mit dem Czarthum zurückzugelangen, wäre er jeden Augenblick bereit, den ganzen Orient den Russen in den Schooß zu werfen. Das ist seine „Vertragstreue". Vor wenigen Wochen noch hat das Hamburger Organ, abermals unter Berufung auf die Kanzlerrede vom 8. Februar, gezeigt, wie es der Fürst mit Oesterreich meint. Es bedürfte, heißt es da mit dürren Worten, nur der Entschließung Rußlands, so ließe sich das Alles einfach und ohne jeden „Weltkrieg" machen.

„Im Uebrigen darf von Rußland angenommen werden, daß es jetzt überhaupt keinen Krieg sucht, weil es militärisch noch nicht fertig ist. Aber auch wenn dieß einst der Fall sein wird, glauben wir nicht an einen Vorstoß Rußlands nach dem Westen; eher könnte man es dann erleben, daß Rußland, wenn die europäischen Verhältnisse es gestatten, uns eines schönen Tages 30,000 oder 40,000 Mann am Bosporus landet, Konstantinopel besetzt und dann in aller Ruhe abwartet, ob sich eine europäische Großmacht findet, die den Kampf aufnimmt und sich nicht lieber auf Arrangements einläßt, zu denen Rußland um so leichter die Hand bieten könnte, als es sich dann um Gebiets-Entschädigungen handeln würde, die es nicht aus dem eigenen Besitze herzugeben brauchte. Dem Sultan aber könnte ein angemessener Garantievertrag angeboten werden, der ihm gestatten würde, ohne die bisherigen Sorgen als Grandseigneur weiter zu leben. Wir sind überzeugt, daß Rußland, wenn es ihm in irgend einer Zukunft gelingen sollte, seine Thüre am Schwarzen Meere in dieser oder jener Weise zu schließen und den Schlüssel in Verwahrung zu nehmen, sich mit aller Macht auf Asien werfen und Europa nicht beunruhigen würde. Welche Zwecke sollte es auch in Europa suchen? Alte Rechnungen sind hier nicht in's Reine zu bringen, Grenzen nicht zu berichtigen. Rußland hat, wie Fürst Bismarck in seiner Rede vom 6. Februar 1888 sagte, so viel polnische Unterthanen, daß es eine Vermehrung derselben auf Kosten Preußens oder Oesterreichs unmöglich wünschen kann; weßhalb sollte es also nach dem

Westen Krieg führen wollen? Der Panslavismus ist zwar eine Macht, mit der in Rußland gerechnet werden muß, und seine Absichten sind gegen Deutschland gerichtet; aber auch er denkt schwerlich an eine Ausdehnung des russischen Reiches nach Westen.“ [1])

Ohne allen Zweifel paßt dieses Bild vollständig in den Rahmen der Kanzlerrede vom 6. Februar 1888 sammt dem schlechten Trost, den es nebenbei für Oesterreich bietet. Aber was würde der Graf Andrassy, der jenseitige Mitbegründer des Bündnisses, dazu gesagt haben? In seiner obenangeführten Rede bemerkt der Minister von Kallay: „Auf dem Gebiete, welches seine Orientpolitik umfaßte, begegnete Andrassy überall — Rußland. Die russische Politik betrachtete seit jeher den Orient als den ausschließlichen Gegenstand ihres Machtkreises. Dort konnten wir also einander nicht ausweichen. Unter solchen Umständen wurde es zweifelhaft, ob es für die Monarchie nicht räthlicher wäre, sich Angesichts des mächtigen Rivalen vollständig zurückzuziehen und die Orientpolitik aufzugeben. Diese Richtung konnte Andrassy nicht befolgen. Denn das wäre nichts Anderes gewesen, als der endgiltige Verzicht auf die Großmachtstellung und in Folge dessen der langsame, aber zweifellose Niedergang der Monarchie“.

Eben jenen Verzicht aber muthet der Exkanzler der verbündeten Monarchie zu, und sein ganzer Anhang betet ihm das Verslein gedankenlos nach. Man hat erst neuerlich wieder ein Beispiel davon erlebt. Als die Pforte Anstand nahm, dem russischen Schiff Kastroma die Durchfahrt in den Dardanellen zu bewilligen, weil es verdächtig war, unter der Handelsflagge kriegerisch gerüstet zu seyn, also gegen das völkerrechtlich garantirte Verbot zu verstoßen: da las man in Berliner Correspondenzen: „Es liegen Anzeichen vor, daß, wenn einmal Rußland eine Aktion in's Werk

---

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 12. April d. Js.

setzen will, die Meerenge und nicht Bulgarien der Ausgangspunkt seyn wird. Deutschland ist bei der Meerengenfrage noch weniger direkt betheiligt, als bei den bulgarischen Händeln." [1]) In der That hat die Schrift: „Der Untergang Oesterreichs" und sein Verfasser in Dresden — Bismarck's „Leibsoldschreiber" nennt man ihn in Wien — kein anderes Verbrechen begangen, als daß er dem Separatismus der Kanzlerrede vom 6. Februar 1888 auf den tiefsten Grund geschaut und seine Beobachtungen nicht, wie andere Leute, als zollfreie Gedanken für sich behalten hat.

„Eine ohne Rücksichten auf Oesterreich cooperirende Gemeinschaft zwischen Deutschland, Rußland und Italien würde die russisch-französische Allianz sprengen und Frankreich völlig isoliren. Denn auch eine Annäherung Italiens an Frankreich ist ausgeschlossen, wenn wir Italien den Weg nach Triest öffnen. Ob Triest österreichisch oder italienisch ist, das wird Bismarck stets gleichgiltiger sein, als das Wohl und Wehe der pommer'schen Landwirthschaft. Bismarck würde sich auch in entscheidender Stunde keine Minute besinnen, Rußland seinen historischen Weg durch Bulgarien ziehen zu lassen; das wäre ein echter Bismarck'scher Krafthieb durch die russisch-französische Parade des Herrn von Mohrenheim. In Berlin fehlt nur der geeignete Mann, der sich auf die Natur des Czaren und die russische Diplomatie versteht. Dieser Mann ist Bismarck, der das volle persönliche Vertrauen des Czaren besitzt, dessen sich im heutigen Berlin Niemand rühmen kann. Die Person des Czaren, sowie die Tradition und der Charakter der russischen Diplomatie haben für Bismarck einen individuellen Reiz, staatsmännisch sich an ihnen zu beiderseitigem Vortheil zu bethätigen. In der russischen Staatshaltung haben immer große Ideen kunstvoll nach Leben gerungen; in diesem diplomatischen Künstlerkreis würde sich Bismarck auch persönlich wohler fühlen, als in der . . . . . Gesellschaft Oesterreichs." [2])

1) Aus Berlin in der Münchener „Allg. Zeitung" vom 5. Mai d. Js.

2) Wiener „Vaterland" vom 23. April d. Js.



Italien, von dem hier die Rede ist, zerbricht sich freilich bereits in zunehmendem Maße den eigenen Kopf, ob es im Dreibund an seinem rechten Platze sei. Es hatte seine „freie Hand" zuvor nach St. Petersburg hinüber gereicht, weil es von Rußland bei durchgreifenden Aenderungen auf der Balkan-Halbinsel Begünstigung am adriatischen Meere zu gewinnen hoffte. Diese Spekulation hat der Quirinal auch beim Anschluß an die Bismarck'sche Politik im Dreibund selbstverständlich nicht aufgegeben, und Italien würde gegen gutes Trinkgeld mit Vergnügen über die Bismarck'sche „Brücke nach Rußland" mitgehen. Dieß um so mehr, als es in Abessinien so kläglich schlecht geht, daß man diese Eroberung vielleicht mit Nutzen daran geben könnte. Vor kurzer Zeit ist über den Besuch eines neapolitanischen Redakteurs in Friedrichsruh berichtet worden, dem Fürst Bismarck seine völlige Gleichgültigkeit zu erkennen gegeben habe, wem Triest und Trient gehöre? Der Besuch ist als Erfindung bezeichnet; aber das Hamburger Organ spricht doch mit Betonung davon, daß die Festsetzung der Russen am Bosporus mit „Arrangements" verbunden wäre, wobei Rußland den Vortheil hätte, daß es die fraglichen „Gebietsentschädigungen nicht aus dem eigenen Besitze herzugeben brauchte". Italien stünde natürlich in erster Reihe, wenn auch Niemand sonst im Länderhunger Gesellschaft leistete.

Welchen Eindruck solche Erörterungen, deren geflissentliche Fortsetzung noch dazu in gewissen Winkeln beschlossen seyn soll, in Oesterreich-Ungarn hervorbringen, braucht nicht beschrieben zu werden. Die Slaven triumphiren, weil sie ja von Anfang an den Verrath in dem Dreibund hätten lauern sehen: die Deutschen scheinen in Verlegenheit, worauf sie noch vertrauen sollen. Schon bei dem ersten Auftreten des Exkanzlers gegen den österreichischen Handelsvertrag soll das Berliner Kabinet von Wien aus zu einer Erklärung veranlaßt worden seyn, die denn auch dahin gelautet habe, daß Fürst Bismarck nichts mehr zu sagen habe. Jetzt zeigt sich aber,

daß seine Kampfstellung einen tiefern Grund hat, als bloß „das Wohl und Wehe der Pommer'schen Landwirthschaft", und es wäre hohe Zeit, daß endlich Klarheit geschaffen würde gegenüber den Zweideutigkeiten des Programms vom 6. Februar 1888. Der Dreibund würde unfehlbar gefährdet sein, wenn die Hetze freien Spielraum behält. Schon bei dem ersten Lärm aus Friedrichsruh wegen einer bedrohlichen Gefahr für die „Brücke nach Rußland" hat ein Berliner Blatt ganz richtig bemerkt: „Lieber stürzt der grollende Herzog seinen eigenen Bau zusammen, als daß er seinen Nachfolger ruhig ziehen ließe." [1])

Es war stets der größte Ruhm, der ihm nachgesagt wurde, daß er den europäischen Schwerpunkt nach Berlin verlegt und den deutschen Kaiser zum Herrn über Krieg und Friede gemacht habe. Und jetzt seufzt der junge Kaiser: ach, wenn ich den europäischen Frieden in der Hand hätte! Dahin hat es die zweideutige, unverwandt nach Rußland hinüberschielende, Schaukelpolitik des alten Kanzlers gebracht. Der Czar hat sich nicht einfädeln lassen; er hat sich gesagt: wenn ich dulde, daß Frankreich aus der Zahl der Großmächte gestrichen wird, dann ist das „Gleichgewicht" zerstört und ich bin der Gnade und Ungnade Preußens unterstellt. So ist der russische Selbstherrscher dazu gekommen, daß er den Frieden in der Hand hält. Seine freie Wahl wird erst zweifelhaft, seitdem das Haus Rothschild die Herausforderung angenommen, und der verkannte Freund in Friedrichsruh diesen wichtigen Alliirten verloren hat. Was er verliert, das gewinnt die Zukunft Oesterreichs. Durch die jüdische Finanzpolitik wird dieselbe — dieß ist das Glück im Unglück — nicht wieder verdorben werden, wie im Jahre 1854, und eines Tages wird auch in Berlin die Ueberzeugung durchdringen: Bulgarien dürfe nicht länger „Hekuba" bleiben. Damit wäre das Eis gebrochen.

---

1) Berliner Correspondenz der „Augsburger Postzeitung" vom 2. Februar ds. Js.

## LXXIII.

# Zwei berühmte Schotten auf dem Festlande.

### II. Cardinal Charles Erskine in Rom.

William Maziere Brady ist der wissenschaftlichen Welt durch eine Reihe wissenschaftlicher Werke über die Entstehung des irischen Protestantismus, den angeblichen Abfall der katholischen Bischöfe Irlands unter Königin Elisabeth und endlich die höchst schätzenswerthen Auszüge aus den Consistorialakten über die Ernennung der Bischöfe und apostolischen Vikare in Großbritannien und Irland bekannt.[1]) Das letztere Werk, welches in drei Bänden von 1400 bis 1875 reicht, gehört zu dem unentbehrlichen Handwerkszeug für Jeden, der sich mit der Kirchengeschichte dieser Reiche befaßt. Die „anglo = römischen Abhandlungen", welche er soeben der Oeffentlichkeit übergeben, enthalten drei Abtheilungen: 1. Der englische Palast in Rom. 2. Der älteste natürliche Sohn Karls II. 3. Denkwürdigkeiten des Cardinals Erskine, päpstlichen Gesandten am Hofe Georgs III.[2])

Zum weitaus größten Theil ist das hier dargebotene Material nicht bloß neu, sondern im höchsten Grade überraschend. Als Fundgruben bezeichnet der seit einer langen Reihe von Jahren in Rom ansässige und mit den dortigen Büchereien bekannte Verfasser die Archive des Vatikan, Borghese, Colonna,

---

1) Vergl. A. Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Irland. Mainz 1890. Bd. 2, S. XXV.

2) Anglo - Roman Papers. 1. The English Palace in Rome. 2. The eldest natural Son of Charles II. 3. Memoirs of Cardinal Erskine, Papal Envoy to the Court of George III. By W. Maziere Brady. Paisley and London. A. Gardner, 1890. 8°. 280 pag.

Ricci, Torlonia, des englischen und schottischen Collegs, der Jesuitenväter, die Staatsarchive in Rom, Genua, Neapel und London. Den Löwenantheil besitzt das Collegio Ghislieri in Rom mit der Lebensbeschreibung des Cardinals Erskine. So interessant und fesselnd nun auch der Inhalt sein mag, so wenig kann man sich mit der Art der Bearbeitung einverstanden erklären. Denn der Verfasser hat sich der Mühe, seine Quellen in Anmerkungen des Näheren zu bezeichnen, gänzlich überhoben. Wie reich und vielgestaltig also auch der Inhalt erscheint, beweiskräftig im strengen Sinne des Wortes kann er nicht genannt werden.

Der erste Aufsatz enthält eine Geschichte der im Laufe der Zeit auftretenden Eigenthümer des im Borgo gegenüber der Piazza Scossacavalli gelegenen Palastes Torlonia. Den Namen „der englische Palast" führt er aus dem Grund, weil Hadrian von Corneto ihn durch Bramante erbauen ließ und im Monat März 1504 durch eine im Archivio di Stato in Rom aufbewahrte Urkunde König Heinrich VII. von England zum Geschenk machte. Nach dem Schenkungsakt war der Palazzo als Wohnung des englischen Gesandten in Rom bestimmt. Ausführlich schildert uns Brady die Beziehungen Hadrians zu England, wo er anfangs persönlich, dann durch Polidoro Vergilio das Amt eines Sammlers der päpstlichen Gelder bekleidete und weiterhin vom König das Bisthum Hereford, und darauf den Sprengel von Bath und Wells erhielt. Eine Hauptquelle für die Geschichte der vielverschlungenen Schicksale Hadrians, welcher von Alexander VI. 1503 zum Cardinalat erhoben, unter Julius II. und Leo X. aber meist unstät umherirrte, bilden die Briefe des venetianischen Gesandten Sebastiano Giustiniani in London. Leider macht Brady uns jede Controle durch den Mangel an Anmerkungen unmöglich.

Einen weit günstigeren Eindruck ruft der zweite Besitzer des berühmten Palastes hervor. Es ist der bekannte Cardinal-Legat Lorenzo Campeggio, welcher zweimal in England, dann weiterhin unter Max I. und Karl V. in Deutschland und Ungarn für den heiligen Stuhl thätig war. Zum ersten Mal erschien er als Legat am Hofe Heinrichs VIII. im Jahre 1518, um von dem Monarchen Hülfe gegen die Türken zu erbitten.

Damals stand die katholische Religion in England äußerlich im Zenith ihrer Macht. Man lese einmal diese königlichen Empfänge des Legaten in Canterbury und London. Mit 2000 Reitern hielt er am 29. Juli 1518 in London seinen Einzug. „Von der Georgskirche bis zur London-Brücke hatte zu beiden Seiten die Geistlichkeit in goldenen Rauchmänteln Stellung genommen, Mönche trugen goldene und silberne Rauchfässer, sangen Hymnen, und wenn der Legat passirte, incensirten sie ihn und besprengten ihn mit Weihwasser" (S. 34, 35). Wolsey gab Gastmähler, wie „Cleopatra oder Caligula" sie nicht gekannt (37). Und doch wurde nach dem Bemerken Giustiniani's der apostolische Stuhl wenig geachtet. Denn beim Hauptempfang stand Wolsey zur Rechten, Campeggio zur Linken des Königs (35). Für Campeggio persönlich hegte der König tiefe Zuneigung und machte ihm durch Urkunde vom 15. März 1519 den von Hadrian von Corneto überkommenen Palast in Rom zum Geschenk (39).

Von 1519 bis 1524 bewohnte Campeggio dieses glänzende Haus, zu dessen Instandhaltung ihm die Mittel fehlten. Aus der weiteren Geschichte der Beziehungen Campeggio's zu England seien nur die Thatsachen erwähnt, daß der Cardinal am 1. Oktober 1524 von Ungarn aus Heinrich VIII. um das erledigte Bisthum Salisbury bat, und daß er, ungeachtet des gänzlichen Mißlingens seiner Gesandtschaft in Sachen der königlichen Ehescheidung 1528, und trotzdem der Monarch ihm 1534 den Sprengel aberkannt hatte, dennoch am 5. Juni 1536 einen letzten Versuch machte, die Einkünfte des Bisthums zu erlangen (77, 78). Die nachherigen Besitzer des Palastes auch nur namhaft zu machen, geht über den Rahmen dieses Berichtes hinaus. Es genüge die Bemerkung, daß derselbe zeitweilig der Königin Christina von Schweden als Wohnung diente und sich heute im Eigenthum des Fürsten Torlonia befindet, welcher denselben während des Vatikanischen Concils Pius IX. als Aufenthalt von Missionsbischöfen zur Verfügung stellte.

Im zweiten Aufsatz (93—119) über den ältesten natürlichen Sohn Karls II. von England stellt der Verfasser eine von Alfred von Reumont wie von P. Boero S. J. abweichende Meinung auf. Der letztere behauptet, des Monarchen ältester natürlicher Sohn, James Stuart, alias De la Cloche du Bourg

de Jersey, alias Henri de Rohan, sei nach Ausweis des Novizenbuches zu Rom in die Gesellschaft Jesu eingetreten, habe dann aber nach zeitweiligem Aufenthalt bei seinem königlichen Vater in London die unterbrochene Probezeit in Flandern vollendet. Dem gegenüber sucht Brady auf Grund neapolitanischer Documente zu beweisen, daß James Stuart das Noviziat nicht vollendete, sondern nach Neapel sich wandte, hier Teresa Corona ehelichte, aber bald nach der Vermählung einer tödtlichen Krankheit als Opfer verfiel. Aus dieser Verbindung stammte ein nachgeborner Sohn, dessen Lebenslauf Brady eingehend beschreibt. Zum Schluß wendet er sich gegen die Einwürfe, die seine Auffassung erfahren könnte (116—119).

A potiori fit denominatio. In der That, nach dem Cardinal Erskine (121—280) sollte das Buch seinen Titel führen. Denn dieser hat zu Rom selbst in den Congregationen mit Erfolg gearbeitet, hat als päpstlicher Agent am Hofe in London Jahre lang eine fruchtbare Thätigkeit entfaltet, war bei der Ausführung des französischen Concordates in ausnehmendem Maße betheiligt und hat bei Pius VII. mit Heldenmuth ausgeharrt. Zwar konnte der Geschichtschreiber der schottischen Kirche die damals zugänglichen Notizen sammeln und mittheilen. [1]) Aber erst auf Grund der Arbeit Bradys ist es möglich, ein Bild von dem verdienstvollen Wirken Erskine's zu machen, der eine hervorragende Rolle in der englischen Kirchengeschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts spielte. Hauptquelle für Brady bildete die handschriftliche Biographie des Cardinals von seinem Sekretär Michel Angelo del Medico, welche 600 Seiten umfaßt und Eigenthum des Collegs Ghislieri in Rom ist. Während das vom Cardinal geführte Tagebuch verloren gegangen, kamen andere Urkunden desselben in den Besitz des Msgr. Angelini, Domherrn von St. Peter und Vicegerente (Stellvertreter) des Cardinal-Generalvicars von Rom, und gingen dann zum Theil in das Eigenthum des englischen Collegs in Rom, zum Theil in die Hände des Cavaliere Giancarlo Rossi über. Beide Klassen von Handschriften durfte Brady für seinen Zweck verwenden.

1) A. Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Schottland. Mainz 1883. II, 395.



Colin Erskine, siebenter Sohn des Baron Sir Alexander Erskine, kam im Gefolge der Stuarts nach Rom und ehelichte Agatha Gigli aus Anagni, welche ihm zwei Kinder schenkte, Karl, geboren in Rom, 13. Februar 1739, und Clementina, nachmals Gattin des Rechtsanwalts Pio Ferrari. Auf Veranlassung des Herzogs von York, Benedikt Heinrich Cardinal Stuart, wurde der hochtalentirte Knabe dem schottischen Colleg zur Ausbildung übergeben. Die Aufforderung zur Leistung des üblichen Versprechens, nach beendeten Studien als Weltgeistlicher zu wirken und nicht in einen Orden zu treten, lehnte Charles Erskine ab, verließ das Colleg und wandte sich dem Studium des Rechts zu. Als Advokat durch Scharfsinn und Beredsamkeit zu hohem Ansehen gelangt, erregte er die Aufmerksamkeit Pius VI., welcher ihm am 13. Februar 1776 eine Pension von 200 Scudi jährlich auf das Bisthum Ferrara anwies. Bald zog ihn der Papst enger an sich heran. Obwohl noch Laie, erhielt er im Mai 1782 die Ernennung zum Promotor Fidei, Domherrn in St. Peter und Dekan der Consistorial-Advokaten. Um den Vorschriften des Rechts zu genügen, ließ er sich durch den Cardinal von York am 28. Mai 1783 die niederen Weihen und am 28. August 1783 die hl. Subdiakonatsweihen ertheilen.

Die Umwälzung aller Verhältnisse in Kirche und Staat in Frankreich hatte zahlreiche französische Geistliche an das gastliche Gestade Englands geführt.[1]) Um diese Männer dem Schutz der britischen Regierung zu empfehlen und ihnen ausgiebige Freiheit der Religion zu sichern, beschloß Pius VI. einen Gesandten an den Hof von St. James zu entbieten. „Diese Mission war zarter Natur, durchaus neu, unerhört" (127). Dennoch glaubte der hl. Vater, von der Ausführung nicht zurücktreten zu sollen, namentlich im Hinblicke auf die freundlichen Beziehungen, welche er mit Henry, Herzog von Gloucester, Bruder Georgs III., und mit Augustus Frederick, Herzog von Sussex und sechstem Sohn des Königs, in Rom 1775 und 1791 angeknüpft hatte. Der Staatssekretär Cardinal De Zelada entwarf die übliche Instruktion für Msgr. Erskine, welche aber

1) Vgl. meinen Aufsatz in dieser Zeitschrift Bd. 100, S. 636 ff.



der Lage der Verhältnisse nach durchaus allgemein gehalten war, während der Gesandte in Einzelfragen sich auf seine eigene Einsicht und Klugheit verlassen mußte.

Am Freitag den 4. Oktober 1793 trat Msgr. Erskine seine Ambassade an. Die Reise ging über Florenz, Bologna, Verona, Innsbruck, Augsburg, Stuttgart, Aachen und Brüssel. In Ostende schiffte er sich nach England ein. Am 13. November traf er in London ein, nachdem er auf dem Wege zwischen Margate und der Hauptstadt aus dem Munde der Postillone das „Ambassador of the Pope“ mehr als einmal vernommen hatte. Nach einem Besuche in Schottland bei seinem Verwandten Lord Kellie im Januar 1794 nahm er dauernd in London Wohnsitz. Am Hofe trat Erskine mit großer Vorsicht auf. „Denn wohl wußte er, daß er Auszeichnungen irgendwelcher Art nicht beanspruchen durfte, dennoch suchte er unter kluger Benützung aller Umstände seinen diplomatischen Charakter zu wahren.“ Gleich bei der ersten Vorstellung am Hofe wurde er in angenehmster Weise damit überrascht, daß sein Wagen in den für die Wagen der Diplomaten bestimmten Hof zugelassen wurde. Um allen Conflikten mit der Etiquette zu entgehen, „beschloß er, seinen Platz im diplomatischen Corps an letzter Stelle zu nehmen.“ Die Regierung billigte diese Vorsicht und Georg III. gab dem Msgr. Erskine wiederholt seine Befriedigung zu erkennen, indem er während des Rundganges bei Erskine länger als bei irgendeinem andern Diplomaten verweilte, „was bei Allen Verwunderung, bei Einigen Neid erregte“ (131—32).

Als Cardinal erinnerte Erskine sich mit Vorliebe der Unterredungen mit dem König. Beim ersten Empfang befragte Georg III. ihn über seine Stellung an der Curie. Kurz und genau schilderte er das Amt des Promotore della Fede und schloß mit dem Bemerken, im römischen Volksmunde heiße der Träger des Amtes „der Advokat des Teufels“, worauf der Monarch in lautes Lachen ausbrach. Bei einer anderen Gelegenheit fragte ihn der König, was er von London halte. „In London“, erwiderte der zungenfertige Advokat, „finde ich eine Stadt ohne Grenzen, eine Bevölkerung ohne Zahl und Reichthümer, die sich in die öffentlichen Straßen ergießen“ (132). Diese Worte

schmeichelten der Eitelkeit des Landesherrn in dem Maße, daß er erwiderte, nie eine treffendere Beschreibung seiner Hauptstadt vernommen zu haben.

In welcher Tracht erschien der Domherr von St. Peter am englischen Hofe? Selbstverständlich nicht im geistlichen Kleide, denn ein solches Begehren hätte ihn von vornherein von dem Hofleben ausgeschlossen und gegen den Lordkämmerer, wenn er das gestatten wollte, einen Sturm von Entrüstung heraufbeschworen. Dennoch sollte Msgr. Erskine einmal auf einen Augenblick mit dem Hofceremoniell in Conflikt gerathen. Er bediente sich des üblichen schwarzen Hofkleides und trug an der Linken „den Degen, welcher dieser Tracht etwas Imposantes verleiht“. An der schwarzen Farbe des Hofkleides aber hielt er als Kenner des kirchlichen Rechtes krampfhaft fest, selbst am Geburtstage des Königs, wo das Ceremoniell Schwarz als Farbe der Trauer strenge untersagte. Kaum hatte der Ceremonienmeister diese Uebertretung wahrgenommen, als er sich Erskine mit der bedeutungsvollen Aeußerung näherte, schwarze Kleider seien am Geburtsfeste des Königs ausgeschlossen. Deßhalb, aber auch nur deßhalb, könne er ihn zum Empfange nicht zulassen. Die schwarze Farbe, erwiderte Erskine entschlossen aber ruhig, bedeute bei ihm nicht Trauer, sondern den Charakter seiner amtlichen Stellung. Dann werde ich, entgegnete der Beamte, den allerhöchsten Befehl Sr. Majestät einholen. Aus dem Cabinet des Königs zurückgekehrt, theilt er Erskine mit, derselbe gestatte ihm, in Schwarz zu erscheinen. Damit wurde er in auffälliger Weise als römischer Diplomat vor dem ganzen Hofe anerkannt (133). Die Einnahme Roms durch die Franzosen zog für Erskine den Verlust aller dortigen Revenüen nach sich. Seine reichen Verwandten in Schottland um Unterstützung zu bitten, konnte er um so eher unterlassen, als Georg III. ihm aus dem englischen Schatz eine Unterstützung zuwies (145).

Der Briefwechsel zwischen dem von den Franzosen nach Siena geschleppten Papst Pius VI. und Msgr. Erskine läßt sich hier nur berühren. Wichtiger sind Erskine's Beziehungen zu den in England weilenden französischen Bischöfen. Auf Befehl Pius VII. mußte Erskine denselben 1801 die Breven mit der Bitte zur Niederlegung ihres Amtes zukommen lassen.

Am 16. September 1801 sandte er den Prälaten dieselben nebst einem verbindlichen Begleitschreiben, welches er nachmals in italienischer und französischer Sprache zu London herausgab. Fünf Prälaten, nämlich die Erzbischöfe von Aix und Bordeaux, sowie die Bischöfe von Lescar, Cominges und Troyes resignirten sofort, die übrigen Bischöfe, vierzehn an der Zahl, setzten dem Papst Widerstand entgegen. Mit dem Abschluß des Concordats hatte Erskine's Thätigkeit am Hofe in London ihr Ende erreicht.

Im Interesse der Kirchenhistoriker theilen wir die Uebersicht mit, welche Erskine selbst von seiner bedeutenden Wirksamkeit als Diplomat des hl. Stuhles aufgezeichnet hat. 1. Den seit zweihundert Jahren unterbrochenen Verkehr zwischen dem hl. Stuhl und der britischen Regierung hat er wieder eröffnet und den früher vergeblich gemachten Versuch einer direkten Correspondenz zwischen den betreffenden Staatssekretären erfolgreich betrieben. 2. Obwohl in der Oeffentlichkeit ohne amtlichen Charakter, erlangte er thatsächlich am Hofe alle Privilegien eines beglaubigten Diplomaten. 3. Auf sein Betreiben wurde in der für Corsica durch England ausgearbeiteten Verfassung in Sachen der Religion ohne Genehmigung des Papstes nichts geändert. 4. Er erlangte für den Papst Zuständigkeit über britische Unterthanen bei Verletzung der Gesetze des Kirchenstaates durch dieselben. 5. Er erreichte Schutz des Kirchenstaates durch die englische Flotte. 6. Er verhinderte die Annahme einer Bill zur Auflösung der in England noch bestehenden Frauenklöster. 7. Die in Sachen der Ernennung der irischen Bischöfe vom Ministerium angestrebte Veränderung hat er abgewendet.[1]) 8. Die Minister hat er vermocht, sich mit der Berufung der apostolischen Vikare Englands nicht zu befassen. 9. Die unter den Katholiken bestehende Zwietracht hat er gehoben. 10. Ihm gelang es, das Aergerniß abzuwenden, welches der maßlose Eifer eines mit den englischen Gesetzen nicht vertrauten ausländischen Bischofs hervorgerufen. 11. Seinen Unterhandlungen mit dem Cabinet ist die Hinwegräumung jener Hindernisse zu danken, welche recusante französische Bischöfe der Heimkehr der Priester in den Weg legten. 12. Er erreichte,

---

1) Vgl. A. Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Irland. Mainz 1891. III, 267.



daß das englische Cabinet seine Absicht der Rückgabe der drei Legationen an den hl. Stuhl dem Kaiser von Rußland kund gab. 14. In den Verträgen zwischen England und Frankreich, namentlich im Vertrag von Amiens, erreichte er Beschützung der Interessen des hl. Stuhles. 15. Nur das unüberwindliche Hinderniß „der Skrupel" des Königs hat seine Bemühungen zur Abschaffung der gegen die irischen Katholiken bestehenden Gesetze vereitelt.[1] 16. Im Vertrage von Amiens hat der britische Diplomat, was seit der Zeit des Schismas nicht geschehen, die päpstlichen Staaten ausdrücklich genannt. 17. Für Pius VI. hat er eine öffentliche Leichenfeier veranstaltet. 18. In allen Kapellen der drei Königreiche hat er für Pius VI. während der Gefangenschaft öffentliche Gebete verrichten lassen. 19. Mit den Nuntien und Agenten des hl. Stuhles in allen Theilen Europas hat er brieflichen Verkehr unterhalten. 20. Auf seine Anregung hat das Cabinet den apostolischen Vikaren Schottlands eine Pension überwiesen. 21. Durch seine Oekonomie und seinen Verzicht auf bezahlte Sekretäre hat er dem hl. Stuhle viele Ausgaben erspart (153—155).

Versehen mit einem vom Staatssekretär Lord Pelham ausgestellten Passe, in dem er als „Monsignor Erskine, late Legate from His Holiness at this Court" bezeichnet war, verließ Erskine am 12. Dezember 1801 London, und begab sich über Calais und Amiens nach Paris, wo er am 18. Dezember anlangte. Mit gespanntem Interesse folgt man den Aufzeichnungen über seinen Aufenthalt in der Hauptstadt, der sich bis Ende August 1802 ausdehnte und ihn wiederholt mit dem ersten Consul, dem Cardinallegaten Caprara, der ganzen Diplomatenwelt und der höheren Gesellschaft, die auf den Trümmern des Ancien Régime stand, zusammenführte. Auf Caprara ist er sehr schlecht zu sprechen. Die erste Begegnung ließ ihn „in Caprara einen Diplomaten erkennen, dessen Geschäft darin bestand, ja und nein zu sagen, so daß man wenig oder nichts aus seiner Rede entnehmen konnte" (160). In einer Denkschrift mit dem Titel „Verkehrte Maßnahmen des Legaten" wies er Caprara Ungenauig-

1) A. Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Irland. III, 277.



keiten bei der Ausführung des Concordats mit Bezug auf die Garantien nach, welche vormalige constitutionelle Bischöfe vor der Präconisation zu leisten hatten (187, 188). Erskine's Aufzeichnungen über die Behandlung des Concordats seitens der Republik sind äußerst werthvoll und lassen einen Blick in das Streben thun, die Vereinbarung mit dem Papste von kurzer Hand aus der Welt zu schaffen. Geradezu unerhört ist, was er uns über den Cultusminister Portalis meldet. Nach Genehmigung des Concordats durch das Corps législatif fand am 9. April 1802 die feierliche Auffahrt des Legaten und seines Personals zum ersten Consul statt. Als der erste päpstliche Beamte nach Caprara erscheint Msgre. Erskine, Uditore santissimo. „Beim Eintritt des Legaten kam der erste Consul (Napoleon) ihm bis zur Mitte des Saales entgegen. Beide wechselten Complimente in französischer Sprache. Dann verlas der Legat eine lateinische Eidesformel, ein Akt, welcher das Aussehen einer Ueberraschung hatte. In der That, eine halbe Stunde, ehe der Legat sein Haus verließ, kam Portalis in dieser Angelegenheit zu ihm — obwohl der Legat mir gesagt hatte, auf Grund eines Uebereinkommens solle kein Eid verlesen werden. Portalis brachte eine Formel, welche der Legat nicht genehmigen konnte. Portalis verließ den Legaten, kehrte aber in dem nämlichen Augenblick zurück, in welchem der Legat den Wagen besteigen wollte, worauf Portalis und der Legat einige Minuten allein zusammen blieben" (184, 185).

Von culturgeschichtlichem Interesse sind die Mittheilungen Erskine's über die Gepflogenheiten des Hofes, der höheren Gesellschaft und die Lage der Kirche. Gegen Ende des Jahres 1802 langte Erskine in Rom an, wo Pius VII. ihn bereits im Consistorium am 23. Februar 1801 mit dreizehn andern Cardinälen in Petto reservirt hatte. Endlich gab der Papst ihm am 17. Januar 1803 den Purpur und ernannte ihn zum Cardinaldiakon (149, 194). Erskine's Verhältniß zum allmächtigen Consalvi war und blieb kalt. Die Behandlung, welche er kurz vor der Ankunft in Rom erfuhr, befestigte in ihm die „Ueberzeugung, daß er, selbst wenn er Cardinal wäre, unter Consalvi nie ein hohes Staatsamt erhalten werde" (191). Erskine gehörte zu jenen drei Cardinälen, welche bei der

Gefangennehmung Pius VII. sich im Quirinal befanden. Anfänglich in Rom geduldet, wurde er dann aber nach Paris gebracht, wo er am 26. Januar 1810 anlangte und bald zu den schwarzen Cardinälen gehörte. Die Anstrengungen der Reise hatten seine Gesundheit derart geschwächt, daß er nur mühevoll in der Audienz vor Napoleon erscheinen konnte. Die drei Vorstellungen Erskine's beim ersten Consul in den früheren Jahren werfen auf den letztern ein sehr günstiges Licht. Jetzt dagegen wehte ein anderer Wind. Die Audienz dauerte eine Secunde. Kaum hatte der Großalmosenier den Namen Erskine ausgesprochen, als der Kaiser fragend einfiel: „Engländer?", worauf der Cardinal antwortete „Schotte". Damit war die Ceremonie beendet.

Am 20. März 1811 starb Cardinal Erskine zu Paris eines gottseligen Todes. Er war ein hervorragender Rechtsgelehrter, ein frommer Christ und Diener der Religion, unentwegt dem hl. Stuhle treu. In der neuern englischen Kirchengeschichte nimmt er eine hervorragende Stelle ein.

Aachen. Alfons Bellesheim.

---

# LXXIV.

## Cardinal Paulus Melchers.

(Zum 5. Juni 1891.)

Am 5. nächsten Monats begeht Cardinal Paulus Melchers in Rom sein 50jähriges Priester-Jubiläum. Seit der frühere Erzbischof von Köln vom hl. Vater in den höchsten Rath der Kirche berufen wurde, ist in der deutschen Presse sein Name weniger häufig genannt worden. Seiner ganzen Eigenart entsprechend, hat der Kirchenfürst seine Tage in Zurückgezogenheit und stillem Wirken verbracht; nur bei verhältnißmäßig wenigen Gelegenheiten, namentlich bei Kundgebungen deutscher

Katholiken in Rom ist er hervorgetreten. Aber jetzt lenken sich wieder die Blicke aller Katholiken im weiten deutschen Reich auf den ehrwürdigen Priestergreis in der Stadt der Päpste, in dankbarer Erinnerung an die unvergeßlichen und unvergänglichen Verdienste, welche derselbe um die Freiheit der Kirche in schwerer Zeit sich erworben hat.

Es sind traurige und doch wieder erhebende Bilder, welche an dem bevorstehenden festlichen Tage sich aufdrängen. Am 8. Januar 1865 wurde der damalige Bischof von Osnabrück auf den Kölner Erzstuhl berufen, wider seinen Wunsch und Willen, wie er in seinem Abschiedswort an die Kölner Erzdiöcesanen vom 1. Juli 1885 aussprach. Erzbischof Melchers war persona gratissima in Berlin. Bei seiner Eidesleistung in Berlin richtete König Wilhelm I. an ihn und an den Erzbischof Ledochowski von Posen-Gnesen die denkwürdigen Worte: „Die Verhältnisse der katholischen Kirche im Bereiche Meines ganzen Landes finden sich durch geschichtliche Entwickelung, Recht und Verfassung in wohlgeordnetem Zustande. Unter dem Schutze gerechter und wohlwollender Gesetze darf sie auf ihrem Gebiete frei und ungehindert ihre Thätigkeit entfalten. Es gereicht Mir zur Genugthuung, daß diese Thatsache, wie sie in dem Munde des sichtbaren Oberhauptes Ihrer Kirche mehrfach eine gerechte Würdigung erfahren hat, so auch in den Herzen Meiner getreuen Unterthanen dankbare Anerkennung findet. Die katholische Kirche in Meinen Staaten darf der Fortdauer Meines landesväterlichen Schutzes versichert sein. Insbesondere mögen auch Sie, Hochwürdigste Herren, auf Meine Unterstützung in der Erfüllung Ihrer Aufgabe rechnen, deren Schwierigkeit Ich nicht verkenne."

Wenn man Angesichts dieser königlichen Worte auf eine friedliche und segensreiche Entwickelung der katholischen Kirche in Preußen rechnen zu dürfen glaubte, so wurde diese Hoffnung bald enttäuscht. Schon nach dem deutsch-österreichischen Kriege vom Jahre 1866 zeigten sich einzelne Sturmvögel; nach dem Siege der deutschen Waffen in Frankreich brach der Sturm los. In dem Kampfe für die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche stand der Erzbischof von Köln vermöge seiner Stellung in der kirchlichen Hierarchie an vorderster Stelle, die zahlreichen ge-

meinsamen Kundgebungen des preußischen und des deutschen Episcopates trugen an erster Stelle seinen Namen. Gegen ihn richtete sich daher auch vor Allem der Ansturm des Staatskirchenthums mit seinem Apparat von Gesetzen, Verwaltungsmaßregeln, Geld- und Gefängnißstrafen. Wegen Uebertretung der Maigesetze angeklagt, zu hohen Geldstrafen verurtheilt und gepfändet, wurde Erzbischof Paulus am 31. März 1874 unter Anwendung von Gewalt verhaftet und in's Gefängniß abgeführt, wo er über sechs Monate zubrachte. Kaum war er der Haft entlassen, so wurden neue Geldstrafen im Gesammtbetrage von 29,500 Thalern über ihn verhängt, so daß abermalige Einkerkerung bevorstand. Nach langem inneren Widerstreben entschloß sich bei dieser Sachlage der Erzbischof, die deutsche Heimath zu verlassen, um von der Grenze eines Nachbarlandes aus seines oberhirtlichen Amtes nach Möglichkeit zu walten. Am 13. Dezember 1875 schied er von seiner Erzdiöcese, um nicht mehr dorthin zurückzukehren. Vergebens hoffte das Volk bei verschiedenen Gelegenheiten, daß ihm die Rückkehr ermöglicht werden würde; zu den vielen Opfern, welche er für die Sache der Kirche gebracht, gehört auch der Verzicht auf seinen Bischofsstuhl, nachdem Papst Leo XIII. ihn zur Würde eines Cardinals erhoben und nach Rom berufen hatte.

In einem rührenden Abschiedsworte wandte sich der Erzbischof am 1. Juli 1885 an seine Diöcesanen: „Die Trennung von der mir überaus lieb und theuer gewordenen Heerde ist mir sehr schmerzlich", so heißt es in der Kundgebung, „und sie wird auch von den Angehörigen der Erzdiöcese, welche mir während der ganzen Dauer meiner Amtsführung und ganz vorzüglich noch während der zehn Jahre meines Exils so oft wiederholte und fast unzählige Beweise ihrer treuen Liebe und innigen Anhänglichkeit gegeben haben, nicht ohne Schmerz empfunden. Da wir indeß nicht zweifeln können, daß die jetzige Entschließung des heiligen Vaters, welcher der irdische Stellvertreter des göttlichen Oberhirten unserer heiligen Kirche ist, uns den Rathschluß des göttlichen Willens kundgebe, so ist es auch ebenso unzweifelhaft unsere Pflicht, diesem Rathschluß des immer über Alles weisen und heiligen Willens Gottes uns demüthig zu unterwerfen. Diese Unterwerfung wird uns auch

ungemein erleichtert durch den sehr erfreulichen Umstand, daß bereits zu meinem Nachfolger ein schon bewährter Bischof erwählt worden ist, welcher es in vollem Maße verdient, daß alle Erzdiöcesanen ihn als den von Gott bestellten Oberhirten mit zuversichtlichem Vertrauen, mit Verehrung und Liebe aufnehmen und seinen Lehren, Ermahnungen und Anordnungen Folgsamkeit erweisen. Mir aber insbesondere wird der Schmerz der Trennung sehr erleichtert und gemildert, weil ich eben dadurch befreit werde von der überaus schweren und drückenden, ja unter den obwaltenden Verhältnissen wirklich unerträglichen Bürde der Obliegenheiten des Erzbischöflichen Amtes, von welchem weder die staatliche Amtsentsetzung noch die nothwendig gewordene Entfernung von der Erzdiöcese und von den Grenzen des Vaterlandes mich befreien konnte, obwohl mir dadurch die Erfüllung jener Obliegenheiten im höchsten Grade erschwert und behindert wurde".

Bald 6 Jahre sind seit jenen drangvollen Tagen dahingegangen. Es hat sich manches zum Bessern gewendet, ein großer Theil der Trümmer, welche der sogenannte Culturkampf aufgehäuft hat, sind hinweggeräumt worden, es blüht neues kirchliches Leben. Wenn wir uns dessen freuen, so müssen wir dabei in dankbarer Verehrung des apostolischen Mannes gedenken, welcher mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit unter Mühen und Opfern aller Art in dem entscheidenden kirchenpolitischen Kampfe der siebenziger Jahre im Vordergrunde gestanden hat, und mit der großen Bürgerversammlung, welche am Feste der hl. Peter und Paul 1885 im Piusbau zu Köln tagte, rufen wir ihm zum 5. Juni zu: „Nie werden wir unseres Erzbischofs Paulus, des standhaften Vertheidigers des Glaubens unserer Väter, des unerschrockenen Schirmers der Freiheit unserer heiligen Kirche in sturmbewegter Zeit, vergessen, und zum Zeichen und Zeugniß solch' unverbrüchlichen Gelöbnisses rufen wir ihm heute, an seinem festlichen Tage, aus ganzer Seele zu: Heil dir, Erzbischof Paulus, Bekenner Christi!"

Köln, im Mai 1891.

---

## LXXV.

# Zum dritten Centenarium des Heimgangs des hl. Aloysius von Gonzaga.

(21. Juni 1591.)

In der Nacht vom 20. auf den 21. Juni 1591 entschlief zu Rom der Scholastiker der Gesellschaft Jesu, Luigi, ältester Sohn des Markgrafen Ferrante von Castiglione-Gonzaga. Das ausnehmend heilige Leben des früh Verblichenen und die zahlreichen Wunder, welche der Allmächtige auf die Fürbitte dieses englischen Jünglings wirkte, trugen ihm schon unter Paul V. im Jahre 1605 den Titel des Seligen ein und führten endlich dazu, daß Papst Benedikt XIII. am 31. Dezember 1726 ihn feierlich unter die Zahl der Heiligen aufnahm. Der Papst ging noch weiter, indem er durch Dekret vom 22. November 1729 den Heiligen zum Patron aller Schulen der katholischen Welt erhob. Von da ab hat die Verehrung des englischen Jünglings immer weitere Kreise gezogen und Tausende von Studirenden, welche sich an diesem Vorbilde gekräftigt, haben allerdings den Ruhm von „famosen Kerlen" im Sinne der modernen Weltanschauung nicht erlangt, wohl aber haben sie ihren Eltern und Familienangehörigen Freude bereitet, ihren Mitbürgern Ehre gemacht und für sich selbst den letzten Zweck, den alle Creatur zu erfüllen hat, mit Sicherheit erreicht.

Es darf daher als Kundgebung eines wahrhaft katholischen Gefühls bezeichnet werden, wenn man sich allerwärts

rüstet, um den Gedenktag des seligen Heimgangs des heiligen Aloysius in angemessener Weise zu begehen. Ueberall sehen wir kirchliche Corporationen, höhere Lehranstalten und niedere Schulen Vorbereitungen zu einer würdigen Feier des schönen Festes treffen. Mit seiner bekannten machtvollen Feder hat Leo XIII. in einem Breve vom 1. Januar 1891 auf die weittragende Bedeutung des frohen Ereignisses hingewiesen.

„Wir vertrauen zu Gott", bemerkt der hl. Vater, „diese Festfeier werde für die Christen, zumal für die Jünglinge, nicht fruchtlos vorübergehen. Denn indem sie ihrem Schutzpatron ihre Huldigung darbringen, muß sich ihnen der Gedanke an die hellglänzenden Tugenden aufdrängen, durch die er während seines ganzen Lebens als Muster voranleuchtete. Und wenn sie diese Tugenden bei sich erwägen und bewundern, dann ist die Hoffnung berechtigt, daß sie unter Gottes Beistand ihren Geist und ihr Herz nach denselben gestalten und sich durch Nachahmung derselben zu vervollkommnen suchen. Sicherlich kann katholischen Jünglingen kein erlauchteres Musterbild vor Augen gestellt werden, keines, das reicher ist an jenen Tugenden, die das jugendliche Alter vor allem zieren sollen. Denn aus dem Leben und aus den Sitten des hl. Aloysius können die Jünglinge aufs trefflichste lernen, mit welcher Sorgfalt und Wachsamkeit sie ihre Reinheit und Unschuld bewahren, in welch strenger Zucht sie ihren Leib halten müssen, um den Brand der bösen Begierden zu ersticken, wie sie Reichthümer gering anschlagen und weltliche Ehren mißachten, in welchem Geiste und mit welcher Gesinnung sie den Studien obliegen und alle übrigen Pflichten und Aufgaben erfüllen, und, was besonders für unsere Zeit das Wichtigste ist, mit welcher Treue und Liebe sie sich an ihre Mutter, die heilige Kirche, und den Apostolischen Stuhl anklammern müssen".

Mit vollem Rechte wollen auch die Vertreter der geschichtlichen Wissenschaft dem Heiligen ihren Tribut an seinem Ehrentage zu Füßen legen. Als besonders geeignet, das

Bild des Heiligen mit all seinen erhabenen, idealen Zügen in unverfälschter Reinheit dem Jüngling vorzuführen, dünkt uns die verdienstvolle Arbeit, welche der vormalige Rektor des deutschen Collegs in Rom, P. Schröder, S. J., neuestens an's Licht gestellt hat.[1]) Es ließe sich die Frage aufwerfen, ob es zeitgemäß sei, die Biographie des Heiligen aus der Feder seines Ordensbruders Virgilio Cepari in deutscher Uebersetzung dem Publikum vorzulegen, oder ob nicht vielmehr die Abfassung einer neuen Lebensbeschreibung den Bedürfnissen der Gegenwart in höherem Maße entsprochen hätte. Ich meinerseits theile den Standpunkt des Herausgebers, weil das Aktenmaterial über das Leben und die Bedeutung des englischen Jünglings in seinen Hauptthatsachen abgeschlossen ist und neue Urkunden oder Handschriften, welche geeignet wären, den Nimbus des Heiligen bedeutend zu verstärken, sich schwerlich entdecken ließen. Cepari's Leben des hl. Aloysius, von einem Zeitgenossen, einem Freunde desselben verfaßt, durch hochstehende kirchliche Würdenträger mit juristischer Sonde geprüft, einfach, schmucklos, ohne jedweden Anflug der Uebertreibung, und doch vom Geiste der Pietät durchwaltet, steht bis zur Stunde unerreicht da.

Eine deutsche Uebertragung dieses klassischen Werkes begrüßen wir darum mit aufrichtiger Freude. Dem Verfasser ist es gelungen, dem Genius der Muttersprache gerecht zu werden, ohne die Treue des italienischen Originals zu beein-

---

1) Das Leben des hl. Aloysius Gonzaga aus der Gesellschaft Jesu. Nach der ältesten italienischen Biographie des P. Virgilio Cepari, S. J., in's Deutsche übersetzt und durch einen Nachtrag vervollständigt von Friedrich Schröder, S. J. Mit einem Farbendruck-Titelbild, einem Lichtdruck, acht Einschaltbildern, 108 Text-Illustrationen nach authentischen Urkunden und historischen Dokumenten: Porträts, Scenen, Ansichten, Interieurs, Plänen, Autographen, Stammbaum ꝛc. Einsiedeln, Benziger und Co. 1891. 8⁰. XXX. 468 S.

trächtigen. Doch mit einer bloßen Uebertragung hat P. Schröder sich nicht begnügt. Fleißig hat er in den Archiven und Bibliotheken zu Florenz und Mantua, sowie im General-Archiv seines Ordens Nachforschung gehalten und damit nicht wenige seltene Urkunden und Notizen an das Licht gestellt. Nur einige können hierorts Erwähnung finden. In erster Linie empfangen wir Mittheilungen aus dem Contobuche, welches Pier Francesco del Turco, Erzieher des Aloysius und seines Bruders Rodolfo, während ihres Aufenthaltes am großherzoglichen Hofe zu Florenz führte (392). Aus dem „Archivio notarile provinciale“ in Mantua gelangt zur Mittheilung der Entwurf der Verzichtleistung des hl. Aloysius auf das Fürstenthum Castiglione. Dazu kommen zahlreiche Anmerkungen zweiten Ranges, welche ebenfalls dieser Ausgabe einen dauernden Werth verleihen.

Ueberhaupt will uns bedünken, daß der Reichthum archivarischer Notizen, nebst Auszügen aus Druckwerken, welche diesseits der Alpen kaum dem Namen nach bekannt sind, diesem Aloysius-Leben den Rang einer Geschichtsquelle sichern. Auf das Verhältniß des Heiligen zu seinem Bruder Rodolfo fällt neues Licht aus jenem Briefe, den Aloysius am 9. Februar 1590 von Mailand an denselben richtete, und den Schröder in Lichtdruck wiedergibt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. Man hat angenommen, daß Rodolfo zu Donna Elena in unerlaubter Verbindung gestanden. Thatsächlich aber steht fest, daß er vielmehr nach erlangter Dispense von den Proklamationen lediglich eine geheime, aber rechtmäßige Ehe mit ihr eingegangen. Der Grund zu diesem Verfahren Rodolfo's lag in der Furcht vor seinem Oheim Alfonso, welcher Rodolfo für den Fall einer nicht ebenbürtigen Ehe mit Enterbung bedrohte. Was Aloysius von seinem Bruder forderte, war Bekanntmachung des wahren Sachverhalts, damit auch der Schein des Aergernisses aufgehoben werde.

Es sei gestattet, den Leser auf die Schlußabtheilung:

„Die Verherrlichung des hl. Aloysius nach seinem Tode“ hinzuweisen, weil sie die Biographie Cepari's in höchst willkommener Weise ergänzt. Vom hagiographischen, aber auch vom allgemeinen kirchengeschichtlichen und culturellen Gesichtspunkt aus besitzt sie eine ausnehmend große Bedeutung. Für Bayern insbesondere kommt dabei in Betracht der im Archiv der hl. Congregation der Riten im Original beruhende Brief des Kurfürsten Max Emmanuel, worin derselbe zu München 14. Februar 1716 Papst Clemens XI. um Canonisation des Aloysius ersucht. Das Schreiben lautet:

„Heiligster Vater und Herr in Christo! In aller Demuth meinen Fußkuß. Seit Langem hatte ich gehofft und erwartet, Ew. Heiligkeit würden kraft Ihrer apostolischen Gewalt den seligen Aloysius Gonzaga, der bis jetzt nur unter die Seligen in der Kirche gezählt und als solcher verehrt wird, in die Zahl der Heiligen einreihen. Jetzt kann ich meine und meines Hauses heiße Wünsche nicht länger zurückhalten und möchte sie daher mit allem mir nur möglichen Nachdruck Ew. Heiligkeit an's Herz legen, damit sie mit einem glücklichen Erfolg gekrönt werden. Ich thue dies um so lieber und angelegentlicher, als ich das weltbekannte fromme Streben, den Glanz der römischen Kirche und die Verehrung der Heiligen zur Ehre Gottes auf alle Weise zu fördern, für eine angeerbte Tugend meines Hauses halte.“ Und nicht bloß diese uralte Praxis seines erhabenen Hauses wollte der edle Kurfürst auf diese Weise aufrecht erhalten. Auch der Wirksamkeit der Gesellschaft Jesu in den kurfürstlichen Landen sollte damit eine Anerkennung zu Theil werden. „Endlich“, bemerkt der Kurfürst, „ist es mein dringender Wunsch, hiermit der ganzen Gesellschaft Jesu, die um diese unsere Lande so hochverdient ist, einen Trost zu bereiten und einige Vergeltung für ihre Arbeiten zu bieten. Denn wie viel mein ganzes Kurhaus und meine Provinzen den so ersprießlichen Arbeiten dieser Väter verdanken, dafür legen unsere Vorfahren Zeugniß ab“ (S. 338).

Berühren wir auch endlich den Reichthum des Bilderschmucks, der uns in dieser neuen Ausgabe so sehr anmuthet. Neben den Stadtplänen von Rom und Florenz finden wir Abbildungen italienischer Schlösser, Paläste und Kirchen. Von kirchen= und kunstgeschichtlichem Interesse sind hiebei die mit vieler Mühe zusammengetragenen Notizen über die kleine Kirche der Annunziata in Rom, welche zum Theil der herrlichen Kirche S. Ignazio neben der gregorianischen Universität geopfert werden mußte. Nur theilweise heute erhalten, besitzt das Kirchlein auch jetzt noch den Werth eines ehrwürdigen Heiligthums, weil Aloysius nach dem Zeugnisse der Canonisations=Akten vier Jahre hindurch täglich des öftern es besuchte. Die Wände desselben sind die stillen Zeugen seiner Gebete gewesen und hier waren seine heiligen Gebeine bis zum 5. August 1649 geborgen. Eine Wiederherstellung des Kirchleins würde den Interessen der Religion und der Kunst gleichmäßig dienen. Vornehmlich möchten wir aufmerksam machen auf die Brustbilder des hl. Aloysius, seiner Eltern, der drei Päpste Sixtus V., Paul V. und Benedikt XIII., sowie eine große Anzahl von Bildern bedeutender Theologen, unter denen der Spanier Velasquez durch seine geistsprühenden, idealen Züge einen dauernden Eindruck hervorruft.

Eine höchst willkommene Beigabe liefern die sorgfältig gearbeiteten Stammbäume der Markgrafen von Castiglione, aus denen erhellt, daß der hl. Aloysius in verwandtschaftlichen Beziehungen zum Kurhaus Brandenburg steht, indem sein Urgroßvater Rodolfo I. aus der Ehe Lodovico's III. gen. Turco mit Barbara, Tochter des Johann von Hohenzollern, gen. Alchimist, Enkelin Friedrichs VI. Burggrafen von Nürnberg, hervorgegangen war.

So möge denn diese Festschrift zum Jubelfest des englischen Jünglings, ein solides Prachtwerk im edelsten Sinne des Wortes, ein überaus würdiges geschichtliches Denkmal eines der lieblichsten und anziehendsten Heiligen aus dem Gebiete

der neueren Kirchengeschichte, in den deutschen Familien eine freundliche Aufnahme empfangen und Tausende von Jünglingen zu idealem Streben und christlicher Lebensweise begeistern.

LXXVI.

## Skizzen aus Venedig.

### III. Dogenpalast. Markusplatz.

Nach außen erscheint San Marco nur als der eine Flügel eines großen Quadratbaues. Hart drängt sich an ihn der Dogenpalast, wie um die engste Zusammengehörigkeit des Sitzes der Regierung mit dem Heiligthum des Patrons der Republik zu bekunden. Wir nannten San Marco das Herz von Venedig; richtiger wird es sein, San Marco als die eine, den Dogenpalast als die andere Kammer des Herzens von Venedig zu bezeichnen. Von hier entströmte das Lebensblut in die Adern der Republik; hier ward es gereinigt und geläutert, controlirt und vertheilt; Politik und Religion weckten und normirten den Pulsschlag, den man bis in die äußersten Extremitäten des Organismus der Republik verspürte, dessen Pochen durch das Meer fortgeleitet wurde in fremde Länder und Welttheile.

Und eigenartig wie die eine Kammer dieses Herzens ist auch die andere geformt und gebaut. Auch hier etwas Absonderliches, Einziges, das man aber nicht anders wünschte, dem man es anfühlt, daß es für Venedig paßt, daß es mit dem Recht der Nothwendigkeit vor uns steht, daß es mehr geworden als gemacht ist. Auch hier ein Bau, an welchem

Jahrhunderte arbeiteten und zu welchem verschiedene Stile ihr Bestes beitrugen. Aber die Grundeinheit von San Marco fehlt dem Palaste. Die Politik vermochte für ihre Residenz nicht die Geschlossenheit und Harmonie zu finden, wie die Religion für ihren Tempel, und die Baugeschichte der ersteren ist noch viel unklarer und verworrener als die des letzteren. Wir wissen nur, daß 976 der Erstlingsbau von 810 ein Raub der Flammen wurde; was dann im 10. Jahrhundert gebaut wurde, entzieht sich der Muthmaßung. Erst von 1341 an tauchen historische und legendarische Nachrichten über Neubauten und Umbauten auf. Um diese Zeit sollen die untern Arkaden und die zierliche Säulengallerie des zweiten Geschosses gebaut sein; Calendario, der angebliche Baumeister dieses Theils, wird an seinem Bau aufgeknüpft wegen Theilnahme an der Verschwörung des Dogen Marino Falieri, dessen Blut 1355 die Palasttreppe im Hof netzt. Ein Schauder scheint damals den Senat befallen zu haben; man wagt nicht, im Bau fortzufahren; ein Edikt wird erlassen, daß bei tausend Dukaten Strafe Niemand sich mehr erkühnen solle, den Antrag auf Umbau des alten Palastes zu stellen. Erst nach 60 Jahren wird der Bann des unheimlichen Grausens gebrochen; der Doge Thomas Mocenigo bezahlt die Strafe und beantragt einen Neubau 1422. Die Brüder Giovanni und Bartolommeo Bon werden mit der großen Aufgabe betraut; die fertigen Colonnaden nach der Piazzetta und dem Molo werden als festgegebene, um jeden Preis zu erhaltende Theile des alten Baues bezeichnet; im übrigen war, wie es scheint, ihre Befugniß mit dem alten aufzuräumen unbeschränkt. Sie hatten ihr Meisterstück zu machen zunächst durch den Ausbau der beiden Flügel und Schauseiten der Piazzetta und dem Meere zu.

Wir sehen sie vor uns, diese beiden Façaden. Wer, der sie einmal genau betrachtet, könnte sie wieder vergessen? Sie prägen sich dem Gedächtniß ein durch eine auf den ersten Blick fast verblüffende architektonische Gesetzwidrigkeit: unten

die beiden luftigen, durchbrochenen Stockwerke, die Säulengänge und die offenen Loggien und darüber als drittes Stockwerk eine schwere, ungegliederte, compakte hohe Mauerwand, bloß mit wenigen Fensteröffnungen gelichtet. Unten das Luftige, oben das Lastende; unten das Zierliche, oben das Massige. Was ist das für eine seltsame Verkehrung der Ordnung? Man darf nicht vergessen, daß der Bau, wie er vor uns steht, zwei getrennten Bauperioden angehört, daß der Oberbau nicht dem ursprünglichen Plane angehörte. Warum setzten aber die Meister der zweiten Periode den Bau nicht fort, wie er begonnen worden war? warum fügten sie nicht den beiden untern Stockwerken ein ebenso leichtes und zierliches drittes an? Zunächst wohl wegen des Bedürfnisses. Es galt, für die Berathungen der Staatsbehörden große Säle zu schaffen; darum konnte nicht Raum an zierliche Gänge und Hallen verschwendet werden. Die Architekten fügten sich dem Bedürfniß, was immer erste Pflicht und Tugend des Architekten ist; nur durch ein Abgehen vom Stilcharakter des Unterbaues gelang es ihnen, oben die Prachträume zu schaffen, deren man bedurfte. Sie suchten aber auch die Differenz zwischen Oben und Unten mit feiner Berechnung ächt künstlerisch auszugleichen. Die hohe Mauerfläche des Obergeschosses war nicht zu entbehren, aber sie wird soviel als möglich von drückender Schwere entlastet und von öder Monotonie erlöst; sie ist mit farbigem Teppich behangen, ausgekleidet mit verschiedenfarbigem Marmor, dessen Tafeln nicht in vertikalen Schichten übereinander gereiht, sondern nach diagonalen Querlinien schachbrettartig geordnet sind und dadurch ein erleichternd nach oben strebendes Linienspiel hervorrufen. Die Fenster sind unregelmäßig über die Fläche hin vertheilt, denn auch hier überwog die Rücksicht auf gute Beleuchtung des Innenraums die ästhetische Berechnung; das große Fenster nach der Piazzetta und nach dem Molo sieht freilich jetzt sehr unschön aus, aber einst waren beide, prangend im Schmuck schönsten Maßwerks,

wahre Zierden der beiden Schauseiten und dienten sie zu weiterer Belebung und Erleichterung der Wände. Nach oben schloßen die Meister ab mit einem sehr einfachen und leichten Gesims und sie krönten das Ganze mit einem zierlichen und graziösen Diadem von Zinnen.

Nun, nachdem wir die Entstehung des Baues kennen, dürfte die Lust zu kritisiren vergangen sein und werden wir uns lieber dem Genuß seiner nicht geringen Schönheiten hingeben. Zwar die idealisirende Anschauung ist nach dem Gesagten als schöne Mythe zu bezeichnen, als ob der Baumeister von tiefsymbolischen Gedanken geleitet, dem Bau gerade diese Veranlagung gegeben habe. Selvatico, in seinem 1847 erschienenen Werk über die Architektur und Skulptur in Venedig, ist der Vater einer derartigen Symbolik; er spinnt dieselbe in folgender Weise aus: „Es bedurfte eines sehr scharfen Verstandes, um die Eintheilung und die Verzierungen dem hohen Gedanken eines Palastes entsprechend zu gestalten, welcher den republikanischen Staatsbeamten dienen sollte, Beamten, welche zwar Freunde des Volkes waren, aber dabei höchst eifersüchtig auf die aristokratische Macht, mild in ihrem Benehmen, aber streng bis zur Schroffheit in Handhabung des Gesetzes, wohlwollend auf den Plätzen und in den Familien, aber begeistert für jene unterirdische Politik, welche im Geheimen die Gerechtigkeit verdrehend die edelste unter allen gesellschaftlichen Sicherheiten vernichtet. Um so verschiedene Anschauungen in architektonischen Linien auszudrücken, war es passend, daß sich die untern Geschosse dem Volke leicht zugänglich zeigten, während die obern bloß für die das Volkswohl berathenden Patrizier bestimmt erschienen. Wenn es also nothwendig war, daß zu ersterem alle Zugänge und Passagen offen waren, mußten die letzteren errathen lassen, daß sie vor dem Volkslärm geschützt, gesammelt, geheimnißvoll und aller Zerstreuung durch äußere Eindrücke entnommen seien“ (s. Mothes, Gesch. der Baukunst und Bildhauerei Venedigs I, 270).

Dieser Betrachtung geht der reale Untergrund ab, weil ja in Wirklichkeit der Bau gar nicht nach einheitlichem Plan entstand. Aber das können wir sagen, ohne uns in gewagte Phantasien einzulassen, daß der Bau, wie er jetzt vor unsern Augen sich erhebt, eben in der absonderlichen Gestalt, die ihm eigen ist, in der That ein passendes und treues monumentales Abbild dieses stolzen Gemeinwesens ist, ein tüchtiger architektonischer Repräsentant der obersten Staatsgewalt dem Volk gegenüber. Es gefällt uns, daß dieser König der Paläste Venedigs auf Säulen ruht, so wie die andern Paläste und die ganze Stadt auf Pfählen in die Meerfluth gestellt sind. Wir sehen in den reich geschmückten untern Stockwerken, in den herrlichen Skulpturen der Kapitelle, welche die Meister Bon einsetzten, in den wunderbar schönen Säulen- und Bogenstellungen, in den durchbrochenen Rosetten des zweiten Stockes, in diesem ganzen lieblichen und graziösen Formenspiel ächt venezianischer Gothik den Reflex des heiteren kunstliebenden Lebens der Republik, und wir sehen in dem gewaltigen, geschlossenen Oberbau ein würdiges monumentales Abbild der obersten Verwaltung dieses Gemeinwesens, welche hoch über den wogenden Volksmeinungen, dem Lärm und dem Lauschen der Menge entzogen, gedeckt durch eine undurchdringliche Schutzwand des Geheimnisses, keiner Kritik und keinem Angriff erreichbar, das Wohl des Staates beräth und die Gerechtigkeit pflegt.

Die beiden Meister der Familie Bon nehmen vom Palast Abschied und beschließen ihre Thätigkeit mit einem kleinen Bau, an welchem sie den ganzen Geist ihres Stiles noch einmal zur vollen Entfaltung bringen, mit der überaus eleganten Porta della Carta zwischen San Marco und dem Palast, dem Hauptportal des letzteren (1440—43). Es ist mit seinen reizend verdeckten Fehlern und seiner überquellenden Ornamentik zugleich das Finale der Gothik in Venedig und die Ouvertüre der Renaissance. Durch dieses Portal trittst du ein in das Reich der Renaissance, welche den

Innenhof des Dogenpalastes für sich mit Beschlag belegt hat. Die herrlichen Linien, die stolzen Bogen, die überquellend reichen Ornamente dieser Innenfaçaden, besonders des Ostflügels mit der majestätischen Riesentreppe und ihrer Loggia und des niedlichen, an die Kirche gelehnten Nordflügels, klingen zusammen zu einer wunderbaren, den weiten Raum durchwogenden Symphonie des Renaissancestils, der ja seinem Wesen nach vor allem Palaststil ist. Wenn du umrauscht von dieser Symphonie staunend die große Treppe hinansteigst, wenn du dann das Innere des Palastes durchwanderst, hinab in die schauerlichen Pozzi, die Gefängnisse, die gleich Steinsärgen in die Fundamente hinabgesenkt sind und Moderduft aushauchen und ewige Nacht und Seufzer und Flüche, hindurch durch die Corridore mit den Büsten der großen Venezianer, die von Glanz und Farbe strotzende goldene Stiege hinauf durch die einstigen Wohnzimmer des Dogen, durch die schönsten Säle der Welt, welche die Pinsel Tintoretto's, Paolo Veronese's, des Tizian, des Francesco Bassano schmückten, bis hinauf zu den Sitzungszimmern des Rathes der Zehn und der Drei, welche jetzt noch Schrecken und Furcht durchkältet, bis hinauf endlich zu den Bleikammern, den Piombi, wo durch die Bleidächer in Gluth verwandelte Luft wie heißflüssiges Blei in's Hirn und in die Adern der unglücklichen politischen Opfer der Staatsjustiz floß, — wenn du diese Wanderung vollendet hast unter seltsamstem Wechsel und Widerstreit der Gefühle, dann wirst du Mühe haben, die in vergangene Jahrhunderte verlorenen Gedanken wieder in die Wirklichkeit und in die Gegenwart zu sammeln. Mit Recht ist der Dogenpalast außer allen Gebrauch gesetzt. Er ist ein Stück Vergangenheit mitten in der Gegenwart. Es wäre lächerlich und pietätslos, ihn noch praktisch ausnützen zu wollen. Er ist schon bewohnt; für das 19. Jahrhundert ist kein Platz in ihm; in ihm wohnen die vergangenen Zeiten, die verflossenen Jahrhunderte mit ihren Gestalten, ihrer Größe, ihrem Ruhm, ihrer Schuld; mit ihren Gedanken

und ihrem Geist ist er imprägnirt; er ist ein Reich der Erinnerung, das die Geister der alten Dogen durchwallen, das blutige Frevel und Gewaltthaten, die hier begangen, bestraft, gebüßt wurden, mit Grauen und Entsetzen durchzittern. Die Seele schaudert in sich zusammen, wie von Geisternähe angeweht, und ist froh, wenn beim Austritt aus dem Palast der Bann des schreckhaften Traumes gebrochen wird, wenn auf dem Markusplatz der frische kräftige Hauch des wirklichen Lebens sie wieder in die Gegenwart zurückruft.

Der Markusplatz ist im Unterschied vom Dogenpalast stete Gegenwart. Er hat alle Wandlungen der Geschichte mitgemacht und sich allen anbequemt; er hat sich allen Herrschern unterworfen und allen gedient; auch nach dem Fall der Republik und auch im Verfall der Stadt hat er seine ewig gleiche, heitere und festliche Miene beibehalten. Ja er ist eigentlich, seitdem der Dogenpalast in Ruhe getreten, der Herzpunkt des Lebens der Stadt geworden, der Centralpunkt ihres Handels und Wandels. Dieser größte und schönste Platz der Welt (350,000 Quadratfuß mißt seine Fläche) dient für alles. Er ist Venedigs Festsaal, Musiksaal, Speisesaal, Corso, Bazar, einst auch Atrium von San Marco für Entfaltung großer Processionen. Er gehört den Venezianern und den Fremden, den Reichen und den Armen; in seiner Pracht sieht man auch die Armuth lächeln und das Auge des Elends freudig glänzen. Wahrlich das ist der schönste Festsaal, welchen die Architektur gebaut hat. Sein Vorsaal ist die Piazzetta mit den schönen Wandelgängen im Untergeschoß des Dogenpalastes und der alten Bibliothek, mit den schönen Wandungen der Façade des Dogenpalastes und der Façade dieser Bibliothek, welche Sansovino's vollendetstes Meisterwerk ist. Aus dem Vorsaal treten wir in den Hauptsaal. Welche Pracht! Wie sind die Wände dieses Saales, die Mauerfluchten der Prokurazien herrlich gegliedert! Welch ein Meisterwerk der Frührenaissance sind die alten Prokurazien (von 1480 ff.) drüben auf der Seite des Uhr-

thurmes! Unten tieft sich der bogen- und pfeilerreiche Umgang, die stattliche Halle ein und weitet den fast unübersehbaren Raum noch mehr aus; dann das zweite und dritte Geschoß mit den schönen Verhältnissen, mit dem rhythmisch geordneten Heere von Säulen und Bogen. Die fröhliche, jubelnde Eurhythmie der alten Prokurazien ist so herrlich und mächtig, daß sie auch die gegenüberstehende Saalwand der neuen Prokurazien, des viel geringeren, schon mit Barockmotiven behafteten Baues von Scamozzi (1584), ja den schwachen und schweren unteren Verbindungsbau, den Napoleon I. (1810) aufführen ließ, wohlthuend beherrscht und ihre Fehler und Schwächen kaum mehr zum Bewußtsein kommen läßt. In dem von solcher Architektur umschlossenen Saal, dessen Estrich eben gegenwärtig vollends mit köstlichem Marmorteppich ausgelegt wird, ist nur Ein Riesengemälde angebracht, welches die eine Schmalwand ganz ausfüllt und in einen reich profilirten Rahmen gefaßt ist. Das ist die Façade von San Marco, deren Farben- und Goldglanz über den ganzen Raum hin erstrahlt. Und eine Uhr ist in diesem Saal aufgestellt, in reich dekorirtem Thurmgehäuse untergebracht; über die Plattform desselben ragt die große Glocke empor; zwei eherne Männer schlagen an ihr mit wuchtigen Hämmern die Viertelstunden und Stunden ab. Auch eine große Pyramide ist aufgestellt in diesem Saale, damit man an ihr, die den Plafond des Saales bei weitem nicht erreicht, abnehmen könne, wie hoch der Saal ist; das ist der Campanile von San Marco. Den Plafond des Festsaales aber bildet das blaue Firmament, und seine Eine Lampe ist die Sonne, welche seine Räume mit Strömen goldenen Glanzes anfüllt und mit tausend Lichtern und Schlagschatten die Formen seiner Architektur hervorhebt, erklärt und verklärt; oder aber an Tagen der Trauer ist er überdeckt mit grauem Wolkenteppich: dann liegt Schwermuth auf der ganzen Stadt und fröstelnd flüchtet der Mensch unter die gedeckten Wandelgänge; oder es breitet eine helle

heilige Mondnacht ihren mit Sternen bestickten dunkelblauen Mantel als herrliches Zeltdach über den Saal hin und übergießt ihn mit geisterhaftem Glast und läßt die Sterne oben mit den Lichtern unten um die Wette flimmern.

---

## LXXVII.

# Die Einführung der Reformation in Pfalz-Zweibrücken.

### III Religiös-sittliche Zustände in Pfalz-Zweibrücken nach Einführung der Reformation.

Sehen wir zuerst, welche Stellung das Volk zur neuen Lehre eingenommen hat. Wie anderwärts, so gab es auch im Herzogthum Zweibrücken Manche, welche anfangs die Neuerung freudig begrüßten. „Das Evangelium lebt in Vielen bei uns“, schreibt im Jahre 1526 der Prediger Thomae von Bergzabern; „von allen Seiten strömen die Bewohner der Umgegend zusammen“.[1]) Aber nur zu bald gewahrte er, warum Manche so gern die Verkündigung der neuen Lehre anhörten; kaum ein Jahr später klagt er seinem Freunde: „O wie theuer und selten ist das Kreuz der Geduld bei den Armen; sie glühen — und zwar nicht etwa nur an einem Orte — von arger Ungeduld über die drückenden Forderungen der Großen. Sie klagen über das allzu harte und unerträgliche Regiment der Obrigkeit. Sich selbst im Zaum halten und Christum in diesen Verfolgungen anerkennen, wollen sie nicht. Es scheint ihnen ungerecht, daß Gott so sehr zögere mit seiner rächenden Vergeltung, und

1) Thomae an Hubert, 12. Mai 1526. Gelbert 146.



daß er das alles dulden könne. Das fleischliche Reich Israel und das zeitliche Land Kanaan, das von Milch und Honig fließt, erwarten fast Alle bei uns".[1])

Man hoffte demnach, daß die neu ausgerufene evangelische Freiheit die socialen Verhältnisse umgestalten werde, und dies war auch die Ursache, warum gar Manche, die mit den damaligen Zuständen unzufrieden waren, anfangs der Neuerung zujubelten.

Andere, und in großer Anzahl, gelüsteten nach der Freiheit des Fleisches; deßhalb waren sie gern bereit, das „papistische Joch" abzuschütteln, weigerten sich jedoch, das „Joch Christi" auf sich zu nehmen.[2]) „Man achtet es gering", schreibt Schwebel, „daß ein fauler unnützer Bau niedergerissen werde, aber Mühe und Arbeit nimmt es, einen guten nützlichen Bau aufzurichten. Gehen nun allerlei böse und schädliche Mißbräuche ab in der Kirche, so sollte man billig gute und nützliche Gebräuche, die der Schrift gemäß sind, anstellen. Höchste und nothwendigste Sachen, die liegen uns etwa am wenigsten an, in dem wird Jedermann roh und fahrlässig. Die Fabelprediger hören auf, so achtet man Gottes Wort auch nicht; man hat einen Abscheu vor dem Greul in der Messe, so begehret auch Niemand ernstlich das heilige Sakrament des wahren Leibes und Blutes unsers Herrn Jesu Christi. Man hat fallen lassen Chrisam

---

1) Thomae an Hubert, 31. März 1527. Gelbert 148.

2) Am Ende seines Lebens mußte Butzer das betrübende Geständniß machen: „Der bei weitem größte Theil hat durch das Evangelium nur folgende Dinge gesucht: erstens wollten sie frei werden von der Tyrannei des Papstes und der Bischöfe. Sodann war es ihnen darum zu thun, das Joch jeglicher Disciplin, Buße und der ganzen im Papstthume noch vorhandenen Religion abzuwerfen, und einen Zustand herbeizuführen, in welchem sie Alles nach der Willkür und den Gelüsten ihres Fleisches thun und einrichten könnten." Bei Döllinger, Reformation 2, 54.

und Oel bei der Taufe, so wollte man gern die Kinder ungetauft lassen; deren, die ohne Andacht um Geld singen und bitten, werden weniger, so befleißet sich Niemand aus christlicher Liebe, daß er mit Andacht singe und bete. Man bedarf des müssiggehenden geistlichen Haufens nicht, so meinen Viele, man sollte auch keine Pfarrherren und Prediger haben, und sofort auch in andern Stücken". [1]) Eine ähnliche Sprache führten auch die Straßburger Prediger: „Des Papstes Joch wirft Jedermann leicht hin, wenig sind aber, die sich dem guten linden Joch Christi recht ergeben wollen". [2])

Dies erklärt uns die Gleichgültigkeit, den Widerwillen, die bei so Manchen dem ersten Eifer gar zu bald nachfolgten. Als das alte Gebäude niedergerissen war und das neue aufgeführt werden sollte, als Jeder darauf hingewiesen wurde, statt gegen die Pfaffen loszuziehen, an sich selbst zu arbeiten, da wurde die große Menge, die hie und da das neue Evangelium beifällig aufgenommen hatte, die in der Freiheit nur die Zuchtlosigkeit sah, alsobald mißmuthig und wankelmüthig, und kehrte den Predigern und ihrem „Evangelium" den Rücken. Zu diesen wankelmüthigen Neugläubigen zähle man nun auch noch die Katholiken, welche ihrem alten Glauben treu bleiben wollten, und die Klagen der Zweibrücker Reformatoren über Verachtung des „Evangeliums" werden uns dann gar nicht mehr befremden.

Gleich am Anfange der Regierung des Pfalzgrafen Ruprecht beklagte sich Schwebel in einer Zuschrift an den Landesherrn über die „große Undankbarkeit und Bosheit des

1) Schwebel: Teutsche Schriften 2, 103. Der Herausgeber setzt das Schriftstück, welchem diese Klagen entnommen sind, ins Jahr 1531; es gehört aber sicher einer späteren Zeit an, da darin die Rede ist von Michael Hilspacher, der erst gegen Ende 1532 oder anfangs 1533 als Schullehrer nach Zweibrücken kam.

2) Bericht aus der heil. Geschrift . . . durch die Prediger des heil. Evangeliums zu Straßburg — der Stat und Kirchen zu Münster in Westfalen. Straßburg 1534. Vorwort.

gemeinen Volkes gegen die geoffenbarten reinen Lehren des Evangeliums" (Teutsche Schriften 2, 33). „Dies beklagen wir alle", schreibt einige Jahre später der Hofprediger Glaser, „daß nur ganz wenige dem Evangelium folgen, daß ein großer Theil des Volkes dasselbe verachtet, daß sogar einige es verfolgen".[1]) „Sehr Viele in unserm Lande", berichtet seinerseits Nikolaus Thomae, nunmehr Pfarrer in Bergzabern, „hätten gern, daß die Wahrheit mit ihren Dienern und allen Pfaffen im Pfefferland wären".[2]) „Gar Manche", klagt er zwei Jahre später, „verachten Gottes Wort und dessen Lehrer".[3]) „Nur wenige gibt es", hatte schon früher Schwebel gejammert, „welche den Dienern am Wort die gebührende Ehrfurcht erweisen".[4])

In dieser Noth riefen die Prädikanten die weltliche Obrigkeit um Hülfe an: mit Zwang und Gewalt sollte dem Volke Ehrfurcht gegen das „verachtete Gottes Wort und dessen Lehrer" eingeflößt werden. Als zu Straßburg in den dreißiger Jahren fast Niemand mehr die neugläubigen Prediger anhören wollte, da ersuchten letztere den Magistrat, er möge doch die Bürger nöthigen, in die Predigt zu gehen. Der Rath hatte zwar einen solchen Zwang schon früher gegen arme katholische Klosterfrauen ausgeübt, doch weigerte er sich, dasselbe Verfahren den Bürgern gegenüber zu beobachten. Pfalzgraf Ruprecht dagegen zeigte größeren Eifer

---

1) Glaser an Pellikan, November 1536. Joannis Spicilegium 559: „Hoc querimur omnes, paucissimos obsequi evangelio; magnam partem plebis id contemnere; alios negligere, nonnullos etiam persequi. Hoc nisi a Christo praedictum esset futurum, valde angeret".

2) Thomae an Hubert, 9. Juni 1540. „Vellent veritatem cum ministris et omnibus pfaffis esse ultra mare". Gelbert 241.

3) Thomae an Hubert, 17. Dezember 1542. Gelbert 242.

4) Schwebel an Butzer, 21. September 1534. Zeitschr. f. Gesch. des Oberrheins 34, 232. „Desiderantur multis in locis sinceri Evangelii ministri et tamen pauci sunt, qui eis debitum exhibeant honorem".

für die „reine Lehre". Wie wir aus dem eigenen Munde der Straßburger Prädikanten erfahren haben, nöthigte er seine Unterthanen, die neugläubigen Prediger anzuhören. Der Kanzler Schorr hatte eindringlichst vor solchem Zwange in Glaubenssachen gewarnt; man würde damit, hatte er gesagt, nur Heuchler großziehen. Und in der That, einige Jahre später mußte der Prediger Thomae über „die Heuchelei und das Scheinchristenthum mancher Leute" Klage führen.[1])

Wie hätte aber unter solchen Verhältnissen eine Besserung der sittlichen Zustände stattfinden können? Wohl wäre, was die Sitten betrifft, am Anfang des 16. Jahrhunderts sowohl beim Klerus als beim Volke eine gründliche Erneuerung nothwendig gewesen. Das Sittenverderbniß ist nicht erst durch die religiöse Spaltung entstanden; „es war schon vorher da, und es war eine Hauptursache des Abfalls. Man gelüstete nach der Freiheit des Fleisches. Beicht und Fastengebot wurde als ein lästiges Joch empfunden, das man abzuwerfen sich bemühte. Die Generation, welche bestimmt war, die schwere Glaubensprobe abzulegen, war nicht in Gottesfurcht herangewachsen, sondern in Hoffart und Ueppigkeit".[2]) Da wäre nun gewiß Manches zu verbessern gewesen. Hat aber die Reformation diese sittliche Erneuerung zu Stande gebracht? Ein ehrlicher Protestant, der Straßburger Stadtschreiber Peter Butz, der doch die Lage kennen mußte, soll uns die Antwort geben. Man höre das Geständniß, das er gegen Ende 1528 in einer öffentlichen Rathssitzung abgelegt hat: „Nachdem eine gute Zeit lang das Wort Gottes klar und lauter in dieser Stadt gepredigt und durch viel Volk gehört worden, sind doch, Gott erbarms, wenig christliche Früchte gefolgt, sondern die Unterhaltung der Armen hat sich hoch gegen der vorigen gemin-

1) Thomae an Hubert, 9. Juni 1540. Gelbert 241.

2) K. Rothenhäusler: Der Untergang der katholischen Religion in Altwürttemberg. Leutkirch 1887. S. 59.

dert,[1]) daneben Ehebruch, Hurerei, Gotteslästerung, Wucher sammt andern wissentlichen und von Gott verbotenen Lastern öffentlich und ungescheut geübt werden, als es noch leider ungestraft geschieht".[2])

Die neue Lehre hatte also die sittlichen Zustände nicht gebessert; sie hatte dieselben noch verschlechtert. Ungeachtet aller Strafmandate seien die Laster „je länger je mehr eingerissen", erklärte der Straßburger Magistrat im Jahre 1529.[3]) Und auch die Straßburger Prediger konnten nicht umhin, im Jahre 1534 zu gestehen, daß es „immer ärger" werde.[4])

Ganz dieselben Klagen vernehmen wir aus dem Munde der Zweibrücker Reformatoren. „Eure Fürstliche Gnaden ist wohl wissend", schreibt Schwebel an Herzog Ruprecht, „wie viele Menschen es befremdet und ärgert, daß sich alle Bosheit überflüssig und unverschämt sehen läßt, darzu so viel schreckliche Plagen einfallen, bei unsern Zeiten, da sich Viele der Erkenntniß des Wortes Gottes rühmen, welches Etliche bewegt, Gott und sein Wort zu lästern, als ob die neue Lehre, wie sie es nennen, und die Veränderung des Gottesdienstes daran schuldig wären". Trostlos fügt er hinzu: „Weil Gott sein Wort bei unsern Zeiten so reichlich verkündigen läßt, wir aber immerdar ärger werden, ist zu besorgen, Gott werde es gar ausmachen, welches mit dem jüngsten Tag geschehen wird, der allen Zeichen nach nicht fern ist".[5])

---

1) Auch die Zweibrücker Prediger bezeugen in einer gemeinsamen Schrift vom Jahre 1539 eine Abnahme der Liebesthätigkeit: „Die Alten", erklären sie, „haben die Kirchen reichlich begabet, jetzunder erlöscht die Liebe, daß Wenige geben, und was gegeben ist, kommt in Abgang oder wird mißbraucht". Schwebels Teutsche Schriften 2, 348.

2) A. Baum: Magistrat und Reformation in Straßburg bis 1529. Straßburg 1887. S. 180.

3) Röhrich: Mittheilungen 1, 265.

4) Bericht . . . . an die Stadt Münster. Vorwort.

5) Teutsche Schriften 2, 34, 38. Der Herzoginwittwe Elisabeth

In ebenso düsterer Stimmung befand sich Schwebels Amtsbruder, der Pfarrer Thomae von Bergzabern. Im Jahre 1542 schrieb er seinem Freunde: „Alle Zustände weissagen uns nichts Gutes für die Zukunft, insbesondere der höchst verdorbene Zustand der Welt mit ihren unendlich vielen, wegen des unbeständigen Religionswesens in Deutschland unverträglichen Köpfen. Nirgends sind darin, es ist schrecklich zu sagen, wahre Früchte einer ernsten Reue und des Evangeliums sichtbar. Ich habe sehr oft schon mit großer Sehnsucht daran gedacht, mit den Meinigen auszuwandern, damit uns nicht begegne, was in den vergangenen Jahren die Völkerschaften der benachbarten deutschen Länder ertragen haben. . . . Alles scheint zu wanken und dem Verderben entgegenzueilen. Wir sollten unsere Zuflucht nehmen zum Gebet, dem letzten Heilmittel aller Uebel; aber das Volk, überall aufgebracht wegen des (durch mancher Fürsten Treulosigkeit) erlittenen Verlustes an Geld und Kriegsmannschaft, will nicht beten! Ja, es erfleht mit den Türken alles Uebel". [1])

„Auch die Geistlichen", schreibt Thomae in demselben Briefe, „sind nicht rein von Verbrechen und sind hie und da von Unzucht, Geiz, Ehebruch und Völlerei befleckt, geradeso heilig geachtet, wie einst im Papstthum".

Im „Papstthum" waren leider beim Ausbruch der kirchlichen Revolution die unwissenden und sittenlosen Geistlichen nur allzu zahlreich gewesen. Wohl gab es manche Bischöfe und Priester, die mit Eifer ihren hohen Hirtenpflichten nachzukommen strebten. [2]) Doch konnte der Augustinermönch Johannes Hofmeister mit Recht klagen: „Es sind leider Viele an solchem Hirtenamt, die ihrem Namen gar nicht oder doch sehr wenig nachkommen . . . Der frommen

---

schreibt er ebenfalls, „es beschwere ihn besonders, daß Viele Gottes Wort hören und so wenig Frucht bringen." ib., 2, 229.

1) Thomae an Hubert, 17. Dezember 1542. Gelbert 242, 243.

2) Vergl. Janssen, Bd. 1 (1887), S. 610.

Hirten sind zu wenig, der bösen aber nur zu viel. Man hat fürwahr nun eine lange Zeit der Kirche Gottes übel gewartet, man gebe gleich die Schuld, welchem man wolle. Ich sage, es ist unserer Sünden Schuld, die wir besserer Hirten nicht werth sind. Aber doch wehe und immer wehe allen denen, die mit solchen unnützen und sehr schädlichen Hirten die Gemein Gottes beladen. Wären die Kirchen mit gelehrten und frommen Seelsorgern versehen gewesen, wir würden jetzund nicht einen solchen Jammer in unserer Kirche haben" (Predig über die suntäglichen Evangelien 85 b, 86 b).

In der That, wären an der Spitze der Pfarreien mehr pflichteifrige Seelsorger gestanden, es wäre dann von Seiten des Volkes der Einführung der Reformation ein viel größerer Widerstand entgegengesetzt worden. Wenn aber gar manche Pfarrer, die berufenen Führer des Volkes, der Neuerung freiwillig sich anschlossen oder, um des lieben Brodes willen, allen Anordnungen der weltlichen Obrigkeit unterthänigst sich fügten, wie hätte man dann von den einfachen Gläubigen eine größere Standhaftigkeit erwarten können?

Auch im Herzogthum Zweibrücken gab es gar manche Pfarrer, die den Willen oder den Muth nicht hatten, die Gläubigen vor der Neuerung zu warnen. Es werden wohl einige standhaft gewesen sein und lieber ihre Stelle aufgegeben haben, als der Kirche untreu zu werden; die meisten jedoch scheinen die neue Kirchenordnung ohne Widerstand angenommen zu haben. Es gab eben unter dem damaligen Pfarrklerus nur zu viele charakterlose Männer, denen es ganz gleichgültig war, ob sie katholischen oder protestantischen Gottesdienst hielten, wenn sie nur dabei etwas Geld verdienen konnten. „Es sind leider", klagt Hofmeister, „der mehrertheil Miethling und Taglöhner, die nichts als ihre Nahrung bei den Schäflein suchen. Also ist jetzund das christliche Priesterthum und der Kirchendienst nichts Anderes denn ein Handwerk, womit man sich ernährt, und ein Gewerb, womit man reich wird" (Predig 87 a). Gab es doch damals

Geistliche, die zu gleicher Zeit, je nach dem Befehl ihrer Herrschaften, den Kirchendienst katholisch oder protestantisch versahen!

Bei der Kirchenvisitation im Oberamte Lichtenberg fand sich im Jahre 1538, wie schon früher erwähnt worden, noch ein Pfarrer, der Messe las. Als ihm befohlen wurde, sich nach der Landesreligion zu halten, gab er zur Antwort: „er habe vielerlei Leute in seiner Pfarre wohnen, Nassauische, Obersteinische, Junkerische und andere. Er wisse sich also nicht zu richten ohne Nachtheil. Bat um acht Tage Bedenkzeit“.[1]) Es wird nicht erzählt, zu was sich der schwache Mann endlich entschlossen habe; es ist aber leicht möglich, daß er, wie andere Geistliche, die Grenzpfarreien zu versehen hatten,[2]) in dem zweibrückischen Dorfe sich an die neue Kirchenordnung hielt, während er in den Filialorten, die noch unter katholischer Herrschaft standen, fortfuhr Messe zu lesen.

Nebst diesen charakterlosen Geistlichen gab es noch andere, die schon längst im Concubinat gelebt hatten, und die deßhalb mit Freuden eine Lehre ergriffen, welche, wie Janssen sagt, „die Theorie zu ihrer lang geübten Praxis darbot“. Daß aber solche Seelsorger der neuen Kirche nicht

---

1) Stoff für den künftigen Verfasser einer pfalz=zweibrückischen Kirchengeschichte. 2, 6.

2) Vergl. A. Nebe: Zur Geschichte der evangelischen Kirche Nassaus. 1863. 1, 32; W. Schmitz: Das kirchliche Leben und die Reformation in den Nassau=Saarbrückischen Landen im XVI. Jahrhundert. Saarbrücken 1868. S. 71. — In dem Bericht über eine Kirchenvisitation in Kurpfalz, vom Jahre 1556, heißt es von den Pfarrern des Heidelberger Amtes: „haben ihre Kirchen groß geergert mit ihrer unbestendigkeit, das sie immer zweymal zu dem bapstumb und zu dem evangelio getretten den menschen zu gefallen, und ihrer viel sind die da solche unbestendigkeit nochmals für keine sünd erkennen, sonder gleich recht und wol gehandelt zu haben vermeinen“. C. Schmidt: Der Antheil der Straßburger an der Reformation in Churpfalz. Straßburg 1856. S. 17.

zur Ehre gereichten, ist leicht begreiflich. Sie waren denn auch, trotz der angenommenen Reformation, ebenso wenig geachtet, „als einst im Papstthum“. Statt die Religion zu wechseln, hätten sie vor Allem ihr Leben ändern sollen; dann würde Thomae nicht nöthig gehabt haben, zu klagen, daß „manche Diener am Wort, besonders in Bezug auf die Sitten, der Reformation bedürfen“.[1])

Es wird uns nun nicht wundern, wenn die Straßburger Theologen ihre Unzufriedenheit darüber kund gaben, daß die Kirchengemeinden in Pfalz-Zweibrücken „mit sehr wenig geeigneten Dienern versehen seien“.[2]) Manche dieser pflichtvergessenen Seelsorger beeilten sich zwar, dem Wunsche der Straßburger nachzukommen und sich zu verheirathen. In seiner schon früher angeführten Beschwerdeschrift vom 9. April 1535 erwähnt der Metzer Generalvikar sechs solcher Geistlichen, die in den Ehestand getreten. Man würde jedoch irren, wollte man glauben, diese gelübdbrüchigen Geistlichen hätten nach ihrer vermeintlichen Verehelichung dem Volke weniger Anlaß zum Aergerniß geboten. Einer der heiraths-lustigen Priester, über den der Generalvikar von Metz sich beschwerte, war Matthias, Pfarrer von Hornbach. Es ist wohl derselbe Mann, über den Thomae am 17. Dez. 1542 seinem Freunde Hubert schreibt: „Matthias ist von uns unter großem Aergerniß der ganzen Gemeinde hinweggezogen. Er trug mit den Seinigen ein solches Gepränge zur Schau, daß wir Alle es feierlich abgeleugnet hätten, daß eine einzige Bestie (von Weib) so viel vermöge, einen gottgeweihten Mann so jämmerlich umzuwandeln“ (Gelbert 243). Thomae weiß von einer andern „Bestie“ zu berichten, die sich nicht scheute, ihren „gottgeweihten“ Eheherrn schändlich zu bestehlen. Es war dies die zweite Frau des evangelischen Pfarrers Scholl zu Otterbach, „ein unverschämt liederliches

1) Thomae an Schwebel, 23. November 1538. Gelbert 227.
2) Thomae an Hubert, 7. Januar 1534. Gelbert 215.



Weib", welches den armen Pfarrer „sitzen" ließ, um mit den silbernen Bechern und allem vorräthigen Gelde davonzulaufen. „Niemand kennt den Betrag", erzählt Thomae, „denn der Mann bemüht sich gar sehr, den Diebstahl zu verheimlichen, weil Jedermann sich freut, daß es also gekommen ist. Die Bestie ist zu Speyer und zieht den Pfarrer vor Gericht wegen öffentlicher Einsegnung der längst unter ihnen geschlossenen und zudem mit Brief und Siegel bestätigten Ehe".[1]) Dennoch nahm schon einige Wochen später Pfarrer Scholl „eine neue Bestie als Dienerin an", trotz allem Abrathen seines Freundes Thomae.[2])

Auch Thomae's Amtsbruder, der Bergzaberner Pfarrer Peter Hescher, scheint kein erbauliches Leben geführt zu haben. Obschon der Neuerung zugethan, hatte er doch, wie schon früher erwähnt worden, längere Zeit hindurch fortgefahren, Messe zu lesen. Erst im Jahre 1532 führte er in seiner Pfarrei die neue Abendmahlsfeier ein. Was half es aber, die religiösen Gebräuche zu reformiren, wenn die Geistlichen selber mit gutem Beispiele dem Volke nicht vorangingen? „Ohne Zweifel könntet ihr Straßburger", schreibt Thomae an Hubert den 7. Januar 1534, „mehr auf unsern Pfarrer einwirken als viele andere, wenn er mit Ernst an seine Pflicht als Bischof und an die Größe des Anstosses und der Schmähungen der Nachbarn und Anderer erinnert würde. Aber er ist unbeständig und ohne Ausdauer; auf seinen Geldsack, mag das Loos fallen, wie es will, verläßt er sich in jeder Gefahr".[3])

---

1) Thomae an Hubert, 11. November 1538. Gelbert 236.

2) Thomae an Hubert, 11. März 1539. Gelbert 236.

3) Gelbert 216. Nach Gelbert 237 hätte Thomae sein strenges Urtheil über Hescher später durch folgende Worte berichtigt: „Unser Pfarrer P. Hescher ist gestorben, nachdem er in seiner langwierigen Schwachheit sich mit tiefster Ergebenheit seinem Gott geheiligt". Thomae an Hubert, 30. Juli 1539. Allein Thomae, wie Jedermann einsieht, „berichtigt" hier gar nichts.

Selbst Schwebel, der Reformator von Zweibrücken, gab Anlaß zu bittern Klagen. Zu Anfang des Jahres 1534 hatte er an Thomae geschrieben, er könne sich nicht damit beschäftigen, den Gemeinden tüchtige Pfarrer zu verschaffen, „da ihm nur die Sorge für eine einzige Gemeinde anvertraut sei". Dazu bemerkt nun Thomae: „Wenn er nicht erfolgreicher das Evangelium bei den Unsern fördern will, so wünschte ich doch, daß er es auch nicht durch seinen unersättlichen, eines Bischofs unwürdigen Geiz schädige, woran die Unsrigen so großen Anstoß nehmen, daß sie nicht nur die Diener am Wort, sondern auch seine (Schwebel's) sonst frommen und erträglichen Artikel (die 12 Artikel der neuen Kirchenordnung) nicht wenig hassen, obgleich die Unsrigen es sorgfältigst verhehlen, um Skandal zu verhüten. Seine eigenen Leute aus Zweibrücken äußerten, als sie neulich Wein von hier abholten, öffentlich, er sei ein nichtswürdiger Mensch, er fordere mit (ich weiß nicht welcher) Gewaltthätigkeit den Rübenzehnten, den er früher verschmäht habe, ein. Eben dasselbe deutete Schorr (der Kanzler) jedoch nur dunkel in diesen Tagen in unserm Schloß beim Nachtische an, in Gegenwart eines meiner Verwandten. Ich habe ihm deßhalb, und zwar derb geschrieben, daß er die Seinigen ernst zu Rede stellen und auf jede Weise abhalten möge, je derartige Dinge den Unsrigen zu hinterbringen, was nur zur Untergrabung der Würde des göttlichen Wortes gereichen könne. Dies und Anderes der Art bewirkt, daß alle Welt lau ist, was mich unsäglich schmerzt".[1])

---

1) Thomae an Hubert, 7. Januar 1534. Gelbert 215. Später, nach dem Hinscheiden Schwebel's, urtheilt Thomae viel günstiger über den verstorbenen Reformator: „Es freuen sich sehr Viele, daß der überaus fromme und milde Schwebel abgeschieden ist; aber wir werden sehen, welch einen Vater und Erhalter und Förderer der Kirche bei Hofe wir verloren haben. Wem, ich beschwöre dich, sollen wir nun die Gebrechen unserer Kirchen kund

„Ich beschwöre dich", fügt Thomae hinzu (Gelbert 216), „wer möchte Mitgeistlicher zu sein wünschen unter solchen Verhältnissen!" Thomae hatte nämlich gerade zu dieser Zeit dem Kirchendienst entsagt, um sich nur noch der Bergzaberner Lateinschule zu widmen.[1]) Nicht nur das Benehmen mancher Prediger, auch das Verhalten des Volkes hatte ihn mit Mißmuth erfüllt. „Ich sage dir in Wahrheit", schreibt Thomae in dem soeben angeführten Briefe, „wenn Niemand Anstoß daran nähme, so würde ich nie mehr zum Predigeramt zurückzukehren wünschen, und wenn ich gleich des Apostels Pauli Geist hätte, so undankbar und unter sich in unendliche Meinungsverschiedenheiten zerrissen ist das Volk allerwärts" (Gelbert 214).

Wie hätte aber das Volk im Glauben einig sein können, da die Prediger selbst in verschiedene Parteien getrennt waren? „Ich bitte dich, mein lieber Bruder," schrieb Schwebel an einen Geistlichen, den er von allen Sondermeinungen abhalten wollte, „ich bitte dich, wie können die Verkünder des Evangeliums Andere je zur Eintracht im Glauben bringen, wenn sie selbst untereinander nicht einig sind"?[2])

Eine solche Uneinigkeit war aber, wie anderwärts, auch in Pfalz-Zweibrücken vorhanden. Auch hier gab es Zwinglianer und Lutheraner. Glaser, der Erzieher des Prinzen

---

geben? Es wird keiner da sein, der aufrichtig irgend eine Sache förderlich vertritt". Thomae an Hubert, 9. Juni 1540. Gelbert 241.

1) Bald nachher übernahm Thomae wieder das Predigeramt, während die Leitung der Schule einem Lehrer Namens Valentin Brentius übertragen wurde. Ueber des letzteren Thätigkeit schreibt Thomae am 1. Novbr 1539: „Unsere Schule ist in der ganzen Umgegend in tiefste Mißachtung gerathen durch die pestilenzialische Nachlässigkeit des Lehrers" (Gelbert 239). Dieser Lehrer wurde im Jahre 1542 als Pfarrer nach Kleeburg berufen. Er wird wohl der Pfarrei mit demselben Eifer wie der Schule vorgestanden sein.

2) Schwebel an einen Prediger, 24. Sept. 1532. Centuria 165.

Wolfgang, war der lutherischen Lehre ergeben; deshalb klagt er auch in einem Briefe an seinen ebenfalls lutherisch gesinnten Freund Nicolaus Gerbel zu Straßburg: „Eines mißfällt mir und wird noch, wie ich fürchte, große Verwirrung anrichten, obschon der Fürst bestrebt ist, Vorsorge zu treffen: die Uneinigkeit der Prediger in Betreff des Abendmahls. So sind in dem Städtchen Meissenheim zwei Prediger, der eine ein Lutheraner, wie sie ihn nennen, der andere ein Zwinglianer, dem man mehr zugeneigt ist als dem Lutheraner, weil er etwas beredter, vielleicht auch gelehrter ist." [1])

Zu den Zwinglianern gehörte vor Allem der schon öfters angeführte Prediger von Bergzabern, Nicolaus Thomae. „Wir freuen uns über die Maßen," schrieb er an Hubert zur Zeit, wo Wittenberg und die Schweiz sich einander bekämpften, „daß auf Luther's Büchlein, welches von Teufeln strotzt, geantwortet wurde. Ich sage es nur dir allein, ich glaube, Luther sei wie ein Satan vom Himmel herabgefallen und werde völlig von Furien aufgestachelt. Der allbarmherzige und allmächtige Gott gebe, daß er sobald als möglich wieder zur Besinnung komme, damit nicht durch seinen gehässigen Ungestüm und falsche Ueberredung die Fürsten getäuscht werden und wir allerwärts eine viel unmenschlichere Verfolgung, als wir sie in den vergangenen Jahren sahen, erfahren." [2]) „Wir alle fast sind überzeugt," erklärt er in einem andern Brief, „daß die Lutheraner bezüglich des Abendmahls unrichtig lehren." [3])

Schwebel sprach sich weniger entschieden aus. Er war, wie Butzer, ein Vermittelungsmann, und bemühte sich, die Gegensätze zwischen beiden Parteien abzuschwächen, um eine gewisse Einigkeit herbeizuführen. Auch Thomae, obgleich

---

1) Glaser an Gerbel, 21. Juni 1533. Der ganze Brief ist abgedruckt bei J. Heilbrunner, Verantwortung des Pfalzgrafen Wolfgangs Bekenntniß. Lauingen 1604. S. 182.

2) Thomae an Hubert, 13. Sept. 1527. Gelbert 188.

3) Thomae an Hubert, 28. Januar 1529. Gelbert 191.

eifriger Zwinglianer, wünschte eine solche Eintracht. „O, daß doch bei den Dienern des Wortes“, ruft er einmal aus, „nichts höher geachtet wäre als Einigkeit in den Glaubenslehren!“ [1]) Diese Einigkeit glaubte man im Jahre 1536 durch die Wittenberger Concordie erreicht zu haben. Doch stellte sich bald heraus, daß die vielgepriesene Eintracht nur auf dem Papiere sich vorfand. „Was sollen wir Arme wagen und unternehmen“, klagten einige Zweibrücker Prediger im Jahre 1538, „während bis jetzt noch unsere Führer in den wichtigsten Artikeln des Glaubens uneinig sind?“ [2]) Der Riß wurde noch erweitert, als im Jahre 1544 Luther sein „kurzes Bekenntniß vom Abendmahl“ veröffentlichte, worin er Zwingli und Oecolampad als „Seelenmörder“ und „Ketzer“ aufs heftigste angriff. „Solche heftige und herbe Schriften,“ schrieb damals Thomae, „schrecken Viele ab und erregen unheilbares Aergerniß. Wozu haben wir so viel Rühmens gemacht von unserer Eintracht und Einigkeit, da nun hier klar vorliegt, daß fast in tausend Jahren die Gelehrten nie mehr auseinandergingen in ihren Ansichten und nie verbitterter sich gegenseitig bekämpften?“ [3])

Die Uneinigkeit im neugläubigen Lager „schreckte Viele ab“ und führte Manche wieder zur wahren Kirche zurück. Auch ein Zweibrücker Geistlicher, Leonhard Aquila, Pfarrer zu Barbelroth, that diesen Schritt. Er hatte, wie manche andere Geistliche, der Neuerung sich angeschlossen und war in den Ehestand getreten. Doch wurde er bald durch die Ermahnungen eines katholischen Pfarrers des nahegelegenen Billigheim in Kurpfalz zu besseren Gesinnungen zurückgeführt. „Der alte Pfarrer zu Barbelroth“, berichtet Thomae im Jahre 1538, „ist durch den Dekan zu Billigheim, [4]) der die

1) Thomae an Hubert, 28. Januar 1529. Gelbert 192.

2) Thomae an Hubert, 11. November 1538. Gelbert 225.

3) Thomae an Hubert, 16. Januar 1545. Gelbert 280.

4) Dieser Dekan von Billigheim war der Kirche treu ergeben. Als im Jahre 1546 der Oberamtmann von Germersheim ihm befahl,

Schriften Witzels verschlingt, so sehr verführt worden, daß er vor acht Tagen in unserer Gegenwart seine rechtmäßige Ehefrau und seine rechtmäßigen Kinder abschwur. Ich hatte mit ihm einen so heftigen Streit, daß wir fast mit den Fäusten aneinander gerathen wären. In arger Verblendung sagte er uns ins Angesicht, durch den Aussatz Luther's sei ganz Deutschland und das ganze Staatswesen angesteckt worden. Oeffentlich warnte er in seinen Predigten die Thierbacher (Filialort von Barbelroth), daß sie sich hüten sollten vor der lutherischen und wiedertäuferischen Trügerei." [1])

Solche Pfarrer, die den Muth hatten, die Gläubigen vor der Neuerung zu warnen, waren jedoch nicht zahlreich genug; gar manche fügten sich dem Befehl der herzoglichen Regierung und predigten dem Volke die neue Lehre. Um eine gewissenhafte Amtsführung, um die sittliche Erneuerung der Gemeinden bekümmerten sich aber solche Miethlinge äußerst wenig. „Manche unserer Pfarrer", klagt Thomae, „sind wundersam nachlässig, so daß sie, wenn sie auch noch so viele Muße haben, außer den aus Luthers und Corvins Postillen entnommenen sehr weisen Auszügen sonst gar nichts lesen". Thomae ist der Ansicht, es sollte „jeder Pfarrer wöchentlich einmal ein Kapitel der Bibel lesen und dasselbe nach seinen Geistesgaben und seinem Urtheil erläutern, auf daß daraus der darauf verwendete Fleiß ersichtlich würde. Ich glaube, wenn wir nicht auf diese oder eine bessere Weise

---

die lateinische Messe abzustellen, gab er folgende sehr bezeichnende Antwort: „Man möge ihn in seinem alten christlichen Glauben verharren lassen, da ja in der Pfalz und anderwärts sogar die Juden in ihrem Unglauben geduldet würden". Thomae an Hubert, 29. April 1546. Gelbert 285.

1) Thomae an Hubert, 30. Juni 1538. Gelbert 235. Der muthige Pfarrer wurde ohne Zweifel alsobald entlassen. Denn schon im Jahre 1539 wird ein anderer, Namens Stelzer, als Pfarrer zu Barbelroth genannt.

das Lesen der heiligen Bibel fördern, so wird die ganze heilige Schrift uns völlig unbekannt bleiben." [1])

Kein Wunder, daß unter solch „wundersam nachlässigen" Geistlichen, die „nicht rein von Verbrechen und hie und da von Unzucht, Geiz, Ehebruch und Völlerei befleckt" waren, kein Wunder, daß unter diesen „sehr wenig geeigneten" Predigern und bei der allgemeinen kirchlichen Verwirrung die religiös-sittlichen Zustände in Pfalz-Zweibrücken sich äußerst trostlos gestalteten. In demselben Briefe, worin Thomae über die Nachlässigkeit mancher Pfarrer sich beschwert, bricht er auch in folgende Klage aus: „An dem Strafgerichte des Herrn, das schnell eintreten wird, zweifle ich weniger als jemals. Unser Zeitalter ist ein höchst verderbtes; der Herr wird's kaum länger dulden . . . Ich wünschte bei Gott mit den Meinigen jetzt im Grabe zu ruhen" (Gelbert 237, 238).

Nicht bloß Thomae, auch fremde Geistliche, die in's Land kamen, bezeugen uns, daß die Lage eine sehr traurige war. Im Jahre 1543 war ein englischer Flüchtling, Michael Coverdale, als Lehrer an der Bergzaberner Lateinschule angestellt worden. Den 24. Dezember desselben Jahres schrieb er nach Straßburg an Hubert, dessen Eltern noch in Bergzabern lebten: „Ich fand leider die Kirchen hier und in der Umgegend in einem höchst erbärmlichen, klagenswerthen Zustand. Die Fürsten scheinen allzu nachsichtig zu sein, die schrecklichsten Parteiungen sich zu bilden und die Hirten der Heerde ihr üppiges Wesen fortzutreiben. O, wärest du selbst, wie auch dein durch Gottes Gnade noch lebender Vater so sehnlich wünscht, nur zwei Tage bei uns, denn ich hätte dir Vieles im Vertrauen mitzutheilen" (Gelbert 276).

So lagen also die Verhältnisse im Herzogthum Zwei-

1) Thomae an Hubert, 1. November 1539. Gelbert 237.



brücken, nachdem die neue Lehre schon mehrere Jahre hindurch gepredigt worden war: die Kirchen befanden sich in einem „höchst erbärmlichen, beklagenswerthen Zustande". Obschon Gott sein Wort bei unsern Zeiten so reichlich verkünden läßt, hatte Schwebel geklagt, so werden wir doch „immer ärger". Die Zunahme aller Laster hatte in ihm den Glauben wachgerufen, daß „der jüngste Tag nicht mehr fern sei". Auch in den Augen Thomae's schien „alles zu wanken und dem Verderben entgegenzueilen". Nirgends konnte der enttäuschte Mann „wahre Früchte des Evangeliums" erblicken; er wünschte deßhalb „mit den Seinigen im Grabe zu ruhen".

Sollen wir nun auch noch zum Schlusse auf die Beweiskraft der angeführten Klagen aufmerksam machen? Wohl wissen wir, wie man protestantischerseits derartige Klagen abzuschwächen sucht. „Sie seien nur", sagt man, „ein Zeugniß für die hochgeschraubten Erwartungen und Anforderungen, welche die Reformatoren an ihre Zeitgenossen stellten".[1]) Man beachte jedoch, daß diese Klagen von Männern kommen, welche das stärkste Interesse und die mächtigste Versuchung hatten, die Dinge in ein günstigeres Licht zu stellen, und den wahren Zustand sowohl vor sich selber als als vor andern, und vor allem vor den Gegnern der neuen Kirche zu verbergen. „Denn das Bitterste", wie Döllinger (Reformation 2, 693) richtig bemerkt, „was Menschen, die ihr ganzes Leben, ihre ungetheilte Thätigkeit einem Werke gewidmet, widerfahren kann, ist wohl dieß, daß man zuletzt über das, was zu dieser gesammelten Thätigkeit als Zweck zum Mittel sich verhält, ein wegwerfendes Urtheil zu fällen nicht umhin kann. Und in dieser Lage befanden sich die Reformatoren und ihre nächsten Nachfolger . . . . Es war also augenscheinlich das Gefühl der äußersten Noth, was solche Klagen, solche Geständnisse erpreßte."

---

1) So A. Baum: Magistrat und Reformation in Straßburg. S. 181.

Es bleibt darum wahr, auch in Bezug auf Pfalz=Zweibrücken, was der deutsche Uebersetzer der lateinischen Predigten Hofmeister's, der Weihbischof Leonhard Haller von Eichstätt, kurz und bündig ausgesprochen: „Deformirung hat gefolgt der neuen Reformirung".[1])

N. Paulus.

---

## LXXVIII.

## K. Baumeister's „Gründung der Gesellschaft Jesu".

Nur selten gewähren die Kunstausstellungen Münchens den Genuß eines befriedigenden Werkes der christlichen Malerei. Dieser Thatsache mögen verschiedene Ursachen zu Grunde liegen, deren Untersuchung uns nicht näher berührt, den nahe liegenden, aber keineswegs berechtigten Schluß möchten wir indessen zurückweisen, als lasse sich von einer modernen religiösen Malerei überhaupt nicht mehr sprechen. Diese findet allerdings nicht mehr jene mächtige Förderung und Unterstützung, welcher sie sich noch vor wenigen Jahrzehnten zu erfreuen hatte, allein nichtsdestoweniger ist ein Gang in die Ateliers unserer religiösen Künstler immer noch lohnend und genußreich.

Die vorliegenden Zeilen beschäftigen sich nur mit einem dieser Maler und greifen aus der stolzen Perlenreihe seiner geschaffenen Werke nur eines heraus, welches unsere Ueber=

---

1) Predig über die suntäglichen Evangelien. Bl. 138 b. (Der zweite Theil der deutschen Postille ist, dem Wortlaute nach, nicht mehr von Hofmeister. Von einem allzufrühen Tode hinweggerafft (1547), hatte der berühmte Prediger den deutschen Text nur bis zur Pfingstpredigt fertig stellen können.)

schrift kennzeichnet. Es ist keineswegs das jüngst geborene Kind der Baumeister'schen Muse, noch bezeichnet es den Höhepunkt des künstlerischen Schaffens dieses Meisters, dennoch wählen wir dasselbe, weil für die Gegenwart vielleicht von einigem Interesse, weil wir ferner Gelegenheit hatten, nicht bloß das vollendete Werk zu betrachten, sondern die noch unbestimmt hingeworfene Idee des Künstlers, welche nur allmählich bestimmtere Formen annimmt, langsam zur vollen Reife fortschreitet, zu verfolgen. [1])

Es läßt sich wohl an diesem einen Beispiele, welches durch zahlreiche Nachbildungen [2]) bekannt ist, der Beweis erbringen, daß auch die religiöse Kunst ein liebevolles Eingehen in das Studium der Natur wohl erlaubt, vorausgesetzt nämlich daß letzteres nur ein Mittel zum Zwecke bleibt, indem der Künstler von den Formen der realen Erscheinung ausgeht, dieselben in idealer Weise zu veredeln sucht und ihnen jenen Odem einzuhauchen versteht, welcher den nur schwer zu definirenden Duft des religiös erbauenden Kunstwerkes bildet.

Als dem Künstler die schöne, aber keineswegs leichte Aufgabe gestellt wurde, ein Bild der Gründung der Gesellschaft Jesu zu entwerfen, schwankte er wohl lange. Die symbolische Behandlung dieses Gegenstandes hatte ihre Vorzüge. Sie verlangte nur wenige, ja nur eine Figur, zudem blieb der Phantasie des Künstlers das weite Feld sinnbildlicher Hinweise offen, pflegt er doch dieses mit lohnendem Eifer und hingebender Liebe, erinnern wir nur an seinen Erdenpilger, Fels Petri ꝛc. Wirklich sind zwei sorgfältig ausgeführte Zeichnungen Zeugen solcher Versuche. Ignatius steht gegürtet mit dem Reisestabe, in der Rechten die Bestätig-

---

1) In einem späteren Artikel werden wir das gesammte übrige Schaffen des Künstlers in seinen namhaftesten Werken in Betrachtung ziehen.

2) Photographische Reproduktion von F. Hanfstängl in München. Xylographische Vervielfältigung im „Deutschen Hausschatz“ 1878.

ungsurkunde seiner Gründung auf die Brust drückend. Sein ernster Blick richtet sich nach dem in grimmiger Wuth flüchtenden Wolfe des Vordergrundes. Die Schafheerde in der umfriedeten Hürde sucht ihrem Hirten zu folgen. Noch deutlicher ist die zweite Skizze: der nämliche Hirt trägt ein Lamm auf dem Arme, ihm folgt muthig die blöckende Schaar der Schafe, da ihr Feind ohnmächtig geworden, in rasender Wuth enteilt. Der Freund symbolischer Darstellungen wird bedauern, daß diese Entwürfe nicht ihre Uebersetzung auf Leinwand fanden, allein der Historienmaler drängte zu einem einfachern, nicht minder deutlichen Sujet.

Auf dem Wege zur historischen Auffassung blickte der Künstler noch einmal nach seinem geliebten Lande der Symbolik. Eine Bleistiftskizze führt uns in das Studirzimmer des ritterlichen Jünglings Inigo von Loyola. Seine Rechte ist nach dem Kreuze hinweisend ausgestreckt, der linke Arm umfaßt den thatkräftigen, nach Ruhm und Auszeichnung strebenden Franz Xaver. Die eindringende Morgensonne beleuchtet die Scene, in welcher es dem Gründer der Gesellschaft Jesu gelingt, den Repräsentanten der segensvollen Missionsthätigkeit für seine heiligen Pläne zu gewinnen. Allein auch dieser Gedanke kam über den einfachen Entwurf nicht hinaus.

Endlich blieb der Maler, nach diesen dreifachen Versuchen, bei der rein historischen Auffassung stehen. Er gedenkt des 15. August 1534, führt uns in die Krypta der Kirche auf dem Montmartre zu Paris, hier erblicken wir Ignatius mit seinen sechs ersten Gefährten, die er gesammelt hat. Der Savoyarde Peter Faber, der einzige Priester der jugendlichen Schaar, steht im Ornate am Altare, gegen die Begleiter gewendet, in der Rechten die hl. Hostie über der Patene. Auf der Altarstufe liegt die unterzeichnete Eidesformel. Von diesem Gedanken trennt sich der Künstler nicht mehr, allein die Composition erlitt noch mannigfache Modifikationen.

Die Sechszahl der Gefährten legte es nahe, dieselben in zwei symmetrische Gruppen auf die beiden Seiten des

Altares zu vertheilen. Wirklich zeigen zwei Federzeichnungen diese Idee. Der Priester wendet sich zu Ignatius, welcher auf die Schwurformel hinweist, ihm gegenüber mit gefalteten Händen Franz Xaver, rechts und links je zwei fernere Begleiter. Diese Composition, rein künstlerisch nach dem Gesetze gefälliger Gruppenbildung betrachtet, muß als schön bezeichnet werden. Die Dreizahl der Figuren auf beiden Seiten, in genau abgemessener symmetrischer Anordnung, überragt von der Gestalt des Priesters, bekrönt vom Kreuze über dem Tabernakel, bedingt in ihrer pyramidalen Anordnung ein reiches Spiel sich kreuzender und ineinander fließender Linien, läßt ferner jede einzelne Figur frei hervortreten und bietet dem Maler in der Behandlung der faltenreichen Mäntel treffliche Gelegenheit, sein Können zu verwerthen. Dennoch beließ der Künstler beide Entwürfe seiner Skizzenmappe. Es drängte ihn vor allem, die Person des Heerführers der kampfbereiten Schaar recht deutlich und markant hervortreten zu lassen. Diesem Bestreben mußten, wohl nicht ohne Ueberwindung, die beiden Gruppen geopfert werden. Baumeister stellte Ignatius an die Spitze seines glaubensstarken Gefolges und diese Neuerung änderte die ganze Composition.

Der Altar bildet nicht mehr den Hintergrund der ganzen Scene, sondern nimmt die rechte Seite der Darstellung ein. Faber erscheint nicht mehr en face, sondern im Dreiviertelprofil. Ignatius an der Spitze seiner Gefährten ist in dieser neuen Composition mehr dem Beschauer zugewendet. Allein eine Schwierigkeit blieb dem Künstler noch zu lösen: die gefällige Gruppirung der Männerschaar vor dem Altare. Die stehende Figur Fabers verlangt ein Gegengewicht. Wir erblicken daher dieser gegenüber Franz Xaver, mit der Linken die Eidesformel auf die Brust drückend, die Rechte erwartungsvoll nach dem Lebensbrode ausgestreckt, um ihn die vier Freunde zur malerisch wirkungsvollen Gruppe vereinigt. Damit hat der Künstler wohl das ihm vorschwebende Ziel erreicht, diese Skizze wird maßgebend bleiben! Eine vom Haupte Faber's

gezogene Linie senkt sich nach dem knieenden, die Hände aus-breitenden heiligen Ignatius, steigt in sanfter Schwingung wieder auf zum Haupte des heiligen Franz Xaver. Vielleicht lassen sich die Affekte innigen Glaubens, glühender Opferliebe, sehnsuchtvollen Verlangens in dramatischer Lebendigkeit dar-stellen? Eine zweite Skizze behandelt diese Idee. Faber hält die heilige Hostie hoch über der Patene, mit schwörend erhobenen Händen kniet Ignatius, Franz Xaver breitet voll Verlangen seine Hände aus. Zwischen den Blindbogen des Hintergrundes malte der Künstler zwei Reliefs: Geburt und Verspottung Christi. Sie sollten bedeutsam auf die Wichtig-keit der Darstellung und die Zukunft der Miliz Christi hin-weisen.

Dennoch wanderten beide sorgfältig ausgeführten Feder-zeichnungen zu den fünf bereits genannten Versuchen des Künstlers in die Studienmappe. Wäre das erste Princip des Kunstwerkes nicht die Versinnlichung der Wahrheit und könnte auf einem andern als diesem Fundamente von Schön-heit gesprochen werden, so dürfte man das Vorgehen des Künstlers bedauern; lebendiger, abwechslungsreicher und zarter wird er die ganze Composition nicht mehr aufbauen. Wohl fühlte Baumeister dieses viel mehr als jeder, der seine Vor-arbeiten studirt. Allein erscheint es der Wahrheit entsprechend, Personen vor dem Allerheiligsten stehend darzustellen? Wohl hätte Baumeister sich auf Präcedenzfälle berühmter Meister der Renaissance und der Gegenwart berufen können. Mit Recht hat er dies nicht gethan: der Glaube gibt hier die zu befolgende Norm, Künstlerlicenzen gelten nicht als Ent-schuldigung.

Mit unerschöpflicher Begeisterung griff Baumeister wieder zum Stifte und entwarf ein neues Bild: Faber steht im Priesterornate auf der Stufe des Altares, vor demselben knieen Ignatius und seine übrigen Freunde. Die Bedeutung des Gründers der Gesellschaft wurde dadurch hervorgehoben, daß er als Anführer an der Spitze seiner Gefährten auf die

Eidesformel hinweist, ferner indem er von den Freunden getrennt als Hauptperson erscheint, während diese zur Gruppe vereinigt sind, in welcher Franz Xaver bedeutungsvoll hervortritt.

Damit ist der entscheidende Schritt gethan. Zwei fernere Skizzen nehmen nur unwesentliche Aenderungen an den Figuren vor, beschäftigen sich vielmehr mit dem schmückenden Beiwerk der Scene, der Altar in der Nische zeigt alle dem hl. Opfer dienenden Utensilien, hinter dem Gitterwerk der Mensa beobachtet man die Umrisse eines Martyrerleibes. Die ornamentalen Details an den Kapitälen weichen den einfachen Würfelformen. Der Rundbogenfries, welcher die Rückwand gliedert, wird schlicht behandelt, das Oberlicht des Fensters bricht durch die eindringenden Strahlen dessen schwerfällige Abschrägung, ohne auf die Gruppe in verschiedenen Reflexen einzuwirken. Der Vorgang verlangte zwar eine milde, aber zugleich ruhig wirkende Beleuchtung, welche von oben einfällt.

Mühevolle, zeitraubende Vorstudien hatten die Arbeit wenigstens so weit gefördert, daß die Hauptzüge der Composition festgesetzt wurden. Allein damit war nur der erste wichtige Schritt zur Inangriffnahme des Werkes zurückgelegt. Eine Fülle von Studien, Skizzen und Entwürfen erforderte das nähere Eingehen in jede einzelne der sieben Figuren. Die nähere Kenntniß der Studienmappen Baumeisters erfüllt mit hoher Bewunderung gegen den Künstler. Kein Zug im Antlitze der Männer, keine Bewegung des Körpers, ja nicht einmal eine Falte der Draperie entlehnt der Künstler irgend einem fremden Werke. Sein Auge sucht nach Vorbildern in der Natur, die Hand ordnet selbst, unter steten Verbesserungen folgt der Stift den so lange nicht befriedigenden Aenderungen. Baumeister's sorgfältige Studien und mühevollen Vorarbeiten erinnern in ihrer unerschöpflichen Fülle an die großen Meister des Cinquecento.

Unangenehme, allein nicht zu umgehende Wiederholungen

wären die Folge, wollte man diesen Beweis in jeder einzelnen Figur geben. Eine derselben dürfte zu diesem Zwecke hinreichen. Wir wählen Franz Xaver.

Die Darstellung dieses Heiligen muß für jeden religiösen Künstler als eine wahrhaft herrliche Aufgabe bezeichnet werden: der edle spanische Jüngling an der Schwelle des Mannesalters berühmt als Lehrer und groß als Schüler des hl. Ignatius, ausgestattet mit seltenen Geistesgaben, mit dem Feuer des Südländers und dem Heißhunger eines Völkerlehrers nach der Vollführung großer Thaten schmachtend, all' diese Eigenschaften ausstrahlend in voller körperlicher Schönheit, welcher die Chronisten ihre laute Anerkennung zollen, diese Vorzüge müssen den Künstler begeistern, mag er sich des Stiftes oder Meißels, des lebenden oder todten Wortes bedienen.

Die Züge der Stifter der Gesellschaft Jesu sind durch die Stiche des Hieronymus Wierx in weitern Kreisen bekannt, auf diese keineswegs hinreichend individualisirten, mehr schablonenhaften Typen war der Künstler angewiesen, befriedigen konnten sie ihn natürlich keineswegs. Im Allgemeinen ist das Bild des hl. Franz Xaver durch zahlreiche Vervielfältigungen hinreichend bekannt und typisch festgestellt: ein ernstes, geistiges Antlitz, von reichen Bart- und Haupthaaren umrahmt, mit hoch gewölbter Stirne und aufwärts blickenden, klaren, blauen Augen. Allein der Künstler muß in sein Bildniß mehr legen als blos porträtartige Züge: die edle Seele, heilige Begeisterung, männliche Charakterfestigkeit soll in denselben wiederstrahlen. Lange sah sich der Künstler nach einem entsprechenden lebenden Vorbilde um. Den Ernst eines reifen Mannes, die voll entwickelte Schönheit eines männlichen Gesichtes und die malerische Anordnung der Haupthaare eines Dritten wurden, wie nicht weniger als acht Skizzen, unter denen eine sorgfältig in Oel ausgeführt, beweisen, zu Rathe gezogen und unter Zugrundlegung des Porträtes zu einem Bilde combinirt. So entstand das männlich schöne, ernste, leicht gesenkte Antlitz mit den nieder-

geschlagenen Augen, welche ein Zug heiliger Milde wunderbar verklärt.

Nächst dem Priester auf dem Altare und dem hl. Ignatius wurde Franz Xaver hauptsächlich vor den übrigen Gefährten ausgezeichnet. Seine Gestalt ist als die dem Beschauer nächste ganz sichtbar, durch keine Figur irgendwie verdeckt. Er hat sich auf das rechte Knie niedergelassen, die Stellung des rechten Fußes verleiht der ganzen Figur Ruhe und Sicherheit. Genaue anatomische Studien der Skizzenmappe zeigen, wie jedes Detail, besonders die gefalteten Hände gewissenhaft vorbereitet wurden. Mit Bewunderung erfüllen dabei die Draperieskizzen. Der weite Mantel hat für malerische Anordnung insofern Schwierigkeiten, als die Faltenmasse leicht schwer wirkt, der in zu gefälliger Vertheilung kleinlich und gesucht erscheint. Für die große Gestalt des Heiligen insbesondere war eine würdige, mehr einfache und monumentale Gewandung geradezu geboten. So umhüllt der weite Mantel in ernsten, groß angelegten Falten den Körper, ein zarter wirkendes Linienspiel versagte sich der Künstler selbst an den Partien des rechten Armes, wo das Kleid leicht aufgenommen, zusammengehalten wird. Wohl wird das Auge des Beschauers kaum erinnert an alle Stadien der allmähligen Entwicklung dieser einen Gewandung, allein wer die dreizehn Draperiestudien des Stiftes und Pinsels einiger Aufmerksamkeit würdigt, wird bekennen, daß viele Mühen und ungezählte Schweißtropfen die Grundlage des lohnenden Abschlusses bildeten.

Die für die Darstellung dieser einen Figur nothwendigen Vorarbeiten, welche sich Baumeister kosten ließ, lassen sich mit Hülfe der Studienmappe auch für die sechs übrigen Personen nachweisen. Nur durch ein solch detaillirtes Eindringen in jede einzelne Figur, ja in jede Falte der Gewandung konnte ein Werk entstehen, welches der schärfsten Kritik unterzogen werden darf.

Im vollendeten Bilde erblicken wir Faber im Ornate

auf der Altarstufe stehend. Er ist gegen seine Freunde gewendet, hält mit der Rechten die heilige Hostie über der Patene. Das längliche Antlitz, die gebogene Nase, kurz die äußern Merkmale des Gesichtes entnahm der Künstler dem genannten Kupferstich, in nicht weniger als vier lebenden Vorbildern suchte er sich diese Gesichtsbildung zu combiniren. Allein jener Zug tiefen Ernstes, die in frommer Milde sich äußernde Ascese, welche die Fleischformen zurückgedrängt hat, diese sind des Künstlers eigene Schöpfung, wodurch er das einfache Porträt zum historischen Bilde veredelte. Wer ahnt wohl, wenn er die Anordnung der Hände, welche Hostie und Patene so natürlich tragen, die sich weich entwickelnden Falten der Albe betrachtet, daß hier das Endresultat sorgfältiger Versuche, zahlreicher Aenderungen und Verbesserungen geboten ist?

Vor dem Priester kniet Ignatius, das Haupt leicht aufgerichtet, mit beiden Händen auf die an der Stufe ausgebreitete Schwurformel hinweisend. Das reifere Alter des Anführers der ganzen Schaar kennzeichnen die spärlichen Haupthaare, aber noch mehr die feste Entschlossenheit, die männlich starke Energie und zielbewußte Sicherheit, welche aus diesem Antlitze aufleuchten. Zwischen Ignatius und Franz Xaver knieen Lainez und Rodriguez, ersterer in seiner künftigen Stellung als zweiter General der Gesellschaft Jesu durch besonders liebevolle künstlerische Behandlung ausgezeichnet. Die klaren, weit geöffneten Augen, die stark entwickelte Stirne kennzeichnen den großen Theologen, seine Züge weisen mit denjenigen des hl. Ignatius nicht geringe Aehnlichkeit auf, worin nicht so fast eine freie Künstlerlicenz, als vielmehr eine historisch beglaubigte Thatsache zum Ausdruck gebracht wurde.

Zwei Jünglinge schließen die ganze Gruppe ab: der 18 jährige Salmeron mit gesenktem Haupte und niedergeschlagenen Augen, der dritte der Köpfe, welche nicht ohne Absicht im scharfen Profil dargestellt sind. Neben Salmeron

kniet Bobadilla, von dem nur das herrliche Antlitz sichtbar. Sehnsuchtsvoll blicken die Augen nach dem Lebensbrode, dessen Genuß das flammende Verlangen stillen wird. Nächst dem Haupte des hl. Franz Xaver sind die beiden prächtigen Jünglingsköpfe wohl mit besonderer Hingabe behandelt.

Eine Schwierigkeit bildete für den Künstler die Beleuchtung der ganzen Gruppe. Das Halbdunkel einer Krypta, durchfluthet vom röthlichen Scheine der Kerzen, die in's Schwarze spielende Gewandung der knieenden Männer, das dem Tageslicht Zutritt vermittelnde Fenster über der Gruppe, all' diese Faktoren erforderten eine mühevolle Berücksichtigung, von welcher mehr als ein Dutzend, zum Theil sehr sorgfältig ausgeführte Farbenskizzen Zeugniß geben. Welch' ein Spiel von Lichteffekten läßt sich auf Grund dieser Voraussetzungen hervorzaubern, welch' treffliche Gelegenheit zur Entfaltung der prächtigsten coloristischen Reize. In der That zeigt eine Skizze den vollbeleuchteten Altar, röthliche Lichtstreifen dringen durch die Säulenreihen der Krypta, an deren Abschluß sich das Tageslicht in grünen Streifen bemerkbar macht.

Allein sehr leicht fühlte Baumeister, daß sein Thema der „Gründung der Gesellschaft Jesu" nicht der Darstellung „Gottesdienst in der Krypta" oder dergleichen geopfert werden dürfe. Er ließ die Lichter des Altars zurücktreten und wählte das leicht gedämpfte, von oben einfallende Tageslicht, für die Beleuchtung der Figuren. Leichte Abtönung in der Grundfarbe der Gewandung erlaubte die Monotonie in der Farbe zu brechen und der ganzen Gruppe einige Abwechslung zu verleihen.

Nach den bereits angeführten Bemerkungen über die verschiedenen Vorstudien zu den einzelnen Figuren wird es nicht auffallend erscheinen, wenn wir auf die nämliche Sorgfalt hinweisen, mit welcher all' die übrigen zahlreichen Details des Beiwerkes am Altare: der Leuchter, Canontafeln, des Musters der Altartuchspitze, ja selbst des Glöckleins behandelt wurden.

Das Original befindet sich im Besitze des Fürsten Waldburg-Wolfegg.

Bisher haben wir absichtlich über den Raum, in welchen Baumeister die Scene der Gründung der Gesellschaft Jesu verlegt, Stillschweigen beobachtet. Die schwerfälligen Rundpfeiler, die Würfelkapitäle, die Quadern der Wandverkleidung, selbst der Altar erklären deutlich, daß es sich nicht um eine selbständige Erfindung des Künstlers, vielmehr um ein längst geschaffenes Vorbild handelt, dem der Maler mit inniger Treue gefolgt ist. In Paris kann diese Kryptenvorlage nicht gesucht worden sein. Baumeister schaute vielmehr die Scene der Gründung der Gesellschaft Jesu in der Domkrypta von Freising.

Künstlerische Freiheit gestattete ihm gewiß den bedeutungsvollen Moment der Geschichte in einem germanischen Heiligthume darzustellen. Sein Vorgehen erscheint unter den jetzigen Kämpfen für und gegen die Rückkehr des Jesuitenordens nach Deutschland wie ein lichter Fingerzeig, erinnert daran, daß die Alten schon ihren Künstlern eine höhere Inspiration, einen Prophetenblick zuschrieben, indem sie als ἑρμενεῖς τῶν ϑεῶν, als Verkünder des göttlichen Willens, dieselben bezeichneten.

Dr. Ad. Fäh.

## LXXIX.

# Eine Geschichte des Eton-College.[1]

Die Geschichte der weitberufenen vornehmen englischen Lehranstalt, bekanntlich eine Gründung Heinrichs VI. vom Jahre 1440, verdient auch außerhalb Englands Beachtung. Der Verfasser dieser in zweiter verbesserter Ausgabe erschienenen Geschichte Etons hat sich sowohl durch seine Forschungen in den Archiven, als durch seine geschmackvolle Darstellung der Geschichte der Universität Oxford von ihrer Gründung bis zum Jahre 1530 einen Namen gemacht. Die neue Bearbeitung des zuerst 1875 publicirten Werkes über Eton führt nicht nur die Geschichte bis 1884 weiter, sondern gibt zahlreiche Ergänzungen zur ersten Auflage. Das meiste Material hat das große Werk von Willis-Clark, Architectural History of the University and Colleges of Cambridge and Eton (Cambridge 1886) geliefert, ebenso sind zahlreiche Artikel in englischen Zeitschriften verwerthet. Lyte begnügte sich nicht mit einer Geschichte der Schicksale und Wechselfälle dieser berühmten Lehranstalt, kurzen Notizen über die bedeutendsten Lehrer und Schüler, welche aus diesem Colleg hervorgingen, er hat mit derselben Sorgfalt die Geschichte des Collegiatstiftes Eton behandelt und so einen wichtigen Beitrag zur englischen Kirchengeschichte geliefert. Ungleich so manchen Forschern, welche Entdeckungen in den Archiven und bisher unbenützten Hand-

---

1) Lyte H. C. M., A history of Eton College 1440—1884. Second revised and enlarged edition. XXIII u. 543 p. London, Macmillan 1889. (21 Sh.)

schriften gemacht haben, wird Lyte nicht von seinem Stoff überwältigt und auf Abwege geführt; seine Erzählung fließt klar und ruhig dahin, ist so spannend, daß man ihr bis ans Ende mit Aufmerksamkeit folgt.

Stellen, in denen der Verfasser sich über das protestantische Vorurtheil nicht erhebt, sind verhältnißmäßig selten; so z. B. wenn er behauptet: weil die Mönche sich gänzlich unfähig für das Werk der Erziehung erwiesen hätten, deßhalb sei ihnen die Leitung der im 15. Jahrhundert gegründeten Collegien nicht übertragen worden. Der Satz ist in dieser Allgemeinheit ganz unrichtig, denn gerade die Augustiner, Benediktiner &c. konnten sich auch noch vor Ausbruch der Reformation großer Erfolge im Erziehungsfache rühmen. Ehe freilich die Katholiken wirklich Hand ans Werk legen und uns eine Geschichte der Erziehung liefern, können sie sich nicht beklagen, wenn die alte protestantische Tradition von der Unfähigkeit der Mönche und anderer Erzieher des Mittelalters auch in Darstellungen so unparteiischer Männer wie Lyte sich erhält. Die Worte des Tacitus sine ira et studio darf im Uebrigen der Verfasser auf sich anwenden; das beweisen schon seine Urtheile über Heinrich VIII., den Vater der Reformation in England, Sir Thomas Smith und Udal, zwei der eifrigsten Reformer. Heinrich VIII. hatte sich sehr oft in dem seinem königlichen Schlosse zu Windsor so nahegelegenen College zu Gast geladen und dem Vorsteher große Unkosten verursacht; zum Dank für die Gastlichkeit des Colleges zwang er dasselbe zu einem höchst unvortheilhaften Gütertausch, d. h. das Colleg mußte seine Güter in London dem König abtreten und erhielt dafür andere im Verhältniß werthlose Ländereien. Nur ein kleiner Theil des Besitzes in London, aus welchem dem College gegenwärtig seine Haupteinnahme zufließt, wurde ihm belassen. Der Vers „Henricus Octavus took more than he gave us“ bezeichnet die Stimmung Etons. Die abgenommenen Güter lagen in Piccadilly, einem der vornehmsten Plätze Londons, und Chelsea, einem der bevölkertsten Theile der Weltstadt.

Thomas Smith, ein Laie, wurde im Januar 1547 zum Provost von Eton bestellt. Als verheiratheter Mann gerieth er bald in Streitigkeiten mit den übrigen Fellows.

Er weigerte sich, mit ihnen im gemeinsamen Eßzimmer zu speisen, weil er bei seiner Frau bleiben wollte. Dieser fromme und gewissenhafte Reformator eignete sich einen großen Theil der Meßgewänder und des Kirchenschmucks an, war übrigens gewöhnlich von Eton abwesend, weil er vielfach für politische Missionen verwendet wurde, und that wenig für das Colleg. Unter seiner Vorsteherschaft wurden die herrlichen Glasfenster, Altäre zerstört, die heiligen Gefäße eingeschmolzen, Meßgewänder als Bettdecken ꝛc. gebraucht, alte Handschriften und Bücher weggeworfen oder als Makulatur verkauft. Unter Maria wurde er seiner Aemter entsetzt, hielt es aber nicht unter seiner Würde, den Schutz des von ihm so vielgeschmähten Papstes zu erbetteln. Strype (Life of Sir Thomas Smith p. 47) sagt: „In diesen schwierigen Zeiten spielte er seine Rolle so gut, daß selbst sein Feind der Papst ihn durch eine Bulle gegen die Strafe für Uebertretung der kirchlichen Gesetze in Schutz nahm". In der That war Smith ein charakterloser hochbegabter Mann, der sich an den jeweiligen Machthaber verkaufte.

Nikolaus Udal, nicht eben eine Zierde der Reformation, machte sich bemerklich durch seine Handhabung der Birkenruthe, durch sein lasterhaftes Leben und seine Unehrlichkeit. Die Anklage, er hätte silberne Statuen und Silberzeug gestohlen, wurde zwar niedergeschlagen, aber die viel schwerer ins Gewicht fallende Thatsache schandbarer Unzucht ließ sich nicht abläugnen. Nachdem er einige Zeit im Gefängniß geschmachtet, wurde derselbe freigelassen, durfte aber nach Eton, wo er seine Schulden bezahlen wollte, nicht zurückkehren.

Unter Maria wurde der katholische Gottesdienst wieder hergestellt. Man kaufte Meßbücher, Antiphonare, Glocken, Meßgewänder, heilige Gefäße. Unter Elisabeth wurden, was der Habgier und dem Fanatismus der protestantischen Bilderstürmer entgangen war, zerstört. Lyte klagt mit Recht über die unermeßlichen Verluste, welche die Kunst erlitten hat.

Von einem Lehrer Malim erfahren wir Näheres über die Schule. Im Jahre 1560 hatten die Studenten nur einen Schlafsaal und zwei Studiensäle; der im oberen Stocke, auch das lange Zimmer genannt, war für die vorgerückteren Studenten bestimmt, der Saal im untern Stock für die jüngeren. Ein

Hauptlehrer (headmaster) und Unterlehrer (usher) waren die einzigen Lehrkräfte; man wählte die tüchtigsten aus den älteren Knaben als Hülfslehrer. Die Resultate, welche man durch diese Knaben erzielte, waren natürlich nicht glänzend. Damals hatte man sieben Klassen (forms), heute (The Public Schools Year-Book 1889, p. 55) 31 Abtheilungen, jeder steht ein Klassenlehrer vor, jede Klasse enthält von 26—33 Schüler. Die Gesammtzahl beträgt 970. Neben dem Ober- und Unterlehrer fungiren jetzt noch 56 Hülfslehrer (Assistant Masters). Ungefähr 70 Schüler sind Stipendiaten, königliche Scholaren; jedes Jahr werden ungefähr 12 Stellen frei, zu welchen die Tüchtigsten zugelassen werden; die übrigen sind Stadtstudenten.

Im 16. Jahrhundert standen die Schüler um 5 Uhr auf; einer der praepositi, ein älterer Student, dem eine Art Oberleitung zukam, rief: surgite, darauf mußten alle Zöglinge sich erheben und während des Ankleidens lateinische Gebete hersagen, oder abwechselnd Psalmen singen. Waschplätze oder Waschbecken für die einzelnen gab es nicht, sie mußten sich an einer gemeinsamen Pumpe waschen. Von da ging man in das Schulzimmer, das zugleich auch Studiensaal war, wo jeder sich an seinen Platz setzte. Um 6 Uhr kam der Unterlehrer, kniete nieder und las die Gebete, der Praepositus immundorum mußte die Hände und Gesichter der Knaben examiniren und um 7 Uhr Bericht erstatten. Der Oberlehrer, welcher um 7 Uhr erschien, bestrafte die Knaben, welche sich nicht gut gewaschen hatten. Von 7—9 Uhr wurde Schule gehalten, dann war eine Pause, in der man wahrscheinlich eine Art Frühstück nahm, worauf die Schularbeit wieder aufgenommen ward bis 11 Uhr, der Zeit des Mittagessens. Die Nachmittagsschule dauerte von 12—3 Uhr, dann spielte man eine Stunde lang. Von 4—5 lernte man seine Lektionen, um 5 Uhr war Abendessen; von 6—8 studirte man unter Oberaufsicht des Oberlehrers. Während dieser Zeit gab man den Studenten ein Glas Bier mit Brot. Um 8 Uhr ging man zu Bett. Im Sommer war die Tagesordnung verschieden, weil es dann viel mehr Spielstunden gab. Freitag und Samstag wiederholte man seine Lektionen, überhaupt war vom eigentlichen Dociren kaum die Rede; Lehrer wie Schulaufseher hörten die Lektionen ab und

gaben Tatzen und andere Körperstrafen für die, welche ihre Lektion nicht wußten.

Latein war der hauptsächlichste, wenn nicht einzige Lehrgegenstand. In den niederen Klassen deklinirte und conjugirte man Haupt- und Zeitwörter, welche der Lehrer angab; in den höheren Klassen lernte man die grammatischen Regeln auswendig. Zur Einübung der Regeln ließ man die Schüler kurze Sätze übersetzen und auswendig lernen. Jeden Tag hatten die Schüler lateinische Composition; in den niederen Klassen bestand dieselbe in der wörtlichen Uebersetzung englischer Sätze, in der fünften Klasse gab der Lehrer ein Thema für einen lateinischen Aufsatz, in der sechsten und siebenten schrieb man Verse. Die Bücher, welche man gebrauchte, sind folgende: Für die erste Klasse Cato Disticha de moribus, Vives Exercitatio Latina; für die zweite Klasse Terentius, Dialoge Lucians, Aesops Fabeln (natürlich lateinische Uebersetzung); für die dritte Klasse Terentius, Aesopus, Sturmius, Auswahl aus Ciceros Briefen. Vierte Klasse Terentius, Ovids Tristia, Catullus, Epigramme von Martial und Sir Thomas More. Fünfte Klasse Ovids Metamorphosen, Horaz, Ciceros Briefe, Florus, Justinus, Valerius Maximus. Sechste und siebente Klasse Cäsars Commentarii, Ciceros Pflichten, Freundschaft, Vergilius, Lucanus und griechische Grammatik. Griechische Schriftsteller scheint man nicht gelesen zu haben. Bis in's 19. Jahrhundert war das Griechische sehr vernachlässigt.

Malim der Unterlehrer, welchem wir die hauptsächlichsten Angaben über den Zustand der Schule unter Elisabeth verdanken, berichtet ferner, wie alle Studenten, Interne und Externe, zur Beichte gingen. In der Kirche angekommen wählten sie ihre Beichtväter aus den Fellows (Mitgliedern des Collegiatstiftes) und den Kaplänen, denen sie ihre Sünden bekannten, denn die Beicht, fügt Malim hinzu, ist eine gute Arznei für Sünder. Die Aufseher der Kirche übergaben den Studenten Täfelchen mit ihrem Namen. Diese Täfelchen mußte das Beichtkind dem Beichtvater einhändigen, damit man die Beichten controliren könne. Die Muttergottesfeste, besonders Lady's Day 25. März, wurden noch als Festtage gefeiert, war ja doch Eton das Colleg U. Lieben Frau. In der Charwoche wohnten

die Schüler den Metten bei. Am Gründonnerstag bestimmte der Oberlehrer die Knaben, welche die hl. Communion empfangen sollten. Die Communikanten speisten allein, wurden trefflich bewirthet und erhielten Erlaubniß, nach dem Mahle in die Stadt zu gehen, aber nur unter der Bedingung, daß sie versprachen, in kein Wirthshaus zu gehen. In den letzten drei Tagen der Charwoche brachten die Studenten einen großen Theil ihrer Zeit in der Kirche zu. Man hatte neben andern altkatholischen Gebräuchen auch ein heiliges Grab. Eine Anzahl von Studenten, welche mit brennenden Fackeln oder Kerzen vor dem heiligen Grabe beteten, löste sich nach Anordnung des Lehrers bei der Anbetung ab. Nach dem Weißensonntag waren die Ferien zu Ende. Wenn das Wetter am Feste der Apostel Jakob und Philipp schön war, waren einige der Studenten schon vier Uhr Morgens auf den Beinen, um Maizweige abzuhauen, womit sie die Fenster und Schulzimmer zierten. Die eigentlichen Ferien, in denen die Schüler nach Hause gehen durften, dauerten drei Wochen, von Christi Himmelfahrt bis zum Vorabend vom Fronleichnamsfest. Wer am Vorabend dieses Festes nicht zurück war, wurde mit Ruthen gestrichen. Der 24. Juni war immer ein Festtag für die Studenten, welche an den Freudenfeuern zu Ehren des Heiligen großen Gefallen fanden. Peter und Paul, das Fest der Uebertragung des hl. Thomas von Canterbury, Allerheiligen und Allerseelen wurden trotz des Fanatismus der Puritaner noch immer gefeiert. Am Allerseelentag erschienen die Studenten in Chorhemden schon um 7 Uhr in der Kirche. Nach dem Mittagessen gings in die Schule; daselbst verrichtete man Gebete für die Todten, las Stellen, welche der Lehrer ausgewählt hatte, und schrieb Verse über die Glorie der Auferstehung und die Glückseligkeit im Himmel. Diese frommen Bräuche hörten erst nach und nach auf.

Auf den unter Elisabeths Regierung geübten Vandalismus, z. B. die Niederreißung des kunstvollen Baldachins für das hl. Kreuz, welche 21 Tage in Anspruch nahm, die Uebertünchung der herrlichen Wandgemälde 2c., wollen wir nicht eingehen. Auffallend ist, daß während man im 16. Jahrhundert die Bilder einfach übertünchte, man im 19. Jahrhundert mit

Meißel und Kratzeisen zerstörte, was sich durch Entfernung der Weiße hätte restauriren lassen.

Nach dem Plane des frommen Stifters Heinrich VI. sollte Eton ein Collegiatstift sein, sollten die Fellows durch feierlichen Gottesdienst und andere priesterlichen Verrichtungen das religiöse Leben heben, sollte das Colleg ein religiöser Mittelpunkt für die Umgebung, ein Wallfahrtsort werden. Zu diesem Zwecke hatte der König gleich nach der Gründung des Collegs 1440 vom Papste viele Ablässe und Privilegien erhalten, und damit die Pfründen nicht reine Sinecuren würden, den Fellows die Annahme anderer Pfründen verboten, ferner verlangt, daß dieselben die heiligen Weihen vor ihrer Ernennung erhielten. Wir haben gesehen, wie Thomas Smith, ein Laie, gegen die Statuten zum Provost bestellt wurde. Leider war er nicht der einzige Laie, der durch Hofgunst zu dieser einflußreichen Stelle befördert wurde, leider haben mit ehrenvollen Ausnahmen die Provoste und Fellows ihre Pfründen meist nur als Sinecuren betrachtet und in wahrhaft cynischer Weise mit Berufung auf die Statuten alle Verbesserungen zu Gunsten der Stipendiaten hintertrieben, während sie für ihre eigene Person zum eigenen Vortheil die Statuten in den wesentlichsten Punkten übertraten.

Um ihr Einkommen zu erhöhen, hatten Provost und Fellows die Kapläne abgeschafft, und wenn eine Pfründe vakant wurde, keinen neuen Fellow gewählt; statt mit den Schülern in Verbindung und stetigem Verkehr zu bleiben, hatten sie sich ganz abgesondert. Henry Savile, seit 1586 Warden (Vorsteher) von Merton College, durch Essex' Fürsprache 1596 zum Vorsteher von Eton bestellt, wünschte dem Collegiatstift eine seinem Zwecke entsprechendere Bestimmung zu geben, er wollte aus dem Stift eine gelehrte Körperschaft machen zur Beförderung des Studiums der Theologie. Obgleich er Laie und nach den Statuten nicht wählbar war, so hat er doch durch die Veröffentlichung seiner Werke größere Verdienste um die theologische Wissenschaft erworben, als alle seine Vorgänger und Nachfolger. Savile gab die erste vollständige Ausgabe des hl. Chrysostomus in acht Bänden heraus. Die Schwierigkeiten in Herbeischaffung von Handschriften, griechischen Typen waren ungeheuer, sein großes Vermögen, die Hilfe mancher

Fellows des Stiftes ermöglichte es ihm, das Werk zu Ende zu führen. Es wurde von dem königlichen Drucker Norton zu Eton gedruckt und 1612 vollendet. Ein großer Feind erstand der Ausgabe des Chrysostomus in Lady Savile, welche die Handschriften und Druckbogen zu verbrennen drohte, weil dieselben ihren Gemahl krank machten. Die weltlich gesinnte Frau war sehr ärgerlich darüber, daß ihr Gemahl so viel studirte, und soll in Gegenwart von Zeugen geäußert haben: sie wünschte, sie wäre ein Buch, dann würde ihr Mann ihr mehr Aufmerksamkeit bezeigen. Dann müssen Sie, sagte einer der Anwesenden, ein Almanach werden, den man jedes Jahr wechselt.

Der in seine Studien vertiefte Savile, mit seinen Grillen und gelehrten Sonderbarkeiten, war bei den Studenten nicht beliebt und konnte es nicht sein. Schon der Ausspruch, den Savile oft im Munde führte: „An Talenten ist mir nichts gelegen, die findet man in Newgate (einem Gefängniß Londons), ich ziehe den Knaben vor, der hart arbeitet", zeigt die Einseitigkeit desselben. Der Zudrang zu dem Colleg wurde von Jahr zu Jahr größer, namentlich die Söhne der Reichen strömten nach Eton. Der Provost und die Fellows begnügten sich damit, bei öffentlichen Gelegenheiten im Colleg zu erscheinen, kümmerten sich aber wenig oder gar nicht um die religiöse Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung der Studenten.

Wir müssen hier die manchen interessanten Züge und Einzelnheiten, welche viel Licht über die Stuart-Periode verbreiten, übergehen, wollen dagegen auf die Studienordnung des Collegs gegen Ende des 18. und Anfangs des 19. Jahrhunderts, auf die sittlichen und religiösen Zustände etwas näher eingehen.

Religionsunterricht, so sollte man erwarten, müßte in einem unter Geistlichen stehenden, von Geistlichen geleiteten College ein Hauptsach sein; die Aristokratie, welche alle Katholiken und Nonconformisten verfolgte, trug sicher Sorge dafür, daß ihre Söhne in der Religion unterrichtet wurden. Dem war nicht so. Die Abneigung gegen den Puritanismus, gegen Enthusiasmus, d. h. gegen jede tiefere religiöse Ueberzeugung war so groß, daß man in jedem Lehrer oder Geistlichen, welcher den alten Schlendrian nicht billigte, einen geheimen Puritaner oder Katholiken witterte. „So geschah es, sagt Lyte, daß bis vor

ungefähr 60 Jahren in der größten Mittelschule Englands kein Religionsunterricht ertheilt wurde, daß keiner der Lehrer es wagte, zu seinen Schülern über Gott zu sprechen“ (S. 361). Der Sonntag unterschied sich kaum von einem gewöhnlichen Werktag. An demselben mußten die Studenten vielfach Vergilius, Juvenalis und andere Autoren wiederholen, das Einzige, was an den Sonntag erinnerte, war eine für den Nachmittag anberaumte Zusammenkunft aller Studenten in dem Schulzimmer der höheren Klassen, wo eine Rede, die man Prose nannte, gelesen wurde. Dieselbe war den Reden Blairs, dem Epiktetos oder dem Spectator Addisons entnommen, also eine trockene Abhandlung mit hausbackener Moral. Stellen aus den heiligen Büchern würden mit Verachtung zurückgewiesen worden sein. Wir geben in Folgendem die Eindrücke eines Knaben wieder, die derselbe in sein Tagebuch schrieb, nach der ersten Anhörung dieser Vorlesung: „Man bedeutete mir, ich müßte zu der (ach Gott, ich kann den verzwickten Namen nicht behalten) gehen, ich ging daher in das Schulzimmer der oberen Klasse, hörte, daß man etwas las, wußte aber nicht, was, daß man über etwas sprach, ohne daß ich verstehen konnte, worüber man sprach, denn die ganze Schule pflegte zu heulen, schreien, zischen, mit den Füßen zu scharren. Ich war wie vom Donner gerührt über diese Frechheit und spitzte meine Ohren, als müßte ich eine Strafrede hören; aber es geschah nichts, obgleich der Lärm einer Revolution gleichkam. Mir kam das ganz sonderbar vor und ich wunderte mich, daß man dem Lärmen keinen Einhalt gebot“. Unter dem Provost Goodall, der Alles beim Alten ließ, war es unmöglich, dem Uebelstande abzuhelfen. Das Geschrei war bisweilen so groß, daß die Leute auf der Straße stehen blieben.

Bei einem so freiheitsliebenden Volke wie dem englischen, gegenüber den Söhnen des hohen und niederen Adels, wäre eine Appellation an Ehre und Pflichtgefühl passender gewesen, als Anwendung roher Gewalt, die wohl einschüchtert, aber selten bessert. Die englischen Erzieher und die Eltern dachten anders, sie erwarteten viel mehr von der Ruthe als von Ehr- und Pflichtgefühl. Keate, der langjährige Oberlehrer in Eton, gab den damals (um 1830) herrschenden Ideen über Jugenderziehung

Ausdruck in folgenden Worten: „Die Schrift sagt: selig, die eines reinen Herzens sind, ihr müßt ein reines Herz haben; wenn ihr nicht eines reinen Herzens seid, so prügle ich euch". Lyte, der übrigens Keate sehr hoch schätzt, gibt zu, der sonst so gerade und ehrliche Mann habe eine sehr geringe Meinung von der Wahrheitsliebe und dem Ehrgefühl der Studenten gehabt, denselben oft den Vorwurf, sie seien eingefleischte Lügner, gemacht, aber selbst Entschuldigungen von denselben verlangt, die nichts anderes als Lügen waren. Das Prügeln war Keate so sehr zur zweiten Natur geworden, daß er immer einen Vorwand fand, auch die Studenten abzustrafen, deren Namen durch Irrthum auf die Strafliste gesetzt worden waren. Einem Knaben, der bewies, er sei abwesend gewesen, erwiderte er bei jeder Einzelheit, welche er vorbrachte: hiefür verdienst du Prügel; ebenso bestrafte er mehrere Studenten, welche die Confirmation empfangen sollten, obgleich ihre Namen aus Versehen auf die Strafliste gekommen waren. Eines der merkwürdigsten Ereignisse in dem Leben dieses Schultyrannen trug sich am 30. Juni 1832 zu. Weil ein Student, Namens Munro, entlassen worden, schrien etwa 80 Knaben dem Lehrer nach, und weigerten sich, die Strafe anzunehmen. Keate ließ sie zu Bette gehen, schickte seine Hilfslehrer, um dieselben aufzuheben und in einzelnen Abtheilungen in sein Zimmer abzuführen, wo sie alle nach der Reihe mit Ruthen gestrichen wurden. Die Rebellen waren gründlich gedemüthigt, die moralische Niederlage schmerzte sie noch tiefer als die Striemen an ihrem Leib.

Während der Schulzeit waren die Schüler unter den Augen der Lehrer, die freilich, da die Klassen überfüllt waren, dieselben kaum ordentlich überwachen konnten; während der Nacht jedoch waren die Studenten sich selbst überlassen. Die Sitte, daß einer der Lehrer neben dem Schlafsaal der Studenten schlief, war schon lange abhanden gekommen, die Präpositi oder Aufseher, welche aus den ältern Knaben gewählt wurden, waren natürlich die allerschlimmsten. Acht Uhr war die Zeit zum Bettgehen, aber vor Mitternacht kamen wenige in's Bett. Die Kleinen, die gerne zur Ruhe gegangen wären, mußten Botendienste verrichten, mußten durch das Gitter der Fenster des Schulraumes im untern Stockwerk schlüpfen, Speisen, Ge-

tränke hereinschmuggeln, die Aelteren bedienen, welche ganz ungestört im Schlafsaale schmausten. Da die Kost im College schlecht war, hätte man allenfalls ein Auge zudrücken können, wenn sich die Studenten aus dem benachbarten Wirthshaus, dem Christopher, oder aus den Häusern in der Stadt, wo sie ihr Frühstück nahmen, Speisen hätten kommen lassen, obgleich schon dieß ein großer Mißbrauch gewesen wäre. Die Gelage erhielten ihren Reiz durch die im Uebermaß genossenen Getränke, die Trunksucht hinwieder führte zu andern Lastern. Die gehobene und freudige Stimmung der Studenten offenbarte sich gewöhnlich in Akten des Muthwillens, in Plackereien und Mißhandlungen von neuangekommenen Studenten oder ruhigen stillen Knaben, welche nicht mitmachen wollten. R. J. Mackenzie (**Murray's Magazine**, Juli 1888) bemerkt: „Ich zweifle, ob es in England ein halbes Dutzend Schlafsäle gab, in denen der Neuangekommene seine Gebete auf den Knien verrichten konnte, ohne in einer Bettdecke geschüttelt zu werden. In diesen alten schlechten Schlafsälen berührten die Kniee viel häufiger die Zimmerdecke als den Fußboden."

Man hat die Anklagen, Gebet und Frömmigkeit sei unter den Studenten der öffentlichen Verachtung preisgegeben worden, durch den Einwand zu entkräften geglaubt: wahre Frömmigkeit sei von jeher auch von den rohesten Studenten respektirt worden nur Frömmelei und Heuchelei hätten einen harten Stand gehabt. Wir fragen: wie viele gut veranlagte fromme Knaben hatten den Muth und die Charakterfestigkeit, die harte Probe zu bestehen? wie viele wurden nicht verführt durch die offen zur Schau getragene Irreligiosität? Die wenigen, welche in diesen Kämpfen gestählt wurden, kommen nicht in Betracht gegen die vielen, welche ihren Glauben und ihre Unschuld verloren. Wie konnten Pflichtgefühl, Gehorsam, Mäßigkeit geübt werden in Schlafsälen, wo Nacht für Nacht, so lange man Geld hatte, geschmaust und getrunken wurde, wo man die Nacht in den Tag verwandelte, wo die jüngeren, die sogenannten Fags, den Senioren in allem willfahren mußten? Lyte sagt von den Studenten, welche im College selbst wohnten, „sie mußten, wenn sie aus der Feuerprobe des Schullebens unversehrt hervor-

gehen wollten, ganz außerordentliche Gnadengaben besessen haben" (414).

Die Verderblichkeit des Fagging=Systems, d. h. Dienstleistung jüngerer Schüler an Senioren ist schon längst anerkannt; eine schlimme Folge desselben ist jedoch nicht hinlänglich betont worden, die Brutalität und Härte, welche den englischen Charakter so schroff und abstoßend gemacht hat, welche auch bei den Gebildetsten unter Umständen wieder zum Durchbruch kommt. Wenn der Senior seinen jüngeren Genossen wegen kleiner Vergehen prügeln und beohrfeigen konnte, wenn er ihn so viele Gänge hin und her machen ließ, daß derselbe kaum einige Minuten zum Mittagessen hatte, wenn er beim Mittagsmahl die besten Sachen wegschnappte und dem jüngeren fast nichts ließ: dann versteht man die Grausamkeit, welche die Engländer in den Colonien so verhaßt macht. Erst unter Provost Hodgson, der Goodall nachfolgte, wurde die Lage der Stipendiaten besser, erst dann erhielten sie anständige Schlafsäle, Studiensäle und Schulzimmer. Als der König von Preußen 1842 die Schlafzimmer sehen wollte, erwiderte man, dieselben würden Niemanden gezeigt. Die Vorsteher hatten nur zu viele Gründe für ihre Weigerung. Im Jahre 1844 wurde ein neuer Flügel gebaut. Die Subskriptionen brachten große Summen ein. Die Fellows und der Provost thaten verhältnißmäßig wenig. Ueber 200 Jahre hatten sie die großen Ueberschüsse sich angeeignet, und fast nichts für die Stipendiaten gethan. Die Preise=Stipendien, welche das Colleg jetzt besitzt, rühren meistens von Auswärtigen her. Das Collegiatstift selbst hat sich wahrlich sehr wenige Verdienste um das Colleg Eton erworben.

Wir geben hier nur eine Probe der Gesinnungstüchtigkeit der Autoritäten in Eton. Als das Colleg in den Besitz der Nachbarhäuser kam, schlug Hawtree, der Oberlehrer vor, man solle den Christopher, das Wirthshaus, welches bisher die Studenten mit Getränk und Speisen versehen hatten, wenn sie ihre nächtlichen Ausflüge machten, niederreißen. Weil jedoch der Wirth einen hohen Pachtzins entrichtete, wurde dieser Vorschlag bekämpft. Man müsse, so meinten einige, behufs Stärkung der Sittlichkeit die Studenten der Gefahr aussetzen. Einer

der jüngeren Lehrer konnte diese Selbstsucht nicht ungerügt lassen und rief: „Oh, dafür sorgt der Teufel schon selbst, ihr braucht ihm nicht zu helfen". Hawtree blieb fest und so ging das Wirthshaus ein, das $^9/_{10}$ seiner Einnahmen von den Studenten erhalten hatte. Schon unter Hodgson 1846 wurde für das Colleg die nöthige Zahl von Dienern angestellt, früher mußten die Stipendiaten die niedrigsten Dienste selbst verrichten; um dieselbe Zeit wurde ein trefflicher Erzieher zum Präfekten bestimmt. Unter den Nachfolgern wurden noch weitere Mißbräuche abgeschafft, so daß die Insassen des Colleges jetzt ein menschenwürdiges Leben führen können, während früher die Aermeren, welche kein Frühstück in der Stadt bezahlen konnten, nur mühsam ihr Dasein fristeten und schlimmer daran waren als Schiffsjungen.

Noch in den ersten drei Jahrzehnten dieses Jahrhunderts lagen die Studien in Eton sehr darnieder. Die Lehrbücher waren veraltet, die Zahl der Lehrer ungenügend, manche dieser Lehrer waren äußerst nachlässig, schützten Krankheit vor und verließen das Colleg, um zu jagen, sobald der Oberlehrer aus dem Wege war. Die Schulbänke und Tische waren unpraktisch. In den Studiensälen fehlte es an Ueberwachung. Die Schulaufgaben ließ man sich in der guten alten Zeit von den Privatlehrern in der Stadt machen und schmuggelte sie Nachts mit den Speisen und Getränken in's Colleg. Außer den Fenstern im untern Stocke, durch welche die Jüngeren durchschlüpfen konnten, hatte man noch einen unterirdischen Gang, der in den Hof und von da in die Stadt führte. Um gegen einen plötzlichen Ueberfall gesichert zu sein, hatte man während des Tages Wachtposten aufgestellt, welche das Herannahen der Lehrer melden mußten (Nachts brauchte man, wie wir oben berichtet, die Wachtposten nicht, weil man keine Störung zu fürchten hatte). Wenn der Lehrer in den Studiensaal trat, fand er alle Studenten eifrig beschäftigt; sobald er aber fort war, ging man wieder seinem Vergnügen nach.

Controlirung des von den Schülern Gelernten war unmöglich. Keate hatte in der höchsten Klasse 170 Schüler, Dr. Barnard hatte zwei Klassen, die 5. und 6. zu dociren. Coleridge erinnert sich, daß in seiner Klasse sich 198 Schüler

befanden, später hatte jeder Lehrer 60—70 Schüler. Noch nachtheiliger für den wissenschaftlichen Fortschritt, als die große Schülerzahl, war der Mangel an Wetteifer. Es fehlte an Preisen, an Bursen, äußeren Beweggründen für's Studium. Freistellen an den Universitätscollegien, Fellowships, Pfründen und Aemter fielen in der Regel nicht den Talentvolleren zu, sondern denen, welche mächtige Gönner hatten.

Eton war früher ein von Geistlichen der Staatskirche geleitetes Colleg. Heutzutage sind außer dem Oberlehrer (Headmaster), den zwei Kaplänen (Conducts, von conducticius) und einigen wenigen Hilfslehrern, fast alle übrigen Lehrer Laien; ungefähr die eine Hälfte gehört Oxford an, die andere Cambridge. Die Reform der öffentlichen Schulen seitens der Regierung stieß auf große Schwierigkeiten, weil die Geistlichen der Staatskirche des eigenen Vortheils wegen jeder Aenderung sich widersetzen, und doch verdankt man es der Initiative der Regierung, daß diese altkatholische Schule einigermaßen den Zweck des ursprünglichen Stifters erfüllt. Es wäre eine lohnende Aufgabe, im Einzelnen zu prüfen, inwieweit die alten Stiftungen für Schulen im Laufe der drei letzten Jahrhunderte ihrem Zweck entfremdet, als Sinekuren für weltlich gesinnte genußsüchtige Geistliche dienen mußten, wie große Summen unterschlagen, wie alle Bemühungen der Gemeinden, die frommen Stiftungen für die Jugenderziehung zu verwenden, an den Intriguen der Staatsgeistlichkeit und des Adels scheiterten.

Wenn man bedenkt, daß die Söhne der geistlichen Würdenträger an diesen öffentlichen Anstalten ihre Erziehung erhielten, daß dem Staatsklerus die schlimmen Folgen des Erziehungssystems der öffentlichen Schulen nicht unbekannt sein konnten, dann begreift man, wie groß die vis inertiae, der Widerwille gegen jede Neuerung gewesen, wie man, um in der behaglichen Ruhe nicht gestört zu werden, die eigenen Kinder dem Moloch der Immoralität und Brutalität in die Arme trieb, wie man in dem wüsten Treiben an den öffentlichen Schulen die Bethätigung einer gesunden Sinnlichkeit und edlen Männlichkeit sah. Das System war in allen öffentlichen Schulen im Großen und Ganzen dasselbe. Die geistlichen Lehrer betrachteten ihre Zöglinge als unbändige Füllen, denen man den Zaum anlegen, die

man mit der Peitsche regieren müsse. Nur der Unverwüstlichkeit und Kernhaftigkeit des englischen Charakters ist es zuzuschreiben, daß das an den Lateinschulen herrschende System nicht alle Keime der Tugend erstickte. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob der Religionsunterricht, den man heutzutage ertheilt, die Schüler geistig kräftigt, ob man, wähernd man die Trägheit und Indolenz zu vermeiden suchte, nicht weit größeren Gefahren entgegengeht. Die vielen Examina, die Bewerbungen um Preise und Stipendien, der Werth, den man auf ein glänzendes Examen legt, hat schon jetzt sehr nachtheilig auf die geistige Entwicklung der talentvolleren und fleißigeren Schüler geübt, die Originalität verwischt, die Selbständigkeit des Urtheils untergraben, viele gut veranlagte Talente zu Maschinen herabgewürdigt, die, weil sie unter Hochdruck arbeiten, sich frühzeitig aufreiben, oder im Mannesalter, wenn die Zeit selbständigen Schaffens kommen sollte, geistig gealtert und unfruchtbar sind. Die Zahl der Fleißigen ist jedoch im Verhältniß gering, die der ächten Jünger der Wissenschaft noch geringer. Der größte Uebelstand jedoch ist die Thatsache, daß das System des Vollpfropfens auch an den Universitäten im Schwunge ist, daß die Studenten auch an den Universitäten sich in einen Gegenstand nicht vertiefen können, wenn sie sich in den Examina auszeichnen wollen.

A. Zimmermann S. J.

## LXXX.

# Zeitläufe.

## Dieser „Friede“ — wie lange noch?

Den 12. Juni 1891.

„Heute könne man sich die Zustände vor dem Jahre 1866 kaum mehr vorstellen“: hat das Haupt des absterbenden Nationalliberalismus bei dem jüngsten Parteitag gesagt. Er meinte die politischen Verhältnisse. Wenn man aber erst das Bild der damaligen socialen Zustände mit dem heutigen vergleicht! Eine solche Wandlung und ihren rasenden Sturmschritt von heute hatte damals am allerwenigsten der Liberalismus für möglich gehalten; die Rufer in der Wüste standen auf ganz anderer Seite. Die politischen Verhältnisse im engeren Sinne aber, welche allerdings ebenfalls das Werk dieses Liberalismus sind, was sind sie anders, als die vollständige Ohnmacht des gesammten europäischen Staatswesens, sich aus einer Land und Leute ruinirenden Lage zu befreien?

Das bedeutet die orientalische Frage, die gleicherweise durch die Vorgänge vor 25 Jahren auf den verfehlten Weg geworfen worden ist und als das Damoklesschwert über der politischen Gegenwart schwebt. Die sociale Bewegung beherrscht und bedrückt die Gemüther bereits in einem Maße, daß man von reinpolitischen Gefahren nicht gerne reden hört. In der That ist das, was bis dorthin als die „große

Frage des Jahrhunderts" galt, von einer noch größeren Frage abgelöst, und der drohende Tod der tausendjährigen christlichen Gesellschaft „fin de siècle" geworden. Es ist jetzt müßig, darüber nachzudenken, ob und wie weit das so geworden wäre, wenn der Welt die politischen Umwälzungen, die den Namen Bismarck's tragen, erspart worden wären; aber soviel ist gewiß, daß der nächste Krieg auch über die Zukunft der socialen Bewegung entscheiden wird.

Unvermeidlich ist ja die endliche Entscheidung durch die Waffen und die furchtbaren Massen ihrer Träger, wie solche selbst die finsterste Zeit der Völkerwanderung nicht gesehen hat. Seit den Thronreden, die dem greisen Kaiser Wilhelm in die Feder diktirt worden sind, hat man aus keinem hohen Munde mehr das Wort von einem „dauernd gesicherten Frieden" gehört. Die Hoffnung ist seitdem schon auf Ein Jahr herabgesunken, und es ist wie ein froher Trost aufgenommen worden, als dann die Redensart von den „nächsten zwei Jahren" aufkam. Inzwischen verbösert der rastlose Militarismus die sociale Lage mit jedem Tage mehr; das niedere Volk beginnt an der Grenze seiner Tragfähigkeit anzulangen, der Capitalismus aber beeilt sich um so heißer, seine Ernte unter Dach zu bringen, als er den Augenblick kommen sieht, wo die Bäume nicht mehr in den Himmel wachsen.

Vor anderthalb Jahren hat der Czar in einer Festrede gleichfalls von diesem faulen Frieden gesprochen. Aus London wurde darüber geschrieben: „Hier wird der Wunsch des Czaren, ‚Gott möge uns vor einem Kriege in der nächsten Zukunft bewahren', mit skeptischer Kühle vernommen. Im Jahre 1877 äußerte Alexander II. einen ähnlichen Wunsch in dem Augenblick, als die russischen Truppen jubelnd den Pruth überschritten. Das ist hier nicht vergessen worden. Ueberdieß spricht der Czar nur von der ‚nächsten Zukunft', und in dieser Beziehung mag der Wunsch völlig aufrichtig gemeint seyn. Ob er aber mit derselben Inbrunst im Frühjahr bestehen wird — wo die Doppelgeleise der strategischen

Bahnen fertig seyn sollen — steht mindestens zu bezweifeln. Jedenfalls ist es bemerkenswerth, daß in demselben Augenblick, wo der Czar den Himmel anfleht, ihn und sein Volk vor Krieg zu bewahren, seine Regierung mit größerem Eifer denn je bestrebt ist, Rüstungen zu betreiben, die zweck- und sinnlos erscheinen müßten, wenn der Glaube nicht zu Grunde läge, daß ein Krieg von Riesengröße in nicht so ferner Zeit bevorstände“.[1])

Genau so stehen die Dinge auch jetzt wieder, insoferne nur noch schlimmer, als inzwischen die strategischen Bahnen fertig gestellt und überdieß durch die auswärtigen Anlehen die russischen Kassen mit fremdem Gold gefüllt sind. Bloß Eines bleibt dem Czar nun noch zu besorgen: die Beschaffung des neuen Gewehres und zwar nach einem neuestens erfundenen, das Spandauer Produkt abermals übertreffenden, Modell. Er will augenscheinlich keine Vorsichtsmaßregel außer Acht lassen, denn er weiß, was bei einem Mißerfolge für ihn auf dem Spiele steht. Sein Vater wäre im Jahre 1881 nicht von den Bomben der Verschwörerbande zerrissen worden, er würde vielleicht heute noch leben, wenn er das vorgesteckte Ziel, von San Stefano aus den Marsch nach Constantinopel, erreicht hätte.

Was ist es nun, das dem Dreibund zum Verdienst angerechnet werden kann? Wirklichen Frieden zu machen, wie es sonst nach großen kriegerischen Erschütterungen in der Welt Mode war, konnte von vorneherein nicht der ihm zu Grunde liegende Gedanke seyn. Der latente Kriegszustand zwischen zwei sich tödtlich verfeindeten Mächtegruppen, in welche die Bismarck'sche Politik das ehemalige „europäische Staatensystem“ auseinandergerissen hatte, mußte als fortbestehend vorausgesetzt werden; nur der Ausbruch sollte hinausgeschoben und der Angriff auf der revanchelustigen

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 26. Novbr. 1889.



Seite möglichst erschwert werden. So hat sich der Dreibund das Verdienst erworben, „den Frieden bis jetzt erhalten zu haben“.

Der Exkanzler hatte freilich noch einen andern Plan; heute aber kann man vielleicht sagen: damit sei er, Gott sei Dank, zu Schanden geworden. Daß es nicht in Ewigkeit so fortgehen könne, mußte er sich selbst sagen. Aber er spekulirte, daß es ihm inzwischen gelingen werde, Rußland zu begütigen und wieder auf die preußische Seite zu bringen, und zwar auf Kosten der Lebensinteressen Oesterreichs im Orient. Heute liegt die Kurzsichtigkeit für Jedermann klar zu Tage, nur für Ihn nicht.

In seiner falschen Berechnung war für Rußland Alles erlaubt, vor Allem die niederträchtigste Wühlerei in den Balkanländern. Es durfte gegen die eigenen Stammes- und Glaubensgenossen Preußens in den Ostseeprovinzen — von den Katholiken, um die sich überhaupt keine Diplomatie annimmt, zu schweigen — seine ganze asiatische Barbarei hervor kehren, endlich sogar gegen die Juden: keine deutsche Vertretung wagte zu mucksen. Es war ein förmlicher Ferienurlaub, nach Belieben zu benutzen. Und er wurde benutzt, um Frankreich in die russischen Arme zu führen, und ihm zunächst seine traditionelle Politik im Orient abzugewöhnen; er wurde auf's Gewissenhafteste benutzt zu den ungeheuern Rüstungen, deren Ausläufer man von der preußischen Gränze aus sogar ohne Feldstecher beobachten kann. Und heute noch grollt der Exkanzler, daß nicht auch der junge Kaiser seine ganze Hoffnung auf Rußland und den Selbstmord Oesterreichs zu setzen scheint!

Jedenfalls hatte man in Wien keinen Grund, die Entlassung des Mannes zu bedauern, zu dessen größten Ruhmesthaten die Schöpfung des Dreibundes vom vertrauensseligen Publikum gerechnet wurde. Daß er es an direkten Zumuthungen Oesterreich gegenüber nicht fehlen ließ, ergibt sich schon aus der Art und Weise, wie er den Berliner Vertrag, den

er nach seiner eigenen Aussage „gleichsam als Russe" zu Stande gebracht hatte, in Bezug auf Bulgarien auszulegen beliebte. Er fand, daß der Vertrag den Russen eine Art Mitregierung in Bulgarien zuspreche; auf den Wortlaut konnte er sich freilich nicht berufen, aber er berief sich auf den „Geist", den er am besten kennen müsse. Jedenfalls hat er den Genossen im Dreibund, und Oesterreich insbesondere, die Hände gebunden, daß sie die Bahn offen halten mußten für Rußland, und sie gezwungen, der vor keinem Verbrechen zurückschreckenden russischen Maulwurfsarbeit in den Balkanstaaten ruhig zuzusehen.

Unmittelbar vor dem letzten Besuch des Czaren in Berlin war in Belgrad ein giftiger Preßkrieg gegen Oesterreich entbrannt, angeblich weil man in Wien die Anerkennung des Fürsten Ferdinand von Bulgarien befürworte, ja sogar einer Unabhängigkeit des Fürstenthums zuneigen würde. Hintennach erfuhr die Berliner Presse aus Belgrad: „der Czar habe den deutschen Reichskanzler darauf hingewiesen, daß im Falle einer offenen Begünstigung Bulgariens durch den Dreibund auch die Serben sich zu ihren Forderungen auf Bosnien berechtigt glauben würden; auf diese Vorstellung hin habe Fürst Bismarck die völlige Neutralität Deutschlands gegenüber der bulgarischen Frage zugesichert, worauf auch in Serbien unverzüglich die Weisung eingetroffen sei, von jeder weitern Erörterung der ‚bosnischen Frage' abzusehen." [1]) In dem ganzen Verlauf der Hetze gegen Oesterreich hatte das halbamtliche Blatt in Belgrad das Vergnügen, jene Zeitung zu citiren, in welche der Kanzler damals schon seine heimlichen Eier zum Ausbrüten zu verlegen pflegte. Das war denn doch auch dem conservativen Hauptorgan zu viel: „Die ‚Hamburger Nachrichten' würden gut thun, sich über diese eigenartige Verwendung ihrer Auslassungen in dem dem

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 15. Novbr. 1889.



Dreibund feindlich gegenüber stehenden serbischen Organ einmal näher zu äußern, zumal das letztere die ‚Hamburger Nachrichten‘ stets für ein hochofficiöses Organ ausgibt, und letzthin als ein mit den leitenden Ideen der Bismarck'schen Politik innigst vertrautes Blatt bezeichnete.“ 1)

Im Herbst darauf veranlaßte die Zeitschrift des vielgenannten Dr. Delbrück eine in gleicher Richtung sehr bezeichnende Auseinandersetzung über den Besuch des jungen Kaisers bei den russischen Manövern zu Narwa. Das Blatt, dem „vielfach Beziehungen zu den leitenden Kreisen zugeschrieben werden“, machte dem Fürsten Bismarck schwere Vorwürfe, daß er diesen „Angstbesuch am russischen Hofe“, der sich nun als ein „höchst unerfreuliches Ereigniß“ enthülle, eingefädelt und so die „Demüthigung“ des jungen Herrn verschuldet habe. Der russische Hof habe nämlich seinen Gast mit einer ununterbrochenen Reihenfolge zweckloser Paraden und leerer Schaustücke gefüttert, dagegen unmittelbar nach seiner Abreise höchst ernsthafte und großartige Manöver an der deutschen und österreichischen Grenze veranstaltet, bei welchen aber, wie die russische Presse höhnisch bemerkt habe, „kein fremdes Auge, als höchstens das unseres französischen Freundes“, zugelassen war. Solche Dreistigkeit habe die „fast unhöfliche Gezwungenheit“ des Czarenbesuches in Berlin, an der Fürst Bismarck genug hätte haben können, noch übertroffen. 2)

In Friedrichsruh fühlte man sich schwer beunruhigt. Kurz vorher war der „Reichsanzeiger“ einem unabhängigen Hamburger Blatt entgegengetreten, welches allerlei beunruhigende Gerüchte über die Begegnung des Kaisers mit dem Czaren zusammengetragen hatte, um daraus den Schluß zu ziehen, daß diese Begegnung die Lage wenigstens nicht ge-

---

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 20. Novbr. 1889.

2) Aus den „Preußischen Jahrbüchern“ in der Berliner „Kreuzzeitung“ vom 16. September 1890.

bessert habe. Umsomehr sollte jetzt, nach der Meinung des Exkanzlers, das amtliche Blatt auch Hrn. Delbrück von sich weisen. Nicht so fast wegen der berichteten Thatsachen selbst, deren Wahrheit zwischen den Zeilen sogar zugegeben zu werden scheint, als wegen der Schlüsse, die daraus in Bezug auf den „alten Cours“ der Bismarck'schen Politik gezogen werden könnten. Der Fürst dürfte nachstehendes Klagelied eigenhändig geschrieben haben, da es augenscheinlich zur Belehrung des Kaisers dienen sollte.

„Es liegt auf der Hand, daß diese Darstellung nicht lediglich die Absicht haben kann, den Fürsten Bismarck zu befehden, sondern den weitergehenden Zweck verfolgt, jenen Curs der auswärtigen Politik zu discreditiren, der mit äußerster Vorsicht die Beziehungen zwischen den Höfen von Berlin und St. Petersburg zu pflegen und zu befestigen suchte, um einer Störung des Weltfriedens vorzubeugen; jenen Curs, den Kaiser Wilhelm I. noch auf dem Sterbebette seinem Enkel auf's dringendste anempfohlen hat und den nun gewisse Politiker neuerdings um so lieber verlassen sehen möchten, je tiefer sie überzeugt sind, daß die englische Freundschaft ungleich werthvoller sei, als die russische, und kaum theuer genug erkauft werden könne. Da wird denn in der Hoffnung, daß in den leitenden Kreisen die Stimmung gegen den Fürsten Bismarck nicht die wärmste sei, jener alte Curs als letzter schlimmer, von Demüthigung zu Demüthigung führender Rest der Aera Bismarck dargestellt. Wenn das von einer Seite geschieht, die von jeher alles getadelt hat, was die Billigung des Fürsten Bismarck hatte, so liegt darin keine Veranlassung für den ‚Reichs-Anzeiger‘ und seine Inspiratoren, das Wort zu ergreifen. Wenn aber der Versuch, durch Verdächtigung und Discreditirung des ersten deutschen Kanzlers eine Aenderung im Curse unserer auswärtigen Politik herbeizuführen, in einem Organe unternommen wird, dem vielfach Beziehungen zu den leitenden Kreisen zugeschrieben werden, so kann dies in Verbindung mit anderen Vorgängen nicht verfehlen, Besorgnisse und den Wunsch zu

erwecken, durch eine unzweideutige Erklärung in dem amtlichen Blatte zu erfahren, ob diese Bestrebungen an maßgebender Stelle ebenso mißfällig betrachtet werden, wie die Ausstreuungen über einen nicht ganz günstigen Erfolg Seiner Majestät.“ [1])

Als bald darauf die Begegnung der zwei deutschen Monarchen und ihrer Staatsmänner in Rohnstock erfolgte, da wollte es wirklich scheinen, als wenn die Wendung in Berlin bereits erfolgt, und die zweideutige Schaukelpolitik des Exkanzlers abgethan sei. „Diese Politik“, so schrieb das große Wiener Blatt, „die gleichzeitig das Freundschaftsband mit Oesterreich-Ungarn fester zu knüpfen und durch unablässige Werbung Rußland in ihren Zirkeln festhalten zu können vermeinte, hat die Probe nicht bestanden. Der Besuch Wilhelm's II. in Narwa war ihr Schwanenlied. Ob derselbe den Zweck hatte, eine letzte Anstrengung zu machen, um die russische Politik von ihren Wegen abzulenken, ist unaufgeklärt; daß dieser Zweck, wenn er beabsichtigt war, nicht erreicht wurde, ist gewiß. Die russische Politik des Fürsten Bismarck ist dadurch als eine zwecklose außer Curs gesetzt worden. War es ja doch seltsam, und nur durch das Vertrauen auf seine Ueberlegenheit erklärlich, daß Fürst Bismarck nicht längst erkannt hatte, wie sehr der orientalische Gegensatz zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland durch sich selbst einer Vermittlung und Ausgleichung widerstrebt. Doch ob man nun bedauern mag, daß diese Erkenntniß so spät, oder ob man sich freuen will, daß sie endlich in Deutschland Platz gegriffen hat, gleichviel, für die Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland ist sie von unberechenbarer Tragweite; das letzte Phantom eines Schattens, der diese Beziehungen hätte trüben können, ist zerronnen“. [2])

---

1) Aus Berlin in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ vom 10. September 1890.

2) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 19. September 1890.

Ob es nun wirklich so weit gediehen ist, mag dahingestellt bleiben. Aber als einen Beweis dafür könnte man allerdings das stete Toben in Friedrichsruh über den Abbruch der „Brücken nach Rußland" ansehen. Es müßte dann auch überhaupt die ganze Spekulation, die sich hinter der Bismarckschen Dreibunds-Politik verbarg, abgewiesen seyn. Er gab sich sicherlich nicht dem Wahne hin, die russische Politik von ihren jetzigen Wegen ablenken zu können; er wußte sehr gut, daß diese Wege dem Czarthum vom Schicksal vorgeschrieben seien, und Alexander III., wenn ihm sein Leben lieb ist, davon nicht abweichen könnte, wenn er auch wollte. Er muthete vielmehr Oesterreich ein Zurückweichen vor dem russischen Vorgehen auf der Balkan-Halbinsel zu, von dem das eben citirte Wiener Blatt seinerzeit erklärt hat: „es wäre eine Nirwana-Politik unserer Monarchie". [1])

Ist es zu viel gesagt, daß aus seinen Anklagen gegen den „neuen Curs" ein mühsam verhehlter innerer Haß gegen den Bundesgenossen an der Donau herausschaue, der sich nicht mißbrauchen lassen will? Verräth sich da nicht ganz wieder der Bismarck vom Bundestag? Er behauptet, man habe die „zwei Eisen im Feuer" sich entschlüpfen lassen, den doppelten Anlehnungspunkt, wodurch man stets Eine Macht durch die andere in Schach halten konnte, leichtsinnig aufgegeben, und die Folge liege bereits vor Augen: die Ueberhebung Oesterreichs gegenüber dem deutschen Reich. Als der junge Thronfolger der habsburgischen Monarchie im vorigen Herbst seinen Antrittsbesuch am russischen Hofe machte, da hieß es in Friedrichsruh: so wolle man sich bereits anschmeicheln in Petersburg. Den neuen Zoll- und Handelsvertrag bezeichnet der Exkanzler als einen von Oesterreich geforderten Tribut, und daß die Verhandlungen in Wien gepflogen wurden, erscheint

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 28. März 1888.

ihm als eine Demüthigung des Reichs. Ueber seine neueste Auslassung in den „Hamburger Nachrichten" urtheilte selbst sein ehemaliges Leibblatt: Rußland geradezu einzuladen zur Besetzung Constantinopels, das sei denn doch zu arg.

Man hat Bulgarien das „Gespenst Europa's" genannt. Es war die vom Exkanzler dem Dreibund aufgezwungene Politik des Nichtsthuns, welche das Gespenst heraufbeschworen hat. In Wahrheit aber ist es an sich ein guter Geist, während die schlimmsten Dinge von der serbischen Hexenküche drohen. Bulgarien erwehrt sich des Russenthums, Serbien steht ganz unter russischer Leitung. Der Czar hat es an sein väterliches Herz geschlossen, und läßt es insbesondere durch seinen „einzigen Freund", den Fürsten von Montenegro, berathen. Die serbischen Skandale, die seit Jahren selbst die Idee der Monarchie verunehren, haben jüngst wieder in Straßenkämpfen mit blutigem Ausgang sich fortgesetzt, die sogar einem ausgesprochenen Bismarckverehrer eine sehr lehrreiche Vergleichung zwischen dem europäisch anerkannten Serbien und dem europäisch nicht anerkannten Bulgarien aufdrängten. Die sich ergebende Schlußfolgerung aber übersieht der Schilderer leider ganz und gar:

„Das Alles sind Dinge, die doch eigenthümliche Schlaglichter auf die Segnungen der russischen Schutzherrschaft werfen, unter deren Flügeln dieses Chaos sich entwickeln konnte. Wie die Dinge weiter gehen werden, ist noch keineswegs abzusehen; die Eine nothwendige Folge tritt jedenfalls ein, daß der Rest von Ansehen, den die Regierung noch aus den letzten Jahren gerettet hat, jetzt ebenfalls über Bord fällt. Und ist es nicht eine Ironie, wenn diesen Erscheinungen gegenüber Rußland die serbischen Lieblinge bei jedem Anlaß den ‚in Unordnung verkommenden', ‚in der Ungesetzlichkeit beharrenden' Bulgaren entgegenhält? Bulgarien, das, seitdem es das Unglück hat, offiziell von Rußland ignorirt zu werden, wirthschaftlich in höchster Blüthe steht und eine Armee besitzt, die jederzeit bereit

ist, für die Ehre und Selbständigkeit des Landes einzutreten! Drohen ihm Gefahren, so sind es solche, gegen die es keinen Schutz gibt: die dunkle Wirksamkeit von Verschwörern, die mit Muskete und Dolch arbeiten, die wühlende Thätigkeit von Agenten, deren Verbindungen in die slavischen Wohlthätigkeits-comités ausmünden — die aber trotz allen Anspornens bisher nichts vermocht haben. Es mag dabei constatirt werden, daß die russische Regierung als solche sich heute Bulgarien gegenüber zurückhält und nicht offiziell wühlt. Sie braucht es eben nicht, und die freiwillige Thätigkeit der von Ignatjew in's Leben gerufenen und geleiteten Gesellschaft leistet die Arbeit, ohne eines Anspornes zu bedürfen. Aus hundert Canälen weiß man das russische Wasser nach Bulgarien zu ergießen, und wenn bisher der Boden es aufgesogen hat, ohne daß Spuren nachblieben, so spricht das eben nur für die Absorbirungskraft des Bodens. Man hat sehr wohl bemerkt, daß die Gagarin'schen Dampfer, welche trotz ihrer höchst geringfügigen Einkünfte den Oesterreichern auf der Donau erfolgreich Concurrenz machen können, weil die russische Staatskasse ihnen jedes Deficit deckt, überall bulgarische Emigranten anstellen, welche Verbindungen mit den unzufriedenen Elementen pflegen. Alle diese Dinge verdienen Beachtung und können über Nacht an Bedeutung gewinnen. Denn so wenig im Augenblick Anlaß vorliegt, an dem Bestand des Friedens zu zweifeln, so wenig vermag irgend Jemand die Garantie zu übernehmen, daß unliebsame Ueberraschungen nicht die Festigkeit des ganzen künstlichen Baues in Frage stellen“.[1])

Und die autokratische Leitung des Dreibunds in russischen Diensten, welche solche Zustände zu verantworten hat, maßt sich das Verdienst an, der „Störung des Weltfriedens vorgebeugt zu haben“! Geschrieben steht die Störung in den

1) Der erste Berliner Correspondent der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ vom 21. Mai 1891.

Sternen, und je später sie kommt, desto schlimmer. Schon im Beginn des vorigen Jahres hat ein angesehenes Sophiater Blatt Rundschau gehalten über die bedrohlichen Erscheinungen auf der Balkan-Halbinsel, und daraus geschlossen: alles dieß seien Fäden eines großen Gespinstes, die Rußland in seiner Hand halte, um sie seinen Plänen entsprechend spielen zu lassen. „Wenn wir nicht sehr irren, wird mitten in dem allgemeinen Optimismus Europa's das Frühjahr 1890 auf der orientalischen Bühne etwas mehr als einen Theatercoup bringen“.[1]) Es hat nur noch mehr der giftigen Früchte gezeitigt, und des nächsten Frühjahrs ist man erst recht nicht sicher, nicht einmal des nächsten Herbstes.

Das ist dieser „Friede!“ Man spricht von socialer Reform und weiß nicht einmal, was von der Muttererde der alten Gesellschaft europäisch oder asiatisch seyn wird; ja, man ist im Autoritätsglauben an ein gedankenloses Dahinleben so sehr gewöhnt, daß man vom Orient überhaupt nicht hören will, und immer noch nicht gerne daran geht, die Bismarck'sche Dreibunds-Politik ernstlich in's Examen zu nehmen.

---

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 11. Februar 1890.

## LXXXI.

# Judenthum und Socialdemokratie.

(Lassalle — Singer.)

Der große Einfluß des Judenthums auf die socialdemokratische Bewegung ist eine ebenso bekannte als bemerkenswerthe Thatsache und seit Lassalle viel erörtert. Lassalle wird immer noch als Begründer der socialdemokratischen Partei in Deutschland bezeichnet und als solcher von der Socialdemokratie immer wieder gefeiert. Auf dem jüngsten Congresse der deutschen Socialdemokraten in Halle am 12. Oktober 1890 waren über der Rednertribüne die Bildnisse von Lassalle und Karl Marx angebracht. Und doch hatte Lassalle nichts von dem Typus eines Arbeiterführers. Ein Lebemann in des Wortes verwegenster Bedeutung, der nach Varnhagen van Ense's Zeugniß nichts von Entsagung wissen wollte, der mit seiner jährlichen Rente von 5000 Thalern knapp ausreichte und Monate lang in Luxusbädern zuzubringen gewohnt war, ist gewiß nicht das, was der Mann mit der schwieligen Hand oder der Proletarier schlechthin unter einem Apostel des Arbeiterstandes, einem Vorkämpfer der Enterbten sich vorstellen wird. Lassalle war auch weit entfernt von den socialpolitischen Grundsätzen der heutigen Socialdemokratie, insbesondere wollte er von Vergesellschaftlichung aller Produktionsmittel nichts wissen. Das Privateigenthum, dessen Leugnung unsere Socialdemokratie gewissermaßen an die Spitze ihres Programms stellt, war ihm unantastbar. In seiner Vertheidigungsrede vor dem Berliner Criminalgericht berief er sich gegenüber der Anklage, die besitzlosen Klassen zum Haß und zur Verachtung gegen die Besitzenden öffentlich angereizt zu haben, emphatisch auf einen Satz seines angeschuldigten

Vortrages: der Arbeiter werde niemals vergessen, daß alles einmal erworbene gesetzliche Eigenthum vollständig unantastbar und rechtmäßig sei. Und in der Vertheidigungsrede selbst fügte er hinzu: „So sehr also reize ich die besitzlosen Klassen zum Hasse gegen die Besitzenden auf, daß ich ihnen in einem fort die Unantastbarkeit und Heiligkeit alles einmal erworbenen gesetzlichen Eigenthums der besitzenden Klasse predige und sie zur Achtung desselben ermahne".

Die Frage: war es das Interesse für die Arbeiter oder war es sein eigenes Interesse, welches Lassalle in die Agitation trieb, kann heute nur noch in letzterem Sinne beantwortet werden und ist auch später von socialdemokratischer Seite mehr und mehr in diesem Sinne beantwortet worden. Für Lassalle waren die Volksmassen die Staffel, auf der er zu einer beherrschenden Stellung im öffentlichen Leben emporzusteigen hoffte. Bernhard Becker, der „testamentarische Nachfolger" Lassalle's, wirft ihm vor, er habe sich schließlich, weil es mit der Arbeiterbewegung schlecht vorwärts ging, immer weiter nach rechts treiben lassen. Seine Agitation, welche, wie die im „Arbeiterlesebuch" gedruckte Frankfurter Rede beweise, erst rein socialdemokratisch gewesen, habe nach und nach einen preußisch-monarchischen Beigeschmack erhalten. „Wenn Lassalle", so schreibt Becker, „wie manche annehmen, durch seine Eitelkeit verleitet wurde, eine Zeitlang an die Möglichkeit zu glauben, daß er mit seiner Arbeiterbewegung als ebenbürtige Macht sich neben dem mit der preußischen Staatsallmacht ausgerüsteten Bismarck behaupten könne, so mußte er doch bald einsehen, daß er sich arg verrechnet hatte". Als sein Freund Rodbertus ihn warnte, in seinen Reden nicht zu weit zu gehen, antwortete er das bekannte Wort: „Man muß dem Mob etwas bieten". Gewiß eine eigenthümliche und verdächtige Aeußerung für einen Befreier des vierten Standes! Und doch war Lassalle der Abgott der Massen und noch heute ist seine Volksthümlichkeit nicht verblaßt, ein Beweis, wie seltsam oft die Instinkte der Menge sind. Es bleibt eine für alle Zeit überaus beachtenswerthe und charakteristische Erscheinung, daß ein jüdischer Mann, der von Genußsucht, Eitelkeit und Herrschgier verzehrt wurde,

als Führer einer Arbeiterbewegung auftreten und sich behaupten konnte.

Sehr nachdrücklich wird eben jetzt wieder die Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang zwischen Judenthum und Socialdemokratie gelenkt durch einen Artikel der „Saale-Zeitung" über die internen Verhältnisse der Berliner Socialdemokratie. Das Blatt spricht von einer Krisis, welche sich dort abspiele. Herr Liebknecht habe das Heft aus seiner einst so energischen und sichern Hand verloren. Längst hätten ihn gewisse Elemente, die sich um seinen Nebenbuhler Singer gruppirten, auf unauffällige Weise politisch kalt gestellt, indem sie ihn, unverhohlen auf sein vorgerücktes Alter hinweisend, durch eine recht geschickte Abgliederungstaktik ganz und gar seinem früheren leitenden Wirkungskreise entrückten. Vor der Welt lasse man ihn, ebenso wie seinen Genossen Bebel, des guten Scheines wegen immer noch als Führer paradiren, allein in den Kreisen, welche über die Vorgänge im Schooße der Partei genau unterrichtet seien, lasse man sich über dieses geschickte Schattenspiel schon längst nicht mehr täuschen. Herr Liebknecht übe auch auf die Leitung und Haltung des Central-Organs „Vorwärts" einen wirklich entscheidenden Einfluß nicht mehr aus. Dann fährt der Artikel der Saale-Zeitung fort: „Singer hat es mit der seinen Stammesgenossen eigenen Geschicklichkeit verstanden, sich mit der Führung der Parteifinanzen auch gleichzeitig der faktischen Oberleitung zu bemächtigen. Er ist seit einiger Zeit der wirkliche spiritus rector der gesammten deutschen Socialdemokratie. In seiner Hand laufen alle Fäden zusammen, welche für deren Fortentwickelung ausschlaggebend sind. Und wenn trotzdem in den letzten Nummern des ‚Vorwärts' dann und wann ein unverkennbarer antisemitischer Ton angeschlagen wurde (wie bei der Besprechung des Terminhandels u. s. w.), so dürfen solche Aufwallungen lediglich nur als episodische Widerströmungen aufgefaßt werden. Ohne das Placet Singers gelangt keine Zeile in die Spalten dieses Organs. Herr Bamberger besorgt dort für ihn die Geschäfte eines weitreichenden Hausmeiers. Vergeblich hat Herr Liebknecht sich bemüht, gegen dies allmählige Beiseiteschieben anzukämpfen. Und wenn er seiner Zeit drohte, sich

wieder nach Sachsen zurückziehen zu wollen, so war das nur die Wirkung solcher geheimen Unterströmungen, nicht aber das Ergebniß freiwilliger Entschließungen. In dem Bestreben, ihm die Zügel zu entwinden, leisteten die hinter Ernst Schippel stehenden ‚Jungen‘, ohne es zu wollen, Herrn Singer willige Gefolgschaft. Indem sie an dem Statut rüttelten, das die ursprünglichen Führer der Partei auferlegt hatten, besorgten sie die Geschäfte dieses Strebers. Herr Liebknecht hat in der That allen Grund, über diesen Umschwung griesgrämig den Kopf zu schütteln. Er weiß nur zu gut, wer der wirkliche Urheber jener Scherbengerichte gewesen, welche in letzter Zeit wider ihn abgehalten wurden. Reich an Erfahrungen und Enttäuschungen aller Art wird er über kurz oder lang hier den Staub von seinen Füßen schütteln und die Arena gänzlich Herrn Singer überlassen. Daran wird auch Herr Bebel, der nur noch mit der Jasage-Taktik sein abhängiges Dasein fristet, nichts ändern können. Herr Singer hat das Kunststück fertig gebracht, der Reihe nach alle die alten Halbgötter zu entthronen und sich selbst ein Piedestal zu errichten, das weit über ihre morsch gewordenen Sockel hinwegreicht. Dank seinen Recepten laufen heute socialdemokratische und großkapitalistische Interessen parallell, ohne direkt zu collidiren; und hierin liegt eben das dunkle Geheimniß seines Uebergewichtes und seiner unbegreiflichen Erfolge. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, wer hat ihn in Stand gesetzt, durch so colossale Aufwendungen an Geld, durch allerlei wohlerwogene pekuniäre Samariterdienste die gesammte Socialdemokratie so weit zu hypnotisiren, daß sie heute einmüthig auf seine Führerschaft schwört?“

Es kann nicht ausbleiben, daß diese Angaben und Andeutungen die oben aufgeworfene Frage auf's neue zu lebhafter Erörterung stellen. Wie kommt Saul unter die Propheten? muß man auch mit Rücksicht auf die Rolle fragen, welche Singer seit langem und anscheinend mit wachsendem Eifer in der deutschen Socialdemokratie spielt. Singer ist bekanntlich Theilhaber eines großen Berliner Confektionsgeschäftes. Schwerlich gibt es einen Geschäftszweig, an dem so viel moralisches und materielles Elend klebt, als an diesem. Die Bedeutung desselben auf dem Welt-

markt ist zum guten Theil bedingt durch die niedrigen Löhne der namentlich bei der Mäntelnäherei beschäftigten Tausende von Arbeiterinen, welche ein ehrliches Auskommen auch bei angestrengtestem Fleiße nur zu oft kaum gewähren und auf schmachvollen Nebenerwerb geradezu drängen. Man erinnert sich, daß gerade einem Angestellten des Singer'schen Hauses eine auf die Prostitution als Ergänzung der Arbeitslöhne hinweisende Aeußerung öffentlich zugeschrieben und in gerichtlicher Verhandlung nachgewiesen wurde. Auch darüber wurden in Berliner Versammlungen Bemerkungen gemacht, daß bei dem Singer'schen Geschäft keine bessern Löhne gezahlt würden, als in andern großen Geschäften dieser Art, was die nicht unberechtigte Entgegnung hervorrief: die Concurrenz lasse das nicht zu.

Mit dem wachsenden Einflusse Singers wird die Thatsache in Verbindung gebracht, daß bei den jüngsten Massenkundgebungen der Berliner Socialdemokratie gegen den Fortbestand der Getreidezölle die Vorwürfe der Brodvertheuerung, welche früher in den socialdemokratischen Versammlungen gleichmäßig gegen die Börse und den Großgrundbesitz gerichtet zu werden pflegten, jetzt unter sorgfältiger Schonung der Getreidespekulanten ausschließlich gegen die Grundbesitzer gerichtet wurden. Derselbe Herr Singer, der noch vor wenigen Jahren als ein in die Reihen der Socialdemokratie verirrter radikaler „Bourgeois" von den Genossen mit sehr kritischen Blicken betrachtet wurde und sich ängstlich bemühte, mit den anerkannten socialdemokratischen Führern zusammenzugehen, konnte in der Hauptversammlung auf Tivoli, wo er neben Bebel und Liebknecht auftrat, als das Haupt der Partei sich fühlen, angesichts der begeisterten, jubelnden Ovationen, welche ihm dargebracht wurden und zwar von denjenigen Arbeitern, welche seinen Vortrag gar nicht angehört, sondern vor dem überfüllten Saale auf seine Rückkehr gewartet hatten.

Genug, Herr Singer ist Geschäftsmann und zwar gilt er als ein sehr reicher Mann. Was hat ihn der Socialdemokratie zugeführt, in der er schon jetzt eine leitende Stellung einnimmt? Philanthropische Gesinnung? Die könnte er angesichts der vielfachen socialen Nothstände in Berlin ungleich wirksamer bethätigen als durch Theilnahme an der socialdemokratischen Agitation.

Politischer Ehrgeiz? Schwerlich glaubt Herr Singer an die baldige Verwirklichung des socialdemokratischen Zukunftsstaates, in dem er etwa zur Präsidentschaft berufen werden möchte. Jedenfalls gibt es eine viel näher liegende und innerlich wahrscheinlichere Erklärung für die öffentliche Thätigkeit Singers wenn man ihn auffaßt als den Commissar des Judenthums bei der Socialdemokratie und insbesondere bei der Berliner Socialdemokratie.

Wer die Berliner Verhältnisse kennt, muß die Ueberzeugung haben, daß die Socialdemokratie nirgend festern Fuß gefaßt hat, als in der deutschen Reichshauptstadt. Sie beherrscht dort die Massen vollständig und das wirksamste Bindemittel, welches diese Massen zusammenhält, ist die Begehrlichkeit. Bei einem gewaltsamen Ausbruch würde dieser Zug der socialdemokratischen Bewegung sofort mit elementarer Gewalt hervortreten. Nun sind aber die Reichthümer in der Hauptstadt des deutschen Reiches verhältnißmäßig wenigstens ganz vorwiegend in den Händen von Juden und sie häufen sich mehr und mehr noch in jüdischen Händen an. Unter diesen Umständen hat die reiche Judenschaft das größte Interesse daran, sich einen gewissen Einfluß auf die socialdemokratische Bewegung zu sichern. Faßt man den Abgeordneten Singer als eine Art Versicherungs-Commissar in diesem Sinne auf, so fällt ein besonders helles Licht auf die obigen Andeutungen der Saale-Zeitung. Dabei bleibt es allerdings in hohem Maße zweifelhaft, ob die Berechnung, welche glauben möchte, daß jüdisches Geld in Aktien der Socialdemokratie nützlich anzulegen sei, schließlich als richtig sich erweisen würde. Unter allen Umständen kann für die Naturgeschichte der deutschen Socialdemokratie nichts lehrreicher sein, als die Rolle, welche Lassalle in derselben gespielt hat und Singer in derselben gegenwärtig spielt.

---